image
not
available

Biogr. 3216 u

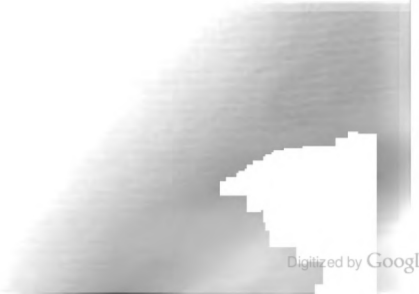
Digitized by Google

<36622195360014

<36622195360014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

image
not
available

Digitized by Google

image
not
available

Digitized by Google

Digitized by Google

image
not
available

image
not
available

Friedrich der Große

und

seine Zeit.

Nach

den besten Quellen dargestellt

von

Dr. K. F. Reiche,

Verfasser des Führers auf dem Lebenswege, der Familienbibel, von Preußens Vorzeit ꝛc.

Mit 24 Stahlstichen.

Leipzig,

Christian Ernst Kollmann.

1840.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Vorwort.

Mit dem Augenblicke, in welchem wir das gegenwärtige Werk dem Leſer vollendet vor die Augen zu führen gedenken, wird ein Jahrhundert ſeit dem Tage verrauſcht ſein, wo Friedrich auf den Schauplatz der Welt trat — jener Herrſcher, den ſein Volk und die Geſchichte den Einzigen nennen. Und welch' ein Jahrhundert werden wir vollenden! Nur Einen hat es gegeben, der im ganzen langen Laufe deſſelben dem Einzigen den Rang ſtreitig zu machen ſuchte; aber was er als Herrſcher zu erreichen im Begriff ſtand, verlor er als Menſch, und ſo iſt Friedrich der **Einzige** geblieben, und wird es ſein, ſo lange eine Geſchichte beſteht. Sein Leib iſt Staub geworden; aber ſein Geiſt hat die Völker noch vor nicht langer Zeit zu Schlacht und Sieg geführt, damit ſie bewahren möchten, was er geſchaffen und gegründet.

Wie beſcheiden auch die Anſprüche ſind, welche das vorliegende Werk macht, ſo hat es doch eine Anerkennung gefunden, die dem Verfaſſer nicht anders als ſchmeichelhaft ſein kann. „Potsdam" ſagt ein Recenſent in einem geachteten deutſchen Blatte, „verdient im Jahre **1840** ein Wallfahrts-Ort zu werden, um uns eines Königs zu erinnern, der noch jetzt — im geiſtesfreien, neunzehnten Jahrhundert — manchem deutſchen Staate die lang erſehnte oder übermüthig beſchnittene und verkürzte Conſtitution vergeſſen machen würde. Wenn Friedrich der Große aufſtände und zu dieſem oder zu jenem Volke ſagte: Ich bin die Conſtitution! man würde ihm mit Jubel folgen, und alle jene papiernen Zuſicherungen, die heute gegeben und morgen widerrufen werden, zerreißen. Gewiß iſt der Fürſt der größte,

Digitized by Google

der da sagen kann: ich bin die Constitution! und der auf dieses einzige Wort Glaube und Liebe findet." —

„Eine Krone muß etwas Großes und Schönes sein, aber nur in dem Sinne, wie Friedrich sie trug. Da steigt die Gottheit auf die Erde herab und wird Mensch; nicht umgekehrt, wie dies so häufig ist, steigt ein Maulwurf zum Himmel empor und will Gesetze geben, in der Meinung, daß das Regieren ein Handwerk sei, bei dem der Patent-Meister, der selber nichts gelernt hat, sich allenfalls auf den Gesellen verlassen kann."

„Sans-Souci und seine Terrassen, seine Alleen stehen noch und gleichen einem Pyramiden-Grabe, das jeder Frühling mit neuen Blumen-Teppichen verziert. Ein Säuseln weht durch die Bäume — ein Flüstern der Natur, dem der königliche Philosoph Worte zu geben wußte. Noch umgeben uns die antiken Bilder der griechischen und römischen Größe, unter denen er so gern sich bewegte und seine Flöte tönen ließ. Man fühlt sich recht einsam, recht von Herzen einsam, denn die Zeiten, wo ein Demosthenes, ein Cäsar zur Begeisterung hinrissen, sind nicht mehr: wir suchen unser Heil nicht in der Menschengröße, sondern in der Veredlung der Pferde; ein tüchtiger Beschäler oder ein siegender Renner sind für uns ein Gegenstand hoher Bewunderung. Er erhält einen Preis; aber für die Bildung eines Menschen hat noch Niemand einen Dank erhalten!"

„Sans-Souci hat Millionen verschlungen; aber es ist kein Versailles, an dem die Thränen des Volks haften. Der es bewohnte, war nicht ein Blutigel für sein Land, sondern ein ohne Unterlaß rinnender Quell der Gnade und des Wohlwollens. Zum Geben bin ich ja da! sagte Friedrich, und man hat diese Worte seitdem in keinem andern Munde gehört: sie sind einzig, wie sein ganzes Wesen und Sein. Noch sehen wir die königliche Pracht walten und wehen: aber es ist nur die veraltete Hülle; der Geist hat die Puppe fallen lassen und sich zu einer edleren Sphäre erhoben. Die Pracht ist aus der Mode gekommen, wie der klassische Sinn, der sie schuf."

Digitized by Google

„Kein anderer Ort eignet sich so sehr wie dieser, um eine Elegie zu schreiben. Ich möchte wissen, ob man Sans-Souci sehen und ein Karl X. (sei es im großen oder kleinen Maßstabe) sein und bleiben kann. Ich dächte, ein solcher Karl müßte hier, vom Gefühl seiner Niedrigkeit erdrückt, in die Kniee sinken und laut bekennen, daß er wohl zum Knechte, aber nicht zum Herrscher geboren sei. Eine unbekannte Größe, die Vergänglichkeit, spricht hier allgewaltig zum Herzen und lehrt, daß es für einen Fürsten kein bleibenderes Denkmal gebe, als die Liebe und Achtung der Mit- und Nachwelt. So sind diese einsamen Hallen eine Fürstenschule seltner Art; nur schade, daß sich Keiner findet, der auch nur die Anfangsgründe der Regierungskunst hier durchmachen möchte, wie wir noch in der neuesten Zeit gesehen."

„Welche Stürme haben über dieses große Königs-Grab geweht! Sans-Souci wurde ein **Grand-Souci**, aber Friedrich's Geist hat seinen Wohnsitz mit neuen Lorbeeren geschmückt. Ein Koloß konnte ihn verdunkeln und bedecken, aber nicht erdrücken. Das Säuseln in den belaubten Hallen flüstert uns zu, daß er hier noch weilt und wohnt."

„Friedrich verdient es, daß sein Andenken wieder aufgenommen, seine Größe als Mensch und König uns wieder vor die Augen geführt werde. Preuß hat dafür viel gethan, aber sein größeres Werk ist unverdaulich und blos als Material zu benutzen. Rödenbeck hat sich das Verdienst erworben, die erbärmlichen Angriffe, die von einigen theoretischen Staatskünstlern neuerer Zeit gegen den großen König gerichtet wurden, siegend zurückzuweisen. — Das vorliegende Werk enthält eine populaire lesbare Geschichte des Lebens und der Thaten Friedrich's, und es wird keinen guten Preußen geben, der sie nicht für seine Söhne anschafft. Die Quellen sind gut benutzt, die Darstellung ist fließend und rein. Möge dem Herausgeber die Anerkennung werden, die sein löbliches Unternehmen verdient." —

Ein Weiteres hat auch der Herausgeber zur Empfehlung dieses deutschen National-Werks nicht anzuführen. Nur glaubt er noch erwähnen zu müssen, daß es von ähnlichen Unternehmungen sich unter andern auch dadurch unterscheidet, daß

Digitized by Google

den Zeitgenossen Friedrich's eine besondere Rücksicht gewidmet und ihnen ein eigener biographischer Abschnitt eingeräumt worden ist. Dies war schon darum nöthig, weil sie das Gemälde von Friedrich's Zeitalter vollenden. Leider sind diese biographischen Nachrichten zum Theil sehr dürftig, was aber dem Verfasser nicht zur Last fällt.

Möge denn dieses Werk den Manen des großen Königs und dem deutschen Volke gewidmet sein! Nicht seine Kriege, seine Schlachten, seine Eroberungen und die imposante Haltung des Staats nach Außen waren das Merkwürdigste in dem Leben des Königs; seine Thätigkeit im Frieden, sein Einfluß auf den damaligen Geist der Zeit, seine Popularität erregten in weit höherem Grade die Bewunderung der Mit- und Nachwelt.

Der Herausgeber.

Digitized by Google

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Friedrich's Vorgänger . . . . . S. 3

Zweiter Abschnitt.

Friedrich's Jugend. . . . . = 17

Dritter Abschnitt.

Friedrich's Regierungs-Antritt. . . . . = 40

Vierter Abschnitt.

Der erste schlesische Krieg. . . . . = 49

Fünfter Abschnitt.

Friedrich's erstes Friedens-Jahr. . . . . = 79

Sechster Abschnitt.

Der zweite schlesische Krieg. . . . . = 87

Siebenter Abschnitt.

Friedrich, die Religion und die Kirche. . . . . = 121

Achter Abschnitt.

Friedrich's Heer und Kriegs-Verfassung. . . . . = 137

Neunter Abschnitt.

Friedrich, der Mensch. . . . . = 168

Zehnter Abschnitt.

Friedrich, Wissenschaft und Kunst. . . . . = 193

Eilfter Abschnitt.

Der siebenjährige Krieg. Feldzug von 1756. . . . . = 219

Zwölfter Abschnitt.

Der siebenjährige Krieg. Feldzug von 1757. . . . . = 236

Dreizehnter Abschnitt.

Der siebenjährige Krieg. Feldzug von 1758. . . . . = 281

Digitized by Google

Vierzehnter Abschnitt.
Der siebenjährige Krieg. Feldzug von 1759. . . . . S. 302

Funfzehnter Abschnitt.
Der siebenjährige Krieg. Feldzug von 1760. . . . . " 317

Sechszehnter Abschnitt.
Der siebenjährige Krieg. Feldzug von 1761. . . . . " 336

Siebenzehnter Abschnitt.
Der siebenjährige Krieg. Feldzug von 1762. . . . . " 347

Achtzehnter Abschnitt.
Der Friede zu Hubertsburg. . . . . " 354

Neunzehnter Abschnitt.
Friedrich, der Landesvater und Regent. . . . . " 358

Zwanzigster Abschnitt.
Friedrich, die Gesetzgebung und die Justiz. . . . . " 378

Ein und zwanzigster Abschnitt.
Die erste Theilung von Polen. Der baiersche Erbfolge-Streit.
Der Fürstenbund. . . . . " 390

Zwei und zwanzigster Abschnitt.
Friedrich's letzte Tage und Tod. . . . . " 398

Drei und zwanzigster Abschnitt.
Friedrich's Freunde und Zeitgenossen. . . . . " 404

Digitized by Google

Friedrich der Große.

Erster Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erster Abschnitt.

Friedrich's Vorgänger.

Was einer Heerd' ein guter Hirt, das ist
Ein guter König seinen Unterthanen,
Der seinen Ruhm nach ihrem Wohlstand mißt,
Und es verschmäht
Sich durch ihr Blut der Ehre Pfad zu bahnen.
Friedrich der Große.

Die Geschichte, sagt der Held dieses Buches in seinen Schriften, gleicht einem Strome, der nicht eher wichtig wird, als da, wo er anfängt schiffbar zu werden.

Wie treffend ist dieses Wort in Bezug auf den Brandenburg-Preußischen Staat! Der Strom seiner Geschichte rieselte Jahrhunderte lang, der Welt wenig bekannt, durch die oft öden Marken dahin. Friedrich I. gab ihm einen vielversprechenden Namen; Friedrich Wilhelm I. regulirte, so zu sagen, das Flußbett und machte einige Versuche mit der Schifffahrt; Friedrich II. aber organisirte ein reges Leben auf dem Flusse und verbreitete den Ruf desselben in die entferntesten Länder, selbst unter die rohen Horden der Tataren. Alle drei Herrscher ergänzen sich und der nachfolgende wurde das, was er war, immer durch seinen Vorgänger: billig also, daß wir bei den beiden ersten einen Augenblick verweilen.

Friedrich I. hatte sich am 18. Januar 1701 die Königskrone aufgesetzt. Ihm schmeichelte — so sagt sein großer Enkel — nur das Aeußere der Königs-Würde, das prunkende Gepränge und eine gewisse seltsame Laune der Eigenliebe, die Andere gern fühlen läßt, daß sie geringer sind. Aber, was ursprünglich ein Werk der Eitelkeit, wurde später ein Meisterstück der Politik. Die Königs-Würde befreite das Haus Brandenburg von dem knechtischen Joche, in dem das Haus Oestreich damals die deutschen Fürsten hielt. Friedrich I. warf dadurch

Digitized by Google

seinen sämmtlichen Nachkommen eine Lockspeise hin, gleichsam um ihnen zu sagen: „Ich habe Euch einen Titel verschafft, macht Euch seiner würdig. Ich legte den Grund zu Eurer Größe; an Euch ist es, das Gebäude zu vollenden!“

Die Pracht, das Steckenpferd Friedrich's I., war nicht nützlicher Art, sie gereichte seinen Unterthanen nicht zum Vortheil; sie war die Verschwendung eines eitlen und Geld verthuenden Fürsten. Sein Hof gehörte mit zu den glänzendsten in Europa; seine Gesandtschaften waren so prächtig, wie die portugiesischen. Er trat die Armen unter den Fuß, um die Reichen feist zu machen; seine Günstlinge erhielten starke Pensionen, die das Volk im Schweiße des Angesichts aufbrachte. Seine Gebäude und seine Lustbarkeiten waren prachtvoll; seine Marställe, Küchen und Keller zeigten mehr asiatisches Gepränge, als europäische Würde. Sein Hof glich einem großen Strome, der das Wasser aller kleinen Bäche verschlingt. Während man hier jeden Tag unermeßliche Summen verschleuderte, waren Preußen und Litthauen ein Raub des Hungers und der Seuche, und Nichts geschah, um dem verarmten Volke zu helfen.

Wie ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse unter Friedrich Wilhelm I. Die Höflinge wurden verabschiedet, die großen Besoldungen vermindert *). War Berlin unter dem vorigen Herrscher das Athen an der Spree gewesen, so war es jetzt das Sparta geworden.

*) Man las damals in öffentlichen Blättern folgendes Sonnet:

Die Kuren, die der König thut,
Sind allzu wohl gerathen;
Man setzt nicht mehr so häufig auf
Pasteten, Torten, Braten.
Wer große Bissen eingeschluckt,
Dem hilft er von dem Steine,
Wer sich in Kutschen fahren ließ,
Dem hilft er auf die Beine.
Dem, der die Kleider immerdar
Mit Golde ließ bordiren,
Dem hilft er von der gelben Sucht
Und lehrt ihn menagiren.
Wer sich in Sänften tragen ließ,
Der kann nun wieder gehen:
Wer auf der faulen Seite lag,
Beginnet aufzustehen.
Kurz, was uns sonst unmöglich schien,
Bei unsern lieben Alten,
Geschieht jetzt, denn es lehrt der Hof,
Uns gute Wirthschaft halten.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm (geb 1688) verbarg unter einer rauhen Hülle einen edlen Kern. Er hatte ein stattliches männliches Ansehen, das sich jedoch in seinen späteren Tagen ins Unbehülfliche verlor. Gewöhnlich zeigte er sich düster; dabei aber schaute er mit einem lebhaften Auge Jedem ins Gesicht und verlangte ebenso angesehen zu werden. Sein schönes Haar ließ er sich, der Mode jener Zeit gemäß, kurz abschneiden und trug anfangs braune Zopf-Perrücken, später kleine, weiße und unansehnliche Haarmützen. Der Ton seiner Stimme war unangenehm; er sprach schnarrend durch die Nase, konnte von denen, die ihn zum ersten Mal hörten, nur mit Mühe verstanden werden und brachte durch ein barsches „Raisonnir Er nicht!" jeden Widerspruch zum Schweigen.

Von der Natur mit trefflichen Anlagen, gutem Verstande, Gedächtnisse, sowie mit richtiger Urtheilskraft und rascher Fassungsgabe ausgestattet, hatten seine Erzieher das fruchtbare Feld veröden lassen und so gewöhnte sich Friedrich Wilhelm an eine entschiedene Abneigung gegen Alles, was Wissenschaft hieß. Wie hätte er sich aber auch eine große Liebe dazu aneignen können, da die Wissenschaft, wenn es damals eine gab, sich in so abschreckenden und abgeschmackten Formen bewegte, daß selbst sein großer und empfänglicher Sohn sich mit deutscher Gelehrsamkeit nicht zu befreunden vermochte!

Seiner körnigen, dem Lande, dem Klima und der Zeit entsprechenden Natur gemäß verlangte der König von seinen Unterthanen nichts, als Tüchtigkeit zum Soldatenstande, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Ehrlichkeit. Alles was den feinen Mann auszuzeichnen pflegt, verachtete er, auch paßte es nicht in seine Zeit und Verhältnisse. Die französische Sprache verstand er, machte jedoch ungern davon Gebrauch; die holländische sagte seiner derben Natur besser zu; die deutsche sprach und schrieb er gleich schlecht.

Ein Gelehrter mußte einen sehr ausgezeichneten Ruf haben, wenn er sich irgend einer anständigen Aufnahme beim Könige erfreuen wollte. Die Akademie der Wissenschaften behielt er nur bei, weil sie ihm die Kalender machte; der Präsident aber — und er verdiente kein besseres Loos — mußte zugleich das Amt eines Hofnarren versehen. Die Akademiker erhielten in ihrer Bestallung die Pflicht auferlegt, alles Mögliche dafür zu thun, daß die Kobolde, Aelpe, Irrwische, Wasserniren, verwünschten Leute und ähnliche Satansgesellen ausgerottet würden; für jedes dergleichen Ungethüm, dem Könige

Digitized by Google

lebendig oder todt eingeliefert, sollte eine Belohnung von sechs Thalern gezahlt werden. Ferner sollten sie auf magische und andere geheime Künste und auf die Astrologie besonderen Fleiß verwenden und sogleich Anzeige machen, wenn der Thierkreis am Himmel sich verrücke, der Mars ein feindliches Gesicht gegen die Sonne mache oder die Venus mit dem Merkur im Quadrat stehe; die Akademie sollte dann conferiren und über die Mittel rathschlagen, wie solchen Unordnungen abzuhelfen sei *). Man weiß nicht, ist dies Scherz oder Ernst; denn Friedrich Wilhelm war aufgeklärt genug, in seinen Staaten keine Hexenprocesse zu dulden.

Die Einkünfte der Akademie der Künste reducirte der König bis auf 200 Thaler. Auch die Universitäten hielt er für unnütze Anstalten, und er würde sie aufgehoben haben, wenn sie ihm nicht die Militairärzte und die Geistlichen gebildet hätten. Im Jahre 1737 veranstaltete er auf der Universität Frankfurt eine Disputation, in welcher auf seinen Befehl und in seiner Gegenwart der Satz vertheidigt werden sollte, daß die sogenannten klassischen Schriftsteller der Alten sämmtlich nur Salbader und Narren gewesen wären. Die ausbleibenden Professoren ließ er durch Unteroffiziere zum Hörsale geleiten.

Nur vom Zeichnen hatte der König auf seinen Reisen in Holland einige Begriffe erlangt und dafür soviel Liebhaberei behalten, daß er noch in seinen späteren Tagen, namentlich wenn ihn das Podagra plagte, sich einer, wenn auch geschmacklosen Malerei hingab. Dieser Liebhaberei verdanken die noch im Schlosse zu Berlin vorhandenen Stücke mit der Unterschrift **Fridericus Wilhelmus in tormentis pinxit** das Dasein; ihr verdankte es auch der Hofmaler Pesne, daß der König ihn schätzte und ihm eine sehr anständige Pension verließ.

Auch die Musik liebte der König einigermaßen; die stattliche Kapelle seines Vaters ließ er jedoch auseinander gehen und begnügte sich mit der Feld- und Jagdmusik der Hautboisten seines Leibregiments. Sie ersetzten bei Hoffesten die Stelle der Kapelle; auch wenn der König allein war, mußten sie ihm oft aufspielen und zwar liebte

*) Geistreicher faßte Friedrich II. die Sache auf. Diesem mußte der Astronom Bernouilli einst eine Himmelskarte bringen und er besprach sich viel mit ihm darüber. „Nun," sagte er beim Abschiede zu ihm, „wenn wieder etwas Neues im Himmel vorgehen sollte, so berichtʼ Er mirʼs; ich will Ihm dafür Nachricht geben, was auf Erden vorfällt."

Digitized by Google

er vorzüglich die Händel'schen Opern. Oft wenn der König zu Mittage stark gegessen und viel Bier getrunken hatte, schlief er während der Musik ein und plagte dann die Musiker damit, ihm das Verschlafene zu wiederholen.

Aus allen diesen einzelnen Neigungen erkennt man, daß der König von Natur nicht unempfänglich für Wissenschaften und Künste war, daß jedoch seine Erziehung und der Zustand der Barbarei, der damals in der Gelehrsamkeit und Aesthetik an der Spree herrschte, ihn dagegen abstumpften. Hätten die Gelehrten dem Könige Achtung abzunöthigen gewußt, er würde sie ihnen nicht versagt haben.

Nicht uninteressant ist es zu sehen, wie unter einem solchen Könige sich jenes Ding gestalten mußte, das heut unter dem Namen Censur und Preßfreiheit die Welt bewegt. Friedrich Wilhelm verbot gleich beim Antritt seiner Regierung die unter dem vorigen Könige begründete Berliner Zeitung, ebensowohl, weil er die Politik für keinen Gegenstand der öffentlichen Neugierde hielt, als auch, weil man damals mit den politischen Geheimnissen außerordentlich vorsichtig sein zu müssen glaubte. Erst als er den Feldzug in Pommern eröffnete, fiel es ihm ein, daß er der Zeitung sich auch seiner Seits als eines Organs bedienen könne; so gestattete er denn die Herausgabe wieder und nahm die Erlaubniß später nicht mehr zurück. Doch führte er nach Beendigung des Krieges die Censur ein, und man kann denken, wie liberal ein Censor unter Friedrich Wilhelm I. gewesen sein muß.

So wenig der König von der Wissenschaft hielt, so wenig achtete er die Justiz und ihre Diener; denn nach seinem geraden Sinne war zur Entscheidung einer Streitigkeit über das Mein und Dein keine große Gelehrsamkeit nöthig. Da man aber die Justiz einmal nicht entbehren konnte, erließ er Mandate, um sie aus ihrem Schneckengange heraus zu reißen, und wollte Verbesserungen einführen, zu denen leider das Zeitalter noch nicht reif war. „Die schlimme Justiz", äußerte er einst, „schreit zum Himmel, und wenn ich dem nicht abhelfe, so lade ich die Verantwortlichkeit auf mich selbst". Ein Advokat war ihm so verhaßt wie eine Spinne; er hielt diese Leute für Rechtsverdreher und schöpfte seine Ueberzeugung aus eigener Ansicht. Einst wohnte er in Minden einer Gerichtssitzung bei. Der Advokat des Klägers trug seine Sache so einleuchtend vor, daß der König zugestand: „der Kerl hat Recht." Nun trat aber der Advokat des Ver-

Digitized by Google

klagten auf und widerlegte seinen Gegner so bündig, daß der König abermals sagen mußte: „der Kerl hat Recht.“

So gemeinschädliche und verhaßte Leute, wie die Advokaten, mußten sich nach des Königs Ansichten billig auch äußerlich auszeichnen und darum verordnete er und hielt strenge darauf, daß sie eine eigene Kleidung trugen. Diese bestand in einem schwarzen Rocke, mit einem bis auf die Kniee reichenden Mantel. Je mehr die Advokaten sich über diese beschämende Auszeichnung ereiferten, je mehr belustigte sich das Publikum; aber kein Protestiren half und der Befehl des Königs war unwiderruflich *).

Offenbar beruhte die Mißachtung der höheren Gelehrsamkeit bei dem Könige nicht auf eigener Unkultur, sondern vielmehr auf einer tieferen Ansicht von dem damaligen wahren Werthe derselben. Denn das wirklich Nützliche wußte er von Wust und Plunder zu unterscheiden und so beförderte er denn den Elementar-Unterricht aus allen Kräften. Er stiftete eine Menge Schulen und schenkte im Jahre 1734 allein der Provinz Preußen für diesen Zweck 150,000 Thaler. Er erbaute 1717 an der Stelle, wo sein Vater einen Hetzgarten gehalten hatte, ein Kadetten-Haus, gründete 1722 das berühmte Potsdamer Waisenhaus für 2500 arme Soldaten-Kinder und legte den Grund zu dem nicht minder berühmt gewordenen Krankenhause, der Charité. Alle diese Anstalten leisteten ihm und dem Volke in der That bessere Dienste, als die Akademien der Wissenschaften und Künste.

Freilich war der Elementar-Unterricht nicht überall in guten Händen, indem der König in seinem praktischen Sinne es ganz annehmlich fand, wenn die Landschullehrer-Stellen an Schuster, Schneider, Schmiede oder Leinweber vergeben wurden; allein man muß erwägen, daß andere Kompetenten für diese Stellen zu jener Zeit nicht gebildet wurden und vorhanden waren.

Während Friedrich Wilhelm den Elementar-Unterricht beförderte, sorgte er auch für Aufrechthaltung der Religion und er machte diese gern zum Gegenstande seiner häuslichen Unterhaltung. Nur kannte er das wesentlichste Ingredienz der Religion, die Liebe nicht, ein Kapitel, von welchem weiter unten mit Mehrerem die Rede sein wird. Er hatte von Gott keinen besseren Begriff, als den er seinen Unterthanen

*) Ein sehr ergötzliches Gemälde eines Advokaten jener Zeit entwirft Willibald Alexis in seinem Romane Cabanis.

Digitized by Google

von sich selbst beibrachte. Und es ist noch sehr die Frage, ob in diesem Punkte der König für seine Person weiter zurück war, als sein Zeitalter überhaupt? — Furcht und Demuth wurden gelehrt, und die äußeren Gebräuche sorgfältig aufrecht erhalten; die Soldaten zwang der Monarch mit Gewalt zum Gottesdienst, kommandirte sie zum Abendmahl und stellte Militair vor die Kirchthüren. Mit ähnlichen harten Mitteln hielt er seine eigenen Kinder zur Religion an. Für seine Person zog er das reformirte Glaubensbekenntniß vor; doch litt er nicht, daß seinen Unterthanen Zwang auferlegt wurde, vielmehr duldete er alle Glaubensbekenntnisse und Sekten, so lange sie nicht mit seinen sonstigen Lieblings-Ideen in Widerspruch traten. Selbst die Juden hatten sich über ihn nicht zu beklagen; nur wenn er Wucherer und Betrüger unter ihnen entdeckte (und es liefen oft Beschwerden ein, daß sie bis zu achtzehn Procent Zinsen nähmen), erging ein scharfes Gericht über sie und er zwang sie dann, ihm nach einer besonders festgesetzten Taxe die Unzahl der wilden Schweine abzukaufen, die er auf seinen Jagden erlegte. Die Schweine wurden ihnen vor die Hausthüre geworfen; wollten sie des Greuels los sein und den König nicht noch heftiger erzürnen, so mußten sie zahlen, und da sie die Schweine nicht selbst genießen durften, solche billig wieder verkaufen oder an die Armenhäuser verschenken.

Friedrich Wilhelm hatte mehrere Neigungen, die ihn nach heutigen Begriffen nicht ehren, die aber in seiner Zeit und bei der schiefen Richtung, die seine Erziehung genommen, leicht zu erklären und zu entschuldigen sind. So liebte er die Paraden, Musterungen und militairischen Exercitien so sehr, daß der König von England ihn scherzweise: „seinen Bruder, den Unteroffizier" nannte. Ferner machte er gern weite Reisen, die, insofern er sein Land kennen lernen wollte, sehr lobenswerth waren, deren Uebermaß aber den König von England veranlaßte, ihn: „seinen Bruder, den König der Landstraßen" zu nennen. Wegen der Oede in den märkischen Steppen gab ihm dieser König auch wohl scherzweise den Titel: „des heiligen Römischen Reichs Erz-Sandstreuer." Endlich war ihm das Jagen zur Leidenschaft geworden, weshalb er einen außerordentlichen Wildstand hegte und sich gern in dem reichumwaldeten Lustschlosse Königs-Wusterhausen aufhielt. Auch das Tabacks-Kollegium war eine Ausgeburt der Zeit und der Umstände. Bei dem Mangel an geistigerer Unterhaltung und bei der rein bürgerlichen Lebensweise des Königs war es nicht zu verwundern, daß die Abend-Gesellschaften, welche er in Berlin und in Königs-

Digitized by Google

Wusterhausen gab, den Anstrich eines Tabagie-Vergnügens erhielten. Diese Gesellschaften versammelten sich in der Regel täglich um fünf Uhr und gingen oft erst um Mitternacht auseinander. Nicht allein die Glieder der Königlichen Familie, sondern auch die Minister und höheren Beamten und Offiziere, fremde Gesandte und andere Personen von Auszeichnung hatten Zutritt. Eine eigentliche Mahlzeit fand nicht statt; es gab nur kaltes Fleisch, Brot, Butter und Käse, wovon Jeder sich so viel abschnitt, als ihm behagte. Dabei wurde Duckſteiner Bier getrunken und Taback geraucht; wer nicht rauchte, mußte wenigstens eine Pfeife im Munde haben. Als Stoff zum Gespräche diente Alles, was zur Erheiterung geeignet war, und man handelte die Mißgriffe der Politik mit ebenso lachendem Munde ab, wie jeden andern Gegenstand. Die Akademiker als Hofnarren und einige andere Lustigmacher, Zeitungsleser und Referenten, waren ex officio zur Unterhaltung der Gesellschaft verpflichtet; Jeder hatte, wie bei einem Staats-Ministerium, sein besonderes Departement. Noch giebt es ein Bild im Königlichen Schlosse zu Berlin, welches eine solche Tabacksgesellschaft vorstellt.

Ein anderes Lieblings-Vergnügen des Königs war die Vermehrung seiner Kriegsmacht, und hierzu veranlaßte ihn vielleicht eine Unterhaltung, die er in seiner Jugend bei der Belagerung von Dornick hatte. Zwei Englische Generale stritten sich hier, ob der König von Preußen ohne Subsidien 20,000 oder gar nur 15,000 Mann Truppen ins Feld zu stellen vermöge. Da fiel der Prinz lebhaft ein: „der König, mein Vater, kann 30,000 halten, sobald er nur will.“ Und er bewies später, daß bei gut eingerichteten Finanzen dies möglich sei. Im Jahre 1716 hatte er die Armee auf 41,000, im Jahre 1721 auf 51,000, im Jahre 1725 auf 64,000 und im Jahre 1740, wo er starb, auf 76,000 Köpfe gebracht. Er fand hierbei einen unermüdlichen Gehülfen an dem ihm gleich gesinnten Fürsten Leopold von Dessau*). Dieser General, welchen Friedrich Wilhelm III. durch eine ihm aufge-

*) Regent von Dessau von 1693 bis 1747; seit 1695 in Brandenburg-Preußischem Dienste. Sein zweiter Sohn Leopold Maximilian (gestorben 1751) wurde auf dem Schlachtfelde von Czaslau von Friedrich dem Großen zum Feldmarschall ernannt. Der dritte Sohn Dietrich wurde 1747 Preußischer Feldmarschall, nahm aber 1750 seinen Abschied. Der fünfte Sohn Moritz wurde ebenfalls Preußischer Feldmarschall und starb an den Wunden, die er in der Schlacht bei Hochkirch erhielt.

Digitized by Google

stellte Bildsäule verherrlichte, war, wie Friedrich der Große sagt, ein Kriegs-Mechanikus; er führte die eisernen Ladestöcke ein, stellte die Bataillone drei Mann hoch, und war das Werkzeug, durch welches der König, mit unendlicher Mühe, Kriegszucht und eine bewundernswürdige Ordnung in seine Truppen, und in Absicht der Bewegungen und Handgriffe eine Genauigkeit zu Wege brachte, die bis dahin in Europa unbekannt war. Ein Preußisches Bataillon war eine wandelnde Batterie, deren Geschwindigkeit im Abfeuern die Wirkung dreifach verstärkte und den Preußen den Vorzug von Einem gegen Drei verschaffte. Der Fürst von Anhalt, während er unerbittlich strenge Kriegszucht übte, war aber auch im eigentlichen Sinne des Worts ein Vater seiner Soldaten. Wie völlig er in den Sinn des Königs einging, zeigt sich darin, daß er seinen eigenen Sohn Moritz (den nachherigen Feldmarschall) völlig ohne Unterricht aufwachsen ließ, so daß er nicht einmal seinen Namen schreiben lernte.

Aber nicht blos die Soldaten liebte Friedrich Wilhelm; er schweifte aus und es war ihm zur Leidenschaft und zur Wollust geworden, riesenhafte Leute zu haben. In allen Theilen Europa's hatte er seine Spione, die ihm durch List oder Gewalt dergleichen Leute zuführten; mochte die Eroberung mit der größten Grausamkeit und Ungerechtigkeit verbunden sein, darauf kam es nicht an. Es wurde zur fixen Idee bei dem Könige, daß der liebe Gott alle großen Leute für ihn erschaffen habe, und daß sie ihm um so mehr gehörten, weil andere Fürsten sie nicht zu schätzen wüßten. Oft kam es bei den willkürlichen Handlungen seiner Werber zu blutigen Thätlichkeiten und mehrere mußten im Auslande ihren Kopf durch Henkershand verlieren; ja der König war nicht selten in Gefahr, sich darüber in Krieg zu verwickeln. Er ließ nicht ab, und diese verdrießlichen Zufälle hatten höchstens das Gute, daß er in seinem eigenen Lande den Werbern ein wenig mehr Menschlichkeit empfahl und zuletzt die Kanton-Verfassung einführte, welche sich bis zum Jahre 1813 erhalten hat. Ein sparsamer Haushalter im strengsten Sinne des Worts, kannte Friedrich Wilhelm in diesem Punkte keine Oekonomie. Ein einziger Riese erhielt oft mehrere tausend Thaler Handgeld und im Verhältnisse damit stand die Löhnung. Sie wurden mit Vorrechten aller Art begünstigt; erhielten Grundstücke, Kanonikate und Pfründen, Häuser und Wirthschaften; fand sich irgend ein hübsch und groß gebautes Mädchen, so wurde sie gezwungen, einen solchen Riesen zu heirathen, um die Race fortzupflan-

Digitized by Google

zen*). Ja sie erhielten das, heut verpönte, Privilegium der Winkelkonsulentschaft und die von ihnen verfaßten Bittschriften fanden beim Könige jederzeit geneigtes Gehör. Wollte ein Verbrecher sich von seiner Strafe loskaufen, wollte Jemand eine Gunst erlangen, so durfte er nur das Leib-Regiment mit einem Riesen-Exemplar vermehren. Auch fremde Mächte machten durch Geschenke dieser Art gute Geschäfte.

So ging Friedrich Wilhelm in seinen Vorurtheilen oft bis zur Grausamkeit, und diese trat um so mehr hervor, als es ihm an allen sanften Tugenden gänzlich fehlte. In der Kunst, seine Leidenschaften zu zähmen, hatte er durchaus nichts gethan, daher der Stock in seiner Hand eine allgemein gescheute Waffe, ja selbst der bloße Anblick des Königs für denjenigen, der sich nicht auf der Stelle über seine Wege zu rechtfertigen wußte, ein Schrecken war. Soldaten, die bei der Parade oder beim Exerciren einen Fehler begingen, behandelte er mit Flüchen, Schlägen und Fußtritten grausam; aber auch Bürger, ja selbst seine eigenen Kinder und sonstigen Umgebungen, waren vor Mißhandlungen nicht sicher. Das Hof-Personal hatte, um nicht selbst leiden zu müssen, einen Prügel-Ableiter erfunden, den in der Regel der Leib-Kutscher repräsentirte; dieser trug ein dickes Elents-Fell unter dem Rocke und war dazu angerichtet, den König in seinen cholerischen Stunden durch grobe Reden zu reizen, und so den Zorn desselben auf sich allein zu ziehen und von Andern abzuleiten.

Mit allen diesen Mängeln behaftet, stand Friedrich Wilhelm als Regent und Verwalter des Staats-Haushalts musterhaft da. Er liebte die Soldaten, aber nicht den Krieg, und erhielt während der ganzen Dauer seiner sieben und zwanzigjährigen Regierung dem Lande einen fast ungestörten Frieden. Der Ruhm, wonach er trachtete, war, nach dem Zeugnisse seines großen Sohnes, rechtmäßiger als der Ruhm der Eroberer; sein Ziel war: sein Land in gutem Stande zu sehen und seine Staats-Einkünfte mit der weisesten Ordnung und Haushaltungskunst zu verwalten. Er vermied den Krieg, um nicht von so schönen Unternehmungen abgezogen zu werden und erhob sich so in der Stille zu einer achtungswerthen Macht, ohne den Neid der Fürsten zu erregen. Seine eigenen Ausgaben bestimmte er auf eine durchaus mäßige

*) So groß waren diese Leute, daß, als König August der Starke im Jahre 1728 das Leib-Regiment besah, er trotz seines eigenen hohen Wuchses doch mit ausgestreckter Hand dem Flügelmann Homann nicht bis an den Kopf reichte.

Digitized by Google

Summe*) und sagte: „Ein Fürst muß mit dem Gute und Blute seiner Unterthanen sparsam sein.“ In dieser Rücksicht war er, wie Friedrich der Große sagt, ein Philosoph auf dem Throne, freilich von ganz anderer Art, als jene Gelehrten, deren unfruchtbare Wissenschaft nur in Spekulationen über abstrakte Gegenstände besteht, die sich unserer Kenntniß zu entziehen scheinen. Er lehrte durch sein Beispiel eine Strenge in den Sitten und eine Frugalität, die der ersten Zeiten der römischen Republik würdig gewesen wären. Ihm, einem Feinde von dem Prunk und dem blendenden Aeußern der Königs-Würde, verstattete seine stoische Tugend nicht einmal auch nur die am wenigsten gekünstelten Bedürfnisse des Lebens.

Friedrich Wilhelm wollte überall selbst sein und dies ist allemal das Zeichen eines tüchtigen Herrschers. Schon als Kronprinz hatte er sich im Militair versucht, indem er mit den Preußischen Hülfstruppen an dem Feldzuge in den Niederlanden und namentlich an der mörderischen Schlacht bei Malplaquet (11. Septbr. 1709) Theil nahm. Er feierte diesen Tag in der Folge stets als einen Gedächtnißtag Preußischer Tapferkeit. Er lernte hier Eugen und Marlborough und die gefeiertsten Feldherren der Zeit kennen und kam gereifter in die Heimath zurück, wo er mit Trauer die Verwirrung sah, welche im Staats-Haushalt herrschte.

Im Jahre 1713 zur Regierung gelangt, zeigte er sich sofort im vollsten Umfange des Worts als Selbstherrscher und überließ seinen Ministern nichts, als die Ausführung seiner Befehle.

---

*) Seine Tafel durfte nur mit derber Hausmanns-Kost besetzt sein und er sah es gern, wenn ihn auch diese nichts kostete und seine Küche mit Geschenken aller Art versehen wurde. Den Wein verachtete er nicht, begnügte sich aber in seinem späteren Alter, des Podagra's wegen, mit Bier. Gleich beim Antritt seiner Regierung reducirte er seinen persönlichen Haushalt auf das Unentbehrliche, indem er befahl, daß für seine Tafel und Keller, sowie für Besoldung und Bekleidung des Hof-Personals und für die Ställe nicht mehr als 48,000 Thaler jährlich gut gethan werden sollten. Die Königin erhielt für sich, ihre Kinder und ihren Hofstaat 80,000 Thaler. — Einst, als sein Lieblings-Sohn die Blattern bekam, gerieth der König in große Angst und schickte Boten über Boten nach dem Hof-Medikus Elert. Als dieser endlich kam und ihn über den Zustand des Kindes beruhigte, ließ er, als ein besonderes Zeichen königlicher Dankbarkeit, und um den Arzt zugleich für die Krankenpflege zu belohnen, ihm während des Aufenthalts im Schlosse täglich zwei Flaschen Ducksteiner Bier unentgeldlich reichen, auch eine Mahlzeit zukommen, die jedoch nicht über sechs Groschen kosten durfte.

Digitized by Google

Seine Thätigkeit war unermüdet und immer auf das Zweckmäßige gerichtet. „Er hatte," sagt sein Nachfolger, „eine arbeitsame Seele in einem starken Körper und vielleicht mehr Fähigkeit, in die speciellsten Umstände einzudringen, als jemals irgend ein Mensch. Bisweilen ließ er sich wohl bis zu den größten Kleinigkeiten herab, aber nur in der Ueberzeugung, daß aus vielen dergleichen große Dinge entstehen. Sein ganzes Werk leitete er auf den allgemeinen Entwurf seiner Politik hin und durch die Bemühung, die einzelnen Theile zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit zu bringen, suchte er diese dem Ganzen zu geben. Er verknüpfte sein militairisches System so genau mit den übrigen Staats-Einrichtungen, daß man nicht das Geringste daran ändern konnte, ohne Gefahr zu laufen, den Staat selbst umzustürzen *)." Was für Gewerbe und Handel sich nur thun ließ, wurde gethan, das Steuerwesen neu regulirt und das Stempel-Papier eingeführt. Kriegs- und Domainen-Kammern beaufsichtigten die Provinzial-Verwaltung und standen wiederum unter der Aufsicht eines General-Direktorii. Mehrere abgebrannte Städte ließ der König neu aufbauen und ganze Dörfer anlegen und mit fremden Einzöglingen bevölkern. Er vergrößerte die Stadt Potsdam und vollendete die Friedrichsstadt zu Berlin. Das Lagerhaus in Berlin wurde in eine Tuch-Manufaktur verwandelt, die an 5000 Menschen erhielt und das ganze Heer mit Tuch versah. In Spandau und Potsdam wurden Gewehrfabriken angelegt. Das durch die Pest verödete Litthauen ließ er neu bevölkern, indem er

*) Man sagt nicht zu viel, wenn man ihn den Schöpfer des Preußischen staatswirthschaftlichen Systems nennt; eines Systems, das sich in seinen Folgen so segensreich für das Land bewährt hat, und, nach mannigfach eingetretenen günstigem und ungünstigem Wechsel der innern und äußeren Verhältnisse des Staats in seinen Grundzügen auch jetzt noch besteht. — Seine großen Kenntnisse in Oekonomie- und Kameral-Sachen beweisen die zweckmäßigen Einrichtungen, welche er bei der Verwaltung der Domainen einführte. Die augenscheinlichen guten Erfolge derselben machten in den Nachbar-Staaten kein geringes Aufsehen und erwarben dem Könige einen großen Ruf. Der Professor der Kameral-Wissenschaften an der Universität Leipzig schrieb eine Abhandlung unter dem Titel: „Lebensbeschreibung und Anzeige der gemeinnützigen Anstalten des großen Kameralisten Friedrich Wilhelms in Preußen," und in seinem Grundriß zu einer Einleitung zu den Kameral-Wissenschaften giebt er „Nachricht und Anmerkung von dem Leben, den Thaten, Anstalten, Gesetzen und Einrichtungen des berühmten großen Wirths, Friedrich Wilhelms, Königs in Preußen, welche noch jetzt aufrecht erhalten werden." Rödenbeck, Beiträge I. 13.

Digitized by Google

aus der Schweiz, aus Schwaben und aus der Pfalz Koloniſten herbei rief und ihnen mit ungeheuren Koſten Niederlaſſungen gab *).

Friedrich Wilhelm wollte nicht nach Außen, ſondern nach Innen die Kräfte des Staates vermehren und darum iſt von ſeinen politiſchen Streitigkeiten wenig zu ſagen. Gleich beim Antritt ſeiner Regierung erlangte er im Utrechter Frieden (1713) für den Verluſt von Orange einen Theil des Oeſtreichſchen Geldern, und die Anerkennung ſeines Königs-Titels von Frankreich und Spanien. Ein Jahr ſpäter erbte er die Grafſchaft Limburg. In dem nordiſchen Kriege erklärte er ſich anfangs für die Neutralität, blieb aber dieſem Princip nicht treu, indem er ſpäter den Vermittler machte und auf Karl XII. Wunſch Stettin und Wismar ſequeſtrirte. Als er dann dieſe Plätze erſt nach Zurückerſtattung der gemachten Vorſchüſſe im Betrage von 400,000 Thalern wieder herausgeben zu wollen ſich erklärte, verwickelte er ſich mit Karl XII. in Krieg und ließ durch Leopold von Deſſau Rügen und Stralſund erobern. Die Folge war, daß er im Stockholmer Frieden (1720) Vor-Pommern bis an die Peene mit Stettin, Uſedom und Wollin gegen Zahlung von 2,000,000 Thalern abgetreten erhielt. Die ganze Akquiſition koſtete ihm etwa 6,000,000 Thaler. — Im Jahre 1726 verſprach er dem Kaiſer die pragmatiſche Sanktion anzuerkennen, und, wenn ſie angefochten würde, Oeſtreich mit 10,000 Mann zu unterſtützen. Später ſtellte er, obgleich er den geflüchteten König von Polen, Stanislaus Leszczinsky in Königsberg als König aufnahm, doch in dem, 1733 über ihn entſtandenen Kriege 10,000 Mann gegen Frankreich, und war mit dem Kronprinzen perſönlich bei dem Heere. —

Faßt man die einzelnen Züge aus dem Leben dieſes Königs zuſammen, ſo findet man als Reſultat, daß er Alles verachtete, was das Leben ſchmückt und Alles ſchätzte, was zum Leben unentbehrlich iſt. Er fand bei ſeinem Regierungs-Antritt zerrüttete Finanzen und hinterließ einen Schatz von 8,000,000 Thalern. Er fand ein kleines, ſchlecht organiſirtes Heer und hinterließ eine Kriegsmacht, die ſelbſt einem größeren Staate Ehre gemacht haben würde. Seine Neigungen und Tugenden waren im eigentlichen Sinne des Worts die eines

*) Einſt entdeckte er, daß einige Räthe der Preußiſchen Kammer von den zu dieſem Zweck beſtimmten Geldern ſich etwas zugeeignet hatten; er ſchickte ſie auf die Feſtung, und einen derſelben, der durch dieſe Strafe ſeinen Adel verletzt glaubte, ließ er in Königsberg auf öffentlicher Straße, dem Kammer-Palaſte gegenüber aufhängen.

Digitized by Google

hausbackenen Bürgers; ein ehrliches treues Herz und die Bewahrung der ehelichen Treue hielt er für die höchsten Tugenden und vergeblich suchten seine Schmeichler ihn zur Wollust zu verleiten. Wenn er sich dann und wann bewußt wurde, hart und grausam gewesen zu sein, so entschuldigte er sich selbst mit dem Gedanken, daß er doch nicht gegen das sechste Gebot gesündigt habe. Dem Geistlichen, der ihn zum Tode bereiten wollte, kostete es viele Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß es für den Sterblichen noch höhere, als die im sechsten Gebot enthaltene Pflichten gebe.

Von der Wassersucht lange und hart darnieder geworfen, endete Friedrich Wilhelm sein thätiges Leben am 31. Mai 1740 mit der Standhaftigkeit eines Philosophen und der Ergebung eines Christen. Bis zum letzten Augenblick des Lebens behielt er eine bewundernswürdige Gegenwart des Geistes; er ordnete als Staatsmann seine Angelegenheiten, untersuchte als Arzt die Fortschritte seiner Krankheit und triumphirte als Held über den Tod.

„Ist es wahr," sagt sein berühmter Erbe, „daß wir den Schatten der Eiche, der uns bedeckt, der Eichel danken, durch die sie erzeugt ward; so muß die Welt gestehen, daß man in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen weisen Maßregeln den Keim des Glücks findet, das dem Königlichen Hause nach seinem Tode zu Theil ward."

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Friedrich's Jugend.

Für Künste kam ich in die Welt,
Ein Musensohn, und nicht ein Held;
Nur ihnen dient' ich hocherfreut
In meines Lebens Frühlingszeit.
Friedrich der Große.

Wir sagten vorhin, daß es Friedrich Wilhelm I. an dem wesentlichsten Ingredienz der Religion, der Liebe, und allen sogenannten sanften Tugenden gefehlt habe. Wir finden dies, wenn wir einen Blick in sein Familienleben thun, wobei wir denn zugleich Gelegenheit haben, seinen großen Nachfolger als Knaben und Jüngling zu sehen.

Die Gemahlin des Königs war die Prinzessin Sophie Dorothee von Hanover, eine Schwester des Königs Georg II. von England, mit der er sich im Jahre 1706 vermählt hatte. Allein weder sie noch die zahlreichen mit ihr erzeugten Kinder erfreuten sich je einer wirklichen Zärtlichkeit vom Gatten und Vater; er glich einem Gebieter, der seine Pflicht für erfüllt hält, wenn er ihnen den nöthigen und nach seinen Ansichten standesmäßigen Unterhalt gab. Die Tändeleien des Herzens blieben ihm gänzlich fern und er vermochte es daher auch nicht zu begreifen, wenn seine Töchter die Männer nicht lieben konnten, denen er sie bestimmt hatte.

Um die Verwandtschafts-Verhältnisse der in dieser Geschichte handelnd auftretenden Personen übersehen zu können, ist es nöthig, die einzelnen Glieder der Königlichen Familie kennen zu lernen. Sophie Dorothee gebar ihrem Gemahl

1) am 13. November 1707 den Prinzen Friedrich Ludwig, gestorben am 13. Mai 1708. Ein gut erhaltenes Wachsbild von ihm befindet sich in der Kunstkammer zu Berlin;

Digitized by Google

2) am 3. Juli 1709 die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, vermählt am 20. Novbr. 1731 mit dem Markgrafen Friedrich von Baireuth und gestorben am 14. Octbr. 1758. Sie war Friedrichs Lieblingsschwester;

3) am 16. August 1710 den Prinzen Friedrich Wilhelm, gestorben den 31. Juli 1711. Auch von ihm giebt es auf der Königlichen Kunstkammer eine gut erhaltene Abbildung in Wachs;

4) Am 24. Januar 1712, Sonntag Mittag, den Prinzen Friedrich, unsern großen König, von dem man behaupten will, daß er auf dem Namen Karl Friedrich getauft worden sei;

5) am 5. Mai 1713 die Prinzessin Charlotte Albertine, gestorben am 10. Juni 1714. Man hat eine Abbildung von ih auf der Kunstkammer;

6) am 28. Septbr. 1714 die Prinzessin Friederike Luise, vermählt am 30. Mai 1729 mit Karl Wilhelm Friedrich, Markgrafen von Anspach und gestorben am 14. Februar 1784;

7) am 13. März 1716 die Prinzessin Philippine Charlotte, vermählt am 2. Juli 1733 mit dem Herzoge Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel und gestorben am 16. Februar 1801;

8) am 2. Mai 1717 den Prinzen Ludwig Karl Wilhelm, gestorben am 31. August 1719;

9) am 25. Januar 1719 die Prinzessin Sophie Dorothee Marie, vermählt am 10. Novbr. 1734 mit dem Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Brandenburg-Schwedt;

10) am 24. Juli 1720 die Prinzessin Luise Ulrike, vermählt 1744 mit Adolph Friedrich, Herzoge von Holstein-Gottorp, nachherigem Könige von Schweden. Sie starb am 16. Juli 1782;

11) am 9. August 1722 den Prinzen August Wilhelm, vermählt mit Luise Amalie, Schwester der Gemahlin Friedrich des Großen den 6. Januar 1742, gestorben am 12. Juni 1758 in Oranienburg. Sein Sohn war Friedrich Wilhelm II. König von Preußen;

12) am 9. Novbr. 1723 die Prinzessin Anna Amalie, 1755 Aebtissin in Quedlinburg, gestorben am 30. März 1787;

13) am 18. Januar 1726 den Prinzen Friedrich Heinrich Ludwig, vermählt am 25. Juni 1752 mit Wilhelmine, Prinzessin von Hessen-Kassel, gestorben am 3. August 1802 in Rheinsberg;

Digitized by Google

FRIEDRICH im Alter von vier Jahren
und seine Schwester Friederike

14) am 23. Mai 1730 den Prinzen August Ferdinand, vermählt am 27. Septbr. 1755 mit Anna Elisabeth Luise, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, gestorben am 10. Februar 1820.

Friedrich war, wie gesagt, am 24. Januar 1712 geboren. Die verwittwete Frau Oberst von Rocoules, dieselbe Französin, welche die Kinder-Jahre des Vaters beaufsichtigt hatte, wurde nun auch Erzieherin des Sohnes während der ersten Kindheit.

Friedrich erlernte von ihr die damalige Hofsprache, das Französische, wie seine Muttersprache, und das sanfte und feine Benehmen dieser Frau brachte ihm für immer eine Vorliebe für französische Sprache und Sitten bei. Er achtete seine Erzieherin noch, als er schon das Mannesalter erreicht hatte und korrespondirte als König mit ihrer Tochter. Die weitere Ausbildung in der französischen Sprache erlangte Friedrich von seinem Lieblings-Lehrer, dem nachherigen Geheimen Rathe du Han de Jandun *). Das Deutsche verstand er nie gehörig zu gebrauchen und das Lateinische, das die Liebe zur Philosophie ihm anziehend machte, hätte er wohl gern gelernt, doch jagte sein Vater den Lehrer mit dem Stocke fort. Nur einige Brocken blieben ihm und auch diese wendete er verstümmelt und bei unpassenden Gelegenheiten an. In späterer Zeit lernte er noch etwas Italienisch.

In der Religion genoß Friedrich den Unterricht der reformirten Dom-Prediger Andreae, Noltenius und Cochius; er war im Geiste jener Zeit, voll scholastischen Schwulstes und man

*) Er war der Sohn eines französischen Refugiés, der nach dem Widerrufe des Edicts von Nantes ein Asyl in den Preußischen Staaten gesucht und gefunden hatte. Er war Erzieher bei dem Prinzen von 1716—1727. „Mein lieber du Han," schrieb ihm der Prinz bei seiner Entlassung: „sobald ich über mein Geld schalten und walten kann, werde ich Ihnen jährlich 1400 Thaler zahlen, und dabei Sie stets noch etwas mehr lieben, als jetzt, wenn es mir möglich ist." Auch eines gewissen Cornard, der den Offizieren in Ruppin Sprach-Unterricht gab, hatte sich Friedrich bei der französischen Sprache bedient. Ein aufgeblasener Geck, that Cornard sich auf die Auszeichnung, Sprachlehrer des Königs als Kronprinzen gewesen zu sein, sehr viel zu Gute. Aeußerte Jemand, daß er dem Könige in seiner Jugend gedient habe, so warf er sich in die Brust und sprach: „die Leute rühmen sich, dem Könige gedient zu haben? — Wie haben sie ihm gedient? — mit der Bürste! Ich aber habe seine Seele gestärkt!" Friedrich, der seine Dienste belohnen, sich aber auch von ihm losmachen wollte, machte ihn beim Antritt seiner Regierung zum Forstschreiber in Alt-Ruppin und gab ihm den Titel als Forst-Rath.

Digitized by Google

kann denken, welchen Eindruck er auf den offenen Kopf eines Knaben machen mußte, der bereits den leichten und heiteren Sinn der Franzosen in sich aufgenommen hatte. Alles, was man ihm einpfropfte, mußte auswendig gelernt werden; war er nicht fleißig genug, oder beging er sonst einen Fehler, so legte man ihm das Auswendiglernen langer Psalmen und Bibelsprüche auf. Daher die sonderbare Erscheinung, daß Friedrich in der Bibel bekannter war, als mancher Prediger, und daß er beständig eine Stelle aus der Bibel zu citiren wußte. Ohne Zweifel entschied dieser Unterricht über sein ganzes späteres religiöses Glauben und Thun, und brachte die merkwürdige Erscheinung hervor, daß in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in dem noch dunklen Lande an der Spree, ein König auf dem Throne saß, den man oft, wenn auch mit Unrecht, als Freigeist verschrieen hat. Als er das konfirmationsfähige Alter erreicht hatte, wurde Friedrich, wie jedes andere Kind, im Dome vor der ganzen Gemeine geprüft und mußte hier auch sein Glaubensbekenntniß ablegen.

Friedrich sollte, dies war der Hauptzweck seines Vaters, zum Soldaten erzogen werden, und er mußte daher schon im Alter von 7 Jahren sich alle den Plackereien unterwerfen, denen ein Rekrut jener Zeit nur immer ausgesetzt war. Ein Kadet von etwa gleichem Alter brachte ihm die Exercitien bei*), ließ ihn ohne Rücksicht auf Witterung oder Jahreszeit marschiren, fechten, reiten und das Gewehr schultern; oft mußte er, wie jeder andere gemeine Bursche, auf die Wache ziehen und, mit Flinte und Patrontasche, vor dem Schlosse Schildwache stehen. Um ihn mehr und mehr für militairische Gegenstände zu gewinnen, verwandelte der König sein Spielzimmer in ein Zeughaus, indem er es mit militairischem Spielwerk, Kanonen, Flinten, Säbeln, Kugeln u. dgl. anfüllen ließ. Die

*) Es war der nachherige Gouverneur von Berlin, General Renzel. Auch er bildete sich noch im hohen Alter viel auf den Vorzug ein, der Lehrer des Kronprinzen gewesen zu sein. Kam nach dem siebenjährigen Kriege die Rede auf einen Sieg Friedrichs oder auf einen seiner kriegerischen Pläne, so vergaß Renzel nie zu erwähnen, wie er dessen erster Lehrer gewesen sei. Man fand eine solche Ruhmredigkeit lächerlich und spöttelte einst sogar an der Tafel des Königs darüber. „Wir wollen nicht über den ehrlichen Mann lachen," sagte der König, „ich habe ihm viel zu verdanken; er hat nicht Unrecht. Lassen wir den alten braven Mann bei seinem Glauben, er macht ihn glücklich, wer möchte ihm diese Freude nicht gönnen?"

Digitized by Google

Leitung des Knaben war nun zweien Offizieren anvertraut, dem Grafen von Finkenstein, der ein ähnliches Amt schon bei dem Könige bekleidet hatte, und dem Obersten von Kalkreuth, der im Jahre 1759 als Preußischer Feldmarschall starb. Sie brachten ihm keine Geistesbildung, wohl aber Achtung und Liebe für kriegerischen Ruhm bei. Ein Ingenieur-Offizier, der Major Senning, gab ihm Unterricht in der Mathematik und in den Kriegswissenschaften *).

Dies Alles hätte dem lebhaften Knaben nun wohl gefallen, doch vermochte er nicht, sich mit der übertriebenen Strenge, dem rauhen Verfahren, dem Kleinigkeitsgeiste seines Vaters und dem ewigen Einerlei der militairischen Beschäftigungen zu befreunden. Desto willkommner war ihm der Unterricht, welchen ihm der schon gedachte du Han, ein geistreicher, wenn auch oberflächlicher Franzose, in der Geschichte und in den schönen Wissenschaften gab **).

---

*) Er genoß in der Folge Friedrichs Vertrauen. Mitten im Getümmel des Schlesischen Krieges schrieb Friedrich an ihn: „Mein lieber alter guter Senning! Ich danke Euch, daß Ihr an den guten Begebenheiten Theil nehmt, womit das Glück mich begünstigt. Ihr habt sehr Recht, Euch für mich zu interessiren, da Ihr wißt, wie sehr ich Euer Freund bin. Aus Frieden entsteht Krieg, sagt man immer; aber sicherer entsteht aus Krieg Frieden. Nach der letzten Schlacht (bei Mollwitz) halte ich dafür, daß die Oestreicher außer Stande sind, den Krieg noch länger fortzusetzen und soviel ich urtheilen kann, werde ich als friedlicher Bewohner von Charlottenburg oder Rheinsberg Euch bald wieder umarmen, und Euch mündlich versichern können, wie viel wahre Achtung und Freundschaft ich für Euch habe. Lebt wohl mein lieber Senning."

**) Wie sehr Friedrich, noch als König, seinen alten Lehrer liebte, sah man am Sterbebette des Letzteren. Siegreich in Berlin einziehend, erfuhr der König, daß du Han auf dem Tode liege, und eilte in Begleitung seines Bruders, des Prinzen Heinrich, sogleich in die entfernte Wohnung desselben. „Mein lieber du Han," sprach er, an das Lager des Greises tretend, wie schmerzt es mich, Sie in diesem Zustande zu finden. Wollte Gott, ich könnte etwas zu Ihrer Wiederherstellung und Linderung Ihrer Leiden beitragen. Sie sollten dann sehen, welche Opfer Ihnen meine Dankbarkeit mit Freuden darbringen würde." du Han war schon sehr schwach. „Ew. Majestät noch einmal gesehen zu haben," sagte er, „ist der süßeste Trost, der mir zu Theil werden konnte. Nun wird mir das Sterben leichter werden; mit mir ist es aus!" Bei diesen Worten machte er eine Bewegung, des Königs Hand zu ergreifen und zu küssen. Friedrich gestattete es nicht, warf ihm einen Kuß

Digitized by Google

Er lernte die Philoſophie und die Poeſie der Franzoſen, auch, in Ueberſetzungen, die Schriften der Griechen und Römer kennen und gewann ſie für immer lieb. Hatte er Vormittags dem Zwange gefröhnt, den Zopf getragen, ſich in die enge Uniform geſchnürt und bei der Tafel ſich genirt, ſo mußten die Nachmittage ihn dafür entſchädigen. Da eilte er auf ſein Zimmer, warf die Uniform in einen Winkel, ließ ſich nach der Mode friſiren, band einen Haarbeutel ein, zog einen Schlafrock von goldenem Brokat an, ſtudirte und machte Verſe.

Auch im Klavierſpiel genoß Friedrich Unterricht, und zwar hatte man ihm den Dom-Organiſten Heine zum Lehrer gegeben. Der König erlaubte jedoch nicht, daß er etwas Anderes als Pſalmen auf dem Klavier ſpielen durfte und ſo wurde ihm dieſe Unterhaltung verleidet. Sechszehn Jahr alt war der Prinz, als im Gefolge des Königs Auguſt von Polen der Flötenbläſer Quanz nach Berlin kam und vor dem Hofe ſich hören ließ. Sein unübertreffliches Spiel riß den Prinzen zur Bewunderung hin und begeiſterte ihn zu dem Entſchluſſe, die Flöte bei dieſem Meiſter zu lernen. Dies war aber ſchwer auszuführen: der König von Polen wollte Quanz nicht aus ſeinem Dienſte entlaſſen und Friedrich Wilhelm — dies war voraus zu ſehen — würde ſeinem Sohne ein ſo ſanftes Vergnügen nie erlauben. Die Königin wußte es jedoch zu vermitteln, daß dem Prinzen ſein Wunſch erfüllt wurde: Quanz kam zweimal des Jahres heimlich von Dresden nach Berlin, und gab dem Prinzen, ganz in der Frühe, oder, was gewöhnlicher war, Abends zwiſchen 4 und 7 Uhr, Unterricht auf ſeinem Inſtrumente. Einſt hätte ihn der König beinahe überraſcht und der Künſtler würde dann das Schickſal des lateiniſchen Sprachlehrers gehabt haben. Es verblieb ihm nur gerade noch ſo viel Zeit, ſich in ein kleines zum Einheizen beſtimmtes Kabinet zu retten, während Friedrich die Muſikalien und die Flöte wegſchaffte und in die Uniform fuhr. Zornig trat der König ein, entdeckte die hinter den Tapeten verborgenen Bücher und Schlafröcke und entfernte ſich nur erſt nach einer langen Strafpredigt, die der verſteckte Quanz zitternd mit anhörte. Die Schlafröcke warf er ins Feuer und die Bücher ließ er

zu und ſchied von ihm mit dem ſchmerzlichen Ausruf: „Nein, dies läßt ſich nicht länger ertragen.“

Digitized by Google

an den Buchhändler Haude zurückverkaufen. Aller dieser Verdrießlichkeiten ungeachtet blieb die Flöte der theuerste Zeitvertreib des jungen Fürsten und man weiß, wie meisterhaft er in der Folge dieses Instrument zu handhaben wußte.

Ein ähnliches tragisches Schicksal wurde einst dem langen schönen Haare zu Theil, welches der Prinz, in der Einsamkeit seines Zimmers, der Fessel des lästigen Zopfes entledigt hatte. Unvermuthet trat der König in Begleitung des Hof-Chirurgus Sternemann ein, befahl dem Letzteren, einen Stuhl mitten ins Zimmer zu stellen und sprach dann barsch zu dem Prinzen: „Setze dich darauf!" Friedrich wußte nicht, was dies bedeuten solle, wurde aber bald aus dem Traume gerissen. Ein Grenadier trat ein, der König gebot ihm näher zu kommen, wandte sich dann an den Chirurgus und sprach: „Sieht Er wohl, gerade so muß Er dem Prinzen die Haare verschneiden." — Dem Prinzen traten Thränen in die Augen, doch machte er keine Miene, dem Willen seines Vaters zu widersprechen. Selbst der Chirurgus, ein roher Kerl, wurde davon gerührt und band den Haarbeutel mit einer fast grenzenlosen Langsamkeit los. Der König warf ihn sogleich aus dem Fenster. Noch langsamer als vorhin, begann der Chirurgus die Haare abzutheilen und zu kämmen, so daß dem Könige die Zeit lang wurde. Seine Aufmerksamkeit wurde auf einige auf dem Tische liegende Landkarten gelenkt; dann begann der Chirurgus ein Gespräch mit dem Grenadier, welches den König nicht minder interessirte. Er vergaß das Haar des Prinzen; der Chirurgus benutzte die Zeit, schob es mit vieler Gewandheit in den fest an den Nacken gebundenen Zopf, schnitt nur vorn wenige Haare ab und wußte die übrigen so in die vorgeschriebene Form zu zwängen, daß der König, damit ganz zufrieden, dem Prinzen die Hand mit den Worten reichte: „Nun Fritz, besieh dich einmal im Spiegel. Jetzt siehst du doch aus, wie ein braver Soldat."

Friedrich zeichnete sich schon als Knabe durch eine angenehme Gesichtsbildung, mehr als gewöhnlichen Anstand, den er vielleicht den frühzeitigen militairischen Uebungen verdankte, große Wißbegier und Geistesgegenwart aus. Sein Vater machte ihn am 3. Mai 1725 zum Hauptmann bei den Kadetten, gab ihm bald darauf eine Kompagnie bei dem Potsdamer-Leib-Regiment und im Jahre 1728 die Stelle eines Oberst-Lieutenants. Aber wiewohl der Prinz

Digitized by Google

ſich alle den Plackereien unterzog, die der militairiſche Dienſt ihm auflegte, blieb es doch ſeinem rauhen Vater nicht verborgen, daß er noch andere Neigungen, als die eines Soldaten habe. Wie mußte er, der die Muſen nicht dem Namen nach kannte und ſie höchſtens für verlaufene liederliche Weibsbilder hielt, es aufnehmen, als er hörte, wie ſein Thronfolger ſo gänzlich aus der Art ſchlage, daß er Verſe mache und Flöte ſpiele! Friedrich Wilhelm ſollte nicht einen Krieger, ſondern einen franzöſiſchen Gecken zum Thronfolger haben! Der Gedanke war unerträglich und begann eine unnatürliche Abneigung in das Herz des Vaters zu flößen. Dabei fehlte es nicht an Zuträgern, welche das unter der Aſche glimmende Feuer begierig unterhielten *). Schon hatte der König den Entſchluß gefaßt, den Prinzen von der Thronfolge auszuſchließen und nur die Geiſtesgegenwart des Letztern konnte die Ausführung dieſes Entſchluſſes verhindern. Wohl wiſſend, wie heilig der Vater das ſechste Gebot halte, antwortete er auf ſolche Zumuthungen immer: „er wolle der Erbfolge entſagen, wenn ſein Vater öffentlich und vor allen Höfen Europa's erkläre, daß er (der Prinz) ein von ihm außer der Ehe erzeugtes Kind ſei.“

Gelang es dem Könige alſo nicht, ſich eines in ſeinen Augen ſo unwürdigen Thronfolgers zu entledigen, ſo ließ er denſelben dafür auf andere Weiſe ſeinen Groll deſto härter empfinden. Er ſtellte ihn im Tabakskollegium und auf Jagden dem Spotte der Untergebenen blos, weil Friedrich weder am Tabaksdampfe, noch an der Sau-Hetze Vergnügen fand; er ſtrafte ihn oft ohne hinlänglichen Grund mit Arreſt bei Waſſer und Brot. Er erfuhr, daß der Prinz Schulden gemacht hatte; ein in ſeinen Augen unverzeihliches Vergehen **). Um ihn dafür zu ſtrafen und zu beſchimpfen, erneuerte

*) Auch den Thorheiten der Liebe blieb Friedrich nicht fremd. „Ich war ein étourdi,“ bekannte er im ſpätern Alter ſelbſt, „und verdiente den Zorn meines Vaters; doch äußerte ſich dieſer in unnatürlicher Heftigkeit.“ v. Raumer, Friedrich der Große S. 434.

**) Einſt nahm der König ihn mit in die Schatzkammer. Als beide bei einem Geldſacke vorüber kamen, der ſich unter ſeiner eigenen Laſt zur Erde geneigt hatte, ſtreckte Friedrich die Hand darnach aus und ſprach in muthwilligem Tone: „Sei ruhig, dein Erlöſer lebt!“ Friedrich Wilhelm gerieth darüber in großen Zorn und der vermeintliche Verſchwender durfte die Schatzkammer nie wieder beſuchen.

Digitized by Google

er ein Edikt, daß bei Karren- und selbst bei Lebensstrafe Niemand an Minderjährige, und wenn es Mitglieder der Königlichen Familie wären, Darlehen machen solle.

Auf solche Weise konnte dem jungen lebhaften Prinzen, der alle diese Mißhandlungen nicht stillschweigend zu erdulden vermochte, das Leben im väterlichen Hause nur zur Hölle werden. Der Gedanke, durch eine von seiner Mutter projektirte Heirath besser situirt zu werden, hielt ihn für einige Zeit aufrecht. Die Königin wünschte nämlich, sich mit dem Englischen Hause durch eine Doppel-Heirath zu verbinden, durch welche die Preußische Prinzessin Wilhelmine in der Folge Königin von England, die Englische Prinzessin Amalie hingegen Gemahlin Friedrichs II. geworden sein würde *). Die Ränke des Oestreichischen Gesandten von Seckendorf hintertrieben dieses Bündniß, der König mochte nichts mehr davon wissen und so verschwand für den Kronprinzen die letzte Aussicht, aus der unmittelbaren Nähe seines Vaters zu kommen.

Ohne Zweifel hatte Friedrich, indem er sich vom Hofe abzusondern suchte, zu sehr auf schlechte Rathgeber gehört, und sich einem Lebenswandel hingegeben, der in der That nicht ganz tadellos sein mochte. Wenigstens läßt es sich nur hieraus erklären, daß er endlich den Entschluß faßte, sich der väterlichen Aufsicht durch die Flucht zu entziehen **) und bei seinem Oheim in England eine bessere Zeit abzuwarten. Seine Vertrauten hiebei waren, außer der Prinzessin Wilhelmine, seine Freunde, der Gensd'armerie-Lieutenant von Katte und der Königliche Page Keith. Katte wußte sich sehr angenehm zu machen und hatte sich durch die Theilnahme, die er an dem Loose des Prinzen zeigte, und durch die Uebereins-

*) Sie war schön und Friedrich hatte sie im Bilde und aus den Erzählungen seiner Mutter liebgewonnen. Sie wurde ein Jahr älter als Friedrich, starb im jungfräulichen Stande und soll Friedrichs Bildniß zeitlebens auf der Brust getragen haben.

**) Im siebenjährigen Kriege, fast dem Erliegen nahe, sagte er zu Mitchel: „Ich war lange unglücklich und ward von meinem Vater hart behandelt. Zur Reise aber kam mein Entschluß dadurch, daß mich mein Vater eines Tages schlug und bei den Haaren riß: in diesem aufgelösteten Zustande ward ich gezwungen über die Parade zu gehen. Von diesem Augenblick an war ich entschlossen, es um jeden Preis zu wagen." v. Raumer, Friedrich und seine Zeit S. 434.

Digitized by Google

ſtimmung in den jugendlichen Neigungen bei dieſem ſehr einzuſchmeicheln gewußt, wiewohl er ſonſt nicht eben empfehlenswerthe Eigenſchaften hatte, namentlich eitel, ſittenlos, unvorſichtig und leichtſinnig war. Einen weit edleren Charakter zeigte Keith; er war ſanft, ruhig und überlegend und hatte durch frühzeitige Warnungen von bevorſtehenden Unannehmlichkeiten dem Prinzen manchen guten Dienſt geleiſtet. Schon auf einer Reiſe, die der Prinz im Gefolge ſeines Vaters, im Jahre 1730, zu dem Luſtlager nach Mühlberg machte, ſollte der Plan ausgeführt werden, doch kam es wegen mancherlei Hinderniſſen, die ſich entgegen ſtellten, diesmal nicht dazu. Günſtiger erſchien die Gelegenheit, als, einen Monat ſpäter, der König eine neue Reiſe durch einen großen Theil Deutſchlands unternahm und ſich dabei die Stadt Weſel, zum Ziel ſetzte. Keith, der eben als Offizier hieher verſetzt worden war, ſollte dabei thätig ſein. Allein die Sache wurde in der Nähe von Frankfurt entdeckt; der König ließ den Prinzen auf ein Schiff bringen, um als Gefangener nach Weſel geführt zu werden. Sein Zorn war ſo groß, daß noch am folgenden Tage, als er ſelbſt das Schiff beſtieg, er den Prinzen bei den Haaren faßte und ihm mit dem Knopfe ſeines Stocks die Naſe blutig ſtieß. In Weſel angelangt, wäre die Scene faſt noch ernſthafter geworden. Der König nannte den Prinzen einen feigen Ausreißer ohne Ehre und zuckte den Degen, als ihm der Kommandant, General von Moſel in den Arm fiel und ausrief: „Tödten Sie mich, aber verſchonen Sie Ihren Sohn.“ Daß unter dieſen Umſtänden die Vertrauten des Geheimniſſes ein ſehr trauriges Schickſal haben mußten, war vorauszuſehen. Glücklicher Weiſe fand der Prinz Zeit, den edlen Keith zu warnen. „Sauvez-Vous,“ ſchrieb er ihm mit Bleiſtift, „tout est découvert.“ Keith rettete ſich glücklich nach Holland und England, trat ſpäter in Portugieſiſche Dienſte und kehrte erſt nach Friedrichs Thronbeſteigung nach Berlin zurück. Katte dagegen, der ſich unvorſichtigerweiſe in Berlin verweilte, wurde vom Verhaftsbefehle des Königs ereilt und ſah ſeinem Schickſale mit Schrecken entgegen.

Man wird mit der Heftigkeit des Königs einigermaßen ausgeſöhnt, wenn man ſieht, daß das Benehmen ſeines Sohnes ihm wirklichen Kummer machte. „Meine liebe Frau von Kamecke,“ ſchrieb er an die Oberhofmeiſterin der Königin in einer ihm ſonſt nicht eigenen zarten Weiſe, „Fritz hat deſertiren wollen. Ich habe

Digitized by Google

Digitized by Google

mich genöthigt gesehen, ihn arretiren zu lassen, und bitte Sie, auf eine gute Art meine Frau davon zu unterrichten, damit solche Neuigkeit dieselbe nicht erschrecke. Uebrigens beklagen Sie einen unglücklichen Vater." — Den Prinzen selbst brachte man auf einem Umwege nach Treuenbrietzen und von da nach Mittenwalde, einem 3 Meilen von Berlin entfernten Städtchen, wo sich eine Militair-Kommission unter dem Vorsitz seines Feindes, des Feldmarschalls und Ministers von Grumbkow zu seinem Verhör versammelt hatte. Wohl einsehend worauf der anmaßende Grumbkow hinaus wollte, wies der Prinz ihn auf das Nachdrücklichste in seine Schranken zurück. „Ich glaube über Alles erhaben zu sein," sprach der Prinz schließlich mit Stolz und Selbstgefühl: „mein Muth wird größer sein als mein Unglück;" und als Grumbkow ihm eröffnete, daß er auf des Königs Befehl nach Küstrin in Haft gebracht werden sollte, setzte er hinzu: „Gut! ich will dorthin gehen; können aber nur Bitten mir die Freiheit wieder verschaffen, so werde ich dort gewiß sehr lange bleiben." Man schickte ihn nun wirklich nach Küstrin, wo er in der Citadelle 9 Wochen lang wie ein gemeiner Verbrecher gefangen saß. Anfangs genoß er hier noch einige Bequemlichkeiten, die ihm aber der König bald entziehen ließ. So pflegte er sich die Zeit dadurch zu vertreiben, daß er bis spät in die Nacht hinein las; als man dieses dem Könige meldete, befahl er dem Prinzen nicht länger Licht zu gestatten, als bis 8 Uhr Abends. Von diesem Befehl war der Prinz nicht unterrichtet; als nun um 8 Uhr der wachthabende Offizier ins Zimmer trat, um, freilich etwas ungezogen, ohne Weiteres das Licht auszulöschen, gab ihm der Prinz in der ersten Aufwallung seines Zornes ein Paar Ohrfeigen; eine Behandlung, die den Gezüchtigten so tief kränkte, daß er sich am folgenden Morgen erschoß. Sein Nachfolger im Wachtdienste wußte die unangenehme Pflicht besser zu erfüllen; er kam schon vor 8 Uhr, setzte ein Feuerzeug und zwei Wachskerzen auf den Tisch und sprach: „Es ist des Königs Majestät ausdrücklicher und strenger Befehl, daß ich Ew. Königlichen Hoheit die Lichter auf den Glockenschlag 8 auslöschen soll, ich hoffe daher, daß Höchstdieselben es gnädigst erlauben werden." „Wenn es meines Vaters Befehl ist," entgegnete der Prinz, „muß ich mich darein fügen." — Es schlug jetzt 8 Uhr; der Lieutenant löschte die brennenden Lichter aus, schlug dann aber sogleich wieder Licht, zündete die Wachsker-

Digitized by Google

zen an und ſprach: „Des Königs Befehl iſt erfüllt, Ihre Kerzen ſind ausgelöſcht; die meinigen auszulöſchen iſt mir nicht geboten.“ Damit wünſchte er dem Prinzen eine angenehme Ruhe. Dieſer Offizier war der nachmalige General Fouqué.

Andererſeits ſuchte der Kammer-Präſident von Münchow dem unglücklichen Gefangenen ſein Schickſal möglichſt zu erleichtern. Statt des gewöhnlichen kleinen Arreſt-Behältniſſes, in welches er hatte geführt werden ſollen, räumte er ein etwas beſſeres und größeres Zimmer, das mit zu ſeiner Wohnung im Schloſſe gehörte, ihm ein und ſetzte dieſe wohlwollende Handlung nicht ohne große Hinderniſſe ins Werk. Von anderen Bequemlichkeiten, Geſellſchaft, Schreibzeug u. ſ. w. war dagegen keine Rede. Der Fußboden war ſein Bett, ein ſchlechter blauer Ueberrock ſeine Bekleidung, ein hölzerner Schemel ſein Sitz; an Büchern gab man ihm die Bibel und das Geſangbuch. Alle drei Stunden überzeugte man ſich von dem Daſein des Gefangenen. Ein gewiſſer Hofrath Blockmann beſorgte die Speiſen, welche mager und vom Könige ſelbſt vorgeſchrieben waren; ſie wurden zerſchnitten gebracht und der Prinz mußte ſie mit den Fingern zu ſich nehmen. Bei aller Strenge der Bewachung fand indeſſen die Gemahlin des Präſidenten von Münchow Mittel, ihm einige Annehmlichkeiten zu verſchaffen. In einer am Leibſtuhl verborgenen Taſche ließ ſie ihm Wachslichte, Bücher und Briefe zugehen; ihr ſiebenjähriger Knabe ſchlüpfte, wenn die Thüren geöffnet wurden, mit hinein und trug Federn, Papier, Meſſer, Obſt, Backwerk, alles in ſeinen Kleidern verborgen, zu. Das Kind ſprach etwas franzöſiſch, ließ ſich öfters mit einſchließen und war dem Prinzen ein angenehmer Geſellſchafter in der Einſamkeit.

In Berlin erging unterdeſſen ein furchtbares Gericht über Alle, die mit dem Prinzen irgend in Berührung geſtanden hatten. Die Prinzeſſin Wilhelmine, welche um das Vorhaben der Flucht gewußt, erhielt Fauſtſchläge ins Geſicht und wurde nur durch eine Kammerfrau vor härteren Mißhandlungen geſchützt. Der Großbritaniſche Geſandte wurde aus Berlin verwieſen und ein Miniſter entlaſſen; mehrere Herren und Damen vom Hofe wurden verhaftet oder fortgejagt; ein Küſter, welcher dem Prinzen ſeine Bücher beſorgt hatte, kam um ſeinen Dienſt; der erſte Kammerdiener wurde zur Karre verurtheilt und nach Spandau gebracht; ein unſchuldiges Mädchen, die ſechzehnjährige Doris Ritter, eines Kantors

Digitized by Google

Tochter in Potsdam, welche der Kronprinz wegen ihrer schönen Stimme liebte und ihr kleine Geschenke machte, befahl der König, erstlich vor dem Rathhause, dann vor des Vaters Hause und dann auf allen Ecken der Stadt auspeitschen zu lassen und alsdann auf ewig nach Spandau in das Spinnhaus zu bringen; ihre unglücklichen Eltern mußten das Land meiden. Diejenigen, welche dem Prinzen Geld geliehen, gingen desselben verlustig und wurden überdem noch mit Geldstrafe belegt *). Der Lieutenant von Katte wurde dem Könige in einem leinenen Gensd'armen-Kittel vorgeführt; er riß ihm das Ordenskreuz vom Halse und trat ihn mit Füßen. Um über den Prinzen ein Urtheil zu fällen, berief der König ein Kriegsgericht, in welchem er selbst den Vorsitz führte und seinen Sohn nicht als Prinzen, sondern als Offizier beurtheilt wissen wollte. Er erklärte ihn für einen Deserteur und Schuldenmacher und behauptete, daß er den Tod verdient habe. Mehrere Schmeichler stimmten darin überein: nicht so der ehrliche Feldmarschall von Natzmer, der Fürst von Dessau und der General-Major von Buddenbrock. Der Letztere riß seine Weste auf und sagte unerschrocken: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meins; jenes bekommen Sie nicht, solange ich noch sprechen darf." Die Uebereinstimmung so vieler wackeren Männer brachte den leidenschaftlichen König zur Besinnung und er äußerte sich in gelinderen Ausdrücken. Auch mehrere auswärtige Höfe verwendeten sich für den Prinzen und so wurde das Todes-Urtheil zurückgenommen.

Hatte der König sich hier überstimmen lassen, so wollte er dafür seine ganze Strenge an einem andern Opfer, dem Lieutenant von Katte auslassen. Von der Folter rettete ihn nur der Graf Seckendorf, der mit ihm verwandt war. Das Kriegsgericht ver-

*) Auch der Goldschmied Lieberkühn in Berlin verlor ein dem Prinzen gemachtes Darlehn, doch kam er ohne weitere Strafe davon. Er starb später und sein Sohn setzte das Geschäft fort. Nach dem siebenjährigen Kriege ließ Friedrich bei diesem ein goldenes Tafel-Service anfertigen und ihm dazu eine Menge alter goldener Gefäße einhändigen. Mehrere dieser Gefäße waren mit Edelsteinen besetzt, deren Werth sich auf 2500 Thaler belief. Lieberkühn brach sie aus und bat den König um Bescheid, an wen er sie abliefern solle? „Ich erinnere mich," antwortete Friedrich, „daß ich Euch noch schuldig bin und ich will, daß davon nicht weiter geredet werde. Ihr könnt die Steine behalten."

Digitized by Google

hängte Kassation und lebenslänglichen Festungs-Arrest über ihn, aber der König verlangte seinen Tod, und Niemand vermochte ihn davon zurückzubringen. Vergebens bat die Königin für ihn; vergebens fielen der alte Generallieutenant von Katte, sein Vater, und der noch ältere Feldmarschall von Wartensleben, sein Großvater, dem Könige zu Füßen; vergebens wendete der Verurtheilte sich selbst in den reuevollsten und demüthigsten Ausdrücken an den Monarchen. Friedrich Wilhelm hielt es schon für eine Gnade, daß er ihn nicht mit glühenden Zangen zerreißen und am Galgen aufknüpfen ließ. Das Todes-Urtheil sollte in Küstrin vor den Fenstern des gefangenen Kronprinzen vollzogen, und der Gefangene mußte zu dem Ende dorthin geschafft werden. Am 6. November 1730 Morgens holte die Wache den Unglücklichen aus dem Gefängnisse ab und führte ihn vor den Fenstern des selbst so niedergedrückten Prinzen vorbei, der erst jetzt durch den anwesenden Kommandanten, General Löpel, und den Präsidenten von Münchow von dem schrecklichen Schicksale seines Freundes etwas erfuhr! „Pardonnez-moi, mon cher Katte," rief Friedrich, sich an das Fenster drängend, ihm zu, und der Unglückliche erwiederte: „La mort est douce pour un si aimable Prince." Ueberraschung und Schmerz verhinderten Friedrich weiter zu sprechen; er konnte den Anblick nicht ertragen, trat bewußtlos und mit thränenden Augen vom Fenster zurück und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Unterdessen wurde — so hatten die Freunde Friedrich's es ohne Zweifel veranstaltet, damit er nicht Zeuge des gräßlichen Schauspiels sein dürfe — Katte auf den Wall geführt, wo er knieend auf einem Sandhaufen, standhaft und gelassen, den Todesstreich empfing.

Friedrich konnte sich erst am Nachmittage von den Gemüths-Erschütterungen dieses Morgens erholen. Er ließ den Feldprediger Müller kommen, welcher dem Hingerichteten in seinen letzten Stunden beigestanden hatte, erkundigte sich nach der Art und Weise seines Todes und vernahm dessen letzte Worte: Katte sei ohne Widerwillen gegen seinen fürstlichen Freund aus der Welt gegangen, habe den Tod als eine Strafe Gottes für seinen Ehrgeiz und seine Religionsverachtung angesehen und bitte den Prinzen, seinen Widerstand fahren zu lassen und sich seinem Vater gehorsam zu unterwerfen.

Digitized by Google

Ohne Zweifel ging in dieſem Augenblicke eine für ſeine ganze Zukunft wichtige Veränderung in dem Herzen des Prinzen vor: es war ihm die Ueberzeugung gekommen, daß der Menſch in der Welt nie ganz unabhängig ſei, ſondern mehr oder weniger ſich immer einem fremden Willen ſubordiniren müſſe. Sein Freund hatte dieſe Wahrheit mit ſeinem Blute beſiegelt! Friedrich war, was man zerknirſcht nennt und dieſer Zuſtand iſt folgenreich für alle Zukunft; ſein Widerſtand war gebrochen und ging in Ergebung über. Er hörte den Feldprediger mit Rührung an und wies die religiöſen Geſpräche, die er auf Königlichen Befehl mit ihm halten mußte, nicht mehr zurück, ſondern ſuchte ſie ſogar. Er räumte ein, ſich bei den Verhören in Mittenwalde vergangen zu haben, ſetzte aber hinzu, es würde nicht geſchehen ſein, wenn man ſtatt der Drohungen Güte gebraucht hätte. Er ſchien ſogar die Zuſprüche des Predigers als Zubereitungen zu ſeinem eigenen Tode anzuſehen. — Der König hörte dieſen Sinneswechſel gern und er begann den reuigen Sohn wieder zu Gnaden anzunehmen. Er ließ ihm vorſtellen, wie ſchwer er gegen Gott, gegen ihn (den König) und gegen ſeine eigene Ehre geſündigt, indem er Geld geliehen habe, das er nicht wieder bezahlen könne, und indem er habe deſertiren wollen. Er erlaubte ihm, aus Gnade, freies Ausgehen in die Stadt Küſtrin und ließ ihm Beſchäftigung zuſagen. Friedrich, der zu einer anderen Zeit dies alles als Tyrannei angeſehen hätte, wußte jetzt, wo er noch Aergeres erwartet, die Größe der väterlichen Güte zu ſchätzen; er leiſtete, auf des Königs Verlangen, einen Eid, daß er gegen Niemanden, der ihm zuwider geweſen, Rache ausüben, daß er ſich gegen Gott fromm und gegen ſeinen Vater gehorſam verhalten, ohne väterliche Erlaubniß keine Reiſe vornehmen, auch keine andere Gemahlin wählen wolle, als die ihm der Vater beſtimmen werde. Sonnabends den 25. November ſchwur er dieſen Eid; am folgenden Tage führte man ihn aus ſeinem Arreſt in die reformirte Kirche zur Predigt und damit hörte die eigentliche Gefangenſchaft auf *). Viel gewann er bei ſeinem Vater, als er

*) Der würdige Präſident von Münchow, welcher mit ſeiner Familie ſich nicht geringer Verantwortlichkeit ausſetzte, als er dem Prinzen Erleichterungen mannichfacher Art zu bereiten ſuchte, fragte ihn jetzt: wie er dereinſt als König ſich gegen ſeine dermaligen Feinde zu verhalten gedenke? „Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt ſammeln!“ entgegnete der Prinz. Und er hielt

dieſen durch den nach Wuſterhauſen zurückkehrenden Feldprediger Müller um die Zurückgabe des Portepées bitten ließ. „Wie!“ ſchrie der König laut, „iſt denn Fritz auch Soldat? Nun, das iſt ja gut.“

Von der völligen Begnadigung des Prinzen war noch nicht die Rede. Ein ganzes Jahr mußte er in Küſtrin bleiben und als jüngſter Kriegs- und Domainen-Rath ſich allen Beſchäftigungen und Kommiſſionen unterziehen, die mit einem ſolchen Amte verbunden waren. „Fritz ſoll nicht blos unterſchreiben, er ſoll ſelbſt arbeiten,“ hatte der König befohlen. Gewiß war dieſe Zeit für den Prinzen und für ſeine dereinſtigen Unterthanen von großem Nutzen, denn er lernte die Verwaltung von der praktiſchen Seite kennen und erfuhr, was ein König nie erfährt: wieviel da zu wünſchen übrig bleibt! Nebenbei verſäumte er nicht ſeine Lieblingsbeſchäftigungen, Muſik und Dichtkunſt fortzuſetzen. Seine Erholung war die Jagd, die er damals faſt ebenſo leidenſchaftlich liebte, wie ſein Vater. Wenn er in amtlichen Geſchäften reiſte, pflegte er in ſeinem offenen Wagen geladenes Jagdgewehr zu haben, damit, wenn ihm unterwegs ein Wild aufſtieß, er das Vergnügen der Jagd ſogleich genießen könne. Auf einer von dieſen Reiſen begegnete es ihm, daß er einen Handſchuh fallen ließ; er bückte ſich, um ihn noch während des Fallens zu erhaſchen, lehnte ſich dabei über das geladene Gewehr hin und berührte es wahrſcheinlich mit dem rechten Arme zu ſtark, denn es brannte los und der Schuß ging ihm dicht am Ohre durch den Hut. Erſchüttert von dem Gedanken, wie gefährlich dieſer Augenblick ihm hätte werden können, ſprang er aus dem Wagen, zerſchmetterte die Büchſe, und hat in ſeinem Leben nie wieder einen Jagdſchuß gethan. Seine reiferen Ueberlegungen ließen ihn zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Vergnügen der Jagd ein barbariſches ſei.

Die Vermählung von Friedrich's älterer Schweſter Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth, welche der König — leider ohne das Herz ſeiner Tochter zu befragen — zu Stande gebracht, gab endlich Gelegenheit zur vollſtändigen Ausſöhnung.

Wort; er ſetzte Keinen zurück, von dem er wußte, daß er ein hartes Urtheil über ihn geſprochen hatte. Den Oberſten von Derſchau, der ihn zum Tode verurtheilt, ernannte er zum General-Major, und deſſen Sohn ſpäter zum Miniſter.

Digitized by Google

Man wagte ihm bemerklich zu machen, wie die Freude seiner Gemahlin über diesen Tag ohne die Gegenwart ihres Lieblingssohnes nur unvollkommen sein würde, und der König nahm sich daher vor, den Seinigen einmal etwas Angenehmes zu bereiten. Er ließ den Prinzen heimlich aus Küstrin kommen und hielt ihn am Hochzeitsfeste, welches ihn mit der besten Laune erfüllte, bis gegen Ende der Tafel versteckt. Dann entfernte er sich, trat bald darauf mit dem Prinzen in den Saal und führte ihn der Königin mit den Worten zu: „Seht Ihr, Madame, da ist nun der Fritz wieder!" Voll freudigen Erstaunens schloß sie ihn in ihre Arme und dieser Moment belohnte auch der bedauernswerthen Braut alle die trüben Stunden, die sie seinetwegen erlebt. Einige Tage später nahm der König, auf die Bitte des Fürsten von Dessau und der übrigen Generale, den Prinzen wieder in den Militairdienst auf und umarmte ihn öffentlich unter väterlichen Ermahnungen. Indessen schickte er ihn noch ein Jahr nach Küstrin zurück, um sich in der ihm dort angewiesenen Stellung weiter zu vervollkommnen.

Auch diese Zeit verstrich; Friedrich hatte sich in den Willen seines Vaters ergeben und that dieses auch fernerhin. Er ließ es geschehen, daß der König nun auch ihn vermählen wollte. Es war die Rede davon gewesen, ihn mit einer östreichischen Prinzessin und zwar mit Maria Theresia zu vermählen, da der östreichische Hof aber damit umging, ihn zum Katholiken zu machen, blieb diese Verbindung auf sich beruhen *). Damit aber nicht eine andere dem östreichischen Interesse nachtheilige Heirath zu Stande komme, wußte der Wiener Gesandte Graf von Seckendorf die Wahl auf Maria Theresia's Nichte, die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, zu lenken. Indem er aber nicht bedachte, daß er durch seine Einmischungen in Friedrich's Angelegenheiten dessen Haß immer mehr auf Oestreich ziehe, wurde er so zugleich die Veranlassung, daß später der ganze Verdruß auf Oestreich zurückfiel. Am 10. Juni 1733 erfolgte die Trauung (durch den berühmten Mosheim) auf dem Braunschweig'schen Lustschlosse Salzdalen. Friedrich gab der Braut, die ein besseres Loos verdient hätte, seine Hand, aber nicht sein Herz; er schätzte, er ehrte, bedauerte sie, suchte ihr durch alle nur erdenklichen Annehmlichkeiten ihr Schicksal zu erleich-

*) Förster, Friedrich Wilhelm I. S. 253.

Digitized by Google

tern; ein Weiteres vermochte er nicht. Sie achtete und verehrte ihn wieder, aber von einer ehelichen Vereinigung war nicht die Rede. Man blieb sich fremd, sah sich selten, und Friedrich hatte kaum den Thron bestiegen, als er seinen ältesten Bruder für den Thron-Erben erklärte *).

Der König seiner Seits glaubte, nach Stiftung dieser Ehe ein großes und rühmliches Werk hinter sich zu haben. Er machte der Prinzessin außerordentliche Geschenke, gab dem Kronprinzen die Herrschaft Ruppin zum Leibgedinge, kaufte für ihn das Lustschloß Rheinsberg und übergab ihm das schöne Ruppin'sche Infantrie-Regiment, aus welchem Friedrich in der Folge seine Garde bildete. Der Prinz pries sich glücklich, und mag wohl im ersten Ausbruch des Gefühls der Freiheit einige der Thorheiten erneuert haben, die er sich vor seinem Arreste in Küstrin zu Schulden kommen lassen; doch scheint es kaum glaublich, daß er solche Streiche verübt haben sollte, wie einige Geschichtsbücher sie ihm zuschreiben **). Im

*) Wohnte Friedrich später mit seiner Gemahlin im Schlosse zu Berlin, was in der Regel zur Faschingszeit und bei vorkommenden Truppen-Musterungen der Fall war, so ließ er sich nicht nur jeden Morgen nach dem Befinden der Königin erkundigen, sondern sandte ihr auch zuweilen eine Art Billet-doux, in welchem er ihr in Prosa oder in Versen in französischer Sprache seine Hochachtung bezeigte. Die Königin erwiederte diese Briefchen auf ähnliche Art. Der französischen Sprache vollkommen mächtig, übersetzte sie eine Menge deutscher religiöser Schriften meisterhaft ins Französische. War eine solche Uebersetzung vollendet und im Druck erschienen, so sandte sie ein Exemplar davon an den König, der an solchen Geschenken wenig Geschmack fand; er dagegen sandte ihr seine Schriften zum Geschenk, die ihr ebenso wenig gefielen Doch selbst das Heterogene ihrer Meinungen störte das gute Verhältniß nicht. Nach Potsdam kam die Königin nicht und sie lernte die dortigen schönen und prachtvollen Anlagen nicht kennen. Der König blieb fern davon, sie nach seinem Lieblingssitze einzuladen und die Königin wiederum war zu bescheiden oder zu stolz, sich ihm aufzudringen. Noch in seinem Testamente vermehrte der König ihre Einkünfte. „Ich verlange," schrieb er, „daß mein Thronfolger die schickliche Hochachtung für die Wittwe seines Oheims und für eine Prinzessin hege, deren Tugend sich immer bewährt hat."

**) Von seinem guten Humor zeugt folgende Anekdote. Die Uniform der Offiziere des ihm übergebenen Regiments hatte Gold als Verzierung. Friedrich erlangte von seinem Vater, daß er Silber an die Stelle des Goldes setzen durfte. Am Tage, wo die neuen Uniformen gegen die alten umgetauscht werden sollten, mußten sich sämmtliche Offiziere auf einer Wiese vor Ruppin versammeln, wo er sie früher oft zu einer fröhlichen Unterhaltung vereint hatte. Man fand hier

Digitized by Google

Schoße der ſchönen Natur, in der Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften, in der Geſellſchaft geiſtesverwandter Freunde und in dem Briefwechſel mit gelehrten und ſchönen Geiſtern aller Art verlebte er in Rheinsberg die glücklichſten Jahre. Folgendes mag zur näheren Kenntniß ſeiner damaligen Umgebungen dienen.

Dietrich, Freiherr von Keyſerling, gehörte zu den Buſenfreunden des Prinzen in dieſer ſeiner beſſeren Zeit. Er ſtammte aus dem Kurländiſchen, war 1698 geboren und hatte ſich mit ſolchem Erfolge den Wiſſenſchaften gewidmet, daß er bei ſeinem Abgange vom Gymnaſium in Königsberg, 17 Jahr alt, an einem Tage vier Reden in griechiſcher, lateiniſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache halten konnte. Mit gleichem Eifer benutzte er ſeine Univerſitätsjahre, widmete ſich der Philoſophie, Mathematik und den ſchönen Wiſſenſchaften und eignete ſich jene Bildung an, die erforderlich iſt, um in der feinen Welt ſein Glück zu machen. Er machte mehrere Reiſen, hielt ſich zwei Jahre in Paris auf und trat dann in Preußiſche Dienſte. Friedrich Wilhelm, der ihn ſchätzte, machte ihn 1724 zum Lieutenant im Küraſſier-Regimente des Markgrafen Albrecht und 1729 zu einem der Geſellſchafter des Kronprinzen, welche letztere Eigenſchaft er bald mit der eines vertrauten Freundes vertauſchte. Er wurde dem Prinzen unentbehrlich, und dieſer ſandte ihn ſogar einſt nach Cirey, um von Voltaire deſſen bekannte und unbekannte Werke für den Muſenſitz Rheinsberg zu erobern. Keyſerling vereinigte die verſchiedenartigſten Eigenſchaften in ſich; bald zeigte er ſich wild aufbrauſend, bald ſanft empfindend; bald war er lauter Scherz, bald lauter Ernſt; in allen die-

---

einen brennenden Scheiterhaufen. Friedrich forderte die Offiziere auf, ſich um das Feuer zu lagern und ließ ihnen Erfriſchungen reichen; dann redete er ſie an: „Da wir hier alle verſammelt ſind, meine Herren, ſo dächte ich, wir erzeigten unſerer alten Uniform die letzte Ehre.“ Damit zog er Rock und Weſte aus, nahm den Hut ab und warf alles in die Flammen. Die Uebrigen folgten gern oder ungern ſeinem Beiſpiel. Jetzt ſchnitt Friedrich mit einem Federmeſſer auch noch das Oberzeug ſeiner Beinkleider auf, ſtreifte es ab und warf es ebenfalls ins Feuer. Die Verlegenheit vieler Offiziere, bei denen das Unterfutter ſich nicht im beſten Zuſtande befand und die doch dem Beiſpiele des Prinzen folgen ſollten, war groß, doch Friedrich's Heiterkeit beſiegte die Scham und man ging allgemein in eine an Ausgelaſſenheit grenzende fröhliche Stimmung über. Die neue Uniform wurde herbeigebracht, die Toilette gemacht und neu uniformirt kehrte der Prinz an der Spitze des Offizier-Korps in die Stadt zurück.

Digitized by Google

sen Eigenschaften aber blieb er gleich liebenswürdig. Sein Witz war unerschöpflich, sein Kopf mit den mannichfachsten Kenntnissen angefüllt. Friedrich gab ihm den Beinamen Cäsarion und wollte ihn zum General bilden; doch erlebte er diese Charge nicht, sondern starb schon 1745 als Oberst.

Ein anderer Liebling des Prinzen war der Freiherr von Knobelsdorf, welcher, 1697 geboren, in Preußischen Kriegsdiensten gestanden hatte, als Hauptmann seinen Abschied nahm, um sich der Malerei und Baukunst zu widmen und nun mit dem Ausbau und der Ausschmückung von Rheinsberg beauftragt war. Seine bereits erlangten Kenntnisse genügten ihm noch nicht: er reis'te, mit Unterstützung des Prinzen, 1736 nach Italien, um die Ueberreste griechischer Kunst zu beschauen und zu studiren. Nach seiner Rückkehr malte er mehrere Bildnisse des Königs, des Prinzen und anderer Freunde in solcher Vollendung, daß nur sein Lehrer Pesne ihn zu erreichen vermochte. Sonst war Knobelsdorf mehr Deutscher als Franzose und besaß mehr Verstand als Witz. Friedrich machte ihn 1740 zum Oberaufseher aller Königlichen Gebäude und zum Geheimen-Finanz-Rathe. Er baute das Schloß Sans-Souci, das Opernhaus in Berlin, den neuen Flügel des Schlosses zu Charlottenburg, verschönerte das Potsdamer Schloß, veränderte den dasigen Lustgarten, legte den Thiergarten bei Berlin an und starb 1753*).

Charles Etienne Jordan war einer der Lieblinge des Prinzen, von welchem unten noch oft die Rede sein wird. In Berlin 1700 geboren, hatten seine Eltern, achtbare Bürgersleute, ihn für den geistlichen Stand bestimmt. Er machte seine Studien in Magdeburg und Genf, kam 1721 nach Berlin zurück und ging 4 Jahre später als Prediger nach Potzlow, einem Dorfe in der Ukermark. Drei Jahre später erhielt er die Stelle eines französischen Predigers in Prenzlow, welches Amt er jedoch aus Gram über den Verlust seiner Gattin 1732 niederlegte. Er ging nach Berlin und machte 1733 eine Reise nach Frankreich, England und Holland. Die Beschreibung dieser Reise, welche er 1735 in französischer Sprache herausgab, erregte die Aufmerksamkeit des Kronprinzen. Er kam

*) Von ihm zu unterscheiden ist der Freiherr Alexander Friedrich von Knobelsdorf, der, 1737 Page beim Kronprinzen, 1741 Preußische Kriegsdienste nahm, 1785 Generallieutenant und 1798 Feldmarschall wurde. Er starb in Stendal 1799.

Digitized by Google

nach Rheinsberg und wurde bald der vertrauteſte Freund des Prinzen. Er zeichnete ſich durch Witz und beißende Satyre, dabei aber auch durch Gutmüthigkeit aus und hatte nur den einzigen Fehler, daß er über die Religion ſpottete, was er indeſſen auf ſeinem Todbette bitter bereute.

Graf von Manteuffel, ehemaliger Kurſächſiſcher Premier-Miniſter, der ſich 1730 von den Staatsgeſchäften zurückgezogen hatte, kam ebenfalls oft in die Nähe des Prinzen. Bereits über das ſechzigſte Lebensjahr hinaus, hatte er ſeinen Körper ſo zu konſerviren gewußt, und beſaß einen ſo unzerſtörbaren Frohſinn, daß man ihn jederzeit gern ſah.

Auch der Sächſiſche Geheime Rath von Suhm, 1691 in Dresden geboren, und ſeit 1720 Geſandter in Berlin, lebte mit dem Prinzen in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen. Suhm machte ihm die Wolff'ſche Philoſophie zugänglich, indem er deſſen Metaphyſik, Logik und Moral, ſo gut es gehen wollte, ins Franzöſiſche überſetzte. Der Prinz lernte den großen Philoſophen ſchätzen und machte ſpäter die Ungerechtigkeit, die ſein Vater an ihm begangen, wieder gut. Suhm unterſtützte den Prinzen oft mit Gelde, wenn die Sparſamkeit ſeines Vaters ihn allzuſehr eingeſchränkt hatte.

Nicht minder machten die ehemaligen Lehrer des Prinzen, du Han, Senning, von Stille einen Theil des Umganges des Prinzen aus. Eine Zeitlang ſpielten auch der Ritter Franz Iſaak von Chazot, aus der Normandie gebürtig und als Soldat und Menſch ausgezeichnet, ſowie der franzöſiſche Geſandte Marquis de la Chétardie hier eine Rolle.

Daß es nicht an Tonkünſtlern fehlte, darf man vorausſetzen und die Namen Graun und Benda ſind weltbekannt. Selbſt des Kammerdieners Fredersdorf müſſen wir gedenken. Dieſer, der Sohn eines Stadt-Muſikanten in Garz, ſtand in Frankfurt an der Oder als Musketier im Schwerinſchen Regiment und fand Beſchäftigung bei dem dortigen Stadt-Muſikus. Als Friedrich einſt als Kronprinz durch die Stadt reiſ'te, brachten ihm die Studenten eine Abendmuſik, bei welcher Fredersdorf die Flöte blies. Friedrich bemerkte ihn, ließ ihn zu ſich kommen und da er ihm gefiel, machte er ihn zu ſeinem Lakai und ſpäter zum Kammerdiener *). Er war

*) Rödenbeck, Tagebuch S. 36.

Digitized by Google

ein langer und schöner Mensch, klug und verschmitzt und wußte sein Glück zu machen.

Noch vieler anderen Männer, wohin namentlich Algarotti, Voltaire, Maupertuis, Rollin, d'Alembert und Fontenelle gehören, müssen wir erwähnen, mit denen Friedrich in Briefwechsel stand. Voltaire betete er an, solange er ihn blos aus seinen Schriften kannte; als er ihn aber persönlich sah und mit den physischen und moralischen Mängeln dieses Genie's vertraut wurde, schwand seine Verehrung bedeutend und er schätzte nur an ihm noch seine Talente. Einen edleren Charakter besaß d'Alembert und er lebte später fast 30 Jahre lang an Friedrich's Hofe. In Rheinsberg, seinem Tuskulum, durfte Friedrich sich ungestört der Dichtkunst widmen, an der er Zeit seines Lebens mit dem größten Vergnügen hing. Seine Verse sind rein und gefällig; seine Dichtergabe — sagt Garve — zeichnete sich nicht durch einen hohen Flug der Einbildungskraft, durch Größe und Verwickelung der Entwürfe, auch nicht durch Erfindung neuer Stoffe oder durch Erhabenheit aus; ihre Eigenthümlichkeiten waren die Anmuth, Lebhaftigkeit und Leichtigkeit der Verse und der durch sie dargestellten Gedanken. Nicht große Kunstprodukte, wohl aber einzelne interessante Gemälde und Darstellungen haben wir ihm zu verdanken; und diese entströmten seiner Feder zu jeder Zeit ohne irgend eine Anstrengung.

Das Schloß und die Umgebungen zu Rheinsberg hatte der Prinz nach seinem, wie bekannt, klassischem Geschmack einrichten lassen, doch ärgerte er seinen Vater von Neuem durch die über dem Portal angebrachte Inschrift: **Friderico tranquillitatem colenti** *), denn diese Inschrift schien anzudeuten, daß der künftige Regent sich auf das Nichtsthun und das Wohlleben legen werde. Doch beruhigte sich der König wieder, wenn Friedrich seine Küche mit selbst gebauten Garten-Erzeugnissen aller Art beschenkte, auch wohl vernahm, daß der Prinz in seiner Einsamkeit sich nicht blos mit der Muse, sondern auch mit dem Studium der Kriegskunst beschäftige. Daß der kriegerische Ruhm für ihn viel Lockendes habe, ging daraus hervor, daß er unter seinen militairischen Freunden einen Ritter-Orden stiftete, zu dessen Schutz-Patron er den berühmten Bayard

*) Friedrich, dem Freunde stiller Muße.

Digitized by Google

erkor. Das Sinnbild des Ordens war ein auf einem Lorbeerkranze liegender Degen mit der Umschrift: **Sans peur et sans reproche.** Fouqué wurde Großmeister, und Friedrich selbst nahm den Ritterschlag von ihm. Jedes Mitglied hatte nach alter Sitte einen Ordens-Namen; Friedrich hieß **le Constant**, Fouqué **le Chaste** u. s. w. und man schrieb sich Briefe im altfranzösischen Stil. — Zu alle dem kam noch, daß das kronprinzliche Regiment bei den Musterungen, die der König vornahm, sich immer als eins der am besten exercirten und rekrutirten bewies, daß der Prinz seinen Vater gern auf dessen militairischen Reisen begleitete und ihm auch sonst die größte Willfährigkeit bezeigte.

Das gute Vernehmen zwischen Vater und Sohn wurde nicht mehr gestört, seit der Oestreichische Gesandte Seckendorf, dieser Störer der Familien-Ruhe, endlich den Berliner Hof verließ. Oft wenn der König sich krank befand, ließ er den Prinzen rufen, unterhielt sich wohlwollend mit ihm und theilte ihm seine Ansichten über diesen oder jenen Gegenstand der Staats-Regierung mit. Ja einige Stunden vor seinem Tode nahm er auf's zärtlichste von ihm Abschied und nannte ihn seinen lieben Fritz; ein Wort, das dem zartfühlenden Prinzen für immer alle Kränkungen vergalt, die er je durch die Härte seines Vaters erduldet!

Digitized by Google

Dritter Abſchnitt.

Friedrich's Regierungs-Antritt.

Jetzt, da das Scepter mir beſchieden,
Seh' ich, wie ſchwach, wie matt ich bin.
Die Größ' iſt nichtig, ach! hienieden,
Ihr Schimmer nicht nach meinem Sinn,
Gebt mir ein friedliches Aſyl,
Entfernt vom bunten Hofgewühl.

Friedrich der Große.

Am 31ſten Mai 1740 ſah die Welt alſo einen König den Thron beſteigen, von dem ſie durchaus keine Kraftäußerung erwartete, und der dennoch lange Jahre hindurch die Welt zu erſchüttern beſtimmt war.

Die Preußiſche Monarchie, ſagt Friedrich ſelbſt, war eine Art Zwitter, welcher mehr vom Kurfürſtenthum, als vom Königreiche an ſich hatte. Friedrich Wilhelm I. hatte den Staat im Innern konſolidirt und ſelbſtſtändig gemacht, nach Außen genoß er aber keine Achtung und war ſogar lange Zeit ein unfreiwilliges Werkzeug Oeſtreichs und deſſen Geſandten Seckendorf *). Die Fürſten ſpotteten und ſagten: Friedrich Wilhelm habe beſtändig das Schwert erhoben, ſchlage aber nie zu.

*) Friedrich Wilhelm ſoll dies noch in ſeinen letzten Tagen ſelbſt erkannt und ſeinen Sohn angeregt haben, die von Oeſtreich erlittene Hinterliſt und Ungerechtigkeit zu rächen.

Digitized by Google

Unserem Friedrich war es vorbehalten, dem Staate nach Außen Achtung zu verschaffen; was sein Vater gesammelt und gegründet, kam ihm dabei zu statten. Die Liebe zum Ruhme, die er aus dem Studium der Kriegskunst und der Geschichte der alten Heerführer geschöpft, war sein Leitstern, der in seinem Jugendleben eingesogene Haß gegen Oestreich und dessen Anmaßungen gaben das Ziel und der Tod Karls VI. die Gelegenheit. Dies Alles mußte sich vereinigen, um die Weltgeschichte so zu bilden, wie sie ist. Wie ganz anders hätte sie sich gestaltet, wenn die beiden erstgebornen Söhne des Königs am Leben blieben und statt Friedrich zur Regierung gelangten, wie ganz anders, wenn Friedrich Wilhelm ein Jahr später starb und so die Gelegenheit vorüber ging, Schlesien zu erobern! —

Friedrich kam in einem Alter zur Regierung, wo der brausende Jüngling manche Irrthümer abgeschworen und sich zum ernsten, aber noch nicht verdrießlichen Manne gebildet hat. Ein schönes Alter für den, der, auf eine hohe Stufe gestellt, seiner Aufgabe sich bewußt ist! Von der Natur mit einem ganz und gar nicht robusten Körper begabt, hatten die militairischen Exercitien und die strenge Lebensart unter der väterlichen Regierung diesen Körper abgehärtet. Sonst war Friedrich vollkommen ebenmäßig gebildet und von mittlerer Größe. In dem Alter, von welchem hier die Rede ist, dominirte in allen seinen Bewegungen die Anmuth, wie später die Würde. v. Bielefeld in seinen vertrauten Briefen schildert den König als bezaubernd schön, und wenn auch andere, die ihn zu sehen und zu beobachten Gelegenheit fanden, sich nicht mit gleichem Entzücken darüber äußern, so hat doch Keiner jenes schmeichelhafte Zeugniß zu widerlegen sich bemüht. Zwei Theile seines Angesichts schildert man als unerschöpflich an Zauber: die Augen und den Mund. Jene waren blau und groß; sie spiegelten seine wohlwollende und menschenfreundliche Seele ab und waren, wenn er ein Herz für sich gewinnen wollte, unwiderstehlich; gleichwie sie Blitze schossen, wenn Jemand — was selten sich ereignete — den Zorn des Königs auf sich zog. „Dieses Auge konnte," sagt ein alter würdiger General, „gleichsam tödten und lebendig machen; es theilte wechselsweise Himmel und Hölle aus; es flößte dem Verzagten Muth ein, und entwaffnete den Betrüger; es belohnte mit einem liebevollen Blick

Digitized by Google

die Großthaten der Feldherren und Staatsbürger und riß einſt ſeinen Meuchelmördern die Waffen aus der Hand. — Wenn die Heere des Königs vor ſeinem zürnenden Blick zitterten, und mit Schrecken an die bevorſtehenden Muſterungen dachten, ſo war ein einziger freundlicher Augenwink des Monarchen hinreichend, Offiziere und Gemeine mit enthuſiaſtiſcher Freude zu beleben.“ Der Mund dagegen, fein und geſchloſſen, durfte ſich nur öffnen und er bezauberte ſchon, ehe man noch die Töne hörte, die daraus hervorgingen. Friedrichs Ausdruck war, er mochte reden oder ſchreiben, abgemeſſen, beſtimmt und gedankenreich, und er vermied es ſorgfältig, ſich in unſanften Ausdrücken zu ergehen; der beſtändige Umgang mit den gebildetſten Männern und der wenige Verkehr mit der Außenwelt bewahrten ihn davor. Mancher unangenehmen Erfahrung ungeachtet glaubte er an menſchliche Tugend. Der treuſte Freund ſeiner Freunde, pflegte er, wenn ein Bruch unvermeidlich war, ſich über ſeine Gründe offen zu erklären, damit, wie er ſagte, gar kein Zweifel über die Feſtigkeit ſeiner Freundſchaft übrig bliebe. Wie er im Kreiſe ſeiner Vertrauten und Freunde ſich überhaupt am glücklichſten befand, errieth er leicht, was den Einen oder Andern von ihnen drückte und er wartete dann nicht ab, bis ſie ihm ihre Noth klagten, ſondern kam ihnen mit ſeiner Hülfe zuvor. —

Wie ſchon geſagt, war man bei Friedrichs Regierungs-Antritt weit entfernt, in ihm den Herrſcher zu ahnen, der er wirklich wurde. Wie leicht ſchien es den nächſten Umgebungen, den jungen Mann zu lenken und zu leiten, ein willenloſes Werkzeug fremder Pläne aus ihm zu machen *). Die vom verſtorbenen Könige ſo unerbittlich aufrecht erhaltenen ſoldatiſchen Strapatzen mußten — ſo ließ ſich nicht anders erwarten — aufhören; der von ihm hinterlaſſene Schatz gewährte eine herrliche Ausſicht zu Wohlleben,

*) Einer ſeiner früheren Günſtlinge ſchrieb, voll von ſeinen glücklichen Ausſichten, an einen Freund in Paris: „Endlich hat unſer Kronprinz den Thron beſtiegen. Eilen Sie, nach Berlin zu kommen. Sie machen gewiß Ihr Glück und es warten Ihrer fröhliche Tage und Genüſſe aller Art.“ Vertieft in das Schreiben, bemerkte der gute Mann nicht, daß der König ins Zimmer trat; dieſer hatte hinter ſeinem Stuhle den Brief geleſen, ergriff ihn jetzt, zerriß ihn und warf ihn auf die Erde. „Was ſoll das?“ rief er ernſt, „die Poſſen haben jetzt ein Ende!“

Digitized by Google

Pracht und Luſt am Hofe eines verſchwenderiſchen Königs. Kaum hatte der junge Fürſt den Manen des Verſchiedenen den Zoll der Ehrfurcht gebracht und ſeine Mutter getröſtet, als einige Höflinge, namentlich der Kammerherr von Pöllnitz *), ihm einen Plan überreichten, wie der Schatz und die Einkünfte des Landes am zweckmäßigſten verwendet werden möchten, und um allen Widerſpruch abzuwenden, den König gleichzeitig gegen den alten verdienten Finanz-Miniſter von Boden einzunehmen ſuchten. Dies Letztere gelang ihnen einen Augenblick und nur die edle Beharrlichkeit des alten Staatsdieners verſchaffte ihm eine Audienz. Damit war aber auch der guten Sache Alles gewonnen, denn Friedrich ſah zu klar, um nicht ſofort die gründlichen Anſichten des alten Staatsmannes für richtiger zu erkennen, als die ſeiner Schmeichler. Er verlangte ſein Urtheil über den ihm vorgelegten Plan und vernahm, daß die Ausführung deſſelben mit einer vernünftigen Staats-Wirthſchaft nicht beſtehen könne; die nothwendige Folge würde entweder eine neue Abgaben-Laſt oder die Verminderung der Armee ſein. „Weder das Eine noch das Andere will ich," entgegnete Friedrich mit Nachdruck: „nicht einen Heller ſollen meine Unterthanen mehr geben, denn ich weiß zu wohl, wie ſehr ſie gedrückt ſind; ebenſo will ich meine Armee nicht verringern, ſondern vermehren. Nur die großen Kerls will ich abſchaffen, die meinem Vater ſoviel Geld koſteten und mir eine andere Garde errichten. Die Sache muß anders angefangen werden." v. Boden und ſeine Kollegen behielten ihre Aemter und das Vertrauen des Königs, die Schmeichler aber blieben, was ſie geweſen waren: Werkzeuge für die müſſigen Stunden. Keiner von ihnen, der zum Staatsdienſte tauglich war, erhielt eine höhere Stelle, als er auszufüllen vermochte.

*) Von Pöllnitz, ein vollendeter Höfling, war 1692 zu Iſſum in Kurköln geboren, vergeudete ſeine Reichthümer und lebte dann von den Unterſtützungen Friedrich Wilhelms I., deſſen unterhaltender Geſellſchafter er war. Sein edles Aeußere machte ihn noch als Greis intereſſant, ſein jovialer und reich geſchmückter Geiſt höchſt liebenswürdig. Witz, Laune und Liebe zum Genuß machten ſein Leben aus. Seit 1736 leiſtete er auch dem Kronprinzen Dienſte, indem er ihm regelmäßig Rapporte vom Hofe brachte: doch war Friedrich ſchon damals viel zu einſichtsvoll, um ſich ſeiner anders, als eines Werkzeuges zu bedienen. Friedrich bezahlte mehrmals ſeine Schulden und mußte zuletzt in Berlin ausrufen laſſen, daß Niemand ihm weiter etwas borgen ſolle.

Digitized by Google

Die koſtſpieligen Puppen des Rieſen-Regiments erhielten zum größten Theil ihren Abſchied, die Invaliden unter ihnen wurden verſorgt, andere die noch dienen wollten, den übrigen Regimentern einverleibt. Nur ein Bataillon dieſer Garde blieb als Andenken beſtehen *), es behielt, wenn auch aus kleinen Leuten zuſammengeſetzt, die Waffen und Uniform der Rieſen und beſtand noch lange unter dem Namen der alten Garde. Für ſich bildete Friedrich aus ſeinem ehemaligen kronprinzlichen Regimente eine neue Garde und gab ihr neue Fahnen nach römiſcher Art. Auf der Spitze des Fahnenſtocks befand ſich ein ſilberner Adler mit ausgebreiteten Flügeln, auf einer Kugel von gleichem Metall ruhend. In ſeinem Schnabel hielt er einen goldenen Ring. Friedrich war faſt beſtändig in die ſtattliche Uniform dieſer ſeiner Garde gekleidet. Außer ihr ſtiftete er eine Garde zu Pferde, organiſirte ein Ingenieurkorps und vertheilte es in die Feſtungen, vergrößerte auch das Heer durch neue Linien-Truppen.

Wie die Schmeichler, ſahen ſich auch die fremden Kabinette in ihren Erwartungen von dem neuen Fürſten getäuſcht. „Um einen richtigen Begriff von der neuen Regierung zu geben," berichtete ein fremder Geſandter an ſeinen Miniſter, „muß ich ſagen, daß bis jetzt der König alles ſelbſt thut, daß er, ausgenommen von dem Finanzminiſter Boden, der die Sparſamkeit predigt, keinen Rath von irgend einem Miniſter leidet, ſo daß Herr von Podewils nichts zu thun hat, als die ihm unmittelbar aus dem Kabinet zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß man

*) Während Friedrich die Rieſen-Garde ſeines Vaters abſchaffte, wußte er doch, wie jeder andere kriegeriſche Fürſt, große und ſchöne Leute zu ſchätzen, wie aus einem Kabinets-Befehl vom 29ſten Januar 1744 an den General-Major, Grafen zu Dohna, hervorgeht. „Da zeither," ſchreibt er, ins heutige Deutſch überſetzt, „unter den Regimentern zum öftern ein Zweifel, auch wohl Disput entſtanden, wie hoch ein Kerl nach ſeiner differenten Größe zu rechnen, wenn ſolchen ein Offizier dem andern bezahlen ſoll, ſo ſetze ich hierdurch ein für allemal feſt, daß für einen Mann von 6 Fuß 300 Thaler; von 5 Fuß 11 Zoll 200 Thaler; von 5 Fuß 10 Zoll 150 Thaler; von 5 Fuß 9 Zoll 100 Thaler; von 5 Fuß 8 Zoll 40 Thaler; von 5 Fuß 7 Zoll 20—24 Thaler; von 5 Fuß 6 Zoll 16 Thaler jedesmal gerechnet und ſoviel und nicht mehr bezahlt werden ſoll." Dies war damals der Werth eines tüchtigen Soldaten.

Digitized by Google

ihn über etwas befragt. Unglücklicher Weise ist nicht Einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen —." In einem andern Gesandten-Berichte heißt es: „Alle, die von Rheinsberg kommen, sagen einstimmig, daß der König den ganzen Tag hindurch mit einer Emsigkeit, die einzig ist, arbeitet und dann den Abend sich den Vergnügungen der Gesellschaft hingiebt, mit einer Munterkeit und geistvollen Laune, die diese Abendgesellschaften entzückend macht. Will er verreisen, so pflegt er die, welche ihm folgen sollen, nur wenige Stunden vorher von seiner Abreise zu benachrichtigen, und er findet sie bereit, da er weder einen Hof, noch Höflinge, sondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat." Alle diese Schilderungen überraschen nicht, wenn man damit die Ansichten vergleicht, welche Friedrich in seinen hinterlassenen Werken von den Pflichten eines Regenten aufgestellt hat. „Wenn die Fürsten," sagt er, „immer ihre Pflichten vor Augen hätten, so würden sie nicht das Wohl ihrer Völker blindlings der Sorge eines Ministers anvertrauen, der bestochen werden kann, dem es oft an den Talenten zur Regierungs-Kunst fehlt und dem fast nie das allgemeine Beste so am Herzen liegt, wie dem Herrn. Der Fürst, der mit eigenen Augen sieht, ist die Seele seines Staats. Die Last der Regierung ruht auf ihm allein, wie die Welt auf des Atlas Schultern; er ordnet selbst die innern und auswärtigen Angelegenheiten seines Reichs; er erfüllt zugleich die Pflichten des obersten Richters, des Feldherrn und Schatzmeisters. Nach dem Beispiele Gottes, dem zur Ausführung seines Willens Wesen dienen, welche über die menschliche Natur erhaben sind, hat er einsichtsvolle und arbeitsame Köpfe unter sich, doch nur, um seine Plane zu vollziehen und um im Einzelnen das auszuführen, was er im Großen entworfen hat; seine Minister sind nur Werkzeuge in den Händen des weisen und geschickten Meisters." Hatte die Sparsamkeit des vorigen Königs in Allem, nur seine Soldaten ausgenommen, die Grenzen des Anständigen fast überschritten, so verstand es Friedrich, mit weiser Oekonomie die Würde eines Königs zu verbinden. Er vergrößerte seinen Hofstaat und den seiner Gemahlin; der Letzteren schenkte er das Lustschloß Schönhausen. Seine Mutter versah er mit den zu einem anständi-

Digitized by Google

gen Haushalt erforderlichen Mitteln; seine jüngeren Brüder ließ er zweckmäßig erziehen.

Das Loos seiner Unterthanen zu erleichtern, war eine der ersten Bestrebungen Friedrichs. Miß-Ernte und strenge Kälte hatten einen fühlbaren Mangel an Lebensmitteln und große Theurung der ersten Bedürfnisse herbei geführt. Friedrich öffnete die von seinem Vater angelegten Magazine, gab den Dürftigsten das Getreide umsonst, den besser Bemittelten zu wohlfeilen Preisen; er erlaubte das Einbringen des Landbrotes ohne Abgabe in die Städte und erließ die Mehl-Accise bis nach der nächsten Ernte. In die Stelle der Barbarei wollte er Menschlichkeit eingeführt wissen. So empfahl er den höheren Offizieren, sich gegen die niederen nicht rauh zu benehmen, und nicht zu erlauben, daß die Soldaten unvernünftig behandelt würden. Seinen Ministern befahl er, niemals einen Unterschied zwischen seinem Interesse und dem seiner Unterthanen zu machen. Er erklärte, daß er in Religionssachen keinerlei Zwang dulden wolle und gewährte den Geistlichen die Befugniß wieder, sich der Chorhemden und der Lichter bei der Kommunion zu bedienen. Er befahl, daß man in den Kirchengebeten sich der zeither üblichen Titulaturen enthalten und dagegen beten solle: „Wir empfehlen dir, o Gott, unsern König, deinen Knecht." Das Säcken der Kindesmörderinnen wurde abgeschafft. Gegen die Tortur hatte schon Thomasius (1705) ein Werk geschrieben. Aber Friedrich war der Erste in Europa, der dieses Scheusal vernichtete; die Kabinets-Ordre datirt vom 3. Juni 1740. Er entsagte den Machtsprüchen gegen gerichtliche Erkenntnisse und gab dadurch anderen Fürsten die für jene Zeit neue und große Lehre: daß auch die Könige sich dem Gesetz unterwerfen müßten und kein Recht hätten, den Lauf desselben eigenmächtig zu hemmen. Wie er die tief schlummernde Wissenschaft achtete, gab er dadurch zu erkennen, daß er schon am sechsten Tage nach seiner Thronbesteigung den unter seinem Vater aus Berlin verwiesenen Philosophen Wolff zurückrufen ließ *). Die Akademie der Wis-

*) „Ich bitte Ihn," schrieb er an den Probst Reinbeck eigenhändig, „sich um den Wolff Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß in aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden, und glaube Ich, daß Er eine Conquête im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolff hieher persuadirt."

Digitized by Google

senschaften wurde wieder hergestellt; ausgezeichnete Ausländer, wie Algarotti, d'Argens, Maupertuis und Euler folgten der königlichen Einladung, sich diesem Institut anzuschließen. Die Wiederherstellung der Akademie der Künste wurde nur durch den ausbrechenden Krieg verhindert; doch etablirten sich schon jetzt eine Menge fremder Künstler in Berlin. Friedrich errichtete eine ausgesuchte Kapelle, deren erste Vorsteher, Graun und Benda, schon in Rheinsberg seine Musestunden getheilt hatten. Der große Flötist Quanz wurde nach Berlin berufen und erhielt 2000 Thaler Gehalt; außerdem bestimmte ihm der König 100 Dukaten für jede neue Flöte, die er für ihn machen würde, 25 Dukaten für jedes neue Solo und 100 für ein neues Konzert, das er komponirte. Da nun Quanz 300 solche Konzerte geschrieben, so hat er für selbige 30,000 Dukaten eingenommen.

Wohl ahnend, was er vor sich habe, stiftete Friedrich auch gleich nach seiner Thronbesteigung, an die Stelle des gemein gewordenen, unter Friedrich I. eingeführten Ordens de la générosité den Orden pour le mérite und bestimmte ihn zur Auszeichnung hervorstechender Kriegsthaten. Wie sehr er diesen Orden geachtet wissen wollte, gab er gleich anfangs durch eine auffallende Handlung zu erkennen. Ein Kammerherr, der den aufgehobenen Orden de la générosité gehabt, hielt es für eine ausgemachte Sache, daß er nun ohne weitere Anfrage den neuen Verdienst-Orden anlegen dürfe; allein Friedrich ließ ihm den Letzteren auf offener Parade abnehmen *).

Im Juli reis'te Friedrich zur Huldigung nach Preußen; am 2ten August empfing er sie in Berlin. Dreimal rief das Volk aus freudiger Seele: Es lebe der König! Als die Ceremonie vorüber war, blieb der König — man bemerkte dies, weil es wider die Etikette lief — wohl noch eine halbe Stunde lang auf dem Balkon, schaute mit festem aufmerksamem Blick auf die unten versammelte Menge des Volks und schien sich in tiefe Betrachtungen zu verlieren. — Bald darauf begann er mit Key-

*) Ein Anderer, ein alter Offizier, der den Orden de la générosité von Friedrich Wilhelm I. erhalten, bat den König um die Erlaubniß ihn ferner tragen zu dürfen. „Meinetwegen," schrieb er auf die Eingabe: „mag Er alle aufgehobenen Orden tragen."

Digitized by Google

ſerling die Reiſe nach den Weſtphäliſchen Provinzen, beſuchte ſeine Schweſtern in Baireuth und Anſpach und reiſ'te incognito nach Straßburg, wo er die Feſtungswerke beſehen und ſich den Anblick franzöſiſcher Truppen verſchaffen wollte. Der Umſtand, daß er hier erkannt wurde, verhinderte ihn, noch weiter und namentlich bis nach Paris zu reiſen. In Weſel empfing er Algarotti und Maupertuis und in Kleve ſah er Voltaire zum erſten Male. Wie wenig verdiente dieſer die Achtung Friedrichs! „Ich habe Voltaire geſehen," ſchrieb der König an Jordan; „allein ich hatte gerade mein viertägiges Fieber und mein Geiſt war ebenſo abgeſpannt, wie mein Körper entkräftet. Wenn man Leute ſeiner Art ſpricht, muß man nicht krank ſein, ſondern ſich vielmehr wo möglich beſſer als gewöhnlich befinden. Er iſt ſo beredt wie Cicero, ſo angenehm als Plinius, und ſo weiſe als Agrippa; mit einem Wort, er vereinigt in ſich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geiſt arbeitet und jeder Tropfen Tinte, der aus ſeiner Feder fließt, wird ein ſinnreicher Spruch. — Du wirſt mich nach meiner Rückkunft ſehr geſchwätzig finden; aber erinnere dich, daß ich zwei Gegenſtände geſehen habe, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire und franzöſiſche Truppen."

Digitized by Google

Vierter Abſchnitt.

Der erſte ſchleſiſche Krieg.

„Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen; aber wäre ich kein Fürſt, ſo würde ich nur Philoſoph ſein!“
Friedrich der Große an Jordan am 24. Febr. 1741.

Wenn Friedrich durch die Thätigkeit und Selbſtſtändigkeit, mit der er ſeinem großen Berufe ſich unterzog, ſchon die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, ſo war dies noch mehr der Fall, als man ſah, daß die kriegeriſchen Uebungen, welche unter der vorigen Regierung üblich geweſen, nicht nur nicht eingeſtellt, ſondern noch vermehrt und mehrere neue Regimenter errichtet wurden. Vergebens bemühte man ſich, den Grund dieſer militairiſchen Thätigkeit zu erforſchen. Da lief im Oktober 1740 die Nachricht ein, daß der deutſche Kaiſer, Karl VI., am 20ſten deſſelben Monats geſtorben ſei und die Vermuthungen und Beſorgniſſe erhielten neuen Spielraum *). Die Rüſtungen wurden noch mehr vermehrt und kein Menſch erfuhr, was der König beabſichtige. Sonſt war es

*) Friedrich empfing die Nachricht in Rheinsberg, wo er an einem viertägigen Fieber darnieder lag. Kaum hatte er ſie vernommen, ſo berief er den alten Feldmarſchall von Schwerin und den Miniſter von Podewils von Berlin zu ſich. Seine Kränklichkeit war ihm jetzt doppelt unangenehm. Es gelang ihm, ſich von ihr durch China-Rinde zu befreien, die er trotz aller Widerredens ſeiner Aerzte einnahm. Nach zwei leichten Anfällen verließ ihn das Fieber zum Erſtaunen der Doktoren, die nun Zutrauen zur China faßten und dieſelbe von der Zeit an öfter gebrauchten.

Digitized by Google

gebräuchlich, daß ein Monarch, der Krieg eröffnen wollte, solchen lange vorher ausposaunte und sich um Bundesgenossen bewarb; bei Friedrich sah man nichts davon. Man wußte nur, daß er mehr als acht Millionen im Schatze und 76,000 Mann gut geübte Truppen habe. Erst als man in Frankfurt und Krossen Magazine anlegen und einzelne Truppen sich dorthin bewegen sah, schloß man, daß es auf Schlesien abgesehen sei.

Auf einige Theile dieses Landes besaß nämlich Preußen gegründete Ansprüche, indem Kurfürst Joachim im Jahre 1537 mit dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau eine Erbverbrüderung geschlossen hatte, zufolge deren diese Fürstenthümer, beim Aussterben der Liegnitz'schen Fürsten, an das Kurhaus Brandenburg gelangen sollten. Dieser Fall war schon im Jahre 1675 eingetreten, die östreichischen Kaiser aber zogen, weil sie jene Erbverbrüderung, ohne hinlängliche Ursache, nicht gelten lassen wollten, das erledigte Erbe ein. Dann hatte Ferdinand II dem Markgrafen Johann George das Fürstenthum Jägerndorf genommen; die Erbfolger des Markgrafen konnten es nicht wieder erlangen und mußten sich zuletzt mit dem Schwiebuser Kreise abfinden lassen, den aber König Friedrich I. auch wieder herausgab. Alle diese Ansprüche geltend zu machen und die Sünden der deutschen Kaiser an seinen Vorgängern zu rächen, hatte der jetzige König sowohl hinlängliche Veranlassung, als er die Gelegenheit dazu trefflich fand; die Begier, Ruhm zu erwerben und seinem Lande nicht blos den Titel sondern auch das Ansehen eines Königreiches zu verschaffen, bestärkte seinen Entschluß. Friedrich sah voraus, daß die Thronfolgerin Karls VI., seine älteste Tochter Maria Theresia, in mehr als einer Hinsicht eine schwierige Stellung haben werde; der Besitz mehrerer ihrer Länder war streitig, die Armee im Türkenkriege zu Grunde gerichtet, das Finanzwesen zerrüttet. Von Frankreich und England hatte Friedrich im Augenblick keinen Einspruch zu fürchten; in Rußland regierte eben der Graf Münnich für die neue Regentin, Großfürstin Anna. Um sich auch von dieser Seite sicher zu stellen, schickte er Winterfeldt nach Petersburg und diesem Schwiegersohne Münnichs gelang es, das preußische Interesse auf Kosten Oestreichs geltend zu machen und das schon seit längerer Zeit bestehende Vertheidigungsbündniß zwischen Preußen und Rußland

Digitized by Google

zu erneuern (27. Dezbr.). Alle diese Umstände und seine eigene imposante Kriegsmacht versprachen dem jungen Könige den besten Erfolg.

Kaum ahnte man in Berlin, worauf es abgesehen sei, als der östreichische Gesandte seine Besorgniß nach Wien mittheilte. Allein man fand es dort ganz unnatürlich und fast abgeschmackt, daß die kaiserliche Majestät von dem ihr vermeintlich subordinirten Herrscher von Brandenburg angegriffen werden solle *); der Staats-Rath gab daher dem Gesandten zur Antwort, daß man dem von ihm erstatteten Berichte keinen Glauben beimessen könne. Gleichsam zum Ueberflusse schickte man jedoch den Marquis di Botta, einen verschlagenen Italiener, nach Berlin, um dem Könige zu seinem Regierungs-Antritte Glück zu wünschen und unter der Hand sich über die Pläne desselben zu informiren. Allein der Marquis brachte aus dem Könige nichts heraus **).

Erst als die Rüstungen des Letztern geendigt waren, theilte er dem Marquis seine Absichten ohne allen Rückhalt mit (5. Dezbr.) und eröffnete ihm zugleich die Vorschläge, wie der Sturm abgewendet und das bisherige gute Vernehmen nicht nur erhalten, sondern noch mehr befestigt werden könne. „Sire," antwortete Botta, indem er die Hauptsache ganz umging, „Sie werden das Haus Oestreich vielleicht zu Grunde richten, aber Sich selbst gewiß auch;" worauf ihm Friedrich antwortete: „es hängt blos von der Königin ab, die gemachten Anerbietungen anzunehmen." Botta erholte sich inzwischen von seiner Bestürzung und glaubte nun einige Bedenklichkeiten im Könige rege zu machen, die leider auch in Berlin, wo Viele das Unternehmen des Königs für toll-

*) Und doch erkannte selbst der Großherzog Franz, daß ein Bündniß mit Friedrich für Oestreich von großer Wichtigkeit sei. „Ich kann mich auf Niemand verlassen," sagte er noch vor dem Tode des Kaisers zu dem preußischen Gesandten Borcke, „als auf Seine Majestät den König von Preußen und den König von Großbritanien." Raumer, Friedrich und seine Zeit, S. 63.

**) Er lenkte auf eine feine Weise das Gespräch auf seine Reise von Wien nach Berlin, machte die Wege in Schlesien auf eine übertriebene Weise schlecht, und versicherte, sie wären durch die Ueberschwemmungen in solchen Zustand gerathen, daß kaum ein einzelner Reisender sie zu passiren vermöchte. „Ei nun," entgegnete der König gleichgültig, „das Schlimmste, das dem Reisenden begegnen kann, ist doch nur, daß er sich beschmutzt."

Digitized by Google

kühn hielten, ſtark im Schwange gingen. „Ihre Truppen," ſprach er, „ſind ſchön, das iſt wahr; die unſrigen ſehen nicht ſo aus, aber ſie haben vor dem Schuß geſtanden." „Sie finden," gab Friedrich ihm ſchließlich zu verſtehen, „daß meine Truppen ſchön ſind; ich will machen, daß Sie ihnen auch das Zeugniß geben, daß ſie gut ſind."

Weiter hörte Friedrich ihn nicht an, wohl aber ſchickte er, der Form wegen, ſeinen Ober-Hofmarſchall, den Grafen von Gotter, nach Wien, um der Königin zu erklären, daß er ihr mit ſeiner ganzen Macht gegen ihre Feinde, welche die Erbfolge-Ordnung anfechten würden, beiſtehen, mit Oeſtreich, Rußland und den Seemächten zur Behauptung ihrer Staaten ein Bündniß ſchließen, ihr 2 Millionen Gulden vorſchießen, auch ihrem Gemahle, dem Großherzoge Franz von Toskana, die Stimme zur Kaiſer-Wahl geben wolle, daß er aber dafür die Befriedigung ſeiner Anſprüche auf Schleſien verlange. Würde man ſich im geringſten weigern, dieſe letztere Forderung anzuerkennen, ſo ſollte von Gotter ſogleich den Krieg ankündigen.

Friedrich wußte, daß der Uebermuth und die Selbſttäuſchung in Wien zu groß ſeien, als daß dieſe ſeine Vorſchläge Gehör finden würden; er verlor daher die Zeit nicht, ſondern ſetzte zugleich das Heer in Bewegung. „Ich unternehme einen Krieg," ſagte er zu ſeinen verſammelten Offizieren, „worin ich keine andern Bundesgenoſſen habe, als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache iſt gerecht, und meinen Beiſtand ſuche ich bei dem Glück. Erinnern Sie ſich beſtändig des Ruhmes, den Ihre Vorfahren auf den Schlachtfeldern bei Warſchau, bei Fehrbellin und bei dem Zuge nach Preußen ſich erwarben. Ihr Schickſal iſt in Ihren eigenen Händen. Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, durch glänzende Thaten von Ihnen verdient zu werden. Aber ich habe nicht erſt nöthig, Sie zur Ehre anzufeuern; nur ſie ſteht Ihnen vor Augen, nur ſie iſt ein würdiger Gegenſtand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf genoſſen. Zwar iſt dieſer Feldherr nicht mehr; aber unſer Ruhm wird beim Siegen deſto größer ſein, da wir uns gegen brave Soldaten werden zu meſſen haben. Adieu! Reiſen Sie ab. Ich

Digitized by Google

werde Ihnen ohne Verzug zu dem Sammelplatz der Ehre folgen, die uns erwartet."

Friedrich versäumte die Maskenbälle nicht, die man eben am Hofe feierte und gewann die Herzen der Damen, die er häufig zum Tanze aufforderte. Am Morgen nach einem solchen Maskenballe reis'te er plötzlich ab, traf am 14. Dezbr. *) mit der Armee in Krossen zusammen **) und stand am 16. auf der schlesischen Grenze. Ein Patent verkündigte den Schlesiern das Einrücken der Preußen, ermahnte sie zur Furchtlosigkeit und Ruhe und sagte ihnen den ungekränkten Besitz ihres Eigenthums, und Jedem die ungestörte Ausübung seiner Religion zu. Die letztere Zusicherung brachte besonders bei den Protestanten, welche in Schlesien die Mehrzahl ausmachten und unter bitterem Drucke lebten, einen erfreulichen Eindruck und die Hoffnung besserer Tage hervor. Das Heer befolgte die strengste Mannszucht und man hatte leider in Schlesien den Geist der Ordnung bei einem Kriegsheere früher nie gesehen. —

Die Festung Glogau, welche der Graf von Wallis mit 800 Oestreichern besetzt hielt, wurde eingeschlossen und von dem Erbprinzen Leopold von Dessau blokirt gehalten. Der Feldmarschall von Schwerin ***) nahm mit einer Abtheilung des Heeres

*) Tagebuch Friedrich's des Großen von Rödenbeck. S. 28.

**) An diesem Tage fiel in Krossen von dem Thurme der Domkirche die Glocke herunter. Da man Friedrich's Unternehmen allgemein für tollkühn hielt, erschien dieses Ereigniß als eine böse Vorbedeutung. Als der König davon Nachricht erhielt, machte er die ausgesprochene Besorgniß durch die Bemerkung zu Schanden: „es bedeutet das Gegentheil; das Hohe wird erniedrigt werden!"

***) Schwerin war 1684 in Schwedisch-Pommern aus einem alten berühmten Geschlechte geboren. Von einem Oheim, der in holländischen Diensten stand, gut erzogen, trat er 1700 als Fähndrich in das Regiment seines Oheims, machte 1704 unter Marlborough und Eugen den Feldzug mit, wurde 1705 Hauptmann und ging 1706 in mecklenburgische Dienste über, in welchen er schon 1708 zum Oberst avancirte. Der Herzog von Mecklenburg sandte ihn 1712 an Karl XII. nach Bender mit geheimen Aufträgen. Nach seiner Rückkehr wurde er Brigade-General und fand Gelegenheit bei den Streitigkeiten zwischen dem Herzoge und dem mecklenburgischen Adel dadurch sich auszuzeichnen, daß er die kaiserliche Executions-Armee bei Waltmühl 1719 schlug und die Streitigkeiten geschickt im Guten beilegte. 1720 trat er als General-Major in preußische Dienste, wurde in diplomatischen Geschäften an den säch-

Digitized by Google

den Weg über Liegnitz und Schweidnitz nach Frankenstein, während der König selbst sich nach Breslau wandte, und, indem er sein Quartier in der Schweidnitzer Vorstadt, im Scultetischen Garten nahm (1. Januar 1741), die Stadt zur Uebergabe auffordern ließ. Da sie mit Lebensmitteln nicht versorgt, auch der Stadtgraben zugefroren, mithin ein Sturm zu befürchten, und endlich auch der größte Theil der Einwohner dem Lutherthum ergeben war, schien jeder Widerstand vergeblich: der Magistrat ging einen Vergleich ein und öffnete dem Könige die Thore. Breslau, eine große und alte Stadt, erfreute sich damals noch mancher Vorrechte und einer ziemlichen Selbstständigkeit; die Stadt regierte und beschützte sich selbst und hatte nicht nöthig, kaiserliche Besatzung einzunehmen. Friedrich ließ ihr diese Freiheiten in dem Neutralitäts-Vertrage vom 2. Januar *) und kam am 3. Januar blos mit den Vornehmsten seines Gefolges in die Stadt. Einen König dieser Art hatte man dort noch nicht gesehen! Man entschuldigte es, daß er im östreichischen Solde stehende Beamte entfernte, denn man sah die Nothwendigkeit ein. Zog doch sein ganzes Wesen die Bürgerschaft und den Adel in seinen Kreis! Man sah einen Mann vor sich, den man heut einen Bürger-König nennen würde, der aber vor hundert Jahren eine unerhörte, noch nicht da gewesene Erscheinung war **). Friedrich versicherte den verschiedenen Religions-Parteien gleiche Achtung und Gewissensfreiheit, zeigte sich in der Stadt ohne prunkendes Gefolge, redete Hohe und Niedere mit gleicher Herablassung an, und eröffnete einen Ball, den er gab, selber mit den schönsten Damen. Mit den Herzen der Frauen hatte er auch die der Männer gewonnen; Adel und Volk bewunderten ihn im gleichen Grade und Friedrich feierte hier den höchsten Sieg, der einen Eroberer krönen kann.

---

sischen und polnischen Hof gesandt, 1730 Gouverneur von Peitz, 1731 Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adler-Ordens und 1739 General der Infanterie. Friedrich II. ernannte ihn bald nach seinem Regierungs-Antritt zum General-Feldmarschall und erhob ihn in den Grafenstand.

*) Röbenbeck, Tageb. S. 39.

**) Man kann wohl sagen, daß die Popularität der Fürsten eine durch Friedrich ins Leben gerufene Eigenthümlichkeit ist. Denn vor ihm hat es in Deutschland schwerlich einen populären Herrscher gegeben.

Digitized by Google

Ein Infanterie-Regiment in den Vorstädten von Breslau zurücklassend, setzte Friedrich seinen Marsch fort und kam am 9. Januar vor Ohlau an, in welches er am 10. einzog. Am 11. nahm der General Jetze Namslau. Die Festung Brieg ließ der König einschließen und wandte sich nach Frankenstein, wo er mit Schwerin zusammentraf, welcher Ottmachau, ein naheliegendes Schloß des Fürsten Bischoffs von Breslau, belagerte. Es ergab sich, als der König mit dem schweren Geschütze ankam (12. Januar). Jugendliches Entzücken durchströmte die Brust des Königs über diese, freilich nicht schwer errungenen, aber doch immer aus eigener Kraft hervorgegangenen Erfolge. „Mein lieber Herr Jordan," schrieb er am 14. Januar, „mein süßer Herr Jordan, mein sanfter Herr Jordan, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Herr Jordan, ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist, und daß Neiße schon bombardirt wird. Ich bereite Dich auf sehr wichtige Pläne vor und kündige Dir das größte Glück an, das Fortunens Schoß je geboren hat. Das muß für Dich jetzt genug sein. Sei mein Cicero bei der Vertheidigung meiner Sache; in ihrer Ausführung will ich Dein Cäsar sein. Lebe wohl. Du weißt selbst, ob ich nicht mit der herzlichsten Liebe Dein treuer Freund bin."

Jetzt lag noch Neiße, die stärkste Festung der Provinz, vor dem Heere; ein tapferer Kommandant, der Oberst Roth, bewachte sie. Die Absicht, sie durch Sturm zu nehmen, wurde vereitelt, denn Roth ließ alle Morgen den Graben aufeisen, den Wall durch aufgegossenes Wasser glatt und die Bollwerke durch Balken und Sensen unzugänglich machen. Ein dreitägiges heftiges Bombardement blieb ebenfalls ohne Erfolg. Die Festung wurde nun eingeschlossen. Vergeblich hatte der östreichische Feldmarschall Browne einige Truppen bei Troppau zusammengezogen; Kleist und Schwerin drängten ihn nach Mähren zurück, setzten sich hinter der Oppa fest und zogen selbst in Mähren Lieferungen ein. Am Ende des Januars war solchergestalt ganz Schlesien von Krossen bis zum Paß Jablunka in preußischen Händen. Friedrich verlegte sein Heer in die Winterquartiere und kehrte am 26. Januar über Liegnitz nach Berlin zurück, um Vorkehrungen für die Folge zu treffen.

Digitized by Google

Während Friedrich's Heer mit solchem Erfolge operirte, hatte sein Gesandter in Wien gar nichts ausgerichtet. Maria Theresia wies alle Vorschläge zurück, die ihr von einem Könige gemacht wurden, dessen Stellung damals eine noch durchaus unbedeutende war; der als Erz-Kämmerer des Heiligen Römischen Reichs die Pflicht habe, dem Kaiser das Waschbecken darzubringen, und sich nun erkühne, der Tochter des Kaisers Gesetze vorzuschreiben. Auf die weitläufigen Verhandlungen, die der Gemahl der Königin einleiten wollte *), konnte Friedrich sich unmöglich einlassen. Unverrichteter Sache kehrte sein Gesandter daher zurück und der Wiener Hof, der sich die Nothwendigkeit ernstlicher Maaßregeln nicht länger verbergen konnte, begann ebenfalls zu operiren. Man suchte in ausgegebenen Manifesten die Ansprüche des Königs auf Schlesien zu widerlegen und forderte die fremden Mächte zum Beistande gegen den Ehrgeiz des kühnen Eroberers auf **). Aber Friedrich hatte richtig gerechnet: statt Hülfe zu finden, erhoben sich Feinde gegen die Königin. Der Kurfürst von Baiern machte Ansprüche auf ihr Erbe und Frankreich trat ebenfalls wider sie auf. Nur Georg II. von England und Hannover bemühte sich vergeblich, ihr durch lange Unterhandlungen zu helfen. Friedrich indessen verstärkte seine Armee, zog bei Brandenburg ein neues Heer zusammen, stellte es unter den Oberbefehl des Fürsten von Dessau und verlegte es nach Genthin, um hier bereit zu sein, auf den ersten Wink nach Hannover oder Sachsen vorzudringen.

Am 12. Februar erließ Friedrich das Patent wegen der Besitznahme von Schlesien und am 19. ging er selbst wieder dahin ab, indem er neue Truppen mitnahm. Man war der Blokade von Glogau überdrüßig und dieser Ort sollte mit Sturm genommen werden. In der Nacht zum 9. März, mit dem Glokkenschlage 12, rückten die Truppen des Erbprinzen von Dessau in fünf Abtheilungen vor, rissen die Palisaden und spanischen Reiter nieder, warfen die Besatzung über den Haufen und dran-

*) v. Raumer, Friedrich II. und seine Zeit. S. 107 ff.

**) So schickte man den Marquis di Botta nach Rußland, wo eben Münnich's Sturz eingeleitet wurde, und es nicht schwer hielt, das östreichische Interesse wieder vorherrschend zu machen. In diesem Augenblicke aber trat Schweden gegen Rußland auf und Friedrich schien von dieser Seite von Neuem gesichert.

Digitized by Google

gen durch das Broſtauer Thor in die Stadt. Auf dem Markte ſtieß der Prinz Leopold auf den Kommandanten, Grafen von Wallis, und machte ihn gefangen. In Zeit von einer Stunde war die Feſtung im Beſitz der Preußen; die Beſatzung ſtreckte die Waffen. Auch hier fand man Urſache, mit der Mannszucht der Preußen zufrieden zu ſein: nichts von der ſonſt üblichen Plünderung der Stadt, nichts von Mißhandlungen der Bürger. Friedrich, überglücklich, ließ Belohnungen unter ſeine Truppen vertheilen und ſchrieb ſeine Erfolge nach Berlin, um hier diejenigen zu beruhigen, die, wie er wußte, ſein Unternehmen tadelten und ihm nichts Gutes prophezeiten. „Du wirſt finden," ſchrieb er an Jordan, „daß ich ein beſſerer Philoſoph bin, als man denkt. Ich bin es immer geweſen, das eine Mal mehr, das andere weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenſchaften, Begierde nach Ruhm, ſelbſt (um Dir nichts zu verhehlen) Neugierde, und endlich ein geheimer Inſtinkt, haben mich der ſanften Ruhe, die ich genoß, entriſſen, und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen, auch künftig wohl in der Geſchichte zu ſehen, hat mich verführt." Bei Glogau war es, wo der in der Folge ſo berühmte Winterfeldt zuerſt an dem Feldzuge Theil nahm, daher es an der Zeit ſein wird, ſeiner früheren Lebensumſtände hier zu gedenken.

Hans Karl von Winterfeldt wurde am 4. April 1707 zu Vanſelow in Vor-Pommern aus einem alten ritterlichen Geſchlechte geboren und verlebte ſeine früheſte Jugend in Schmarſow, wohin ſein Vater ſeinen Wohnſitz verlegt hatte. Der Aufenthalt in der freien Natur, ſowie die ländlichen Beſchäftigungen und Spiele gaben dem Knaben zeitig jenen dauerhaften Körperzuſtand, der dem künftigen Krieger unentbehrlich iſt. Den erſten Unterricht erhielt er durch Hauslehrer und ein gewiſſer Kandidat Knape machte ihn ebenſo bibelfeſt, wie Friedrich der Große es war. Später beſuchte er die Stadtſchule in Güſtrow, vertauſchte aber ſchon im 14. Jahre den gelehrten Kram gegen den Kriegsdienſt, zu dem ſeine Neigungen ihn vorzüglich beſtimmten. In einem Küraſſier-Regimente zu Königsberg in Preußen begann er ſeine Laufbahn als gemeiner Reiter, wurde Standarten-Junker und Kornet, und fiel als ſolcher wegen ſeines hohen Wuchſes und ſtattlichen Ausſehens dem Könige Friedrich Wilhelm I. bei einer

Digitized by Google

Musterung in die Augen. Damit war sein Glück gemacht: der König ernannte ihn zum Lieutenant bei dem Korps der Garde-Grenadiere, zuerst in Brandenburg, dann in Potsdam; gewann ihn bald, nicht blos um seiner körperlichen Größe, sondern auch um seines feurigen und klugen Wesens willen lieb, machte, um ihn täglich zu sehen, ihn zum Adjutanten seines Regiments und beehrte ihn mit seinem Vertrauen. Bedenkt man die vielen abstoßenden Eigenheiten, welche Friedrich Wilhelm besaß, so muß man das Talent des jungen Winterfeldt bewundern, sich mit ihm zurecht zu finden! Der Ruf der preußischen Militair-Einrichtungen war damals auch nach Rußland gedrungen und die Großfürstin Anna, Regentin und nachherige Kaiserin, wünschte auf Veranlassung des Feldmarschalls Grafen von Münnich die preußische Disciplin einzuführen; sie ersuchte den König, ihr eine Anzahl Unteroffiziere zu überlassen, wofür sie sich erbot, ihm wiederum 800 große Leute für sein Riesen-Regiment zu schenken. Dieses Anerbieten war dem Könige in jeder Rücksicht die größte Schmeichelei, die ihm zu Theil werden konnte; er schickte die verlangten Unteroffiziere und Winterfeldt erhielt den Auftrag, sie nach Rußland zu bringen und vorzustellen. Eine Tante von Winterfeldt war in dritter Ehe mit dem Grafen von Münnich vermählt und, diesen Umstand erwägend, sollte die Sendung Winterfeldt's zugleich eine Schmeichelei für den damals allmächtigen russischen Minister sein. Der junge Offizier fand in Petersburg eine mehr als günstige Aufnahme. Bald fesselte ihn auch die Liebe zu der 22jährigen Stieftochter Münnich's, Juliane von Maltzahn, die, gleich ausgezeichnet an Schönheit und Geist, als Hofdame bei der Großfürstin Elisabeth, nachherigen Kaiserin, angestellt war. Die beiden jungen Leute gefielen sich und ihre Verbindung fand nicht nur den Beifall sämmtlicher Verwandten, sondern auch den des Königs.

Nach Berlin zurückgekehrt, machte Winterfeldt sich um Friedrich Wilhelm mehr und mehr verdient, so daß dieser ihn nicht gern lange entbehrte. Er hatte es gern, daß Winterfeldt auch die Gunst des Kronprinzen erlangte und hoffte, durch einen so tüchtigen Offizier günstig auf seinen Sohn einwirken zu können. Eine neue schwierige Aufgabe für Winterfeldt war es, beiden durch ihre Ansichten so weit aus einander stehenden Theilen zu dienen

Digitized by Google

und doch den Ruf des Ehrenmannes zu behalten. Er löste auch diese Aufgabe. Er folgte dem Kronprinzen in den Feldzug an den Ober-Rhein (1734), wo beide die erste Ansicht vom Kriege erhielten, und kehrte dann wieder in die Nähe des Königs zurück, dem er, namentlich auf seinen Reisen, unentbehrlich geworden war.

Kaum hatte Friedrich den Thron bestiegen, als er Winterfeldt mit gleicher Auszeichnung behandelte. Er ernannte drei Flügel-Adjutanten mit Majors-Rang; Winterfeldt war der Erste von ihnen und er avancirte mithin vom Lieutenant zum Staabs-Offiziere. „Friedrich," sagt Varnhagen*), „hatte erkannt, daß dem lebhaften und gewandten Geiste, der raschen Entschlossenheit und Kraft, sowie dem unbegrenzten Eifer und der persönlichen Hingebung des jungen Mannes jede Aufgabe zu vertrauen sei." Von seiner Gesandtschaft nach Petersburg zurückkehrend, stieß er bei Glogau zu dem preußischen Heere und sammelte hier die ersten militairischen Lorbeeren.

Doch wir wenden uns wieder zu dem Könige. Von Schweidnitz aus, wo er sein Hauptquartier nahm, hereisete er von Zeit zu Zeit die verschiedenen Postirungen seines Heeres, und gerieth dabei zum ersten Mal in Lebensgefahr. Während er sich nämlich in Wartha aufhielt, wäre er beinahe von den ungarischen Husaren überfallen worden. „Ich bin," schreibt er an Jordan, „so eben mit einem blauen Auge einem großen Schwarm Husaren entwischt, die uns beinahe umringt und gefangen genommen hätten. Ohne Ruhm zu melden, mein bischen Geschicklichkeit hat mir herausgeholfen**)."

Der alte östreichische Feldmarschall von Neipperg, ein Krieger aus Eugens Schule, hatte bei Olmütz ein ansehnliches Heer versuchter Truppen zusammengezogen, rückte damit in Oberschlesien ein und wollte Neiße entsetzen. Unter diesen Umständen eilte der König, sich mit Schwerin, welcher Oberschlesien deckte,

*) Lebensbeschreibung des Generals von Winterfeldt. Berlin 1836. S. 17.

**) Daß Friedrich aus dieser Gefahr durch den Abt Stusche im Kloster Kamenz durch eine mönchische Verkleidung gerettet worden, hat Rödenbeck widerlegt. Tagebuch, S. 43. Die Art und Weise dieser Rettung erscheint zu romantisch, als daß sie ganz wahr sein könnte; doch hat Preuß (Friedrich mit seinen Freunden, S. 142) sie wieder aufgenommen.

Digitized by Google

in Neuſtadt bei Jägerndorf zu vereinigen. Man hob die Belagerung von Brieg auf, um mit den dadurch gewonnenen Truppen das Hauptheer zu verſtärken, und marſchirte mehrere Tage, ohne ſichere Nachricht über die Stellung des Feindes zu erhalten. Endlich am 7. April, als bei heftigem Schneegeſtöber das Heer bei Michelau über die Neiße ging, um Grotkau zu erreichen, ſtieß man auf feindliche Huſaren, bei welcher Gelegenheit Friedrich abermals in Gefahr geweſen ſein ſoll, gefangen genommen zu werden *). Nach einem kleinen Scharmützel machte man etwa 40 Gefangene und vernahm von dieſen, daß die Oeſtreicher in Grotkau angekommen wären und am nächſten Tage nach Ohlau gehen wollten, um hier das Haupt-Magazin und eine ſtarke Artillerie der Preußen wegzunehmen. Dies zu verhindern, mußte eine Schlacht geliefert werden; die erſte in Friedrich's Heldenbahn. Wie ihm am Vorabende derſelben zu Muthe war, erſieht man aus einem Schreiben, das er am 8. April aus dem Dorfe Pogrell an Jordan erließ. „Wir werden uns morgen ſchlagen. Du kennſt das Schickſal der Waffen. Man hat vor dem Leben eines Königs nicht mehr Ehrfurcht als vor dem Leben eines Unterthans und ich weiß alſo nicht, was aus mir werden wird. Iſt meine Beſtimmung zu Ende; ſo erinnere Dich an einen Freund, der Dich immer zärtlich liebte! Verlängert der Himmel mein Leben; ſo ſchreibe ich Dir morgen und Du erfährſt, daß wir geſiegt haben. Lebe wohl, beſter Freund! ich liebe Dich bis in den Tod!"

Am 9. April fiel der Schnee ſo ſtark, daß man nur wenige Schritte um ſich ſehen konnte; die Nachricht ging ein, daß der Feind ſich Brieg genähert habe. Am folgenden Tage heiterte ſich der Himmel auf und das Wetter wurde klar; doch lag der Schnee zwei Fuß hoch. Um 5 Uhr Morgens zog ſich das preußiſche Heer bei Pogrell zuſammen und man erfuhr, daß die Oeſtreicher in den Dörfern Mollwitz, Grüningen und Hünern ſtänden, Neipperg aber ſein Hauptquartier in Mollwitz habe. Nur noch 2000 Schritte von dieſem Dorfe entfernt, ſtellte Friedrich die Seinigen in einer weiten Ebene auf. Der rechte Flügel ſollte ſich an das Dorf Herrndorf lehnen, doch der General Schulen-

*) Lebensbeſchreibung des Grafen Schmettau S. 275.

Digitized by Google

burg, welcher hier die Kavallerie befehligte, kam aus Verſehen nicht zur rechten Zeit an. Der linke Flügel erſtreckte ſich bis zum Lauchwitzer Bache, deſſen moraſtige und tiefe Ufer ihn deckten. Die Reiterei des rechten Flügels hatte dem Fußvolke zu wenig Platz gelaſſen und Friedrich mußte 3 Bataillone aus dem erſten Treffen wieder heraus ziehen; er bildete aus ihnen eine Flanke, welche die rechte Seite der beiden Treffen der Infanterie deckte; eine Stellung, die urſprünglich gar nicht im Plan lag, ſpäter aber ſehr viel zum Siege beitrug. Da die Oeſtreicher zahlreichere und beſſere Kavallerie als die Preußen hatten, ſtellte der König zwiſchen die Schwadronen auf jeden ſeiner Flügel zwei Grenadier-Bataillone, und ahmte hierin eine Stellung nach, der ſich Guſtav Adolph in der Schlacht bei Lützen bedient hatte.

Neipperg hatte nicht die mindeſte Kunde von der Annäherung der Preußen und Friedrich hätte ihn überfallen, aufheben und mit ſeiner Armee gefangen nehmen können, wenn er nicht unerfahren und noch ein Neuling in der Kriegskunſt geweſen wäre. Der König ließ alſo den Oeſtreichern hinlängliche Zeit, ſich ebenfalls in Schlachtordnung zu ſtellen und erſt Nachmittags um 2 Uhr ließ er das Feuern beginnen. Das Glück, welches Friedrich aus den Händen gegeben, ſchien ſich rächen zu wollen; die 10 Schwadronen Kavallerie, welche Schulenburg bei Herrndorf befehligte, wurden von der weit überlegenen öſtreichiſchen Reiterei über den Haufen geworfen und hätten beinahe auch das Fußvolk in Unordnung gebracht. Dieſes ließ ſich glücklicher Weiſe im Feuern nicht unterbrechen, die feindlichen Reiter wurden zerſtreut und ihr Anführer, der tapfere General Römer, ſank, von einer Kugel getroffen, todt danieder. Die zwiſchen die preußiſche Kavallerie hingeſtellten Grenadiere von Winterfeldt hatten Stand gehalten und zogen ſich in guter Ordnung zur Infanterie zurück. Friedrich, welcher ſeine fliehenden und zerſprengten Reiter aufhalten und wo möglich wieder ordnen wollte, wurde von ihnen mit fortgeriſſen und erſt im Mittelpunkte des Heeres ſah er ſich im Stande, einige Schwadronen zu ſammeln. Er führte ſie auf den Kampfplatz zurück und machte einen neuen Angriff; die Eingeſchüchterten hielten ſich aber nicht, wurden von Neuem geſchlagen, zerſtreuet und zurückgetrieben. Schulenburg verlor das Leben, dem Könige wurde das Pferd getödtet und er gerieth in Gefahr. Seine

Digitized by Google

Mühe, die Flucht zu verhindern, war vergeblich; umsonst rief er: meine Brüder! Die Ehre der preußischen Truppen! Eures Königs Leben! Sie rissen aus.

Aller Kavallerie-Bedeckung beraubt, stand die Infanterie des rechten Flügels allen Angriffen blos gestellt und die östreichische Reiterei wollte sich dies zu Nutze machen; allein jene 3 Bataillone, die in dem ersten Treffen nicht Raum gehabt und ihre Stellung an der Flanke der übrigen Infanterie erhalten hatten, verhinderten ihr Eindringen. Dreimal hielten sie die heftigen Angriffe des Feindes mit bewundernswürdigem Muthe aus; die Oestreicher verloren viele Leute und zogen sich in Unordnung zurück. Vergeblich kam ihnen Neipperg mit Fußvolk und frischer Kavallerie zu Hülfe; die Infanteristen standen wie eine Mauer und streckten durch ihr schnelles und unausgesetztes Feuer ganze Reihen der Feinde nieder. Fünf Stunden dauerte dieses Feuer, die Braven hatten sich gänzlich verschossen und nun schien alle Tapferkeit nichts mehr zu helfen. Friedrich selbst, der Alles auf dem Spiele stehen sah, verlor die Fassung und wandte sich an Schwerin, dessen Leitung er sich bei diesem ersten Versuche im ernsten Waffenspiel anvertraut hatte. Der alte bereits verwundete Held hielt die Schlacht noch nicht für verloren, gab ihm aber den Rath, daß er sich nach der von dem preußischen Regiment La Motte besetzten Stadt Oppeln begeben, daselbst über die Oder gehen und sich an die Spitze des Korps des Herzogs von Holstein setzen möchte, welches man in dieser Gegend vermuthete. Sollte er (Schwerin) die Schlacht noch verlieren, so würde der Rückzug über die Oder sehr mißlich sein; der König könne ihn aber in diesem Falle mit den holsteinischen Truppen unterstützen und zugleich Ohlau decken. Würde die Schlacht gewonnen, so könnten eben diese Truppen zur Vernichtung der fliehenden Feinde beitragen.

Lange zögerte Friedrich, diesem Rathe, der ihn von der Armee entfernte, zu folgen. Als es aber dunkel wurde, und noch kein Anschein vorhanden war, daß die Sache sich besser gestalten würde, gab der junge Monarch den wiederholten Vorstellungen des alten Feldmarschalls nach und machte sich auf den Weg. Eine Schwadron Gensd'armen folgten ihm, ohne seinen Willen und vermuthlich auf Befehl des Erbprinzen von Dessau; er ritt

Digitized by Google

aber mit seinen wenigen Begleitern so scharf, daß sie ihm nicht zu folgen vermochten und in dem Städtchen Löwen zurückblieben. Mitten in der Nacht vor Oppeln ankommend, gerieth der König in die größte Gefahr, gefangen oder erschossen zu werden. Denn als man sich zu erkennen gab und zu öffnen befahl, fand es sich, daß der Ort inzwischen von den Oestreichern besetzt worden, die nun durch das Gitterthor auf den König und seine Begleiter schossen. Eilig kehrte der König um, kam mit Tagesanbruch nach Löwen zurück und erfuhr hier durch einen Abgesandten, von Bülow, daß die Schlacht gewonnen sei. Voll innerer Glückseligkeit, aber nicht ohne Scham und Unzufriedenheit mit sich selbst, daß er dem Rathe des alten Feldmarschalls gefolgt, kehrte Friedrich auf den Wahlplatz zurück und fand den biedern Schwerin zweimal verwundet. Er hatte den linken Flügel der Preußen auf die rechte Flanke der Oestreicher geworfen und dadurch den Sieg entschieden. Nur die Nacht hatte die Oestreicher vor der gänzlichen Vernichtung bewahrt. Sie zählten 4800 Mann an Todten und Verwundeten, 1200 Gefangene und verloren 9 Kanonen und 4 Fahnen. Nicht viel geringer an Todten und Verwundeten zeigte sich der Verlust der Preußen. Unter den Todten befand sich der Prinz Friedrich, zweiter Sohn des Markgrafen Friedrich Albert von Brandenburg-Schwedt. Am furchtbarsten war das erste Bataillon Garde mitgenommen, auf welches die Oestreicher ihren Hauptangriff gerichtet. Es hatte die Hälfte seiner Offiziere verloren; von 800 Gemeinen waren nur 180 dienstfähig geblieben. Der König ritt auf dem Schlachtfelde umher und konnte die gefallenen Opfer und die Verwundeten nicht ohne Kummer betrachten. Unter andern erblickte er einen seiner Lieblinge, den Garde-Hauptmann von Fitzgerald, welchem beide Beine weggeschossen waren. Friedrich schlug die Hände zusammen; „aber," rief er aus, „welch ein Unglück hat Sie treffen müssen!" „Ich danke Ew. Majestät," entgegnete der Sterbende: „Leben Sie glücklich und wohl! Mit mir ist es vorbei!" —

Selbst der Feind ließ der Tapferkeit der preußischen Neulinge Gerechtigkeit wiederfahren. „Ich habe," schrieb ein östreichischer General, „in meinem Leben keine schönere Armee gesehen, als die preußische. Sie rückte mit einer unglaublichen Ordnung

Digitized by Google

an. Ihre Glieder und Linien waren so geschlossen und bewegten sich so ebenmäßig, als wenn sie auf dem Parade-Platze wären. Ihr blitzendes Gewehr that in der Sonne seine Wirkung und sie feuerten so geschwind und so zusammen, daß es war, als wenn es donnerte."

Ein besonderes Schicksal wurde bei dieser Schlacht dem Präsidenten der Akademie, Maupertuis, zu Theil. Er war dem Könige, auf dessen Einladung, nach Schlesien gefolgt und, voll Neugier, die Schlacht mit anzusehen, auf einen Baum gestiegen. Einige östreichische Husaren entdeckten ihn und nahmen ihn gefangen. Man schickte ihn nach Wien, wo ein anderes Zwischenstück ihm die Freiheit wieder verschaffte. Friedrich ließ nämlich einige Tage nach der Schlacht den Kardinal Zinzendorf, Bischoff von Breslau, den er mit ausgezeichneter Güte behandelt und der ihm das Versprechen gegeben hatte, sich in den schlesischen Krieg nicht zu mischen, aufheben, überführte ihn des Einverständnisses mit dem Feinde und schickte ihn dann nach Wien. Maria Theresia erwiderte diese Großmuth dadurch, daß sie den Präsidenten Maupertuis freigab.

Die erste Frucht des Sieges bei Mollwitz war die Eroberung von Brieg (4. Mai). Unter den zahlreichen Scharmützeln, welche mit den bei Neiße sich wieder sammelnden Oestreichern noch vorfielen, verdient nur das glückliche Gefecht bei Rothschloß (17. Mai) Erwähnung. Winterfeldt überraschte hier 1400 Reiter und ließ sie von Zieten, der eben Oberst-Lieutenant geworden war, angreifen *), während er selbst ihnen in die Flanke fiel. Zieten hatte von diesem Gefecht um so größere Ehre, als der General-Major von Baronay, einer der berühmtesten Par-

*) Hans Joachim von Zieten war am 18. Mai 1699 zu Wustrow bei Ruppin geboren, trat schon in seinem 15. Jahre in Kriegsdienste, nahm aber einige Jahre darauf, weil er sich zurückgesetzt glaubte — eine Meinung, die er, wie wir sehen werden, öfter hegte — seine Entlassung, und trat erst 1726 bei einem Dragoner-Regimente wieder in preußische Dienste. Händel mit einem andern Offiziere zogen ihm einjährigen Festungs-Arrest und später sogar Kassation zu. Der Verwendung einiger Generale verdankte er es, daß man ihn 1730 bei dem neu errichteten Leibhusaren-Regimente wieder anstellte und im folgenden Jahre zum Rittmeister beförderte. Er wohnte 1735 dem Feldzuge gegen Frankreich bei und erhielt 1736 die Stelle eines Majors, in welcher Eigenschaft er im schlesischen Kriege zuerst auftrat.

Digitized by Google

Digitized by Google

teigänger, unter deſſen Leitung er am Rhein ſeine erſte Schule gemacht hatte, die Feinde anführte. Winterfeldt erſtattete über Zietens Raſchheit und Tapferkeit einen ſo vortheilhaften Bericht an den König, daß dieſer ihn bald darauf nicht nur zum Oberſten, ſondern auch zum Befehlshaber ſämmtlicher Huſaren machte*). Winterfeldt ſelbſt erhielt ebenfalls bald nachher das Patent als Oberſt.

Von weit größerer Bedeutung, als der Sieg bei Mollwitz, waren die mittelbaren Folgen deſſelben, nämlich die hohe Meinung, welche Friedrich in den Augen der europäiſchen Mächte erregt hatte. Man ſchickte Geſandte in ſein Lager und bewarb ſich um ſeine Freundſchaft; andere, namentlich England, wollten zwiſchen den ſtreitenden Parteien einen Vergleich zu Stande bringen, wozu jedoch die hohe Sprache des öſtreichiſchen Kabinets noch nicht hinlänglich herabgeſtimmt war. Friedrich hätte ſich damals mit Nieder-Schleſien und Breslau abfinden laſſen, ein Opfer, das man in Wien zu groß fand**). Von Seiten Frankreichs, welches zu dieſer Zeit ſich mit Baiern gegen Maria Thereſia verband, erſchien der Marſchall Belleisle mit Vorſchlägen

*) „Von dieſem Zeitpunkte an," ſagt Varnhagen in Winterfeldt's Biographie S. 26., „beginnt eigentlich Zietens glänzende Laufbahn; ſein Verdienſt wird dem Könige bekannt und Winterfeldt hebt es hervor. Von dieſem Zeitpunkte beginnt aber auch die Erkaltung und Feindſchaft, welche ſpäterhin Zieten und Winterfeldt mehr und mehr trennte. Die Lebensbeſchreiberin Zietens (Frau v. Blumenthal), bei allem verſchwenderiſchen Lobe, das ſie beſonders ſeinem Charakter bei jeder Gelegenheit geben will, läßt uns dieſen, gegen ihre Abſicht, gar oft als widerwillig, verſchloſſen, eiferſüchtig und ſogar als tückiſch erkennen. Er mochte es ſchon mit Groll ertragen haben, der Leitung eines Majors folgen zu ſollen; je mehr ſeine Beförderung und ſein Ruhm glänzten, um ſo mehr konnte es ihn verdrießen, den Anlaß beider mit einem Namen verknüpft zu ſehen, der, obwohl im Range nachſtehend, doch in Befehlführung und Verdienſt hier als Erſter genannt werden mußte. Die Verſtimmung und Feindſchaft, welche hieraus folgten, erſcheinen ſehr natürlich und es bedarf, um ſie zu erklären, nicht der Annahme urſprünglicher Bosheit und entſchiedenen Unrechts auf der einen oder anderen Seite. Wo ſich dergleichen Widerſtreit zwiſchen Gepräge und Geltung aufzeigt, werden dieſelben Wirkungen zu ſehen ſein. Solche Mißverhältniſſe ſind aber unvermeidlich. Der Gebietende ſieht Erforderniß und Zweckmäßigkeit des Augenblicks und achtet der perſönlichen Unannehmlichkeiten nicht, die oft für denjenigen am ſchwerſten fallen, der dabei begünſtigt ſcheint."

**) v. Raumer, Friedrich und ſeine Zeit. S. 131.

Digitized by Google

zu einem geheimen Bündniſſe, das am 5. Juni wirklich zu Stande kam. Man erfuhr davon in Wien. „Die öſtreichiſchen Miniſter," ſchrieb der engliſche Geſandte Robinſon*), „fielen bei der Nachricht rückwärts in ihren Stühlen nieder, gleich wie Todte. Es war zu ſpät und in der That weder mehr noch weniger geſchehen, als ſie erwartet — und dennoch nicht gehandelt hatten." —

Die Anhänger der Oeſtreicher in Schleſien waren unterdeß nicht müſſig. Friedrich hörte von Einverſtändniſſen, die in Breslau angeknüpft worden wären und von einem Plane des bei Neiße liegenden Feldmarſchalls Neipperg, die Preußen zu umgehen und Breslau wegzunehmen. Ein Klubb alter, aus Oeſtreich ſtammender, Damen in dieſer Hauptſtadt bildete den Kern der Verſchwörung, einige Magiſtrats-Perſonen und liſtige Mönche waren die Triebräder. Es gelang dem Könige, eine falſche Schweſter in dem Damen-Klubb einzuſchieben und ſo ſich zum Mitwiſſer des Geheimniſſes zu machen. Von allen Umſtänden unterrichtet, ließ er eine Deputation des Magiſtrats nach Strehlen kommen und fragte ſie: ob man die ſtipulirte Neutralität genau beobachtet und nicht vielmehr ſeine Feinde unterſtützt, der Königin Maria Thereſia 140,000 Gulden zugeſendet und mit Neipperg einen unerlaubten Briefwechſel unterhalten habe? Dabei legte er ihnen Papiere vor, aus denen das ſtattgefundene Einverſtändniß hervorging. Die Abgeordneten konnten nicht leugnen, geſtanden Alles ein und baten um Gnade. Friedrich gab nun dem Feldmarſchall Schwerin und dem Erbprinzen von Deſſau Befehl, der Neutralität der Hauptſtadt ein Ende zu machen, und ſich ohne Aufopferung von Blut mit Liſt in deren Beſitz zu ſetzen. Man erſuchte demgemäß den Magiſtrat, einem preußiſchen Regimente den freien Durchmarſch durch die Stadt zu erlauben, um an das jenſeitige Ufer der Oder zu gelangen. Der Rath ging darauf ein und der Stadt-Major ſetzte ſich an die Spitze der Preußen, um ihren Zug durch die Straßen zu führen. Als nun die Grenadiere ihren Marſch nach dem großen Marktplatze und nicht nach dem Oder-Thore nahmen, wohin der Stadt-Major lenkte, glaubte dieſer, oder ſchien zu glauben, daß die Truppen den rechten Weg aus Unkunde verfehlten und wollte

*) v. Raumer, Friedrich II. S. 136.

Digitized by Google

sie eines Besseren belehren. Prinz Leopold aber bat ihn ganz freundlich, seinen Degen einzustecken, und, da man seiner Dienste weiter nicht bedürfe, nach Hause zu gehen. Die Einziehenden hatten zugleich dafür gesorgt, daß die Thore nicht geschlossen werden konnten, und so erfolgte denn am Morgen des 10. August die Besitznahme von Breslau, ohne auch nur einen Tropfen Bluts zu vergießen. „Niemals," schreibt Bielefeld, „hat wohl die Einnahme einer Stadt weniger gekostet. Alle Feindseligkeiten, welche bei dieser Gelegenheit vorgefallen sind, bestanden in einer Ohrfeige, die der General von Münchow einer Schildwache gab, die beim ersten Schlagbaume Wache stand und diesen zuziehen wollte.

Friedrich befand sich unterdeß in Strehlen und erfuhr die Einnahme der Stadt durch Kanonenschüsse, die man von Station zu Station abfeuerte. Er entließ nun die Breslauer Abgesandten, indem er ihnen erklärte, daß er die bestandene Neutralität für nichtig achte. Schwerin mußte dem Rathe, der Bürgerschaft und der Stadt-Militz den Huldigungseid abnehmen und ließ ein Dankfest feiern, wozu er selber den Text gab. Er gewann das Zutrauen der Protestanten, als des größeren Theils der Einwohner dadurch, daß er die lutherischen Prediger nach dem Gottesdienste öffentlich umarmte, während er den katholischen Geistlichen nur die Hand reichte.

Neipperg wurde zu spät inne, daß er getäuscht sei. Er beschäftigte sich mit Hin- und Herzügen, und vermied eine ernste Schlacht. Die kleinen Gefechte dauerten fort. Der König selbst beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit Lesen, Flötenspiel, Dichten und Korrespondenz, namentlich schrieb er viel an Jordan und erkundigte sich eifrig nach dem, was man in Berlin über ihn sprach.

Während dieses in Schlesien vorging, rückte der Kurfürst von Baiern, von französischen Hülfstruppen unterstützt, in Oesterreich ein, brandschatzte das Land, und ging auf die Hauptstadt los, so daß der Hof sich nicht mehr für sicher hielt und nach Presburg flüchtete. Jetzt wurde in der That die Noth groß und man sah es nicht ungern, daß der englische Gesandte in Wien, Robinson, sich zum Vermittler anbot. Er machte den Vorschlag, wenigstens Einen Feind zu beseitigen und Etwas zu opfern, um nicht Alles zu verlieren. Mit Vollmachten versehen, erschien

Digitized by Google

er am 7. August in Friedrich's Lager bei Strehlen und dachte durch echt östreichische Phrasen den König zu gewinnen. Die Königin von Ungarn, sagte er, wolle großmüthig alles Vorgefallene verzeihen und vergessen und ihm, wenn er Schlesien sofort räumte, zur Schadloshaltung für seine Ansprüche Limburg, Spanisch-Gelbern und 2,000,000 Thaler geben. Friedrich wies diese Vorschläge als ehrlos zurück. „So hält man mich also für einen Bettler?" rief er aus, als von dem Gelde die Rede war: „ich soll mich aus Schlesien zurückziehen und für Geld, nachdem ich zu dessen Eroberung soviel Schätze und Blut verwendet habe *)!" Unverrichteter Sache ging der Gesandte nach Wien zurück und es half ihm nichts, daß er am 8. September noch einmal kam und eine Karte von Schlesien mitbrachte, auf welcher vier Fürstenthümer, die dem Könige abgetreten werden sollten, bezeichnet waren. Diese Opfer genügten dem Könige nicht mehr **), auch wußte er, daß es mit diesen Abtretungen nicht Ernst sei und daß man zu gleicher Zeit dem Könige von Frankreich ähnliche lockende Anerbietungen mache. Die Gefahr für den Wiener Hof vermehrte sich; August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, trat in der Absicht, Mähren zu erlangen, dem Bunde gegen Oestreich bei und die Hoffnung, Hülfe von England zu erhalten, schwand immer mehr. So von allen Seiten bedrängt, suchte Maria Thersia abermals die Vermittlung des englischen Gesandten und erklärte sich bereit, dem Könige ganz Nieder-Schlesien und ein Stück von Oberschlesien abzutreten. Lord Hyndford erschien mit diesen Vorschlägen und erlangte eine geheime Zusammenkunft zu Klein-Schnellendorf (8. October). Hier erschienen außer dem Könige und Lord Hyndford auch die östreichischen Generale Neipperg und Lentulus. Man verabredete (9. October), daß bis zum Schlusse des Friedens zwischen Oestreich und Preußen ein geheimer Waffenstillstand sein solle, die Oestreicher die Festung Neiße übergäben und Friedrich sich mit Niederschlesien und Neiße begnüge; er solle Winterlager in Ober-Schlesien nehmen, jedoch ohne Steuern beizutreiben. Um die Welt zu täuschen, solle unter der Hand der

*) v. Raumer, Friedrich II. S. 139.
**) a. a. O. Seite 146.

Digitized by Google

kleine Krieg fortgesetzt werden *). Der König bedung sich das strengste Geheimniß über die getroffene Verabredung, Neiße wurde von ihm zum Schein belagert und eingenommen, die Oestreicher verließen Schlesien und Friedrich stieß, indem er sich der Grafschaft Glatz bemächtigte, mit einem Theile seiner Truppen zu dem vereinigten Heere in Böhmen. Hier befand sich auch der Kurfürst von Baiern, der sich in Prag zum Könige von Böhmen ausrufen ließ und dann nach Mannheim ging, um seine Wahl zum römisch-deutschen Kaiser abzuwarten. In Böhmen standen jetzt die verschiedenartigsten Truppen, die alle nicht wußten, ob sie sich Freund oder Feind waren; denn der östreichische Hof hatte den Inhalt des Klein-Schnellendorfer Vertrages absichtlich laut werden lassen, um dadurch Mißtrauen unter die kriegführenden Theile zu verbreiten. Friedrich hatte, indem er jenen Waffenstillstand schloß, nicht durch Unterdrückung Oestreichs eine Ueberlegenheit Frankreichs begründen und dadurch aus einem selbstständigen Verbündeten zu einem abhängigen Knechte herabsinken wollen. Es lag in seinem Plane, die Zeit zur Verstärkung seines Heeres zu benutzen und er wußte, daß geheime Unterhandlungen Oestreichs und Frankreichs, sowie ein Ausplaudern des streng anempfohlnen Geheimnisses ihm nöthigenfalls immer Gelegenheit und Vorwand geben würden, andere Maßregeln zu ergreifen.

Friedrich wurde sehr erzürnt, als der östreichische Hof die Bedingung des Geheimnisses nicht erfüllte. Er hielt sich nun auch seiner Seits an jenes Abkommen nicht weiter gebunden, betrachtete Schlesien als sein Eigenthum und ließ eine allgemeine Landes-Huldigung auf den 7. November ausschreiben. Es erschienen zum festgesetzten Tage in Breslau mehr als 400 Abgeordnete aller Stände; mit ihnen trafen die wegen begangener Treulosigkeit vertriebenen Domherrn und Kapitularen wieder ein und erhielten, nachdem sie den Eid des Gehorsams abgeleistet, ihre Güter zurück. Der König ließ sich in Person huldigen und gewährte dadurch den Schlesiern ein seit Kaiser Mathias (1611) nicht genossenes Schauspiel. Er kam gegen Mittag in einem 8spännigen Wagen vor dem Rathhause an, vor welchem seine Garde in Parade aufmarschirt stand. In schon gebrauchte Uniform gekleidet,

*) von Raumer, Friedrich II. S. 149.

Digitized by Google

nachläſſig friſirt und ganz prunklos, trat er in den Fürſtenſaal und nahm, von ſeinem ſtattlichen Gefolge umringt, auf dem einſt von Kaiſer Mathias gebrauchten und neu hergeſtellten Throne Platz. Der Feldmarſchall Schwerin ſollte zu ſeiner Rechten das königliche Reichsſchwerdt halten, es war aber vergeſſen worden; Friedrich nahm daher ſeinen Degen und gab ihn Schwerin als paſſendes Symbol für dieſen Akt. Der Miniſter von Podewils hielt eine wohlgeordnete Rede, in der er den Zweck der Verſammlung auseinander ſetzte und im Namen des Königs den Schleſiern Beſtätigung aller ihrer Rechte, Schutz und Schirm verhieß; darauf las er den Huldigungseid vor, welchen die Anweſenden nachſprachen. Einzeln traten dieſe dann an den Thron, legten die Hand auf die Bibel und küßten den Knopf an dem Degen des Königs zum Zeichen des Gehorſams und der Treue. Ein lautes Lebehoch beſchloß den Akt, von Podewils dankte, der König zog den Hut und ging, von den Ständen begleitet, wieder zu ſeinem Wagen. Feſtlichkeiten aller Art folgten dieſem Tage*) und es braucht nicht erwähnt zu werden, daß Friedrich blos durch ſeine Liebenswürdigkeit und Herablaſſung wiederum viele Herzen gewann.

Mehr als Alles freute es die Schleſier, daß er nicht ausgehungert, wie ſonſt die öſtreichiſchen Regenten, ins Land kam. Sein erſter Akt als Landesherr war, daß er den Ständen das übliche Huldigungsgeſchenk (eine Tonne Goldes) erließ; „das Land," ſagte er, „iſt durch die Kriegsübel ſo erſchöpft, daß ich ein ſolches Opfer nicht annehmen kann. Ich will vielmehr dem Volke aufhelfen, damit es Urſache haben möge, die Regierungs-Veränderung nicht zu bereuen." Er ſchenkte ferner den Bauern und

*) Unter andern hatte der Stadtkoch in einer auf dem Neumarkte aufgebauten Küche einen ganzen Ochſen gebraten, der mit Faſanen, Reb- und Haſel-Hühnern, Haſen und Gänſen gefüllt war. Auf der rechten Seite präſentirte ſich der preußiſche Adler aus großen Vögeln und Lerchen formirt. Auf der andern Seite ſah man die Worte: **Fridericus Rex**, den polniſchen Adler und das deſſauiſche Wappen nebſt dem Stadtwappen. — Bei der Illumination hatte ein Schlächter ein Bild ausgeſtellt, welches ihn ſelbſt, einen Ochſen ſchlachtend, darſtellte, mit der Unterſchrift:

Wer mir wird den König von Preußen verachten,
Den will ich wie dieſen Ochſen ſchlachten.
David Schulz, ein Brandenburger.

Digitized by Google

Ackerbürgern Saat- und Brotgetreide, er gab ihnen Geld zum Bauen und erließ vielen die Steuern. Dem Adel verlieh er neue Titel *), namentlich schuf er die Aemter eines Erb-Marschalls, Erb-Kämmerers, Erb-Land-Postmeisters, Ober-Jägermeisters u. s. w. Die katholischen Geistlichen blieben unangefochten und jedes Glaubensbekenntniß wurde geachtet.

Am 12. November ging Friedrich wieder nach Berlin und bewirkte von hier aus die Reorganisation der Verwaltung, indem er in Glogau und Breslau Oberamts-Regierungen, Kriegs- und Domainen-Kammern und Ober-Konsistorien etablirte. Die gewaltsame Werbung duldete er nicht länger, das Abgabe-Wesen wurde, mit Abstellung vieler Mißbräuche, neu regulirt und das schöne Schlesien gewährte schon jetzt dem Könige eine gute Stütze seines Staats-Haushalts. Dabei vergaß Friedrich die schönen Künste nicht, vielmehr legte er den Grundstein zu dem Opernhause in Berlin, und zog Künstler aller Art nach dieser Hauptstadt.

Die Armee wurde verstärkt; vorzüglich galt es, sich eine tüchtige Kavallerie zu schaffen, da die vorhandene in der Schlacht bei Mollwitz sich so unzuverlässig gezeigt hatte. Zieten mußte hier sein Bestes thun; seine Husaren zeichneten sich bald so aus, daß der Name: Zietens Husaren weit und breit mit Achtung, auch wohl mit Schrecken genannt wurde. Ein Korps Uhlanen, welches Friedrich organisirt hatte, erfüllte seine Erwartungen nicht; es wurde daher mit dem Leibhusaren-Regimente vereinigt und dieses dadurch auf 10 Schwadronen gebracht **).

---

*) Einige Jahre später, bei einer Revue-Reise in Schlesien, ritt ihm einer der Neugeadelten vor und machte alle möglichen Manöver, um die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu ziehen. „Wer ist Er?" fragte dieser endlich.

Ich bin einer von denjenigen, die Ew. Majestät bei der schlesischen Huldigung in den Adelstand zu erheben die Gnade gehabt haben.

„Dann ist die erste Probe schlecht gerathen," erwiederte der König.

**) Die Uniform dieser Uhlanen, welche in weißen türkischen Mänteln mit hellblauer Unterkleidung bestand, wurde zwar geändert, doch behielten die neuen Husaren, zum Andenken, weiße Pelze und hellblaue Dollmans. Die Oestreicher suchten dieses Regiment dadurch lächerlich zu machen, daß sie die Husaren Schafe nannten. Dieser Spottname erregte in den Husaren eine brennende Begier, sich zu rächen, und die Gelegenheit dazu fand sich im Jahre 1758, wo ein östreichisches Regiment, das den Preußen jenen Namen zugerufen hatte, fast ganz niedergehauen wurde. Der Anführer der

Digitized by Google

Zwei Monate hatte die Waffenruhe gedauert, als Friedrich, um die vom Wiener Hofe ausgestreuten Gerüchte eines abgeschlossenen Friedens durch die That zu widerlegen, von neuem zu ernsthaften Maaßregeln schritt und noch im Winter die Kriegs-Operationen wieder eröffnete. Der Kurfürst von Baiern hatte, durch sein unkluges Thun, die erlangten Vortheile wieder verloren und setzte seine Hoffnung, den Schaden wieder auszubessern, auf den König. Dieser entwarf einen Operations-Plan und kam am 19. Januar 1742 persönlich nach Dresden, um den König August oder eigentlich dessen Minister Brühl zu bewegen, sich zur Erlangung von Mähren, welches ihm nach den Bedingungen des Allianz-Vertrages zugedacht war, in Thätigkeit zu setzen. Man empfing ihn mit dreimaliger Abfeuerung von 82 Kanonen und mit anderen Festlichkeiten; doch den Gegenstand seiner Reise, die Ueberlassung eines Hülfskorps, setzte er nur mit außerordentlichen Schwierigkeiten ins Werk, einmal, weil man ihm nicht traute, und dann, weil Niemand wußte, wer in Dresden eigentlich Regent sei. Am 21. Januar kam Friedrich in Prag an, um hier mit den französischen und baierschen Heerführern den ferneren Verlauf des Feldzuges ebenfalls zu verabreden, und bereisete dann seine böhmischen und schlesischen Standquartiere, bei welcher Gelegenheit er der Madonna der Jesuiten in der, am 9. Januar übergegangenen Stadt Glatz ein neues Kleid schenkte *). Zu Anfang des

---

Preußen, General von Puttkammer, konnte nur mit vieler Mühe den Kommandeur und einige Offiziere retten. Dieser, vor den König gebracht, beschwerte sich, daß man keinen Pardon gegeben, sondern sogar auf die schon auf der Erde liegenden Verwundeten noch gehauen und gestochen habe. Friedrich, welcher die Veranlassung zu diesem Verfahren kannte, fragte ihn: „Hat Er wohl in seinem Leben die Bibel gelesen?“ — „O ja, Euer Majestät!“ antwortete der Offizier befremdet. „Nun, dann wird Er sich das erklären können,“ sprach der König, „denn da steht: Seht Euch vor vor denen, die in Schafskleidern zu Euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“

*) Es war am Geburtstage Friedrichs, am 24. Januar, als er in die Stadt einzog. Die Gräfin von Grünau, Gattin eines Stabs-Offiziers hatte während der Belagerung ein Gelübde gethan, der heiligen Jungfrau im Jesuiten-Kloster ein schönes Kleid zu verehren, wenn die Belagerung aufgehoben würde. Der König erfuhr dies, ließ ein Kleid von dem kostbarsten Stoffe verfertigen und sandte es den Jesuiten mit den Worten: Er besitze so viel feine Lebensart, wie die Gräfin, und wolle nicht, daß durch seine Er-

Digitized by Google

Februars erschien er an der Spitze von 15,000 Mann in Mähren; das sächsische Hülfskorps kam nur langsam und unwillig, ihn zu verstärken. Durch die Bequemlichkeitsliebe der sächsischen Generale gingen dem Könige nicht nur mehrere Vortheile verloren, sondern er sah sich auch gezwungen, seinen ganzen Kriegsplan zu ändern. Er wies diesen Hülfsvölkern ihre Quartiere an der böhmischen Grenze an und ließ seine Truppen die Teya von Znaim bis Görling, nahe an Ungarn, besetzen. In der Mitte Februar drang er sogar in Nieder-Oestreich ein. Die Zietenschen Husaren wagten sich so tief ins Land, als in allen folgenden Kriegen unter Friedrich kein preußisches Korps mehr gekommen ist; es kam bis Stockerau, der letzten Station vor Wien. Man zitterte hier vor diesen gefürchteten Gästen, doch konnten die Husaren, weil sie von ihren Alliirten nicht gehörig unterstützt wurden, die errungenen Vortheile nicht verfolgen, und eine Menge Lebensmittel waren der einzige Gewinn dieses Zuges.

Zu Anfang des März erfuhr Friedrich, daß die Ungarn ein Heer zusammenzögen, um durch die Jablunka in Schlesien einzufallen und die Preußen im Rücken anzugreifen. Achttausend National-Ungarn standen bereits bei Skalitz an der mährischen Grenze; der Prinz Dietrich von Dessau sprengte sie auseinander, machte viele Gefangene und verbreitete einen solchen Schrecken in Ungarn, daß von dort aus vor der Hand nichts zu befürchten war.

Seit dem 7. März belagerte die königliche Armee Brünn, das mit 7000 Mann Besatzung versehen war und einen tüchtigen Kommandanten hatte, der den Belagerern ihren Zweck auf alle mögliche Weise erschwerte. Noch größeren Schaden aber fügten dem Könige die sächsischen Hülfsvölker zu, die ihm in jeder Rücksicht mehr Last als Nutzen schafften. König August, der zur Beschießung der Stadt die Kanonen hergeben sollte, entschuldigte sich mit dem Mangel an Gelde, und doch hatte er eben erst 400,000 Thaler zum Ankauf eines großen grünen Diamanten verwendet. „In der That," schrieb Friedrich am 17. März an Jordan: „die Ehre, das große Rad der europäischen Angelegenheiten zu drehen,

---

oberung die heilige Jungfrau etwas verliere. — Die Jesuiten machten gute Miene zum bösen Spiel; nahmen das Geschenk an und begaben sich in Prozession zum Könige, um ihren Dank abzustatten.

Digitized by Google

macht eine ſauere Arbeit, die weniger glänzende Lage der Unabhängigkeit und der Vergeſſenheit dünkt mich viel glücklicher und das wahre Loos des Weiſen in der Welt. Ich denke oft an Rheinsberg und an den freiwilligen Fleiß, der mich mit den Wiſſenſchaften und Künſten vertraut machte. Aber bei Allem iſt keine Lage ohne Bitterkeit. Ich hatte damals keine Feinde, doch fehlte es auch nicht an kleinen Unfällen. Damals ſchiffte ich auf einem Fluß, gegenwärtig auf dem offenen Meere; eine Welle hebt mich bis zu den Wolken, eine andere ſchleudert mich in den Abgrund, und eine dritte wirft mich noch ſchneller wieder in die äußerſte Höhe. Dieſer heftigen Bewegung der Seele bedarf nun der Philoſoph eben nicht; denn es iſt, was man auch ſagen mag, doch ſehr ſchwer, bei den verſchiedenen Schickſalen gleichgültig zu ſein und das Gefühl aus dem menſchlichen Herzen zu verbannen. Umſonſt bemüht man ſich im Glücke kalt zu ſcheinen und im Kummer unempfindlich zu ſein. Ich für meinen Theil verlange weiter nichts, als daß Fortuna mir die Menſchlichkeit und alle die Tugenden nicht verderben ſoll, zu denen ich mich immer bekannt habe."

Müde, ſich für fremde Zwecke aufzuopfern und dem Könige Auguſt ſein Land zu erobern, zog Friedrich ſich aus Mähren zurück. Er verſtärkte ſich mit den dermalen bei Magdeburg unnütz gewordenen Truppen des Fürſten von Deſſau und theilte ſeine ganze Macht in zwei Hälften. Mit der einen ließ er den Prinzen Dietrich von Anhalt und den Feldmarſchall Schwerin ein Lager bei Ollmütz beziehen, das dieſe Befehlshaber nur aus Mangel an Lebensmitteln endlich wieder verließen; die andere Hälfte verlegte er zwiſchen die Elbe und Saſſawa im böhmiſchen Kreiſe Chrudim (17. April). Der ſächſiſche Miniſter von Bülow fragte ihn beim Abzuge: „aber Sire, wer wird nun meinem Herrn die Krone von Mähren aufſetzen?" — „Mein Herr," antwortete Friedrich trocken, „man gewinnt eine Krone nicht anders, als mit grobem Geſchütz, und es iſt der Sachſen eigene Schuld, wenn es zur Einnahme Brünns daran gefehlt hat." Die Sachſen verließen Mähren nun ebenfalls und zogen in den Leitmeritzer und Satzer Kreis, wo ſie nicht weit von der ſächſiſchen Grenze ihre Quartiere nahmen. Vier Wochen ſtand Friedrich in dem neuen Lager und überzeugte ſich in dieſer Zeit hinlänglich, daß er auch von den Franzoſen, die unter dem Befehle des Marſchalls Broglio

Digitized by Google

in seiner Nähe standen, keine Unterstützung zu erwarten habe, vielmehr lediglich auf sich selbst beschränkt sei. Der König sehnte sich nach Beendigung eines solchen Feldzuges und würde gern die Hand zu einem billigen Vergleich geboten haben; allein der Wiener Hof hatte über die Bundesgenossen Friedrichs eben verschiedene Vortheile erlangt und glaubte sich eines guten Ausgangs versichert halten zu dürfen. Nur eine Schlacht konnte also entscheiden und die Gelegenheit zu dieser fand sich bald.

Maria Theresia's Schwager, der Prinz Karl von Lothringen, ein muthiger und kühner Fürst, zur Seite den alten erfahrenen Feldmarschall Königseck, rückte an der Spitze einer östreichischen Armee über Deutschbrodt und Zwittau in Böhmen ein, in der Absicht, gleichsam im Vorbeigehen, die Preußen, deren Zahl er um die Hälfte niedriger schätzte, als sie zufällig war, zu schlagen, ihre Magazine in Podiebrad und Nimburg wegzunehmen und sodann den Franzosen und Baiern Prag zu entreißen. Ihm zuvorzukommen, setzte sich der König am 15. Mai mit einer ansehnlichen Avant-Garde in Bewegung und befahl dem Prinzen Leopold, ihm mit dem Hauptheere langsam zu folgen. Indem er aber in Kuttenberg ankam, wandten sich die Oestreicher und besetzten die Stadt Czaslau, ganz in der Nähe des Prinzen Leopold, den sie angreifen wollten. Eiligst traf dieser die nöthigen Vorkehrungen zu ihrem Empfange. Der zurückgerufene König fand, als er am Morgen des 17ten ankam, beide Heere schon in Schlachtordnung; die Preußen standen, zwar auf seinem Befehl, jedoch nicht völlig nach seiner Anordnung, auf einer Anhöhe hinter dem Flecken Chotusitz. Sie zählten 30,000, die Oestreicher 40,000 Mann. Zwei und achtzig Kanonen, welche die Oestreicher mit sich führten, ersetzten ihnen, was der mit Artillerie schlecht versehene Feind an Mannschaft mehr hatte; dazu kam, daß die Preußen dem Befehl eines Einzigen folgten, während die Oestreicher mehreren Herren dienen mußten. Die Schlacht dauerte von Morgens 8 Uhr bis zu Mittage; anfänglich errangen die Oestreicher mehrere Vortheile, die aber die Unbesonnenheit ihrer Reiter sie wieder verscherzen ließ. Diese legten sich zu frühzeitig aufs Plündern des preußischen Lagers und man hat behaupten wollen, Friedrich selbst hätte ihnen dazu absichtlich Gelegenheit gegeben, indem er die sämmtliche Bagage zum Angriffe hingestellt. Jedenfalls benutzte der König ihren Fehler

Digitized by Google

zu einer Zeit, wo die ganze Kavallerie seines rechten Flügels sich in Unordnung befand und seine Infanterie entblößt war. Durch eine unvermuthete Schwenkung gab er der Sache den Ausschlag und versetzte die Unordnung aus dem seinigen in das östreichische Heer. Dieses zerstreute sich und ließ 18 Kanonen zurück; gegen 1000 Mann wurden noch auf der Flucht zu Gefangenen gemacht. Der Feind hatte 5600, die Preußen 3500 Todte und Verwundete.

Nach dem Siege bezeigte Friedrich seinen Offizieren und Soldaten seine Zufriedenheit und seinen Dank. Den Erbprinzen Leopold, dessen Versehen im Anordnen er zwar nicht gut heißen konnte, dessen Heldengeist und Feldherrn-Talente er aber nach Verdienst ehrte, umarmte er auf dem Schlachtfelde und ernannte ihn zum General-Feldmarschall. Die Generale und Kommandeure der Regimenter wurden außer der Reihe befördert oder mit dem Verdienstorden belohnt. Von der Wahlstatt sandte Friedrich den Herrn von Bork an den König von Frankreich mit der lakonischen Nachricht: „Sire, der Prinz Karl von Lothringen hat mich angegriffen, und ich habe ihn geschlagen." Der Kurfürst von Baiern, nunmehrige Kaiser Karl VII., gerieth über diesen Sieg in eine solche Freude, daß er den Baron Schmettau, der ihm die Botschaft davon überbrachte, mit seinen Verwandten in den Reichsgrafenstand erhob.

Friedrich nahm in Czaslau sein Quartier und gab die nöthigen Befehle zum Transport und zur Pflege der Verwundeten. Zum Begräbniß der Todten ließ er einen Platz auf dem Schlachtfelde ankaufen und sich dabei ausbedingen, daß derselbe in 25 Jahren nicht umgeackert werden solle, dann aber an den vorigen Eigenthümer zu dessen freier Benutzung wieder zurückfalle. Die Todten wurden bestattet und durch eine dreifache Salve geehrt.

Einige Tage später schrieb Friedrich im Vorgefühl des Ansehens, das der preußische Staat unter den europäischen Mächten einnehmen sollte, an Jordan: „da hätte denn Dein Freund binnen 13 Monaten zum zweiten Male gesiegt. Wer hätte wohl vor einigen Jahren sagen sollen: der Schüler, der von Dir Philosophie, von Cicero Rhetorik und von Bayle das Denken lernte, werde eine militairische Rolle in der Welt spielen? Wer hätte geglaubt, daß die Vorsehung einen Poeten dazu erwählen werde, das europäische Staaten-System umzustürzen und die po-

Digitized by Google

litiſchen Kombinationen der Könige gänzlich zu ändern? — Wann werden wir uns unter den ſchönen friedlichen Buchen in Rheinsberg oder unter den prächtigen Linden in Charlottenburg wiederſehen? Wann können wir nach unſerem Belieben über die Thorheiten der Menſchen und über die Nichtigkeit unſeres Zuſtandes philoſophiren? Ich erwarte dieſe glückliche Stunde mit vieler Ungeduld und zwar um ſo mehr, da der Menſch, wenn er Alles in der Welt verſucht hat, gewöhnlich zu dem Beſſeren wieder zurückkehrt."

Was Friedrich erwartet hatte, geſchah: Maria Thereſia's Stolz war gebrochen und ſie widerſetzte ſich dem Frieden nicht länger. Der König ſelbſt ſehnte ſich ernſtlich danach, denn der väterliche Schatz war bis auf 150,000 Thaler aufgezehrt, und die Bundesgenoſſen hatten ſich als feig und treulos gezeigt. Durch den öſtreichiſchen General Polland, der bei Czaslau tödtlich verwundet und dann gefangen genommen worden war, erfuhr Friedrich, als er ihn beſuchte und freundlich tröſtete, daß zwiſchen ſeinen Bundesgenoſſen, den Franzoſen und den Oeſtreichern ein Bündniß im Werke ſei. Unter dieſen Umſtänden kamen die beiderſeitigen Bevollmächtigten, der preußiſche Miniſter von Podewils und der engliſche Geſandte Lord Hyndford, leicht über die Friedensbedingungen überein und dieſe wurden am 11. Juni 1742 vorläufig dahin feſtgeſetzt: daß Friedrich ganz Nieder- und Oberſchleſien nebſt der Grafſchaft Glatz erhalten, die katholiſche Religion in ihrer Verfaſſung laſſen, 1,700,000 Thaler öſtreichiſche Schulden übernehmen und England, Rußland, Holland, Braunſchweig und Sachſen in den Frieden mit eingeſchloſſen ſein ſolle.

Gleich nach Auswechſelung der Ratifikationen zogen die Preußen aus Böhmen ab; ein Theil ging durch Sachſen nach Brandenburg, ein anderer rückte in Schleſien ein, um die neu erworbene Provinz zu beſchützen. Friedrich machte den geſchloſſenen Frieden, mit ehrenvoller Erwähnung des Lord Hyndford, ſeinen Truppen im Lager zu Kuttenberg ſelber bekannt und rechtfertigte den einſeitig abgeſchloſſenen Frieden gegen ſeinen jetzt ebenfalls verlaſſenen Bundesgenoſſen Frankreich. An Jordan ſchrieb er: „Ich habe gethan, was ich der Ehre meines Volkes ſchuldig zu ſein glaubte; ich thue jetzt, was ſein Glück von mir fordert. Das Blut meiner Truppen iſt mir theuer; ich verſchließe alle Kanäle,

Digitized by Google

aus, denen es in einem ſtärkeren Strome hätte fließen können. Nun ſoll ſich mein Leib aufs Neue dem Vergnügen, und mein Geiſt der Philoſophie überlaſſen."

Einen Monat ſpäter fand die Friedensfeier im ganzen Lande mit großen Feſtlichkeiten ſtatt. Friedrichs Freude war eben ſo groß, wie Maria Thereſia's Trauer. „Alle Uebel," ſchreibt Robinſon *), „erſcheinen ihr gering, im Verhältniß zu der Abtretung Schleſiens; den ſchönſten Edelſtein ihrer Krone hält ſie für ausgebrochen. Sie vergißt die Königin und bricht, wenn ſie einen Schleſier ſieht, wie ein Weib in Thränen aus."

*) v. Raumer, Friedrich II. S. 160.

Digitized by Google

Fünfter Abſchnitt.

Friedrich's erſtes Friedensjahr.

Man muß, damit der Staat nicht ſeinen Ruhm verliere
Im Schoß' des Friedens ſich der rauhen Kriegskunſt weih'n.
Friedrich der Große.

Friedrich vertauſchte das Feldlager mit ſeinem Königsſitze, nicht um hier auf ſeinen Lorbeeren zu ruhen, wie wohl mancher Andere gethan hätte, ſondern um zu arbeiten und ſeinem Volke die Segnungen des Friedens zu verſchaffen, der — wie ein weitſehender Diplomat ihm vorausſagte — nicht von Dauer ſein würde. Alle Hülfsmittel ſeines reichen Geiſtes bot er auf, den Unterthanen die Verluſte des Krieges zu erſetzen, zugleich aber auch den geleerten Schatz wieder zu füllen. Sein nächſtes Augenmerk war auf Schleſien gerichtet; denn hier ſollten nicht nur die Wunden des Feldzuges geheilt, ſondern auch die Einwohner überzeugt werden, daß ſie bei dem Wechſel der Regierung keinen ſchlechten Tauſch gemacht. Friedrich wußte, daß er dieſer Provinz nur aufhelfen dürfe, um in ihr reiche Finanzquellen zu finden; Quellen, die man unter der vorigen Regierung nicht aufzuſuchen verſtand, während man ſehr wohl wußte, welchen Werth Schleſien für den Herrſcher habe. Friedrich beſtätigte der Stadt Breslau ihre Privilegien, erklärte ſie zur dritten Hauptſtadt ſeines Reichs und gab ihr das Recht, zwei Meſſen zu halten; die beiden erſten Frühjahrs-Meſſen beſuchte er ſelbſt mit einem zahlreichen Gefolge, um ſie in Aufnahme zu bringen. Er beſchäftigte die arbeitende Klaſſe bei

Digitized by Google

den Festungs-Bauten, machte Vorschüsse zu nützlichen Gewerben und Anlagen, rief die wegen der Religion Verfolgten wieder in ihre Heimath zurück und versorgte die invaliden Krieger. Nachdem so das Nöthigste geschehen war, bereis'te er die westphälischen Provinzen und besuchte die Bäder in Aachen. Um diese Zeit erließ er gegen die Bedrückungen des Volkes durch den Beamtenstand ein geschärftes Mandat, das noch heut' eine öftere Erneuerung verdiente. „Ich habe," schrieb er am 7. August 1742 an das General-Direktorium: „zum öfteren wahrgenommen, daß sehr viele Unterthanen die bittersten Klagen über die unendlichen Preßuren der Beamten geführt, daß sie durch Letztere nicht nur sehr herunter gekommen und zum gänzlichen Ruin gebracht, sondern auch wohl gar in solche Umstände gesetzt worden sind, daß sie das Ihrige mit dem Rücken ansehen und aus dem Lande laufen müssen, wobei diese Leute um so unglücklicher gewesen, da sie, wiewohl sie gehörigen Orts geklagt, dennoch kein Gehör und keine Hülfe gefunden, indem die Kriegs- und Domainen-Kammern den Grundsatz hegen, daß man in solchen Fällen den Beamten nicht abstehen, sondern etwas nachsehen müsse. Ich bin dergleichen Unwesen zu dulden keineswegs geneigt, und will zwar den Beamten in Erhebung der ihnen verpachteten Gefälle durchaus nicht hinderlich fallen, dagegen aber auch durchaus nicht leiden, daß selbige durch allerhand Chikanen und unter allerhand gewissenlosen Prätexten die Unterthanen aussaugen, deren Armuth an sich ziehen und durch unendliche Bedrückungen an den Bettelstab bringen und verjagen sollen. Das General-Direktorium hat daher künftig bei Beschwerden der Unterthanen über ihre Amtleute die Sachen nicht so obenhin anzusehen, noch den Beamten in dergleichen landesverderblichen Proceduren beizustehen, sondern vielmehr die Kriegs- und Domainen-Kammern nachdrücklich dahin zu instruiren, daß solche die Bauern und Unterthanen, in billigen Dingen, niemals ohne Hülfe lassen, und alle Rücksicht gegen die Beamten, ihr Amt sei so groß und angesehen als es wolle, in dergleichen Fällen auf die Seite setzen."

Dazu kam später (26. Juni 1743) der Befehl, alle Kriminal-Urtheile einzusenden, damit die Leute in den Provinzen nicht nach Gefallen gehudelt würden. Endlich erging am 31. Januar 1744 eine Verordnung, daß es jedem Unterthan erlaubt sein

Digitized by Google

ſolle, ſeine Beſchwerden und Klagen, Vorſtellungen und Geſuche bei des Königs eigener Perſon anzubringen. Von den Gebrechen der Rechtspflege überzeugt, betrieb er außerdem die Beſchleunigung der Prozeſſe und befahl dem Miniſter von Cocceji, einen Entwurf zur Verbeſſerung der Juſtiz auszuarbeiten. Cocceji fand die Mängel der Juſtizpflege darin, daß junge, unerfahrene, unwiſſende Präſidenten und Räthe, die unter der vorigen Regierung ihre Stellen gekauft hätten, in den Gerichtshöfen ſäßen; daß die Beamten, weil ſie keine, oder ſchlechte Beſoldungen hätten, aufs Sporuliren bedacht wären, die ohne Ordnung zuſammengeflickten römiſchen, durch neuere widerſprechende Edikte unanwendbar gewordene Geſetze verdrehten und nicht durch gehörige Viſitationen in Furcht gehalten würden; endlich, daß geſchickte Leute ſich zum Advokaten-Amte, der damit verbundenen auffälligen Tracht wegen, nicht hergeben wollten, folglich nur arme und untaugliche Leute ſolche Aemter bekämen und das Volk bis aufs Blut ausſaugten. Die Schwierigkeiten, welche der damalige Juſtiz-Miniſter von Arnim, ein Feind aller Neuerungen, gegen die beabſichtigte Reform erhob und der bald darauf ausbrechende Krieg, verhinderten den König einſtweilen, ſich mit dieſer Sache weiter zu befaſſen. —

Von Aachen war Friedrich wiederum nach Schleſien gegangen, welche Provinz wir ihn von nun an häufig beſuchen und in den verſchiedenſten Richtungen bereiſen ſehen. War er von ſeinen Ausflügen zurückgekehrt, ſo hielt er ſich theils in Charlottenburg, theils in Potsdam, auch wohl in Rheinsberg auf. Er ließ auswärtige Künſtler und Fabrikanten zur Niederlaſſung in ſeinen Staaten aufmuntern und begann an dem Werke zu arbeiten, welches ſpäter unter dem Titel „Geſchichte meiner Zeit" bekannt geworden iſt. Das neue Opernhaus in Berlin wurde eingeweiht. Tänzer erſchienen aus Frankreich, Sänger aus Italien und Virtuoſen aller Art aus beiden Ländern; ſie wurden königlich, aber nicht verſchwenderiſch bezahlt. Unbeſcheidene Anſprüche wies er zurück, indem er ſagte: „als Prinz habe ich von dem Meinigen gegeben, als König bin ich der Schatzmeiſter meines Volkes." So jagte er den Balletmeiſter Potier fort, weil er ſich gegen die Direktoren der Oper auf eine grobe und beleidigende Art betragen hatte. Mit ihm ſtand eine Demoiſelle Roland, eine bewundernswürdige Tänzerin, in ſolcher Verbindung, daß ſie eben-

Digitized by Google

falls wegging. Der König hätte kein Geld gescheut, sie zurückzubehalten; doch fand er es seiner unwürdig, um ihretwillen Potier wieder zurückzurufen. In einem Aufsatze, welchen Friedrich selbst für die Berliner Zeitungen schrieb, sagte er über diesen Gegenstand: „Ohne hier genau zu untersuchen, in was für einer Verbindung die Demoiselle Roland mit Potier sich etwa befinden möchte, ist man doch nicht im Stande gewesen, sie von einander zu trennen, und man kann den Besitz einer der größten Tänzerinnen von Europa nicht anders wieder erkaufen, man müßte sich denn zu gleicher Zeit mit dem allerärgsten Thoren und dem allergröbsten Gesellen, den Terpsichore jemals in ihrer Rolle gehabt hat, belästigen. Es ist also kein Gold ohne Zusatz und keine Rose ohne Dornen."

Auch auf öffentliche Bauten verwendete Friedrich große Summen und noch heut fallen die von ihm errichteten Gebäude durch den klassischen Bau-Styl wohlgefällig ins Auge. Er errichtete eine Bau-Kommission, verschönerte den Thiergarten, legte zu Charlottenburg eine kostbare Fasanerie an, etablirte eine Plan- und Karten-Kammer, kaufte für einen hohen Preis die Verlassenschaft des Kardinals Polignac, an Alterthümern, Bildsäulen, Vasen, Geräthen und ließ sie nach Charlottenburg bringen *). Von Marseille ließ er Feigenbäume und Weinstöcke kommen, um ihren Anbau in den weitläuftigen Gärten dieses Lustschlosses zu versuchen. Ueberall sparsam, vereinigte er mit der Sparsamkeit ächt königliche Würde und ließ es namentlich bei festlichen Gelegenheiten an einem entsprechenden Aufwande nicht fehlen. Den inländischen Kunstfleiß zu wecken, die Erzeugnisse des Bodens zu vermehren, die Verarbeitung der rohen Produkte zu befördern und das Geld im Lande zu halten, bot er Alles auf. Die Elbe und Havel wurden durch den großen Plauenschen Kanal verbunden, der Hafen in Stettin aufgeräumt, der Swine-Kanal schiffbar gemacht und bei Krossen ein Berg gesprengt, um eine bequemere Landstraße zu erhalten. Und da es damals noch Sitte war, daß junge reiche Leute ihr Geld im Auslande verreiseten und nur die Thorheiten des Auslandes wieder mit zurückbrachten, verbot Friedrich das Reisen in fremde Staaten ohne vorher erlangte Erlaub-

*) Am 10. Oktober 1760, bei der Plünderung von Charlottenburg, ging diese kostbare Sammlung verloren.

Digitized by Google

niß, weil das Vaterland Bildungs- und Unterrichts-Anstalten genug hätte. Im Jahre 1744 bot sich dem Könige von Neuem Gelegenheit zur Vergrößerung seines Landes, indem die Fürsten von Ost-Friesland ausstarben; ein Land, auf welches sein Großvater von Seiten des Kaisers im Jahre 1694 die Anwartschaft erhalten hatte. Friedrich, ohne sich um die Einwendungen und Protestationen des Hauses Hannover zu kümmern, ergriff den kürzesten Weg, sich in den Besitz seines Erbe zu setzen: er ließ es durch seine Truppen in Besitz nehmen (den 1. Juni 1744) und empfing die Huldigung.

Friedrich versäumte nicht, die neuerworbenen Länder zu befestigen, sein Heer zu vermehren, und sich so auf möglichen Krieg vorzubereiten. Die schlesischen Festungen Glogau, Brieg, Neiße, Kosel und Glatz ließ er neu befestigen, mit Magazinen versehen und so in achtbaren Vertheidigungszustand setzen. In Neiße legte er selbst am 30. März 1743 den Grundstein zu dem Fort Preußen, an einer Stelle, wo er 1741 in eigener Person die erste Batterie gegen die Stadt aufgerichtet hatte. Die Aufsicht über den Bau erhielt der General-Major von Wallrawe *). Die Regimenter wurden um ein Drittheil verstärkt, in Schlesien mehrere neue Kavallerie-Regimenter errichtet und solchergestalt das

*) Wallrawe war in den Niederlanden geboren und stand während des spanischen Erbfolge-Krieges als Ingenieur in holländischen Diensten. Bei der Belagerung von Douai, 1710, war er bei demjenigen Theile der holländischen Truppen, welcher gemeinschaftlich mit den Brandenburgischen, unter dem Kommando des Fürsten Leopold von Dessau die Festung attaquirte. Auf Verwendung dieses Fürsten, nahm ihn der König von Preußen 1714 in seine Dienste als Ingenieur-Kapitain. Bald stieg er zum Obersten und wurde in den Adelstand erhoben. Im ersten schlesischen Kriege leitete er die Belagerung von Brieg, wurde nach der Einnahme dieser Festung zum General-Major ernannt und später mit den Festungsbauten in Schlesien und Magdeburg beauftragt. Ein Wüstling und immer geldbedürftig, soll er die Pläne der preußischen Festungen an fremde Höfe verkauft haben; gewiß ist, daß er bei den Festungsbauten große Unterschleife gemacht und unter diesem Vorwande verhaftet und nach Magdeburg in den von ihm selbst gebauten Stern gesetzt wurde. Als er 1773 dort starb, vermachte er sein ansehnliches Vermögen dem Könige, der es sogleich an unbemittelte Offiziere vertheilen ließ. Auf die Anfrage des Gouverneurs, wo der Verstorbene beerdigt werden solle, antwortete Friedrich: „Ihr könnt ihn begraben lassen, wo Ihr wollt, nur nicht in den Festungswerken, denn ich traue dem Buben selbst im Tode nicht."

Digitized by Google

Heer, das noch vor 4 Jahren, beim Tode Friedrich Wilhelms, aus nur 76,000 Mann bestand, auf mehr als 120,000 Streiter gebracht. Friedrich ließ es sich eifrigst angelegen sein, diesem Heere, auf welchem die Sicherheit seines Staats beruhte, die höchst mögliche Vollkommenheit zu geben. Alles, was er von den Oestreichern erlernt und für nützlich erkannt hatte, wußte er anzuwenden, die oberen Offiziere aber übte er in der Kunst, Dispositionen zu entwerfen, die er prüfte und in der Folge vorkommenden Falls wahrscheinlich nicht unbenutzt ließ. Und neben allen diesen riesenhaften Anstalten, neben allem diesem Aufwande, hatte Friedrich in Zeit von zwei Jahren seine leeren Kassen wieder gefüllt und sich in den Stand gesetzt, einen Feldzug, der ihm etwa aufgedrungen werden möchte, aus eigenen Mitteln führen zu können, ohne dem Lande Opfer anzumuthen oder fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen.

So die Pflichten eines Fürsten in dem Sinne erfüllend, den das Motto über diesem Abschnitt ausdrückt, durfte Friedrich nicht allzu besorgt für die Zukunft sein. Aufmerksamen Blicks behielt er den politischen Horizont im Auge. Seit er vom Bunde wider Oestreich abgetreten war, hatte dieser Staat sich ansehnlicher kriegerischer Erfolge zu erfreuen gehabt. Die französische Armee in Böhmen, befehligt von den Marschällen Broglio und Belleisle, mußte sich nach Prag zurückziehen, wo sie dem Hungertode nahe war: sie rettete sich zuletzt dadurch, daß sie bei Nacht und Nebel (17. Dezbr. 1742) heimlich aus der Stadt zog und nur eine Besatzung von etwa 1000 Invaliden zurückließ, welche kapitulirte und freien Abzug nach Eger erhielt. Die Oestreicher konnten nun alle ihre Kräfte gegen Baiern richten, welches Karl VII., der am 12. Februar 1742 in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde und einen Tag später München, seine eigene Hauptstadt, an die Oestreicher verlor, mit Hülfe des Feldmarschalls von Seckendorf wieder erobert hatte. Prinz Karl von Lothringen schlug am 9. Mai einen Theil des baierschen Heeres bei Simpach und Karl VII. mußte am 8. Juni seine Hauptstadt zum zweitenmale mit dem Rücken ansehen. Das Land kam abermals in die Hände der Oestreicher, und zur Vergeltung der Schmach, daß Karl sich in Prag huldigen lassen, empfing Maria Theresia die Huldigung in München.

Um diese Zeit war es, daß England, aus Veranlassung der

Digitized by Google

Hülfsleiſtungen, welche die Franzoſen den Spaniern, mit denen es im Kriege lag, gewährt hatten, wiederum Oeſtreich gegen die Franzoſen thätige Hülfe zu leiſten beſchloß. Georg II. verband ſich zu Gunſten der pragmatiſchen Sanktion mit der Republik der vereinigten Niederlande und es verſammelte ſich hier im Herbſte 1742 eine ſogenannte pragmatiſche Armee von 50,000 Mann. König Georg führte ſie, aller Proteſtationen Friedrichs und Kaiſer Karls VII. ungeachtet, im Februar 1743 durch Jülich und Köln bis an den Main, ſchlug eine nach Deutſchland geſendete franzöſiſche Armee von 60,000 Mann bei Dettingen (27. Juni) und verfolgte ſie über den Rhein, den auch der Prinz Karl von Lothringen bereits an der Spitze der Oeſtreicher überſchritten hatte.

Friedrich konnte unter dieſen Umſtänden nicht ruhiger Zuſchauer bleiben. Es war ihm nicht verborgen, daß ein am 13. Dezbr. 1743 zwiſchen Oeſtreich, England und Sardinien zu Worms errichtetes Bündniß eine Gewährleiſtung des Beſitzſtandes von 1739 enthielt; er wußte, daß ein wenige Tage ſpäter geſchloſſener Vertrag zwiſchen Oeſtreich und Sachſen denſelben Zweck verfolgte. Die Tendenz ſeiner Feinde, ihm Schleſien wieder zu entreißen, war alſo in der Wirklichkeit bereits ausgeſprochen und die Ausführung dieſer Abſicht ſollte den öſtreichiſchen Erfolgen die Krone aufſetzen. Friedrich, welcher ſeinerſeits keine andere Abſicht hatte, als das Anſehen des von ihm ſelber mitgewählten Reichs-Oberhaupts, ſowie die Würde und Freiheit der deutſchen Fürſten und ſeinen eigenen Einfluß in den deutſchen Angelegenheiten aufrecht zu erhalten, hatte Alles verſucht, dieſe Pläne zu hintertreiben. Schon jetzt trug er ſich mit der Idee, einen deutſchen Fürſtenbund der Art zu ſtiften, wie ihn in neuerer Zeit Napoleon unter dem Namen des Rheinbundes zu Wege brachte; dieſer Bund würde im Stande geweſen ſein, die Intereſſen ſeiner Glieder gegen die öſtreichiſche Uebermacht zu verfechten. Die deutſchen Fürſten vermochten jedoch das Großartige dieſer Idee nicht zu erfaſſen und waren theils zu befangen, theils zu ſchlaff, um davon Notiz zu nehmen; einige wollten gar nur für Geld ihren Beitritt zuſagen. „Kein Geld, keine deutſchen Fürſten!“ rief Friedrich und erwog, daß er hauptſächlich allein Oeſtreich das Gegengewicht würde halten müſſen. Von Karl VII. um Hülfe beſtürmt, verband ſich Friedrich durch die Union zu Frankfurt am Main mit ihm, ſowie mit dem Könige von Schweden in deſſen

Digitized by Google

Eigenſchaft als Landgraf von Heſſen-Kaſſel zum Kriege wider Oeſtreich (22. Mai 1744). Ein zweiter Vertrag mit Karl VII. handelte von der Eroberung und Theilung Böhmens. Frankreich trat dieſem Vertrage bei und wollte ſeine Heere zu gleicher Zeit in Weſtphalen und Baiern einrücken laſſen.

Nur von Rußland her erwartete Friedrich unangenehme Einwirkungen. Dort, wo jetzt die Kaiſerin Eliſabeth regierte und Niemand Geld hatte, drangen die engliſchen Beſtechungen durch *) und man erklärte ſich um ſo mehr gegen Friedrich, als Eliſabeth ihm perſönlich abgeneigt war. Indeſſen gelang es ihm, ſich eine Partei am ruſſiſchen Hofe dadurch zu machen, daß er eine Vermählung des Thronerben Peter mit der Prinzeſſin Katharina von Anhalt-Zerbſt — der nachmaligen Kaiſerin Katharina — zu Stande brachte; ihr Vater ſtand als General in preußiſchen Dienſten und war dem Intereſſe des Königs eifrig ergeben.

So glaubte denn Friedrich es mit ſeinen Widerſachern aufnehmen zu dürfen. Ihnen zuvorzukommen und nicht abzuwarten bis ſie ihn in ſeinem eigenen Lande aufſuchten, war ein Entſchluß, eben ſo weiſe, als ſeiner würdig. Nicht übereilt und leichtſinnig, ſondern erſt, nachdem alle friedlichen Mittel verſucht und alle Gründe für und wider die Sache reiflich erwogen worden, war er gefaßt, und Friedrich wollte ihn ausführen, wiewohl alle ſeine Miniſter es ihm widerriethen. Er arbeitete für dieſe einen weitläuftigen Aufſatz aus, in dem er ihre Bedenken Punkt für Punkt widerlegte. Sie ſtimmten endlich bei und das Loſungswort war — Krieg.

*) Intereſſante Aufſchlüſſe hierüber findet man in v. Raumer, Friedrich II.

Sechster Abſchnitt.

Der zweite ſchleſiſche Krieg.

Ein treuer Hirt wird mit Verſtand und Muth
Die Heerde, die er liebt, zu ſchützen wiſſen.
Friedrich der Große.

Im vorigen Abſchnitte fanden wir die Oeſtreicher ſiegend am Rhein und ſie waren im Begriff, hier ihre Vortheile zu verfolgen und die Franzoſen weiter aufzuſuchen, als ihre Wirkſamkeit in dieſer Richtung plötzlich gehemmt und der Prinz Karl von Lothringen nach Böhmen zurückgerufen wurde.

Friedrich hatte nämlich dieſen Zeitpunkt für ſehr bequem zur Eröffnung des Krieges erkannt; er rechnete darauf, daß die Franzoſen den auf dem Rückzuge befindlichen Oeſtreichern auf dem Fuße folgen und ſie verhindern würden, ihm, dem Könige, in Böhmen zur Laſt zu fallen. Ein anderes franzöſiſches Heer ſollte in Weſtphalen einbrechen und den König gegen Hannover decken. Alles mußte gelingen, wenn die Bundesgenoſſen ihre Verpflichtungen erfüllten.

Am 15. Auguſt 1744 ging Friedrich zur Armee ab, welche 100,000 Mann ſtark in 3 Kolonnen nach Böhmen zog, und in dem Manifeſte die Bezeichnung kaiſerlicher Hülfsvölker führte. Eine Kolonne führte der König ſelbſt durch Sachſen, am linken Ufer der Elbe; die zweite der Erbprinz Leopold von Deſſau durch die Lauſitz; die dritte der Feldmarſchall Schwerin aus Schleſien über Braunau. Der alte Fürſt von Deſſau deckte die Kurmark und der General Marwitz Oberſchle-

Digitized by Google

ſien. Der Durchmarſch durch Sachſen würde dem Könige ſehr natürlich verweigert worden ſein, wenn er darum angefragt hätte; er enthielt ſich alſo dieſer Anfrage, marſchirte geradezu auf Pirna, wo die Magdeburgiſchen Regimenter über Leipzig zu ihm ſtießen und beluſtigte ſich an der Gegenwehr, die die ſächſiſche Regierung hie und da zu leiſten ſich den Anſchein gab. Seine Truppen hielten gute Mannszucht, bezahlten Alles mit baarem Gelde und bekamen mehr Bedürfniſſe geliefert, als ſie brauchen konnten.

Zieten mit den Leib-Huſaren machte der königlichen Kolonne Bahn; er fand Böhmen von Truppen entblößt und nur das Kavallerie-Regiment von Eſterhazy ſuchte ihm einen ernſthaften Widerſtand zu leiſten. Die Huſaren fielen jedoch mit einer ſolchen Energie über daſſelbe her, daß Wenige davon übrig blieben. Die ſchönen glänzenden Säbeltaſchen, welche man an den Kavalleriſten bemerkte, reizten die Eroberungsluſt der Huſaren: die Beſitzer derſelben mußten das Leben laſſen und bald prunkte der größte Theil der Zieten'ſchen Huſaren mit Eſterhazy'ſchen Säbeltaſchen.

Am 2. September vereinigte ſich die preußiſche Armee vor Prag. Doch konnte dieſe Stadt nicht ſofort angegriffen werden, weil es noch an grobem Geſchütz fehlte. Der in Baiern ſtehende General Bathiany wurde eiligſt zur Deckung der Hauptſtadt herbeigerufen, und 6000 Menſchen arbeiteten täglich an den Feſtungswerken, während zugleich ganz Böhmen Bußtage feierte und den Zorn des Himmels gegen den ketzeriſchen König zu erregen bemüht war. Friedrich ſeiner Seits ſchickte in möglichſter Stille einige Mannſchaft unter dem General Haack ab, um Bathiany großes Magazin in Beraun wegzunehmen; die Sache blieb aber nicht verſchwiegen und Haack fand den Feind auf ſeine Ankunft vorbereitet. Er hatte die Brücke bei Beraun überſchritten und ſchon ein Stadtthor geſprengt, als er ſich von zwei Reiterhaufen überfallen ſah und nur noch Zeit gewann, ſich auf eine benachbarte Anhöhe zu retten. Hier ließ er ſeine Mannſchaft ein Viereck bilden, trieb ſo die Feinde ab und zog ſich ehrenvoll, wenn gleich unverrichteter Sache, nach dem Hauptquartier zurück, während Bathiany ſeine Magazine nach Pilſen ſchaffte, wo ſie ſicherer waren. Friedrich bedauerte ſpäter ſehr, ihn in dieſem Unternehmen nicht mit aller Macht gehindert zu haben.

Digitized by Google

Das grobe Geſchütz war endlich vor Prag angelangt; am 10. September eröffneten die Preußen die Laufgräben an drei verſchiedenen Orten. Schwerin kommandirte die Belagerung unter dem unmittelbaren Befehle des Königs. Am 12. September erſtürmte er das Fort Ziska bei hellem Tage und bemächtigte ſich zweier Redouten hinter demſelben, welche die Franzoſen angelegt und Schwalbenneſter genannt hatten. Doch trübte ein Unfall dieſen Erfolg. Der König war mit einigen Offizieren aus den Laufgräben bei Bubenetz hervorgetreten, um den Angriff Schwerins zu betrachten. Die Menge Menſchen in dieſer Gegend erregte die Aufmerkſamkeit der Feinde; ſie richteten ihre Kanonen dorthin und eine Stückkugel tödtete an der Seite des Königs den Prinzen Albert Friedrich von Brandenburg-Schwedt, der noch Nachts zuvor in den Approchen als General-Major du jour das Kommando gehabt und ſchon in der Schlacht bei Mollwitz ſich ausgezeichnet hatte. Trauernd verließ Friedrich dieſen Ort und trug der Oberhofmeiſterin, Frau von Camas, auf, ſeiner Mutter dieſen Verluſt in möglichſt ſchonender Weiſe beizubringen.

In den folgenden Tagen richteten die Preußen von ihren gut beſetzten Batterien ein ſo heftiges Feuer gegen die Stadt, daß ſie die Wälle ſtark beſchädigten, die Waſſermühle in Brand ſetzten, viele Häuſer zertrümmerten und die Schleuſen der Mulde zerſtörten. Der Waſſerſtand wurde jetzt ſo niedrig, daß man überall durchwaten und die Stadt, welche an dieſer Seite ohne Wall und Mauern war, mit Sturm erobern konnte. Bei einem Angriffe, welcher am 14. auf drei Baſtionen zugleich geſchah, erſtieg ein gemeiner Soldat, Namens Kraul, zuerſt eine Baſtion, und vertheidigte ſich, nachdem er alle ſeine Patronen verſchoſſen, ſo lange mit dem Degen, bis ſeine Kameraden ihm folgten und ſo das Werk eroberten. Zur Belohnung dieſer heroiſchen That ließ der König jenen Soldaten nicht nur, in ſeiner gemeinen Montur, an die Marſchalls-Tafel ziehen und reich beſchenken, ſondern er machte ihn auch ſpäter zum Lieutenant und erhob ihn unter dem Namen Kraul von Ziskaberg in den Adelſtand. Als die Kommandanten von Prag, Ogilvi und Graf Harſch, die Unmöglichkeit einer längeren Vertheidigung erkannten, beſchloſſen ſie, lieber zu kapituliren, als in den gewiſſen Tod zu gehen; ſie ergaben ſich mit der ganzen Beſatzung zu Kriegsgefangenen

Digitized by Google

(16. Septbr.) und wurden nach Schlesien geführt. Die ganze Eroberung kostete den Preußen nur 40 Todte und eine nicht viel größere Zahl von Verwundeten. Ohne Verzug rückte das Heer weiter und in der Zeit vom 23. Septbr. bis zum 2. October hatte der General von Nassau die Städte Tabor, Budweis und Frauenberg ohne große Mühe eingenommen. Diese Richtung nahm das preußische Heer, weil Friedrich's Bundesgenossen sie als zweckmäßig erkannt hatten; sie war aber nachtheilig für ihn, wie Friedrich selbst erkannte und er setzte sich und sein Heer dadurch dem Verderben aus.

Viele Verhältnisse hatten sich in der kurzen Zeit des Feldzuges anders gestaltet, als Friedrich erwarten durfte. Die glänzende Eroberung von Prag ließ ihn hoffen, Sachsen vom östreichischen Bündnisse abzuziehen; aber dem Könige August waren vom Wiener Hofe die schlesischen Fürstenthümer Glogau und Sagan versprochen worden, und so stellte er schon zu Anfang Oktobers ein Hülfsheer zu Gunsten Oestreichs auf.

Andrerseits hatten die Franzosen, Friedrich's Bundesgenossen, ihre Sache schlecht gemacht. Wie oben gesagt, rief Maria Theresia den Herzog Karl von Lothringen eiligst vom Rheine zurück und dieser Feldherr bewirkte, im Angesicht der verbündeten Franzosen, Baiern und Hessen, seinen Uebergang über den Rhein so meisterhaft, daß er in kurzer Zeit in Böhmen eintraf, ohne auf seinem Zuge von den hinter ihm stehenden Feinden belästigt zu werden. Mit Bathiany und dem sächsischen Heere vereinigt, bezog er, an 90,000 Mann stark, ein fast unangreifbares Lager im Prachiner Kreise und bezweckte, im Rücken des preußischen Heeres über die Mulde zu gehen, dasselbe von Prag ganz abzuschneiden und durch Hunger zu vertilgen. Und dieser Hunger war früher da, als der Feind. Bei der fehlerhaften Stellung, welche Friedrich wider seine bessere Ueberzeugung genommen, hatte er sich mit Lebensmitteln nicht hinlänglich versehen; der böhmische Adel, die Geistlichkeit und das Volk haßten die Preußen gleich sehr und entzogen ihnen noch diejenigen Nahrungsmittel, welche die herumstreifenden Panduren und Uhlanen nicht wegzunehmen vermochten. Die Dorfbewohner verließen ihre Hütten, vergruben ihre Vorräthe und flohen in die Wälder; hätte sich auch einer verleiten lassen, den Preußen zu dienen, so warteten seiner unmenschliche Strafen. Viele

Digitized by Google

preußiſche Soldaten liefen unter dieſen traurigen Umſtänden fort; die übrigen begannen ihre Unzufriedenheit laut auszuſprechen. Es war unmöglich, Prag zu vertheidigen und zugleich ins Oeſtreichiſche vorzudringen. Zu einer entſcheidenden Schlacht war der über die Hälfte ſtärkere Feind nicht zu bewegen. Nach vielen Berathungen mit ſeinen Generalen und nachdem man, gleichſam in einem Netze gefangen, 4 Wochen lang ohne alle Nachrichten von den Vorgängen im übrigen Europa geweſen war, zog man mit großem Verluſte und von den Schwärmen des Feindes unaufhörlich verfolgt, ſich bei Kollin und Kuttenberg über die Elbe zurück (9. Novbr.) Eine wirkliche Niederlage erlitten die Preußen auf dieſem Rückzuge nur zweimal. Das eine Mal ſollte der Oberſtlieutenant Janus mit 200 Huſaren aus einem Dorfe bei Tabor Lebensmittel beſchaffen und wurde dabei von einer ſo großen Menge Oeſtreicher umringt, daß ihm nur die Wahl zwiſchen Tod und Flucht übrig blieb. Er zog den erſteren vor und opferte ſein Leben; ſein Haufe wurde zerſtreuet. Den andern Verluſt zog Friedrich ſich durch einen Fehler zu, der ſeinem Herzen zur Ehre gereicht. Es lagen in den Städten Tabor und Budweis 300 Kranke und Verwundete, die aus Mangel an Fuhrwerk nicht fortzubringen waren, die der König aber auch nicht in die Hände des Feindes fallen laſſen wollte. Er legte daher 3000 Geſunde als Beſatzung in beide Orte, indem er hoffte, nach einer gewonnenen Schlacht ſich und dieſen Zurückgelaſſenen die Freiheit zu verſchaffen. Die Gewandtheit der Feinde vereitelte ihm dieſe Ausſicht, und als Friedrich wenigſtens die 3000 Geſunden wieder zurückziehen wollte, war es zu ſpät.

Ein einziger Lichtblick in dieſer traurigen Zeit war das glückliche Gefecht bei Tein (9. Oktbr.). Acht Tage vorher zum General-Major ernannt (wobei das Patent auf 8 Monate zurückdatirt wurde) ſchlug Zieten hier den öſtreichiſchen General Ghylani und den Oberſten Trenk; ſo großen Werth legte der König auf dieſes glückliche Ereigniß, daß er den Huſaren entgegenritt und das ſiegreiche Korps im Triumph ins Lager geleitete. — Budweis, Tabor und Frauenberg gingen dagegen an die Oeſtreicher wieder verloren.

Es war Friedrich's Abſicht, ſich bei Kollin zu halten und dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Zu dem Ende, und um die Verbindung zwiſchen Prag und Schleſien zu ſichern, ließ er Kollin und

Digitized by Google

Pardubitz, beide am andern Elbufer belegen, stark besetzen. Prinz Karl dagegen, der dem Könige auf dem Fuße gefolgt war und keine Lust zeigte, sich auf eine Schlacht einzulassen, hatte bei Brelloch einen so vortrefflichen Lagerplatz gewählt, daß ihm nicht beizukommen war. Er hielt diesen Feldzug bereits für geendigt und würde die Winterquartiere bezogen haben, wenn der Wiener Hof ihm nicht ausdrücklichen Befehl gesendet hätte, den Krieg fortzusetzen, unter allen Umständen über die Elbe vorzudringen, die Verbindung der Preußen mit Prag aufzuheben und sie solchergestalt gänzlich aus Böhmen zu vertreiben. Der Feldmarschall Traun, ein kluger Feldherr, bei welchem Friedrich seit einigen Wochen, und namentlich seit der Zeit seines Rückzuges gleichsam in die Schule ging, wurde mit der Ausführung dieses Unternehmens beauftragt. Man machte durch falsche Manöuvre und ausgestreute Nachrichten den König glauben, daß es auf Prag oder Kollin abgesehen sei und verleitete ihn dadurch, diesen beiden Plätzen eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken; auf das eigentliche Vorhaben, den Uebergang über die Elbe, kam Friedrich um so weniger, als er denselben für unmöglich und das Ufer dergestalt besetzt hielt, daß keine Bewegung des Feindes ihm entgehen konnte. Und doch war alle Wachsamkeit des Königs unnütz. Am Tage vor dem Beginn der feindlichen Operation ließ Prinz Karl einige Uhlanen und Husaren über die Elbe nach dem von den Preußen besetzten Ufer schwimmen. Sie versteckten sich hier in einem dichten Gehölz, von wo sie alle Offiziere und Ordonnanzen, die zum Könige wollten, auffingen oder niederschossen. Daß diese Oestreicher so unbemerkt über den Fluß kamen und am diesseitigen Ufer sich festsetzen konnten, lag in der Nachlässigkeit einer preußischen Husaren-Patrouille, und Friedrich hatte hier die erste, aber auch große Veranlassung, mit Zietens Husaren unzufrieden zu sein! —

Es war in der Nacht zum 19. November, als die östreichische und sächsische Armee sich der Elbe, dem Marktflecken Teinitz gegenüber, mit solcher Stille und Vorsicht näherte, daß die preußischen Elb-Posten nicht eher etwas gewahr wurden, als bis sie die Pontons ankommen sahen. Zu spät machten sie Lärm. Zieten und der Oberstlieutenant von Wedell, welche jener mit 3 Schwadronen seiner Husaren, dieser mit 2 Kompagnien Garde und zwei Kompagnien vom kronprinzlichen Regiment, zusammen mit einem Ba-

Digitized by Google

taillon) hier auf ihren Posten standen, begaben sich sofort an den Ort der Gefahr und schickten zugleich einen Offizier an den König, um Hülfe zu verlangen. An der Elbe angekommen, fanden sie die Schiffbrücke des Feindes vollendet, das diesseitige, mit vielen Anhöhen versehene Ufer mit Infanterie und Artillerie besetzt, und die ausgesuchtesten und verwegensten Grenadiere vorangestellt, um den Uebergang zu erzwingen. Ein furchtbares Kanonenfeuer empfing die Preußen, aber Zietens Husaren und Wedells Grenadiere ließen sich nicht schrecken; kaltblütig warfen sie die andringenden Feinde zweimal zurück. Durch neue Kerntruppen verstärkt, kamen diese zum dritten Male wieder und drängten das matt gewordene Wedellsche Korps für einen Augenblick bei Seite; aber Zieten ließ ihnen diese Freude nicht lange. Mit zwei Schwadronen ansprengend, warf er die Oestreicher über den Haufen und jagte einen Theil in die Elbe, den andern nach der Schiffbrücke zurück. Der feindliche Befehlshaber, verdrießlich, sich den Uebergang von einer Handvoll Leute versperrt zu sehen, entfaltete mehr und mehr Kräfte, verstärkte sein Artillerie-Feuer, schickte ganze Regimenter vorwärts und ließ an mehreren Orten Schiffbrücken errichten. Zieten und Wedell hatten neue Ordonnanzen an den König geschickt; die Hoffnung auf baldige Unterstützung ließ sie nicht wanken. Fünf Stunden machten sie einer Uebermacht jeden Fuß breit Landes streitig und erst als das Pulver verschossen, eine große Zahl der Tapfersten hingestreckt und keine Hülfe mehr zu hoffen war, dachten sie an den Rückzug, den sie so meisterhaft auszuführen wußten, daß der Feind sich nicht einmal der Verwundeten bemächtigen konnte.

Die Boten, welche Zieten und Wedell in ihrer Noth an den König gesandt, waren, wie wir gesehen haben, von den versteckten östreichischen Uhlanen aufgefangen worden und Friedrich erfuhr jetzt erst, was vorgefallen war. Er hatte wohl das Kanoniren gehört, aber geglaubt, daß ein Sturm auf Kollin im Werke sei, dessen Ausgang ihm keine Besorgniß einflößte. Hätte er Nachricht gehabt, so waren die Oestreicher einer totalen Niederlage gewiß, aber auch das, was geschehen, gereichte zum höchsten Ruhm der preußischen Waffen und Wedell erhielt vom Könige in dessen Werken den Beinamen des preußischen Leonidas. Der Verdruß über die Nachlässigkeit der Husaren-Patrouille war vielleicht Schuld, daß Friedrich des Verdienstes, welches Zieten bei dieser Affaire gehabt,

Digitized by Google

gar nicht gedenkt. „Wie glücklich," rief der Prinz Karl während des Gefechts aus: „wie glücklich würde Maria Thereſia ſein, wenn ſie ſolche Offiziere hätte!"

Jedenfalls war durch den Elb-Uebergang der Oeſtreicher Friedrich's Kriegs-Plan von Neuem geſtört. Er zog ſeine Truppen bei Wiſcheniowitz zuſammen und hielt Kriegsrath: ob man nach Prag gehen und feſten Fuß in Böhmen faſſen, oder ob man dieſes Land ganz räumen und nach Schleſien zurückgehen ſolle. Er ſelbſt und die Mehrzahl der Generale erklärten ſich für die letztere Alternative; der Rückzug nach Schleſien wurde alſo beſchloſſen und auf der Stelle ausgeführt. Friedrich's Adjutant von Bülow ſchlich ſich glücklich durch die feindlichen Truppen hindurch, um den in Böhmen und namentlich in Prag noch befindlichen Truppen den Befehl zur Räumung des Landes zu bringen. General von Einſiedel, welcher die Beſatzung von Prag kommandirte, verließ dieſen Ort am 26. November, ohne, wie es der König befohlen hatte, vorher die Hauptwerke der Feſtung und die Kanonen der ſchweren Artillerie zerſprengen, die Laffetten verbrennen und die Gewehre der Oeſtreicher ins Waſſer werfen zu laſſen. Er wandte ſich durch die Lauſitz nach Schleſien, würde aber ohne Heer dahin gekommen ſein, wenn nicht der entſchloſſene General Graf von Rothenburg ihm zur Seite geſtanden und ſeine Mißgriffe wieder gut gemacht hätte. Friedrich gab ihm den Abſchied; der Fürſt Leopold von Deſſau, dem er das Kommando der Leibgarde-Grenadiere verdankte, ließ ihn nicht mehr vor ſich, weil er die Ehre der preußiſchen Waffen befleckt habe; ja der alte Feldmarſchall Schwerin, welcher ihn mit den ſchwierigen Umſtänden entſchuldigte, gerieth in des Königs Ungnade und verließ das Heer, bis Friedrich im Jahre 1747 ihn wieder zu ſich berief.

Die preußiſche Haupt-Armee begann unterdeß ihren Rückzug in drei Kolonnen, theils durch die Grafſchaft Glatz, theils durch die engen Päſſe bei Braunau, theils durch Trautenau und Schatzlar, und kam zu Anfang December auf ſchleſiſchem Boden an. Schlechte Jahreszeit, ſchlechte Wege und Mangel an Lebensmitteln hatten ihr den Zug nicht wenig erſchwert *). Die Zahl der Köpfe war durch

*) Bei dem Dorfe Pleß griff ein Schwarm Panduren den preußiſchen Nachtrab an und hatte bereits an 40 Mann getödtet oder verwundet, als er

Digitized by Google

Ausreißer ungemein vermindert worden. Friedrich theilte redlich alle Beschwerden seiner Soldaten und sparte kein Geld, die Lage der Einzelnen möglichst zu erleichtern; er schaffte Vorräthe an und ließ die Infanteristen mit Schuhen versehen. Erst in Tannhausen (6. Dezbr.) trennte er sich von der Armee, um nach Berlin zu gehen. Er erkannte alle Fehler, die ihm und seinen Bundesgenossen in diesem Feldzuge zur Last fielen, benutzte die von dem feindlichen General Traun erhaltenen Lehren und sagte noch später: „Meine große Armee, welche Böhmen verschlingen und Oestreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal der sogenannten unüberwindlichen Flotte Philipp's II. von Spanien.

Schlesien sollte nun, so meinte man in Wien, schnell wieder gewonnen sein; und in der That waren dazu die besten Aussichten vorhanden. Die Oestreicher brachen im Anfange des Dezember in die Grafschaft Glatz ein, der dort stehende Feldmarschall Lehwald vermochte der Uebermacht nicht Widerstand zu leisten und zog sich in die Festung Glatz zurück. Von Mähren aus brachen Oestreicher und Ungarn in Oberschlesien ein und der diese Provinz bewachende General Marwitz mußte sich nach Ratibor zurückziehen, wo er bald darauf starb; der Prinz Dietrich von Dessau führte die Preußen weiter durch Kosel und Brieg bis zur Hauptarmee bei Neiße zurück. Gleichzeitig suchte man die Schlesier durch schöne Worte wieder zu gewinnen und verbreitete ein Manifest (vom 1. Dezbr.), worin Maria Thereſia bekannt machte, daß sie an den Breslauer Frieden nicht weiter gebunden sein wolle, vielmehr Schlesien und die Grafschaft Glatz als ihr Eigenthum betrachte und den Gehorsam der Einwohner für sich in Anspruch nehme. Dabei fehlte es nicht an üblen Nachreden gegen den König: er habe, hieß es in dem Manifest, den Breslauer Vertrag nicht erfüllt, die Katholiken würden gemißhandelt, die Protestanten vernachlässigt, die Stände ihrer Privilegien beraubt, die katholischen Geistlichen mit unerschwing-

---

mitten im Gefecht ein starkes Schweinegrunzen vernahm. Die Panduren eilten sogleich nach dem Dorfe, von wo diese angenehmen Töne erschallten und fanden es annehmlicher, die Schweine zu tödten und zu verzehren, als sich mit fremden Kriegsmännern herumzuschlagen.

Digitized by Google

lichen Abgaben bedrückt und alle Unterthanen durch das Kantonwesen zu Sklaven gemacht. Friedrich ließ diese Schmähschrift beantworten, legte aber noch größeren Werth auf den Erfolg seiner Waffen. Der Fürst von Dessau hatte bei Neiße 30,000 Mann versammelt und überschritt damit den Fluß gleiches Namens; die Oestreicher, durch den Abgang der Sachsen und mehrerer nach Baiern gesendeter Abtheilungen geschwächt, entsagten ihrem Uebermuth und zogen sich so eilig zurück, daß sie mehrere Nächte auf dem Schnee kampirten und dabei durch Frost und Desertion viele Leute verloren. Sie nahmen die Richtung nach Mähren und der alte Dessauer lagerte sich bei Troppau und Jägerndorf. Der General Nassau, welcher sich bei dem Rückzuge aus Böhmen so große Verdienste erworben hatte, daß Friedrich ihm sein eigenes Band vom schwarzen Adler-Orden umhing, säuberte die Gegend bei Ratibor: er fand in dieser Stadt 3000 Feinde, welche anfänglich sich durchschlagen und dann über die Oderbrücke entkommen wollten; aber die letztere brach unter der Menschenmasse zusammen und was nicht im Wasser ertrank, wurde niedergehauen oder gefangen genommen. — Bei Habelschwerdt griff der Feldmarschall Lehwald den General Wallis (14. Februar 1745) mit solchem Erfolge an, daß der Letztere 1000 Mann an Todten und Gefangenen und einige Kanonen verlor, während die Preußen nur 30 Mann einbüßten. So war Schlesien wieder gereinigt, das preußische Heer mit neuem Muthe erfüllt und beide kämpfende Theile bezogen in ihren Landen ein kurzes Winterquartier.

Friedrich's Sache möchte auf die leichteste Weise die alte gute Gestalt wieder gewonnen haben, wenn dieselbe nicht, von andern Seiten her, neue Unfälle erlitten hätte. Am 8. Januar war zu Warschau zwischen Oestreich, England, Sachsen und den vereinigten Staaten von Holland ein Bündniß (Quadruple-Alliance) geschlossen worden; 14 Tage später starb der Kaiser Karl VII. Die Frankfurter Union löst sich von selbst auf, denn der Sohn und Nachfolger Karls VII., Max Joseph, wurde durch Seckendorf's Vorspiegelungen vermocht, mit Oestreich Frieden zu schließen (22. April), wodurch er allen Ansprüchen auf dieses Land entsagte, seine Bundesgenossen verließ, seine Stimme zur Kaiserwahl im Voraus dem Großherzoge Franz von Toskana zusagte und für alles dieses sein Land wieder erhielt. Der König von Preußen stand nun

Digitized by Google

allein und auf sich selbst beschränkt; denn auf die Franzosen war nicht zu rechnen. Oestreich aber hatte erlangt, daß es seine Streitkräfte konzentriren und auf Schlesien richten konnte. Seine Hoffnungen stiegen. „Dieser Hof," schrieb der englische Gesandte aus Wien, „will Schlesien wieder gewinnen, selbst auf die Gefahr, Italien zu verlieren. Die Kaiserkrone ohne Schlesien hält er nicht des Tragens werth *)."

Friedrich hatte die kurze Winterruhe benutzt, seine Regimenter wieder vollzählig zu machen und Geld herbeizuschaffen. Für den letzteren Zweck schickte er unter anderen das Silbergeräth seines Vaters im Berliner Schlosse in die Münze. Der Transport desselben geschah heimlich und bei Nacht, damit das Publikum nicht beunruhigt werde. — Ziemlich wohl ausgerüstet, kam der König im März wieder nach Schlesien. Diesmal wollte er abwarten, bis die Oestreicher ihn angreifen würden; er verschmähte es, sich auf kleine Neckereien einzulassen; doch sah er sich am Ende genöthigt, einzelnen feindlichen Parteigängern einen Denkzettel zu geben. So griff Winterfeldt zu Ende des April 5000 Ungarn an, welche den General Golz mit einem Bataillon und 500 Husaren in der Nähe von Oppeln umzingelt hatten; er sprengte sie auseinander und nahm ihnen 300 Gefangene und sämmtliches Gepäck. Am folgenden Tage stieß er auf 2000 feindliche Husaren, die an einem Moraste standen; er jagte sie in den Sumpf, wo sie entweder umkamen oder gefangen genommen wurden. Noch glänzendere Verdienste erwarb er sich in dem Treffen bei Landshut (21. und 22. Mai). Mit zwei Husaren-Regimentern und einigen Bataillonen, zusammen 2400 Mann, sollte er die Bewegungen der Feinde im Gebirge beobachten; er zerstreute 800 Ungarn, die sich bis Hirschberg durchgeschlichen hatten und machte 300 zu Gefangenen. Der General Nadasti gedachte diesen Schimpf zu rächen und mit 7000 Ungarn Winterfeldt aufzuheben. Aber die Truppen des Letzteren leisteten in einem mehrstündigen Gefecht heldenmüthigen Widerstand und als nach getroffener Verabredung der General Still ihm mit 10 frischen Schwadronen zu Hülfe kam, wurden die Feinde gänzlich geworfen und verloren abermals 600 Mann. Winterfeldt erhielt für dieses Gefecht, dessen glücklicher Ausgang

*) v. Raumer, Friedrich II. S. 211.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

allein in seinen klugen Berechnungen lag, das Patent als General-Major.

Friedrich selbst hatte die Mehrzahl der Truppen bei Frankenstein zusammengezogen (27. Mai), während der Markgraf Karl, Enkel des großen Kurfürsten und Bruder des vor einigen Monaten bei Prag gebliebenen Markgrafen Albert Friedrich, mit einem besonderen Korps von etwa 9000 Mann, Troppau und Jägerndorf besetzt hielt. Diese Stellung, welche zu dem Ende genommen worden war, um die östreichische Haupt-Armee, welche entweder bei Schweidnitz, Glatz oder Jägerndorf aus den Gebirgen kommen mußte, im Auge zu behalten, hatte das Unbequeme, daß von Jägerndorf bis Neiße eine Lücke entstand, welche die Oestreicher zu benutzen wußten. Sie schoben zwischen dem Könige und dem Markgrafen ein Korps von 20,000 Mann ein und schnitten so beide Heere von einander ab, in der Absicht, den König nach Oberschlesien zu ziehen und zu einem Einbruche von Landshut aus freie Hand zu erhalten. Friedrich, dem diese Absicht nicht entging, wollte sie dadurch vereiteln, daß er Oberschlesien bis auf Kosel preisgab und das Heer des Markgrafen an sich zog, um sich durch diese Verstärkung zu einem entscheidenden Schlage vorzubereiten. Es kam nur darauf an, die entsprechende Botschaft an den Markgrafen gelangen zu lassen: hierzu aber zeigte sich durchaus keine Möglichkeit, weil alle Wege so sorgfältig vom Feinde besetzt und bewacht waren, daß sich kein Feldjäger, ja nicht einmal ein Spion durchschleichen konnte.

Friedrich befahl unter diesen Umständen dem kühnen Zieten, mit seinem Regimente, es koste, was es wolle, sich durchzuschlagen und dem Markgrafen die Ordre zum schleunigen Aufbruche nach Frankenstein zu überbringen; er sollte diesen Befehl jedem Einzelnen seiner Husaren bekannt machen, damit, wenn auch nur Einer von ihnen durchkäme, der Markgraf die nöthige Anweisung erhielte. Zieten konnte sich aber nicht dazu verstehen, seine wackern Husaren so grausam, und doch vielleicht zwecklos aufzuopfern; er sann vielmehr als eine List und das Glück begünstigte ihn.

Für seine Husaren, welche bisher einen rothen Dolmann und eine Filzmütze getragen, war eben eine neue Winter-Uniform, bestehend aus blauen Pelzen und Schuppen-Mützen angekommen und diese Uniform war den Oestreichern noch nicht bekannt, ja sie hatte

Digitized by Google

große Aehnlichkeit mit der Uniform eines ihrer eigenen Regimenter. Zieten beſchloß nun, ſeine Leute unter öſtreichiſcher Flagge durchzuſchmuggeln. Er ging bei Ottmachau über die Neiße und von da auf nächtlichen Schleichwegen nach Neuſtadt, wo eine kleine preußiſche Beſatzung iſolirt von der übrigen Armee lag. Die Oeſtreicher hatten in eben dieſer Nacht einen vergeblichen Angriff auf Neuſtadt gemacht und zogen ſich in zwei Kolonnen zu ihrem Lager nach Leobſchütz zurück. Zieten, welcher denſelben Weg zu nehmen hatte, ſchloß ſich an eine dieſer Kolonnen an; einige Ungarn, die bei ihm dienten, gingen voraus und unterhielten ſich mit den feindlichen Feldwachen und Poſten traulich in ihrer Sprache. Die Preußen wurden ſelbſt dann noch nicht erkannt, als ein öſtreichiſches Dragoner-Regiment an ihnen vorüberzog. Vom Morgen bis Nachmittags 4 Uhr marſchirten ſie ſo fort, ſahen bei Leobſchütz das feindliche Lager, und erregten erſt hier die Aufmerkſamkeit der Oeſtreicher dadurch, daß ſie ſeitwärts abmarſchirten. Die Ueberraſchung des Feindes über dieſe kühne That ließ Zieten hinlängliche Zeit, einen großen Vorſprung zu gewinnen; nur einige Schaaren erreichten ihn, wurden aber zurückgeſchlagen. Durch einen Trupp öſtreichiſcher Huſaren, welchem er ſpäter noch begegnete, ſchlug er ſich ebenfalls durch und langte ſo, zum großen Erſtaunen des Markgrafen und ſeines Heeres, in Jägerndorf an.

Das Letztere wurde ſofort in Bewegung geſetzt und begann am 22. Mai den Marſch nach dem Lager des Königs. Der Fürſt Eſterhazy, welcher die Oeſtreicher in dieſer Gegend kommandirte, vermuthete die Abſicht der Preußen und dachte ihren Rückzug, wenn nicht ganz zu vereiteln, doch möglichſt zu erſchweren. Er beſetzte die Straße nach Neuſtadt mit 20,000 Mann und einer Menge Geſchütz; doch hielt dies Alles die Preußen nicht auf; unter dem fürchterlichſten Feuer drangen ſie durch, und die zwei Regimenter, welche unter dem Befehle der Generale Zieten und Schwerin den Hinterzug bildeten, hieben 3 feindliche Regimenter faſt ganz in Stücken. Jetzt wurden die Preußen nicht ferner beunruhigt und zogen am 28. Mai triumphirend im Lager bei Frankenſtein ein. Den Oeſtreichern blieb nur die Genugthuung, daß ſie in dem verlaſſenen Oberſchleſien die Feſtung Koſel *) eroberten (27. Mai).

*) Sie bewerkſtelligten dies durch die Treuloſigkeit eines zu ihnen über-

Digitized by Google

Friedrich hatte inzwischen erfahren, daß der Prinz Karl von Lothringen sich bei Trautenau mit den 22,000 Sachsen vereinigt und über Schatzlar in Marsch gesetzt habe, in der Absicht, den Besitz von Schlesien möglichst bald durch eine Schlacht wieder zu gewinnen. Friedrich konnte ihnen den Eingang ins Land nicht verwehren, bediente sich aber eines verrätherischen Spions, um den Prinzen sicher zu machen und dadurch in eine Falle zu locken. Er gab sich nämlich den Anschein großer Furcht und machte Anstalt, nach Breslau zu ziehen und dort den Feind zu erwarten; der Spion eilte mit dieser Nachricht zum Prinzen und setzte hinzu, daß im Gebirge nur noch einige Streifkorps und kleine Besatzungen lägen. Die Generale Winterfeldt und du Moulin verließen ihren Posten bei Landshut und zogen sich auf Schweidnitz zurück, indem sie das vom Könige ausgebreitete Gerücht überall bestätigten. Prinz Karl hatte nun gegen die Wahrheit desselben um so weniger Zweifel, als der Rückzug der Preußen in seinen Wünschen lag.

Am 29. Mai marschirte das Heer des Königs von Frankenstein nach Reichenbach; am 1. Juni langte es bei Schweidnitz an. Hier postirte sich dasselbe in einer zwei Meilen langen Linie bis Striegau. Friedrich hatte diese Gegend erwählt, um den Feind zu empfangen, wenn dieser aus dem Gebirge hervorkommen würde. Dies geschah am 2. Juni, wo die Oestreicher und Sachsen sich bei Bolkenhain lagerten. Ihre Anführer, der Prinz Karl und der sächsische Herzog von Weißenfels, begaben sich auf die Anhöhe bei Hohen-Friedeberg, da, wo noch heute der Galgen steht, und rekognoscirten die Gegend. Sie bemerkten nur einige kleine Haufen Preußen; die eigentliche Armee, hinter dem Nonnenbusche bei Striegau, und hinter zahlreichen Hügeln und Erd-Wällen versteckt, entging ihnen. Sicher, auf keinen Feind zu stoßen, verabredeten sie, daß der General Wallis Schweidnitz überrumpeln, das dortige große Magazin wegnehmen und dann die Preußen bis nach Breslau verfolgen solle; der Herzog von Weißenfels aber wollte Striegau besetzen und sich dann nach Glogau wenden.

---

gegangenen Offiziers, der ihnen anzeigte, daß der Wallgraben noch nicht fertig und an einer gewissen Stelle zu durchwaten sei. Er zeigte den Panduren, 2000 an der Zahl, selber den Weg und erstieg mit ihnen die Bastei. Ein Theil der Besatzung wurde niedergehauen, der übrige gefangen.

Digitized by Google

Am folgenden Tage begann man mit der Ausführung dieſer Pläne; mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele kamen die Oeſtreicher in 8 Kolonnen in die Ebene herab, während die Sachſen ſich über Striegau hinaus bis nach Pilgramshain ausdehnten. Dem Könige entgingen dieſe Bewegungen nicht; er ließ in der nächſten Nacht den Spitzberg bei Striegau beſetzen und wies der Armee in einer ſolchen Stille, daß nicht einmal das Tabackrauchen geſtattet wurde, ihre Stellungen an. So begierig waren Alle auf die Schlacht, daß in dieſer Nacht kein einziger deſertirte; ein für jene Zeit ganz ungewöhnliches Ereigniß.

Es war am 4. Juni 1745 Morgens 2 Uhr, als Friedrich ſeine vornehmſten Heerführer verſammelte und ihnen den von ihm entworfenen Schlacht-Plan mittheilte. „Meine Herren," ſetzte er hinzu, „die Reiterei fällt den Feind ungeſtüm mit dem Säbel in der Fauſt an; ſie macht in der Hitze des Treffens keine Gefangenen; ſie richtet ihre Hiebe alle nach dem Geſicht. Sie wird die vor ihr befindliche Kavallerie über den Haufen werfen und zerſtreuen, dann gegen das feindliche Fußvolk zurückkehren und es entweder in die Seite oder in den Rücken nehmen, wie die Gelegenheit ſich findet. Die Infanterie rückt mit großen Schritten gegen den Feind an und dringt, wenn die Umſtände es erlauben, mit aufgepflanztem Bajonette auf ihn ein; muß aber gefeuert werden, ſo thut ſie dies nur in einer Entfernung von 150 Schritt."

General du Moulin, auf dem rechten Flügel, bekam den Feind zuerſt zu Geſicht. Zwei ſächſiſche Infanterie-Bataillone, beſtimmt, Striegau einzunehmen, erſchienen auf den ihm gegenüberliegenden Anhöhen und wunderten ſich nicht wenig, Preußen vor ſich zu ſehen. Sie machten Halt und erwarteten die nachziehenden Heer-Abtheilungen. Als dieſe herangekommen waren, begann das Geſchütz, welches auf dem Spitzberge aufgepflanzt war, ihnen übel mitzuſpielen; die Kavallerie, welche gegen die preußiſche Reuterei einen Angriff wagte, wurde zurückgeworfen und gerieth in unordentliche Flucht. Die zwei Infanterie-Bataillone, welche ſich zuerſt gezeigt hatten, wurden von den preußiſchen Gardes du Korps faſt völlig niedergehauen. Den anderen Abtheilungen, welche allmälig an die Reihe kamen, war kein beſſeres Loos beſchieden; aller Ge-

Digitized by Google

genwehr ungeachtet, hieben die Preußen alles vor sich nieder, oder jagten den Feind in die Flucht. Dieses Vorspiel wurde blos von einem Theile des preußischen rechten Flügels geliefert.

Prinz Karl unterdessen, welcher sein Hauptquartier in Hausdorf hatte, hörte wohl das Geschütz- und Gewehrfeuer, bildete sich aber ein, daß es von dem sächsischen Vortrabe herrühre, welcher Striegau einnehmen wollte. Nicht lange, so verschwand die bittere Täuschung: er rüstete eilig und ließ seine Oestreicher ausrücken. Sie postirten sich in die Ebene zwischen dem Striegauer Wasser und dem Rohnstocker Gehölz, doch ließen ihnen die Gegner nicht Zeit, sich zu ordnen. Der rechte preußische Flügel und die Mitte des ersten Treffens warf sich auf ihren linken Flügel und brachte diesen nach tapferer Gegenwehr zum Weichen. Die königliche Garde zeichnete sich hier besonders aus, indem sie die östreichischen Grenadiere, welche sich auf dem mit vielen Gräben durchschnittenen Terrain zweimal zu setzen suchten, beide Mal mit dem Bajonnet vertrieb.

Der linke preußische Flügel, welcher bis jetzt unbeschäftigt gewesen, sollte nun den rechten feindlichen werfen, der preußische rechte Flügel aber dem Feinde in die Flanke und in den Rücken fallen. Um dieses letztere Manövre zu bewerkstelligen, mußte sich der preußische rechte Flügel durch die Gesträuche und Moräste von Rohnstock arbeiten, wobei ein unglücklicher Zufall, welcher den Reitern unter dem General Nassau begegnete, den Siegern fast alle Vortheile wieder entrissen hätte. Der General Kyau nämlich passirte, um an den Feind zu kommen, die Brücke des Striegauer Wassers, welche aber nach dem Uebergange von 10 Schwadronen zerbrach. Die übergegangene Schaar stürmte zwar auf die östreichischen Reiter los, würde aber von dem Feinde erdrückt worden sein, wenn nicht Zieten, der hier zum ersten Male einer regelmäßigen Schlacht beiwohnte und 20 Schwadronen Reserve-Mannschaft kommandirte, mit großer Geistesgegenwart herbeigeeilt wäre. Er hatte den Einbruch der Brücke nicht für unmöglich gehalten und daher im Voraus einen seichten Uebergangsort ermittelt; diesen passirend eilte er dem General Kyau zu Hülfe und hielt ihm die feindlichen Reiter so lange vom Leibe, bis Nassau mit der übrigen Kavallerie des linken Flügels durch dieselbe Furth herbeikam und die Oestreicher in die Flucht jagte. Als der rechte königliche Flügel aus den Gebüschen und Morästen zum Seiten-Angriff herbeikam, fand er nichts

Digitized by Google

mehr zu thun. Jetzt drang das Dragoner-Regiment Baireuth, unter Anführung des Generals Geßler aus der Mitte des zweiten Treffens, durch die preußische Infanterie hindurch, auf die schon in Unordnung befindliche östreichische Infanterie, griff sieben der besten Regimenter an, wirthschaftete furchtbar unter ihnen, nahm 2500 Mann gefangen und erbeutete für sich allein 67 Fahnen und 4 Kanonen *). Nun war an ein Halten nicht mehr zu denken. Die Oestreicher flohen über Kauder und Hohenfriedeberg, wo Wallis und Nadasti ihren Rückzug deckten, dem Gebirge zu, ohne daß die Preußen, von den gehabten Märschen und der Schlacht ermüdet, sie verfolgten. Im Ganzen verloren die Oestreicher und Sachsen 9000 Todte und Verwundete, über 7000 Gefangene, darunter 4 Generale, und 200 andere Offiziere, 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken, 60 Kanonen. Der preußische Verlust belief sich an Todten und Verwundeten auf 1800 Mann; der General-Lieutenant von Truchses war unter den Todten **). Der König sagte bei

*) Zur Dankbarkeit ließ der König diesem braven Regimente noch auf der Wahlstatt ein Belobungs-Schreiben für den an diesem Tage bewiesenen Heroismus ausstellen, das auf ewige Zeiten bei dem Regimente aufgehoben werden sollte und in welchem die Namen aller dabei zugegen gewesenen Offiziere enthalten waren. Das Regiment erhielt ferner ein verändertes Siegel mit der Zahl 67 und das in den Augen ehrgeiziger Krieger nicht unbedeutende Vorrecht, den Marsch der Grenadiere und Kürassiere, letzteren mit Pauken zu schlagen. Der Anführer des Regiments, General-Lieutenant v. Geßler wurde in den Grafenstand erhoben; seinem Jugendfreunde Chazot, der als Major bei diesem Regimente stand, gab Friedrich gleichfalls ein anderes Wappen, in das er viele Fahnen, die Zahl 67 und den Namen Hohenfriedeberg setzen ließ. Um den Namen dieses wackern Offiziers noch mehr zu ehren, meldete der König sein rühmliches Verhalten der Mutter desselben in einem eigenhändigen Schreiben, dem eine kostbare Dose beigefügt war.

**) Unter den Gefangenen befand sich der östreichische General von Berlichingen. Ein Husar des Zietenschen Regiments hatte ihn eingebracht. Statt sich in sein Schicksal zu finden, machte er seinem Aerger durch Fluchen und Schimpfen Luft. Lange hörte der Husar sich dieses mit an, ohne eine Sylbe zu verlieren. Als aber der General in die Worte ausbrach: „Und von solchem Pack muß ich mich gefangen nehmen lassen? von den lumpigen preußischen Husaren, die bei Mollwitz durch die Lappen gingen, da sie den ersten Ungarn sahn?“ — da verlor der Husar die Geduld. „Herr!“ rief er: „will Er gleich das Maul halten? Schimpfe Er auf sein hundsföttisches Schicksal, so viel Er will. Aber der Teufel soll Ihn holen, wenn Er noch ein Wort von uns Husaren spricht!“ Diese Zurecht-

Digitized by Google

Gelegenheit dieſes Sieges: „die Welt ruht nicht ſicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer ſolchen Armee.“

Friedrichs genialer Plan, ein fünfſtündiger Kampf und die Tapferkeit der Preußen hatten ſolchergeſtalt plötzlich der Lage der Dinge eine andere Wendung gegeben und Schleſien war wieder erobert. Noch bei den Zurüſtungen zur Schlacht erſchien der franzöſiſche General-Adjutant Ritter de la Tour mit der Nachricht, daß die franzöſiſche Armee im Beiſein ihres Königs am 11. Mai den (für Preußen ganz unnützen) Sieg bei Fontenoi erkämpft habe. Als der Geſandte um Erlaubniß bat, noch einige Zeit bei dem preußiſchen Heere bleiben zu dürfen, fragte Friedrich ihn, ob er zuſehen wolle, wem Schleſien bleiben werde? — „Nein Sire,“ entgegnete der Ritter, „ich will nur Zeuge ſein, wie Ew. Majeſtät Ihre Feinde züchtigen und Ihre Unterthanen vertheidigen.“ — Jetzt, nach erfochtenem Siege, entließ ihn Friedrich mit dem lakoniſchen Schreiben an den König von Frankreich: „Ich habe bei Hohen-Friedeberg den Wechſel eingelöſt, den Sie bei Fontenoi auf mich gezogen haben. Die Schlacht bei Fontenoi und die Einnahme von Tournai ſind für Sie rühmliche und für Frankreich vortheilhafte Ereigniſſe; aber für Preußens unmittelbaren Vortheil wäre eine, am Ufer des Skamander erfochtene, Schlacht oder die Einnahme von Peking eine gleich nützliche Diverſion geweſen.“ — Zwei Brüder Friedrichs hatten am Kampfe mit Auszeichnung Theil genommen: die Prinzen Auguſt Wilhelm und Heinrich. Jener ging mit ſeiner

weiſung blieb ohne Erfolg; der General tobte fort und erlaubte ſich wo möglich noch größere Beleidigungen. Die Geduld des Huſaren war erſchöpft und ſo derb hieb er den General über den Kopf, daß dieſer Hut und Perrücke verlor und bald ſelbſt vom Pferde ſank. Ein Rittmeiſter des Zietenſchen Regiments ſprengte heran und wollte dem Huſaren ſeine Handlung verweiſen, gab ihm aber Recht, als er die Veranlaſſung erfuhr. Man brachte den Gefangenen, nachdem er ſich erholt und ſeinen Namen genannt hatte, vor den König. Hier beſchwerte er ſich über die ihm wiederfahrne Behandlung. Friedrich ließ den Huſaren rufen. Dieſer brachte gleich Zeugen des Vorfalls mit und wartete nicht erſt ab, bis man ihn anklagte. Er erzählte den Hergang der Sache und ſchloß mit den Worten: „Und das ſage ich Ew. Majeſtät im Voraus, kommt mir wieder Einer ſo, ſo haue ich ihn in Stücken!“ Lächelnd wandte ſich Friedrich an den General: „Sieht Er wohl, mit meinen Huſaren iſt nicht zu ſpaßen.“ Zu den Huſaren aber ſagte er: „Seid ganz ruhig, Kinder! ihr ſeid brave Kerls und habt Eure Schuldigkeit gethan. Machts nur immer ſo!“

Digitized by Google

Brigade ins ſtärkſte Feuer und als der anweſende franzöſiſche Geſandte, Marquis Valori, ſpäter ſeine Verwunderung darüber bezeugte, entgegnete der Prinz: „Man iſt nirgends beſſer aufgehoben, als unter ſolchen Gefährten, aber man muß ihnen auch zeigen, daß man ihrer würdig iſt.“ Der Prinz Heinrich dagegen, jetzt erſt 18 Jahre alt, verrichtete bei dem Könige die Dienſte eines Adjutanten.

Der öſtreichiſche Heerführer hatte ſich eiligſt nach Landshut zurückgezogen, Friedrich ſchickte ihm die Generale du Moulin, Zieten und Winterfeldt nach. Aber die Preußen ereilten nur den Nachtrab des Generals Nadaſti und nahmen ihm noch einige Leute, Pferde, Kanonen und Bagage ab. Von hier flohen die Oeſtreicher nach Böhmen und das königliche Heer folgte ihnen, um dem eigenen Lande einige Erleichterung zu verſchaffen. Der Führer des Königs über Wernersdorf und Merzdorf nach Landshut war der Häusler und Tiſchler Chriſtian Berger aus Wernersdorf. Hier umringten den König an 2000 Bauern und baten ihn um Erlaubniß, alle Katholiken in der Gegend ermorden zu dürfen. „Kinder,“ ſagte Friedrich, „kennt Ihr denn die heilige Schrift nicht, die da ſagt: Segnet Eure Beleidiger und betet für Eure Verfolger?“ — Die Bauern gaben ihm Recht und der grauſame Entſchluß blieb ohne weitere Folgen.

Prinz Karl hatte ſich zwiſchen Königin-Grätz und Pardubitz ſo feſt als möglich verſchanzt; Friedrich ſeiner Seits lagerte ſich dicht neben ihm bei Chlumez. Beide Theile blieben 3 Monate in dieſer Lage und die Oeſtreicher bekundeten ihre Thätigkeit nur dadurch, daß ſie durch ihre Freibeuter, worunter ſich der Oberſt von Trenk auszeichnete, dem Könige die Transportwagen, welche er von Schweidnitz bekam, wegzunehmen ſuchten, was denn gewöhnlich zu einem Scharmützel führte. Friedrich ſeiner Seits wollte etwas Großes nicht wagen und die erlangten Vortheile nicht auf ein ungewiſſes Spiel ſetzen. Dazu kam, daß er ſeine Streitkräfte hatte ſchwächen müſſen, indem er 12,000 Mann nach Oberſchleſien ſchickte, um dort die Ungarn zu vertreiben und Koſel wieder zu erobern. General Naſſau erhielt den Befehl über dieſe Abtheilung; er reinigte die Gegend von Neiße von den Kroaten und kam am 6. September der Feſtung Koſel unerwartet ſo nahe, daß die feindliche Beſatzung von ſeiner Ankunft eher nichts erfuhr, als bis ſie einge-

Digitized by Google

schlossen war. Die Werke wurden durch das Geschütz bald so beschädigt, daß die Befehlshaber der Besatzung, in der Ueberzeugung sich nicht halten zu können, um freien Abzug baten. „Sie haben sich," sagte Nassau zu den abgesandten Offizieren, „zwar als brave Leute gewehrt. Ich habe aber schon die Quartiere für Sie zu Breslau bestellt; folglich müssen Sie sich geschwinde entschließen, in die Kriegsgefangenschaft zu willigen." Da nichts anderes übrig blieb, ergab sich die Besatzung, aus 3000 Kroaten bestehend; die Sieger hatten nur einen Verlust von 45 Mann gehabt. Nassau legte 1200 Mann in die Stadt, versorgte diese mit Lebensmitteln und zog nach Mähren, wo er noch manches siegreiche Gefecht mit den Ungarn bestand.

Eine andere Abtheilung unter dem General Geßler hatte Friedrich zu dem alten Fürsten von Dessau bei Halle stoßen lassen müssen, um die Sachsen, welche das Brandenburgsche bedrohten, in Furcht zu erhalten. Sich mit ihnen in Thätlichkeiten einzulassen, wollte Friedrich vermeiden, weil er sie vom Bunde mit Oestreich noch abziehen zu können hoffte. Des Krieges überdrüssig, schmeichelte sich der König, durch englische Vermittelung den Wiener Hof zum Frieden zu stimmen und war bereit, Maria Theresia's Gemahl als Kaiser anzuerkennen.

Er schloß mit Georg II. am 26. August zu Hannover einen Vertrag, vermöge dessen England die Königin von Ungarn zur Wiederherstellung des Breslauer Friedens zu bewegen, für sich selbst von dem Bündnisse gegen Preußen zurückzutreten, und dem Könige von Preußen die Gewährleistung aller übrigen Mächte über den Besitz von Schlesien auszuwirken versprach.

Georg II. hatte jedoch bei diesen Unterhandlungen seinen Einfluß auf den östreichischen Hof überschätzt, denn Maria Theresia weigerte sich, auf den Vertrag von Hannover einzugehen. Die Anerkennung ihres Gemahls als Kaiser, von preußischer Seite, war ihr entbehrlich geworden, weil die Mehrzahl der Kurfürsten ihm bereits die Stimme gegeben hatte und Franz am 13. September wirklich zum Kaiser gewählt worden war. Dieser Erfolg machte sie so übermüthig, daß sie den „rebellischen Unterthan," wie sie den König nannte, wohl noch zu bezwingen gedachte, und laut erklärte, sie wolle lieber den Rock vom Leibe hingeben, als Schlesien verlieren. Ebenso hartnäckig zeigte sich der sächsische Hof; August wünschte

Digitized by Google

seine Königs-Würde in Polen erblich zu machen und bedurfte dazu Oestreichs Beistand, wie ihm denn auch die Fürstenthümer Sagan und Glogau, welche ihm unter der Hand versprochen worden waren, eine gute Gelegenheit gegeben hätten, um Sachsen mit Polen in Verbindung zu erhalten. Somit blieb dem Könige nur übrig, durch neue Siege den Frieden zu erzwingen. Er hatte jetzt nur noch 18,000 Mann, mit denen er, weil er sich in Böhmen nicht länger behaupten konnte, das schlecht verwahrte Lager bei Staudenz bezog (19. September); Prinz Karl dagegen hatte seine Armee durch neue Verstärkungen, die ihm die Kaiserin gesandt, auf 40,000 Mann gebracht, und wollte damit, von seinem Hofe bestürmt, einen großen Schlag gegen den König ausführen. Und wirklich konnte der Zeitpunkt dazu nicht glücklicher gewählt werden. Man bemerkte, daß die Preußen Böhmen verlassen und sich nach Schlesien ziehen wollten; ihr Nachtrab sollte überfallen und nach dessen Ueberwältigung die übrige Armee auf ihrem Zuge durch die Hohlwege umringt werden. In der That schickte der König den General Katzler mit 2000 Reitern aus, um die Wege zu untersuchen und Nachrichten von dem, nur um einen Tagemarsch entfernten Feinde einzuziehen. Katzler war aber noch nicht weit gekommen, als er sich in einem Walde von 2 Kolonnen Oestreichern eingeschlossen fand; er eilte noch zu rechter Zeit zurück, der König erkannte, daß er seine Stellung unter allen Umständen aufgeben müsse und erließ für den folgenden Morgen die nöthigen Befehle zum Aufbruch.

Eben wurden am 30. September Morgens die Zelte abgebrochen, als dem Könige von mehreren Seiten die Nachricht zukam, daß die Oestreicher in voller Schlachtordnung anrückten. Friedrich, wiewohl seine Streitkräfte nicht halb so stark waren, als die des Feindes, blieb keinen Augenblick zweifelhaft, welche Partie er zu ergreifen habe; er durfte auf seine Truppen rechnen und wollte siegen oder ehrenvoll untergehen. So stellte er denn, vor dem schon aufmarschirten Feinde, seine Armee aus Mangel an Mannschaft in einer einzigen Linie auf, während die Oestreicher deren drei hatten; die Aufstellung selbst geschah unter einem Hagel von Kartätschen, den zwei mit 28 Kanonen bespickte Batterien auf die Preußen sprühten. Keine Verwirrung, keine Muthlosigkeit wurde an den wacke-

Digitized by Google

ren Truppen bemerkt. Als die Reihe endlich zu Stande gebracht war, ließ Friedrich durch den Feldmarschall von Buddenbrock mit der Kavallerie den Kampf ebenfalls eröffnen. Mit 12 Schwadronen hieb der genannte Feldherr in 55 östreichische ein und warf sie, von einem günstigen Terrain und den schlechten Dispositionen der feindlichen Befehlshaber unterstützt, zurück. Die Infanterie des rechten Flügels wollte der Kavallerie nicht nachstehen und gedachte die beiden feindlichen Batterien zu erobern. Da sie aber zu früh anrückte und von den übrigen Abtheilungen nicht unterstützt wurde, litt sie großen Schaden und mußte sich zurückziehen. Jetzt, als ihr 5 frische Bataillone zu Hülfe kamen, erneuerte sie den Angriff und erreichte das Ziel ihrer Wünsche — die beiden feindlichen Batterien — glücklich. Der General von Bonin und der Oberst von Geist zeichneten sich hierbei rühmlich aus. Siegreich drang die Infanterie hierauf in das feindliche Fußvolk von der Seite ein und trieb es auf den rechten Flügel zurück. Die im Mittelpunkt stehende Garde erstieg, angeführt von Friedrichs Schwager, dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, eine steile, mit Holz bewachsene, von den Oestreichern besetzte Anhöhe, die der Prinz Ludwig von Braunschweig, Bruder des Vorigen, vertheidigte. So sah man hier das Schauspiel, daß der Bruder gegen den Bruder kämpfte und der jüngere den älteren besiegte. Vergeblich versuchte der Feind sich auf den zahlreichen Anhöhen, mit denen diese Gegend bedeckt ist, zu setzen; er wurde geworfen und gerieth zuletzt in unordentliche Flucht. Das Kürassier-Regiment von Bornstedt machte für sich allein 1700 Gefangene und erbeutete 10 Fahnen. Der Feind wurde nur bis Sorr verfolgt, von welchem Dorfe die Schlacht ihren Namen erhielt. Die Sieger bedauerten den Verlust des Prinzen Albrecht von Braunschweig und des General-Majors von Blankensee; sie verloren 2600 Todte und Verwundete, während der Feind 10,000 Todte, Verwundete und Gefangene hatte, und 22 Kanonen, 12 Fahnen und Standarten einbüßte. Zu den preußischen Offizieren, welche sich bei dieser Schlacht vorzüglich verdient gemacht hatten, gehörte auch der bekannte Forkade *).

*) Er hatte eine Wunde am rechten Fuße bekommen, so daß er auf dem Wahlplatze liegen blieb. Der König äußerte, daß er ihm den Sieg größten-

Digitized by Google

Zu den Beſonderheiten dieſer Schlacht gehörte, daß der König dabei ſein ganzes Gepäck verlor, ſo daß er außer dem, was er am Leibe hatte, nichts mehr beſaß. Der preußiſche linke Flügel und der Mittelpunkt hatten nämlich nicht Zeit gehabt, ihre Bagage in Sicherheit zu bringen; die öſtreichiſchen Freibeuter Nadaſti und Trenk plünderten das Feldgeräth des Königs und der Offiziere, anſtatt zu fechten; ſie betranken ſich, mißhandelten die im Lager zurückgebliebenen Weiber und verübten an den Kranken die abſcheulichſten Grauſamkeiten *). Nicht einmal das nöthige Brot zur Abendtafel des Königs hatten ſie zurückgelaſſen und der König mußte ein Kommisbrot von einem Soldaten kaufen. Auch Dinte und Feder mangelten, daher Friedrich an ſeinen Miniſter zu Breslau nur mit Bleiſtift ſchreiben konnte: „Ich habe die Oeſtreicher geſchlagen; ich habe Gefangene gemacht, laßt das Tedeum ſingen.“ — „Ich bin rein ausgeplündert,“ ſchrieb Friedrich an Duhan. Sein Sie ſo gut, mir den Boileau, die ſchöne Oktav-Ausgabe mit Noten zu kaufen, ferner Boſſuets Einleitung in die allgemeine Weltgeſchichte, Cicero's tuskulaniſche Unterſuchungen u. ſ. w. Ich glaube Sie werden Alles in der Bibliothek meines lieben Jordan **) finden.

Friedrich hatte zwei bedeutende Siege erkämpft und doch nöthigten ihn die Umſtände, ſich vor den Beſiegten zurückzuziehen.

---

theils zu verdanken habe. Als Forkade ſpäter in Berlin auf dem Schloſſe bei verſammelter Cour dem Könige für die ihm wiederfahrnen Gnadenbezeugungen perſönlich danken wollte und wegen des verwundeten Fußes ſich an ein Fenſter lehnte, brachte ihm Friedrich ſelbſt einen Stuhl. Forkade mußte ſich ſetzen und Friedrich ſagte: „Mein lieber Oberſt, ein ſo braver und würdiger Mann als Er, verdient ſehr wohl, daß auch der König ſelbſt ihm einen Stuhl bringt.“

*) Bei dem Gepäck des Königs befand ſich auch ſein Lieblings-Windſpiel Biche. Es gerieth alſo in die öſtreichiſche Gefangenſchaft und wurde ein Eigenthum der Generalin Nadaſti, die ſich lange nicht entſchließen konnte, ſich wieder davon zu trennen. Der König ſaß eben und ſchrieb, als Biche wiederkam. Leiſe und ohne daß Friedrich es bemerkte, ließ der General Rothenburg die Hündin in die Stube hinein; mit einem Sprunge ſtand ſie auf dem Tiſch vor dem Könige und legte die Vorderpfoten um ſeinen Hals. Der König freute ſich ſo ſehr, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

**) Jordan und Keiſerling waren während dieſes zweiten ſchleſiſchen Krieges verſtorben, und dieſer Verluſt trübte die Heiterkeit des Königs be-

Digitized by Google

Die Haupt-Urſache war die Schwäche ſeines Heeres und der Mangel an Proviant. Fünf Tage blieb er, damit ihm Niemand den Sieg ſtreitig mache, auf dem Wahlplatze ſtehen und zog dann nach Trautenau, wo er bis zum 16. October verweilte. Als hier die letzte Tonne Mehl und das letzte Bund Stroh aufgezehrt waren, begann die Armee den gänzlichen Rückzug nach Schleſien und langte am 19. October auf dortigem Boden an. Du Moulin zog eine Linie an der Grenze; das übrige Heer kantonirte zwiſchen Schweidnitz und Striegau. Der König übergab dem Prinzen Leopold von Deſſau den Oberbefehl, ging in der Meinung, daß die Oeſtreicher einſtweilen Winterquartiere beziehen würden, nach Berlin (30. October) und wurde hier mit großem Jubel empfangen.

Friedrichs Wunſch war, durch neue Unterhandlungen wo möglich den Frieden zu erwirken; aber eben, indem er ſich damit beſchäftigte, hinterbrachte man ihm einen von dem ſächſiſchen Miniſter Brühl erſonnenen, und vom öſtreichiſchen Hofe mit Wohlwollen aufgenommenen Plan, den Untergang Preußens raſch und noch mitten im Winter herbeizuführen. Es handelte ſich davon, durch Sachſen in das Brandenburgſche einzudringen, Schleſien dem Könige mitten im Winter zu entreißen und ihn wieder zum Markgrafen von Brandenburg zu reduciren. Die Haupt-Armee unter dem Befehle des Prinzen Karl ſollte durch die Lauſitz unmittelbar auf Berlin gehen; ein anderes, von der öſtreichiſchen Rhein-Armee detaſchir-

deutend. „Als ich," ſchrieb er am 12. Auguſt an Frau von Camas, „das letzte Mal an Sie ſchrieb, war meine Seele ruhig und ich ahnte das Unglück nicht, was mich treffen ſollte. Ich habe in Zeit von 3 Monaten zwei meiner treuſten Freunde verloren." — Am 10. September empfahl er der Frau von Camas auf das Angelegentlichſte, ſich der hinterlaſſenen Tochter Keiſerlings anzunehmen und am 24. September ſchrieb er an Duhan: „Wie unglücklich bin ich, da ich beinahe zu gleicher Zeit meinen guten Jordan und meinen lieben Keiſerling verloren habe. Sie waren meine Familie und ich glaube jetzt verwaiſet und in einer Trauer des Herzens zu ſein, die finſterer und drückender iſt, als eine Trauer mit ſchwarzen Gewändern." Als Duhan ihm die verlangten Bücher geſchickt hatte, ſchrieb ihm Friedrich am 24. October: „Ich geſtehe Ihnen, daß ich Thränen in den Augen hatte, als ich die Bücher meines armen verſtorb nen Jordan aufſchlug. Nur mit Kummer kann ich daran denken, daß dieſer Mann, den ich ſo ſehr geliebt habe, nicht mehr iſt. Aus dieſem Grunde ſcheue ich mich vor Berlin und es wird mir viele Mühe koſten, mich der Annehmlichkeiten zu entwöhnen, die Jordans und Keiſerlings Umgang mir verſchafften."

Digitized by Google

tes Korps von 10,000 Mann unter dem Kommando des Generals Grüne sollte sich bei Leipzig mit den Sachsen vereinigen, die Preußen bei Halle überfallen und dann ebenfalls nach Berlin vordringen.

Man würde dann den König gezwungen haben, Schlesien an Oestreich zurückzugeben, das Herzogthum Magdeburg aber mit Kottbus und Peitz an Sachsen abzutreten. Glücklicherweise war Brühl von der Größe seines Plans so aufgebläht, daß er denselben nicht bei sich behalten konnte; er vertraute ihn dem schwedischen Gesandten in Dresden, der, ein Bewunderer Friedrichs, ihn eiligst an den schwedischen Gesandten in Berlin, Rudenschild, mittheilte, durch den ihn der König an demselben Tage erfuhr, wo die kürzlich eroberten Fahnen und Standarten feierlich eingebracht und in der Garnison-Kirche zu Berlin aufgestellt wurden. Die Gefahr war dringend und nur ein so entschlossener Geist, wie Friedrich, konnte den Kopf nicht verlieren. Er berieth sich sofort mit seinen Ministern und Generalen, von denen aber keiner der Sache Glauben beimessen wollte, weil man den Grafen Brühl einer so kühnen Idee nicht fähig hielt. Den meisten Unglauben fand Friedrich bei dem alten Fürsten von Dessau, in dessen Kopf eine solche Ueberraschung, wie die Oestreicher sie bezweckten, am wenigsten passen wollte. Friedrich mußte sein ganzes Ansehen gebrauchen, um durchzudringen und den alten Dessauer dahin zu disponiren, daß er nach Halle eilte, und das dortige Korps in marschfähigen Stand setzte.

Friedrichs ganze Thatkraft war erwacht; es galt siegen oder untergehen. Selbst dadurch, daß die Kaiserin Elisabeth von Rußland sich einmischte und den König warnen ließ, in Sachsen einzufallen, weil sie sonst genöthigt wäre, dem Könige von Polen vermöge des mit ihm bestehenden Schutzbündnisses zu Hülfe zu eilen, erlitt sein Entschluß keine Aenderung, denn eine russische Armee konnte nach seiner Berechnung schlimmsten Falls erst in 6 Monaten zu fürchten sein. Er ließ der Kaiserin antworten, wie er mit allen seinen Nachbarn in Frieden zu leben wünsche; wenn aber Jemand wider seine Staaten verderbliche Pläne ausbrüte, so solle ihn keine Macht in Europa hindern, sich zu vertheidigen und seine Feinde zu Schanden zu machen.

Friedrich eilte nach Schlesien (14. November) und da er der raschen Thätigkeit des alten Dessauer nicht traute, befahl er dem General Haack, mit einem Korps von 5000 Mann Berlin zu decken,

Digitized by Google

zu dieſem Ende dem Feinde entgegen zu gehen und ihm ein Treffen zu liefern. Auch ſtanden 500 Wagen bereit, um im Falle eines Unglücks die königlichen Kaſſen und die Archive nach Stettin zu ſchaffen.

Am 15. November in Liegnitz angekommen, erfuhr der König durch Briefe von Winterfeldt*), welcher die Grenzen der Lauſitz beobachtete, daß 6000 Sachſen über Zittau in die Ober-Lauſitz eingedrungen wären, und daß das Hauptheer des Prinzen Karl bald nachfolgen würde. Friedrich zog alle disponiblen Truppen zuſammen, berief den General Naſſau aus Oberſchleſien nach Landshut, um hier die Grenze zu decken und beſetzte alle Päſſe, damit keine andern Nachrichten nach Böhmen gelangen könnten, als die, welche er für gut fand, den Feinden zukommen zu laſſen. So gelang es ihm, den Prinzen Karl abermals zu täuſchen. Er ſtellte ſich, als ob er, aus Beſorgniß um das Schickſal der Hauptſtadt, an einen Einfall in Sachſen gar nicht denke, und als ob ſeine einzige Abſicht dahin gerichtet ſei, über Kroſſen eher nach Berlin zu kommen, als der Prinz Karl durch die Lauſitz. Um dieſem Scheine den Anſtrich der Wahrheit zu geben, ließ er einige Winterfeldtſche Huſaren, die in der Lauſitz Exceſſe ausgeübt hatten, ſtreng beſtrafen, die Wege nach Kroſſen ausbeſſern und Magazine in dieſer Richtung anlegen. Der Bober, der Queis und die Neiße wurden beſetzt; aus der Lauſitz durfte jeder über dieſe Flüſſe nach Schleſien, aber Niemand aus Schleſien nach Sachſen. So glaubte denn der Prinz Karl, auf dem Zuge durch die Lauſitz, völlig freies Spiel zu haben, und hier höchſtens das Winterfeldtſche Obſervations-Korps von 3000 Mann zu treffen.

Am 23. November ging Friedrich in aller Stille von einem großen Nebel begünſtigt, bei Naumburg über den Queis und rückte auf Görlitz los, bis wohin die Oeſtreicher bereits vorgedrungen waren. Bei Katholiſch-Hennersdorf ſtieß er auf einige feindliche Haufen; um genau zu wiſſen, wo der Feind ſtehe, ließ er vor jeder ſeiner vier Kolonnen ein Regiment Huſaren vorausziehen, deren einzelne Abtheilungen ſich gegenſeitig unterſtützen ſollten. Die beiden

*) Ueber die großen Verdienſte, welche dieſer General, durch ſeine Umſicht und Thätigkeit, dem Könige in dieſer Zeit leiſtete, vergleiche Varnhagen van Enſe, Biographie Winterfeldts.

Digitized by Google

äußersten Kolonnen rechts und links bestanden aus Reiterei, die beiden mittleren aus Fußvolk. Die erste Infanterie-Kolonne führte der König selbst und Zieten marschirte mit seinen Husaren vor ihr her. Der Marsch war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, weil man aus Versehen des Führers in einen tiefen Moraſt gerieth. Zieten kam auf einem Nebenwege zuerst bei Hennersdorf an und erfuhr, daß dieses große, eine ganze Stunde lang sich hinziehende Dorf mit drei feindlichen Regimentern Reiterei und einem Regimente Fußvolk besetzt sei. Da der König noch weit zurück war, kam Zieten in nicht geringe Verlegenheit und es blieb ihm nur übrig, die Feinde, welche noch in ihren Quartieren lagen, unerwartet und einzeln zu überfallen, dem Könige aber von seiner gefährlichen Lage schleunigſt Nachricht zugehen zu lassen. Zieten führte sein Unternehmen in der Art aus, daß er mit 4 Schwadronen in die Mitte des Dorfs einbrach, die 6 übrigen Schwadronen aber nach den beiden Enden des Dorfs schickte. Einige zur Unzeit gefallene Schüsse hatten indessen den Feind aufmerksam gemacht, und das Infanterie-Regiment Sachsen-Gotha empfing die Zietensche Abtheilung, wohlgeordnet, mit Kanonen- und Kartätschenfeuer. Zieten und seine Leute ließen sich dadurch nicht abschrecken; sie hieben so rasch und mit einem solchen Erfolge ein, daß fast das ganze Regiment vernichtet wurde; nur der Prinz rettete sich mit 50 Mann, während er alle Kanonen, Fahnen und Feldgeräthschaften im Stiche ließ. Die 6 übrigen Schwadronen von Zieten's Husaren waren unterdessen auch nicht müßig gewesen; allmählig kamen von der Abtheilung des Königs Verstärkungen herbei, das Dorf wurde von allen Seiten umringt und der Feind aufgerieben oder gefangen. Unter den Gefangenen befanden sich der General Dallwitz, der Obrist O'Byrn, und 30 andere Offiziere. Die Generale Zieten und Runsch erhielten, zum Andenken dieses Tages, silberne Pauken, die man den Feinden abgenommen hatte, für ihre Regimenter.

Die Affaire bei Hennersdorf war im Grunde nicht von Erheblichkeit, verbreitete aber einen großen Schrecken in der östreichischen Armee. Während Friedrich am 25. November in Görlitz einrückte und seine Soldaten an den hier befindlichen feindlichen Magazinen erquickte, gab Prinz Karl von Lothringen seinen Plan, Berlin zu überrumpeln, ganz auf und zog sich in Verwirrung nach Böhmen zurück; Winterfeldt erreichte seinen Nachtrab bei Zittau

Digitized by Google

und nahm ihm Gepäck und Gefangene ab. In Guben nahm man ein feindliches Magazin weg und schaffte es auf 138 Wagen nach Bautzen. Der alte Fürst von Dessau erhielt Befehl, mit seinem bei Halle versammelten Heere in das Kurfürstenthum einzufallen und die Sachsen bei Dresden anzugreifen; Winterfeldt jagte den feindlichen General Hohenems aus Schlesien und säuberte diese Provinz gänzlich von den Oestreichern; der General Lehwald wurde an die Elbe geschickt, um Dresden zu bedrohen und den Fürsten von Dessau zu unterstützen; der König selbst wollte, nachdem er seiner Armee eine kurze Erholung gegönnt, ihm dahin nachfolgen.

Der alte Dessauer vollzog seinen Auftrag nicht mit der Eile, welche Friedrich ihm empfohlen hatte. Erst zu Ende des November setzte er sich mit seinen 25,000 Mann von Halle aus in Bewegung, erschien am 29. November vor Leipzig und nahm diese Stadt, welche von den sächsischen Truppen verlassen war, mit Kapitulation ein. Friedrich sandte ihm jetzt den Befehl, mit größerer Eile sich über Torgau nach Meißen zu ziehen und hier sich mit dem Lehwaldschen Korps zu vereinigen. Diese Vereinigung erfolgte, da der Feind vergessen hatte, die Elb-Brücke zu zerstören, am 13. December und Leopold ging nun auf die Hauptstadt los. Am 15. Dezbr. traf der König selbst in Meißen ein und besetzte die beiden Ufer der Elbe.

Friedrich hatte, so günstig sich auch die Sache für ihn gestaltete, doch immer dem Prinzip der Mäßigung gehuldigt und dem sächsischen Hofe neuerdings auf die Bedingungen der hanöverschen Convention den Frieden angeboten. Er bediente sich zu diesen Unterhandlungen des englischen Gesandten Villiers in Dresden. Uebermüthig wurden die Vorschläge dieses letzteren aufgenommen und zurückgewiesen. Erst jetzt, als Friedrichs Heere die Hauptstadt bedrohten, wurde man andern Sinnes; der General Grüne, welcher in der That bereits auf dem Wege nach Berlin gewesen war, wurde eilig zurückgerufen und der Ober-General, Graf Rutowski, ein natürlicher Bruder des Königs von Polen wurde angewiesen, Dresden zu decken. August selbst war in einer solchen Eile nach Prag entflohen, daß in der Verwirrung die jüngsten Prinzen zurückblieben. Diesen Umständen war es beizumessen, daß Friedrich gleich nach seinem Einzuge in Meißen von Villiers die Nachricht erhielt, wie König August

Digitized by Google

Frieden zu schließen bereit sei und auch Maria Theresia der hanöverschen Convention beitreten wolle, falls an derselben einige Aenderungen zu ihren Gunsten gemacht würden. Ein paar Tage früher würde dieser Brief vielen tausend Kriegern das Leben gerettet haben; jetzt als der König ihn kaum gelesen hatte, donnerten schon die Kanonen von Kesselsdorf.

Am 13. Dez. war der Prinz Karl mit dem großen kaiserlichen Heere unweit Dresden angelangt, doch waren seine Leute auf sächsische Anordnung so weit auseinander gelegt worden, daß er, um sie zusammen zu ziehen, an 24 Stunden brauchte. Von einer andern Seite unwillfährig fand er den Ober-Befehlshaber Grafen Rutowski. Dieser glaubte des östreichischen Beistandes nicht zu bedürfen, hielt vielmehr seine Stellung für so sicher, daß die Preußen es nicht wagen würden, ihn anzugreifen. Erst als es zu spät war, ließ er sich auf eine Verbindung mit dem Prinzen Karl ein. Am 14. Dez. besichtigte dieser das sächsische Heer und man beschloß den alten Fürsten von Dessau anzugreifen. Dieser aber ließ nicht auf sich warten; er hatte seine Unthätigkeit aufgegeben und kam dem Feinde mit dem Angriffe zuvor, ohne Zweifel in der Absicht, das in diese Zeit fallende 50jährige Jubiläum seines Waffendienstes auf eine würdige Weise zu feiern.

Der Angriff auf die sächsische Armee bot allerdings große Schwierigkeiten dar. Das Lager dehnte sich, von Kesselsdorf an, zwei Stunden weit bis nahe an die Elbe hin; der linke Flügel stieß an das eine Meile von Dresden gelegene Dorf Kesselsdorf. Zur Rechten senkte sich der Zschoner Grund, anfangs flach, dann tiefer und endlich so steil herab, daß er für Truppen nicht zu passiren war. Am Eingange von Kesselsdorf rechts standen auf einem Hügel 6 Kanonen und hier gewann die erste sächsische Linie, aus lauter Infanterie bestehend. Im Dorfe selbst standen die Grenadiere und das Regiment Rutowski; den Haupteingang desselben vertheidigte eine Batterie von 24 Kanonen. Der rechte Flügel der Sachsen endigte bei Pennerich nahe an der Elbe, wo sich das Korps des Generals Grüne von 6000 Mann anschloß; ein Posten, der durch Felsen und Abgründe fast gänzlich unzugänglich war.

Digitized by Google

Es war um 2 Uhr Nachmittags, als der Fürst von Dessau den Angriff begann. Von Wilsdruf aus vorrückend, bemerkte er bald, daß der Sieg von der Einnahme des Dorfes Kesselsdorf abhange; er stellte die dazu bestimmte Infanterie in drei Treffen und unterstützte sie durch ein Regiment Dragoner im vierten Treffen. Sein eigenes Regiment nebst 3 Grenadier-Bataillonen bestürmten das Dorf von vorn, während Lehwald von der Seite her operirte. Dieser erste Angriff mißlang; ein Kugelregen aus den schon gedachten 24 Kanonen, und das Kleingewehrfeuer der im Dorfe stehenden Sachsen wütheten fürchterlich unter den Preußen und sie mußten sich mit großem Verluste zurückziehen. Als der zweite Angriff auf dieselbe Weise mißlungen war, schien man an jedem ferneren Erfolge zu verzweifeln. Da rief ein sächsischer General unüberlegter Weise seinen Leuten zu, vorzurücken und die Preußen zu verfolgen. Dies geschah, die Sachsen zerstörten dadurch die Wirkung ihrer eigenen Batterien, und Leopold von Dessau wußte diesen Mißgriff sofort zu benutzen. Das Dragoner-Regiment der 4. Linie warf sich auf die vorgerückten Sachsen und hieb sie zusammen oder nahm sie gefangen; die Infanterie stürmte in das Dorf, bemächtigte sich der so gefährlich gewesenen Batterie und zwang die Sachsen, welche das Dorf vertheidigten, das Gewehr zu strecken; die Kavallerie aber brach in den linken Flügel des Feindes, zersprengte dessen Reiterei und jagte alles in die Flucht. Der jüngste Sohn des Fürsten Leopold, Moritz, welcher den linken Flügel der Preußen befehligte und bis zur Eroberung des Dorfes bloß kanonirt hatte, mochte sich mit dieser Beschäftigung nicht länger begnügen; er brach gegen den rechten Flügel des Feindes los, beseitigte alle Hindernisse des Terrains und führte 9 Bataillone durch das eisige Wasser eines nur halb zugefrornen Grabens; sie kletterten über Felsen und Abgründe und vertrieben den Feind mit gefälltem Bajonnet von den Höhen bei Pennerich. Die preußische Kavallerie des linken Flügels, durch Abgründe vom Feinde getrennt, setzte den Flüchtigen nach. So war in Zeit von zwei Stunden die Schlacht zu Gunsten der Preußen entschieden. Die Sachsen waren mit Einschluß des Grüne'schen Korps 26,000 Mann stark gewesen, die Preußen mochten etwa 1000 Mann mehr gezählt haben. Die letzteren machten eine außerordentliche Menge Ge-

Digitized by Google

fangene und eroberten 48 Kanonen. Bemerkenswerth ist bei dieser Schlacht, daß die Hauptheere beider Theile, sowohl das des Königs, als das des Prinzen Karl stille Zuschauer gemacht hatten.

Gleich am folgenden Tage (16. Dec.) stieß der König mit seiner Armee zu dem Heere des Fürsten von Dessau und besichtigte das Schlachtfeld. Der Fürst hatte in den Augen des Königs alle Fehler seiner früheren Langsamkeit wieder gut gemacht und erhielt nun für seine Einsicht und Tapferkeit, mit der er der Sache den Ausschlag gegeben, die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Prinz Karl, welcher inzwischen seine zerstreut liegenden Truppen zusammen zog, wünschte zwar, daß die Sachsen einen neuen Angriff versuchen möchten; General Rutowski aber, der sich mit dem Reste seiner geschlagenen Armee nach Dresden geflüchtet, war dazu nicht zu bewegen, räumte vielmehr die sächsische Hauptstadt, indem er nur 4000 Mann Land-Miliz darin zurückließ und suchte sein Heil in dem Rückzuge bis nach Böhmen, wohin auch Prinz Karl ihm folgte. Friedrich ließ jetzt Dresden zur Uebergabe auffordern und da diese Stadt um so weniger zu vertheidigen war, als der Graf Brühl mehrere Festungswerke in einen Lustgarten verwandelt hatte, mußte man in der That an die Uebergabe denken; die Minister überschickten dem Könige anfänglich eine Kapitulation und öffneten, als diese verworfen wurde, die Thore ohne weitere Bedingung. Am 18. Dec. hielt Friedrich mit vier Regimentern seinen Einzug, machte die Land-Miliz, 415 Offiziere und 1500 verwundete Soldaten, zu Gefangenen und bekam den zurückgebliebenen Theil der königlichen Familie, die Minister und obersten Verwaltungs-Behörden in seine Gewalt. Es wurde so strenge Mannszucht gehandhabt, daß man die Anwesenheit der fremden Krieger kaum bemerkte. Friedrich selbst eroberte durch seine Milde alle Herzen. Er besuchte die königlichen Kinder, beruhigte und tröstete sie, überließ ihnen die Schloßwache und jede Art von Ehrenbezeugung. Er erklärte wie er die vom Glück ihm in die Hand gegebenen Mittel nicht dazu benutzen wolle, an den sächsischen Landen die Untreue und Ränkesucht des Grafen Brühl zu bestrafen; vielmehr biete er dem Könige von Polen zum letzten Male seine Freundschaft an. In der That enthielt der Friedens-Plan, welchen er den Ministern durch den englischen Ge-

Digitized by Google

ſandten Villiers vorlegen ließ, nicht die mindeſte Abweichung von der hannöverſchen Convention. König Auguſt, ſeiner Länder, Einkünfte und Truppen beraubt, begriff, daß ihm keine Wahl mehr frei ſtehe; Maria Thereſia erkannte ebenfalls, daß der Stolz nicht zum Ziele führe. Sie ſandte den Grafen Harrach, oberſten Kanzler von Böhmen, mit den nöthigen Vollmachten nach Dresden und man kam hier um ſo leichter zum Ziele, als dem Könige ſelbſt zur Fortſetzung des Krieges die Mittel abgingen und die Einmiſchung der ruſſiſchen Waffen zu fürchten ſtand. Am 25. Dec., zehn Tage nach der Schlacht von Keſſelsdorf, wurde der Friede unterzeichnet; Oeſtreich that darin zum zweiten Male auf Schleſien Verzicht, wogegen Friedrich die Kaiſer-Würde Franz I. anerkannte. König Auguſt verſprach, nie wieder einem Feinde Preußens den Durchzug durch ſeine Staaten zu erlauben; er bezahlte an rückſtändigen Kriegsſteuern 1,000,000 Thaler, verſprach die proteſtantiſche Religion aufrecht zu erhalten, und die Preußen verließen ſein Land mit dem Zeugniſſe, daß ſie ſich nicht wie Feinde, ſondern wie Freunde betragen hätten.

Am Tage nach dem Friedensſchluſſe ließ Friedrich in der Dresdener Kreuz-Kirche das Te-Deum ſingen und die Kanonen von den Wällen abfeuern, worauf er am 27. Dec. abreiſ'te. Er hatte in der Zeit ſeiner Anweſenheit Konzerte und Bälle gegeben, Opern aufführen und das Volk durch andere Schauſpiele ergötzen, es auch mit Brot verſehen laſſen und durch alles dieſes ſich auch hier jene Popularität erworben, durch die er ſchon bei der erſten Einnahme von Breslau die Herzen Aller zu gewinnen wußte.

So groß die Beſorgniß in Berlin geweſen war, ſo allgemein war die Freude, als Kouriere die Nachricht von den erfochtenen Siegen und bald darauf von dem geſchloſſenen Frieden brachten und endlich der König ſelbſt zurückkam. Am Morgen dieſes letzteren Tages hörte man das Läuten aller Glocken. Gegen Mittag verſammelten ſich die vom Kommandanten zur Vorſorge organiſirten Bürger-Compagnien (16,000 Mann) mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen vor den Häuſern ihrer Hauptleute, marſchirten hierauf an ihre beſtimmten Poſten und ſtellten ſich in doppelten Reihen vom Stadtthore bis an das große Schloß-Portal auf. Die Bürger-Offiziere trugen blaue Uni-

Digitized by Google

form, die Bürger-Soldaten ihre beſten Kleider und übereinſtimmende Hüte und Waffen. Ganz nahe am Schloſſe hielt eine Frei-Compagnie von jungen Kaufleuten, die den Handelsherrn Fromery zum Anführer hatte. Ihre Fahne war weiß mit einem flammenden Herzen und dem Wahlſpruche: Sic ardet pro rege. Die vornehme Welt hatte ſich in den Häuſern, an welchen der König vorüberfahren mußte, verſammelt und das Volk ſtand auf den Straßen. Alle Fenſter vom Dach bis zum Erdgeſchoß waren beſetzt, die Dachziegel abgenommen und ſogar die Dächer voll Zuſchauer; auf den Straßen mußte man fürchten, erdrückt zu werden.

Zwei Meilen von Berlin traf der König ſchon viele ſeiner Unterthanen, von Sehnſucht getrieben; namentlich diejenigen, welche ihm zu Pferde entgegen gekommen waren, um ihn bis zum Schloſſe zu geleiten. Er nahm ſie mit Zufriedenheit und Güte auf. Friedrich ſaß in einem offenen Wagen, mit ſeinen Brüdern, den Prinzen Wilhelm und Heinrich. Die Menſchenmaſſe erlaubte ihm nur Schritt zu fahren, doch dies machte den Einzug nur feierlicher. Der Chef des Poſtweſens und 100 blaſende Poſtillone, blau und orange gekleidet, ſtanden an der Spitze des Zuges; ihnen folgte das Fleiſchhauer-Gewerk zu Pferde. Dieſe Bürger waren braun gekleidet, trugen goldbetreßte Hüte und blaue Feldzeichen, und bildeten eine Schwadron, woran ſich der Ober-Jägermeiſter mit allen Jagd-Officianten und Jägern aus den nächſten Bezirken ſchloß. Jetzt kam ein Detaſchement des königlichen Jäger-Regiments und dann eine Schwadron Freiwilliger, dunkelblau uniformirt und prächtig beritten, welche aus den vornehmſten Bürgern Berlins beſtand. Dieſe umgaben den Wagen des Königs. Viele Pagen des Monarchen und der Prinzen folgten zu Pferde, und eine Garde-Abtheilung beſchloß den Zug, einer langen Reihe von Kutſchen nicht zu gedenken, die dem Könige entgegen gefahren waren. Die Bürgergarden, durch deren Reihen der König fuhr, präſentirten das Gewehr, die Offiziere grüßten mit den Spontons und den Fahnen, die Trommeln wirbelten und das Volk ſchrie zum erſten Mal: Es lebe Friedrich der Große! Frauen und Mädchen beſtreuten den Weg mit Blumen und aus den Fenſtern flogen Lorbeerkränze in den Wagen des Königs. „Ich habe nie ein rührenderes Schauſpiel

Digitized by Google

geſehen," ſagt von Bielefeld: „der Pomp der Höfe, die Feierlichkeiten, die auf Befehl eines Fürſten ins Leben treten, täuſchen oft, aber hier war nicht das Geringſte angeordnet. Blos Bewunderung und Liebe der Unterthanen hatten Alles eingerichtet und angeſtellt. Der König war ernſt und bewegt; man las das Gefühl ſeiner Würde, aber auch das Glück, der Herrſcher eines ſolchen Volks zu ſein, auf ſeinem Geſicht. Er grüßte rechts und links und rief dem ſich zudrängenden Volke mehrere Male zu: Erdrückt Euch nicht meine Kinder! Nehmt Euch vor den Pferden in Acht, damit Euch kein Unglück begegne! Dabei warf er Allen gütige Blicke zu, ſprach mit denen, welche ihm nahe kamen, noch beſonders und machte dadurch die allgemeine Freude vollkommen."

Friedrich ſelbſt berechnete die Koſten dieſes Krieges auf 8,000,000 Thaler; ſein Schatz war bis auf 15,000 Thaler erſchöpft. Den Sachſen hatte ihr Bündniß mit Oeſtreich fünf Millionen gekoſtet. Von den 45,000 Gefangenen, welche Friedrich in dieſem Feldzuge gemacht, ergänzte er zum Theil ſeine Regimenter und ſuchte durch Sparſamkeit und gute Finanz-Einrichtungen den Schaden zu verwiſchen, den das eigene Land erlitten.

Digitized by Google

Siebenter Abſchnitt.

Friedrich, die Religion und die Kirche.

Es iſt ein höh'res Weſen da und war es ſtets;
Es bleibt, ſei es ein Körper oder Geiſt:
Und dieſer Lehre widerſpricht kein Menſch.
Friedrich der Große.

Friedrich iſt jetzt, nach außen hin, zu einer zehnjährigen Ruhe gelangt und wir benutzen dieſe Zeit ebenfalls, die Kriegs-Scenen zu verlaſſen und ihm in ſein Kabinet, ja in die Geheimniſſe ſeines Herzens und ſeiner Seele zu folgen. Auch hier wird er ſich uns groß zeigen und der unermüdliche Preuß hat nicht unrecht, wenn er Friedrich in Bezug auf Regenten-Weisheit mit Salomo vergleicht.

Gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung zeigte Friedrich durch einen Akt, der ungemeines Aufſehen machte, jedoch über den darauf folgenden ſchleſiſchen Kriegen bald ins Vergeſſen gerieth, daß er innerhalb ſeiner Staaten keinen andern Herrſcher neben ſich dulden, am wenigſten aber ſich von den Geiſtlichen Geſetze vorſchreiben laſſen wolle.

Aus der Verlaſſenſchaft des Königs von England und Statthalters von Holland, Wilhelms III., war unter andern auch die Baronie Herſtal durch Erbſchaft an Friedrich I. von Preußen gekommen. Der Biſchof von Lüttich behauptete ohne Grund, die Landeshoheit über dieſe Herrſchaft zu beſitzen, während dem

Digitized by Google

Könige nur der Genuß der Einkünfte zustehe. Friedrich Wilhelm I. hatte vergeblich getrachtet, sein gutes Recht zu erlangen. „Ein elender Bischof" (George Ludwig Graf v. Berghes), sagt Friedrich in seinen Schriften, „machte sich eine Ehre draus, den verstorbenen König zu kränken. Einige Unterthanen der Herrschaft Herstal hatten sich 1733 empört; der Bischof von Lüttich nahm sie in Schutz. Friedrich Wilhelm schickte 1740 den Oberst von Kreuz, mit einer Vollmacht versehen, nach Lüttich, um die Sache auszugleichen. Wer sollte glauben, daß der Bischof ihn nicht vorlassen wollte? Drei Tage nach einander sah er den Abgesandten vor seinen Palast kommen, und jedesmal versagte er ihm den Zutritt." Friedrich Wilhelm starb, ohne diese Unbill rächen zu können.

Nach Friedrichs Regierungs-Antritt weigerte sich die Herrschaft Herstal, ihm den Huldigungs-Eid zu leisten; sie berief sich auf den Schutz des Bischofs von Lüttich. „Mein Vetter," schrieb Friedrich nun, von Wesel aus, am 4. Sept. 1740 an den Bischof: „In Erwägung aller von Ihnen vorgenommenen Eingriffe in meine unstreitigen Gerechtsame über meine freie Baronie Herstal, und wie die dortigen Aufrührer seit einigen Jahren in ihrem abscheulichen Ungehorsam gegen mich bestärkt worden, habe ich meinem Geheimen Rath Rambonnet anbefohlen, sich zu Ihnen zu begeben, und in meinem Namen von Ihnen innerhalb zwei Tagen eine aufrichtige und kategorische Erklärung zu fordern, ob Sie noch gewillt sind, Ihre vorgegebene Souverainetät über Herstal zu behaupten und ob Sie die dortigen Rebellen in ihrem Unfug und Ungehorsam schützen wollen? Dafern Sie mir diese Antwort, welche ich mit Recht fordern kann, abschlagen, oder dieselbe aufschieben, werden Sie sich vor aller Welt der Folgen schuldig machen, die eine solche Verweigerung nach sich ziehen wird."

Die kategorische Erklärung ging nicht ein und Friedrich befahl sofort dem General-Major von Borcke, mit 1200 Grenadieren und 400 Dragonern in das Gebiet des Bischofs einzurücken. Erst jetzt kroch der übermüthige Prälat zu Kreuze und suchte Unterhandlungen nach, welche damit endigten, daß er die streitige Baronie käuflich an sich brachte. Von Regensburg aus

Digitized by Google

waren zwar Abmahnungen gegen Friedrichs Verfahren in Berlin eingegangen; der König lehnte sie aber ab und bewies sein Recht durch schriftliche Deduktionen.

Was Friedrich von dem Regimente der Geistlichen hielt, wie nachtheilig er es dem Völkerglück erkannte, geht aus folgendem Sentiment hervor. „Es sollte scheinen," sagt er, „als müßten unter diesen geistlichen Regierungen die Völker ziemlich glücklich leben; denn Wahlfürsten, die in völlig reifem Alter zur Herrschaft erhoben werden und nur sehr mäßig ausgedehnte Staaten haben, müssen ihre Unterthanen, wenn auch nicht aus Religion, schon aus Klugheit schonen. — So viel ist indeß gewiß, daß kein Land mehr von Bettlern wimmelt, als die Gebiete der Priester. Da kann man ein rührendes Gemälde alles menschlichen Elends sehen. Ich meine aber nicht jene Armen, welche die Freigebigkeit und das Almosengeben des Regenten herbeilockt, jene Insekten, die sich zu den Reichen drängen und dem Ueberflusse nachkriechen; sondern die hungernden Bettler, welchen die christliche Liebe ihres Fürsten das Nothdürftige entzieht, um der Verderbniß und den Mißbräuchen vorzubeugen, die nur gar zu leicht aus dem Wohlleben des Volkes entstehen. Wahrscheinlich beruhen die Grundsätze der meisten von diesen geistlichen Regierungen auf den spartanischen Gesetzen, welche das Geld verboten; nur ist hierbei der Unterschied, daß die Prälaten den Gebrauch des Vermögens, dessen die Unterthanen beraubt werden, sich vorbehalten. „Selig sind die Armen," sagen sie; „denn sie werden das Himmelreich ererben." Und, da sie wünschen, daß Jedermann selig werde; so sorgen sie dafür, Jedermann in den Stand der Armuth zu versetzen. Nichts sollte erbaulicher sein, als die Geschichte der Oberhäupter der Kirche und der Statthalter Christi; man wird sich vorstellen, in ihr Muster von untadelhaften und heiligen Sitten zu finden. Indeß zeigt sich gerade das Gegentheil: man findet nichts, als empörende Ausschweifungen, Greuel und Aergernisse; und kann man sich nicht enthalten, wenn man das Leben der Päpste liest, mehr als einmal ihre Grausamkeiten und ihre Verräthereien zu verabscheuen. Im Allgemeinen sieht man da, wie ihre Herrschsucht stets auf Vermehrung ihrer weltlichen und geistlichen Macht bedacht war; wie ihre Habsucht keinen andern Zweck hatte, als das Vermögen

Digitized by Google

der Unterthanen in ihre Familien zu bringen, um ihre Neffen, ihre Maitreſſen oder ihre Baſtarde zu bereichern."

„Menſchen von geringem Nachdenken finden es ſonderbar, daß die Völker ſo geduldig und gelaſſen die Unterdrückungen ſolcher Regenten ertragen, daß ſie nicht die Augen über die Laſter und Ausſchweifungen der Geiſtlichen öffnen, und daß ſie von einem geſchornen Kopfe Dinge erdulden, die ſie nie von einem mit Lorbeern gekrönten Haupte leiden würden. Dieſes Phänomen ſcheint aber denen minder wunderbar, welche die Macht des Aberglaubens über die Einfältigen und die Gewalt der Schwärmerei über den menſchlichen Geiſt kennen. Sie wiſſen, daß die Religion eine alte nie abzunutzende Maſchine iſt, deren man ſich zu allen Zeiten bedient hat, um ſich der Treue des Volkes zu verſichern, und um der widerſpenſtigen Vernunft einen Zaum anzulegen; ſie wiſſen, daß Jedermann die ſcharfſichtigſten Menſchen verblenden kann und daß eine Staatskunſt ſich nicht überwinden läßt, die Himmel und Hölle, Gott und die Verdammten mit ins Spiel bringt, um ihre Endzwecke zu erreichen."

„So wahr iſt es, daß ſelbſt die Religion, dieſe reinſte Quelle unſers Glücks, durch einen nicht genug zu beklagenden Mißbrauch, oft zum Urſprunge und Grunde unſers Unglücks wird!"

Friedrich war durchaus nicht der Meinung, daß es nur eine allein ſelig machende Kirche geben könne und aus dieſer Anſicht entſtand ſein ſtets beobachtetes Prinzip, alle Glaubensbekenntniſſe zu dulden. „Gäbe es nur Eine Religion in der Welt, ſo würde ſie ſtolz und ohne alle Grenzen deſpotiſch ſein. Die Geiſtlichen wären in dieſem Falle Tyrannen, die ihre Strenge an dem Volke ausließen, und nur gegen ihre eigenen Verbrechen Nachſicht hätten. Glaube, Ehrſucht und Politik würden ihnen die ganze Erde unterwerfen. Gegenwärtig, da es ihrer mehrere giebt, entfernt ſich keine der Sekten von den Wegen der Mäßigung, ohne es zu bereuen. Das Beiſpiel der Reformation iſt ein Zaum der den Papſt verhindert, ſich einer ungemeſſenen Ehrſucht zu überlaſſen; und er befürchtet mit Recht den Abfall ſeiner Kirchenglieder, wenn er ſeine Macht mißbrauchte. Auch iſt er mit dem Kirchenbanne behutſamer, ſeitdem ein ſolcher Schritt ihm Heinrich VIII., und das Königreich England entriſſen hat.

Digitized by Google

Die katholische und protestantische Geistlichkeit beobachten einander mit gleicher Neigung zu tadeln, und nun sind beide Theile genöthigt, wenigstens äußern Anstand zu beobachten: und so bleibt Alles im Gleichgewicht. Wohl ihnen, wenn Parteigeist, Fanatismus und übermäßige Verblendung sie nie in Kriege stürzen, deren Charakter Wuth ist und die von Christen nie geführt werden sollten." —

Mit dem von Friedrich angenommenen Prinzip der Toleranz konnte es sich nicht vertragen, daß die eine Kirche irgend eine Superiorität über die andere behauptete oder sich gar eines fanatischen Eifers schuldig machte. Jeder Keim eines solchen Mißverhältnisses mußte also ausgerottet werden. „Wer den Fanatismus zerstört," sagte der König, „trocknet die höchst unglückliche Quelle von Spaltungen und Feindschaften aus, die dem Andenken Europas noch gegenwärtig sind und von denen man bei allen Nationen blutige Spuren antrifft." Um sich nicht selber des Fanatismus schuldig zu machen, hütete Friedrich sich wohl, Vorurtheile und Irrthümer gewaltsam anzugreifen. „Loretto," meinte er, „könnte dicht neben meinem Weinberge liegen, ich würde es doch gewiß nicht anrühren. Die dortigen Schätze könnten einen Gewaltstreich wohl rechtfertigen. Ich achte zwar die Geschenke nicht, die der Stumpfsinn geheiligt hat; aber man muß Schonung gegen das haben, was das Publikum verehrt und Niemand Aergerniß geben. Hält man sich auch für weiser als andere Leute, so muß man doch aus Gefälligkeit, oder aus Mitleiden mit ihrer Schwäche, ihre Vorurtheile nicht antasten." Bei diesen Gesinnungen mögen wir es übrigens dem Könige nicht verdenken, wenn er über das, was er nicht vertilgen mochte und konnte, zuweilen *spottete*. So fand man, als im Jahre 1744 Glaz befestigt wurde, die Statuen der Heiligen Nepomuk und Florian, welche zur östreich'schen Zeit irgendwo einen Standpunkt gehabt hatten. Man fragte den König, was damit gemacht werden solle. „Der Florian," erwiederte er, „ist für's Feuer gut, doch geht er mich nichts an; aber den Schutz-Patron von Böhmen müssen wir in Ehren halten. Es soll auf dem Schlosse ein Thurm gebaut und der heilige Nepomuk darauf gestellt werden." Man weiß, daß dieser Thurm mit der Statue jenes Heiligen sich noch heute in der Festung Glaz befindet. Als im fol-

Digitized by Google

genden Jahre der König den Heiligen aufgestellt fand, sagte er lächelnd: „Es ist nicht recht, daß er das Gesicht nach Schlesien kehrt; hier hat er nichts zu thun." Die Statue wurde nun umgewendet und sah nach Böhmen.

Einst gerieth in Schlesien ein Soldat in Verdacht, daß er die katholische Kirche bloß darum besuche, um sich von den Opfern, welche der Mutter Gottes gebracht wurden, etwas zuzueignen. Man ertappte ihn dabei und zog ihn zur Untersuchung. Hartnäckig leugnete er den Diebstahl. „Bei dem Traktement, das ich erhalte," redete er sich aus, „hat man kaum das liebe Leben. An Nebenverdienst fehlt es mir gänzlich und ich gerathe daher oft in die größte Noth. Dann habe ich in dieser Bedrängniß meine Zuflucht zu der heiligen Jungfrau genommen und sie inbrünstig um Hülfe angefleht; sie hat dann mit der Hand bald nach einem, bald nach dem andern Opfer gedeutet und mir zugeflüstert: da nimm!" — Diese Entschuldigung wurde natürlich verworfen und der Soldat zu zwölfmal Gassenlaufen verurtheilt. Als der König dieses Urtheil zur Bestätigung erhielt, erforderte er die Meinung einiger katholischen Geistlichen darüber: ob nach den Lehren ihrer Kirche das von dem Soldaten vorgegebene Wunder möglich sei? Die Geistlichen geriethen in nicht geringe Verlegenheit; hätten sie das Wunder ganz ableugnen wollen, so setzten sie die Wunderkraft der Heiligenbilder in Zweifel. Sie gaben ihr Gutachten also dahin ab: daß solche Wunder zwar vorkämen, jedoch im vorliegenden Falle fast unglaublich wären. Der König sandte nun das Urtel unvollzogen und mit dem Vermerk zurück: „Der vorgebliche Dieb wird von der Strafe losgesprochen, da er den Diebstahl beharrlich geleugnet hat und nach der Erklärung der Geistlichkeit seiner Kirche das von ihm behauptete Wunderwerk nicht unmöglich ist. Ich verbiete ihm aber für die Zukunft bei harter Strafe, weder von der heiligen Jungfrau noch von irgend einem andern Heiligen ein Geschenk anzunehmen."

Es war in der ersten Zeit des Friedens, als Pietismus und Freigeisterei einen eigenen Kampf in Berlin begannen. Der Pietismus zog sich in die Privathäuser zurück, wo einige Geistliche in Berlin und Potsdam religiöse Versammlungen hielten. Friedrich schein in seinen Ansichten über die Zulässigkeit dieser

Digitized by Google

letztern geschwankt zu haben. So wurden dem Prediger Fuhrmann an der Jerusalemer Kirche in Berlin seine frommen Haus-Versammlungen untersagt und es erging in demselben Jahre (1742) die allgemeine Verordnung, daß alles Konventikel-Wesen streng gerügt werden solle. Als dagegen der Zimmermann Bürgel angeschuldigt wurde, Sonntags Nachmittags in seinem Hause zu Berlin öffentliche Betstunden gehalten zu haben, entschied der König 1743, daß man ihn machen lassen solle, sofern er nichts wider die Gesetze und guten Sitten sich zu Schulden kommen lasse. — Auf der andern Seite bemächtigte eine übel verstandene Freigeisterei sich der leeren Köpfe, und diese benutzten die Presse, um ihre verderblichen Ansichten zu verbreiten. Friedrich, so tolerant er war, wollte doch einen solchen Unfug nicht dulden, führte eine strengere Censur ein und verbot am 3. April 1743 das Drucken von ärgerlichen und gottlosen Büchern.

Friedrich wußte in religiösen Angelegenheiten die Nebendinge sehr wohl von der Hauptsache zu unterscheiden. Im Jahre 1736 hatte sein Vater, um die aus dem Papstthume noch herrührenden Kirchen-Ceremonien möglichst abzuschaffen, den lutherischen Gottesdienst dem reformirten zu nähern, und eine Vereinigung dieser Confessionen zu begünstigen, den Gebrauch der Chorhemden, Caseln oder Meßgewänder, das Absingen der Kollekten und der Einsetzungsworte des Abendmahls, das Vortragen des Kreuzes bei Begräbnissen, die Lichter bei den Kommunionen und ähnliche Mitteldinge untersagt; einige lutherische Geistliche verwendeten sich für das Fortbestehen derselben in 90 schlechten Alexandriner-Versen und Friedrich gab dies ohne weiteres zu, indem er jedoch äußerte: „wie die Gemeinden belehrt werden müßten, daß es beim Christenthum nicht auf äußere Gebräuche, sondern auf einen friedlichen und rechtschaffenen Lebenswandel ankomme."

Friedrich schaffte den lächerlichen Gebrauch der kirchlichen Fürbitten für „Ihro Majestät unsern theuersten König" ab und verordnete dagegen die Formel: „insonderheit laß Dir, o Gott, empfohlen sein deinen Knecht unsern König."

Alle Proselytenmacherei war dem Könige zuwider. Als im Juni 1740 das geistliche Departement berichtete, wie die römisch-katholischen Schulen für die Soldaten-Kinder jener Confession, namentlich in Berlin, Anlaß gäben, daß Protestanten zum Ka-

Digitized by Google

tholicismus hinübergezogen würden, und daher anfragten, ob jene Schulen bestehen bleiben sollten, dekretirte Friedrich: „die Religionen müssen alle tolerirt werden, jedoch hat der Fiskal darauf zu sehen, daß keine der andern Abbruch thue; es muß ein Jeder nach seiner Weise selig werden." — Während der schlesischen Kriege hatte eine adliche Dame, in der Hoffnung, daß der Ketzer-König der unterliegende Theil sein würde, die Töchter der auf ihrem Gute wohnenden protestantischen Unterthanen eigenmächtig in ein Nonnen-Kloster bringen lassen, um sie hier im katholischen Glauben zu erziehen. Nach dem Frieden führten einige Bauern darüber Beschwerde, es wurde der Dame ein fiskalischer Prozeß gemacht und sie wandte sich in dieser Bedrängniß unmittelbar an den König. Friedrich ließ den Prozeß zwar niederschlagen, befahl aber auch, daß die Mädchen sogleich aus dem Kloster wieder entlassen und von der Dame, mit 200 Thalern für jede, ausgestattet werden sollten.

Ueber das bei den gemischten Ehen zu beobachtende Prinzip, welches im Jahre 1839 so große Aufregung hervorgerufen, hatte Friedrich gleich anfangs mit den Ministern und der katholischen Geistlichkeit sich ins Klare gesetzt und man betrachtete die Verordnung vom 8. August 1750, wonach bis zum 14. Jahre die Kinder aus gemischten Ehen beziehungsweise nach der Religion des Vaters oder der Mutter erzogen werden sollten, als ein wohlthätiges Auskunftsmittel. Diese Verordnung ist auch demnächst ins Gesetzbuch übergegangen, mit der Abweichung, daß eine Einigung unter den Eltern über ein anderes Prinzip erlaubt sein solle. Jeder Zwang dabei von geistlicher Seite war und blieb untersagt.

Friedrich hatte seine Stellung als Schutzherr der evangelischen Kirche sehr wohl erkannt und alle seine Handlungen harmonirten mit dieser erhabenen Stellung. Oefters verwendete er sich für die gedrückten Protestanten in den Nachbarländern und drohte mit Repressalien. Den Schwenkfeldern, welche, noch vor wenigen Jahren verfolgt und aus Schlesien vertrieben, keine bleibende Stätte fanden, eröffnete er am 8. März 1742 seine Staaten von neuem. „Nachdem wir," heißt es in seiner Bekanntmachung, „nichts der Natur, der Vernunft und den Grundsätzen der christlichen Religion mehr zuwider halten, als den Gewissen

Digitized by Google

der Unterthanen einen Zwang anzulegen und dieselben wegen einer und der andern irrigen Lehre, welche die Hauptstücke der christlichen Religion nicht angehen, zu verfolgen; so haben wir beschlossen, die sogenannten Schwenkfelder, welche man aus einem unbesonnenen Religions-Eifer zum großen Schaden des Landes vertrieben, wieder zurückzurufen." — Ebenso machte Friedrich den Verfolgungen der mährischen Brüder ein Ende, die man ihm anfangs, unter der Bezeichnung Herrnhuter, verdächtig gemacht, die er aber bald als die stillen und betriebsamen Leute erkannt hatte, die sie von jeher gewesen sind. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte ihre Niederlassung in Berlin und die Erbauung der sogenannten böhmischen Kirche nachgelassen und unterstützt und Friedrich bewilligte ihnen unterm 25. Dec. 1742 die freie Uebung ihres Kultus unter selbst gewählten, unmittelbar unter königlichem Schutze stehenden Bischöfen. So bildeten sich die Niederlassungen zu Neusalz, Gnadenberg, Gnadenfrei, Gnadenfeld u. a. Neue General-Concessionen erhielten die Brüder-Gemeinden in den Jahren 1755 und 1763.

Auch Hussiten wanderten seit 1740 zahlreich aus Böhmen ein und ließen sich, mit königlicher Unterstützung, theils bei Wartenberg, theils bei Strehlen nieder. In Breslau entstand sogar eine Gemeinde griechischer katholischer Christen und in Ost-Preußen durften die Unitarier und Mennoniten sich ansiedeln und Bethäuser erbauen.

Wie gut um diese Zeit der König mit dem Papste stand, werden wir später aus der biographischen Notiz des Kardinals Sinzendorf am besten ersehen. Aber wiewohl im Staate die vollkommenste Glaubensfreiheit herrschte, erkannte Friedrich doch schon damals, wie er, als Schutzherr der evangelischen Kirche, die Aufgabe zu lösen habe, die offnen oder im Finstern schleichenden Umtriebe des Katholicismus zu überwachen. Darum mußte er auch insbesondere Schlesien gegen die von Oestreich und den Jesuiten ausgehenden Einflüsse bewahren. Kein fremder Geistlicher durfte sich im Lande Amtshandlungen erlauben, die päpstlichen Bullen durften nicht ohne königliche Genehmigung eingeführt und die Dispensationen mußten den Oberamts-Regierungen zur Prüfung vorgelegt werden. Die Ordens-Geistlichen machten, um unter keinem fremden Provinzial zu stehen, eigene Provinzen unter sich aus; die Prager, Olmützer und Krakauer Prälaten hielten in Schlesien Be-

Digitized by Google

vollmächtigte, an welche die landesherrlichen Befehle ergingen und die im Namen ihrer Machtgeber die Diöcesan-Rechte ausübten. Benedikt XIV. genehmigte sogar die Errichtung des schlesischen General-Vikariats.

Friedrich kannte die Abneigung vieler katholischen Geistlichen in Schlesien gegen seine Regierung und er hielt ihnen den Daumen aufs Auge, damit die dort begründete Emancipation der Protestanten nicht bloß vorübergehend sei. Als im Jahre 1757 Breslau von den Oestreichern besetzt wurde, war die Freude der dortigen Klosterbrüder eben so groß, als bald darauf ihre Bestürzung, als die Stadt wieder in preußische Hände kam. Friedrich wußte dies; begnügte sich aber damit, die östreichischen Kriegsgefangenen, welche er gemacht hatte, in die Klöster zu legen und ihre Verpflegung den Mönchen aufzulasten. „Da ich weiß," ließ er ihnen melden, „daß die Oestreicher Eure Herzensfreunde sind, so habe ich Euch das Vergnügen bereiten wollen, sie zu beherbergen. Ich halte mich versichert, daß Ihr für Eure guten Freunde die größte Sorge tragen werdet. Um Euch aber dazu noch mehr aufzumuntern, so werdet Ihr mir für jeden Eurer Gäste, der etwa abhanden kommen möchte, 20 Thaler bezahlen."

Friedrich befreite die Protestanten von den Zehnten und andern Lasten, die sie an die katholische Geistlichkeit hatten entrichten müssen. Er erhob ihre Bethäuser zu Kirchen und die Zahl der letztern vermehrte sich in Schlesien während seiner Regierung um 135. Auch in Berlin wurde, sobald das Land nothdürftige Ruhe erreicht hatte, an den Aufbau mehrerer Kirchen gedacht. So legte Friedrich den Grund zu einer neuen Hof- und Dom-Kirche. Der alte Dom stand auf dem Schloß-Platze zwischen der Brüder- und breiten Straße; am 16. Juli 1747 wurde darin zum letzten Male gepredigt. Die Einweihung des neuen von Johann Boumann gebauten Domes erfolgte am 6. Sept. 1750. Die Erbbegräbnisse der königlichen Familie wurden schon im Januar dieses Jahres aus der alten Kirche dahin verlegt. Friedrich war bei der Beisetzung zugegen. Er ließ den Sarg des großen Kurfürsten öffnen, betrachtete lange und schweigend das noch ganz kenntliche Gesicht desselben, ergriff die Hand des gefeierten Ahnherrn und sagte zu den Umstehenden gleichsam begeistert: „meine Herren, der hat viel gethan!" —

Digitized by Google

Am 22. Nov. 1746 gab Friedrich auch die Erlaubniß zur Erbauung der schönen katholischen Hedwigs-Kirche, da die Katholiken in Berlin bis jetzt nur eine Hauskirche (Krausen-Straße Nr. 47) gehabt hatten. Er schenkte sogar den Platz und eine Menge Bau-Materialien dazu. Selbst der Papst äußerte laut seine Erkenntlichkeit für diesen neuen Beweis ächt christlicher Toleranz, wiewohl er immer noch sehr behutsam zu Werke ging und sich sorgfältig hütete, von einem „Könige" von Preußen — einem Ketzer-Könige — zu reden. Die Einweihung des Gotteshauses erfolgte am 1. Nov. 1773 durch den Fürstbischof von Ermland, Grafen von Krasicki.

Wenn Friedrich die Protestanten schützte, so duldete er aber auch nicht, daß die Katholiken benachtheiligt würden, vielmehr enthielten die Vokationen der Feldprediger allemal die Bedingung, daß dem katholischen Glauben kein Eintrag geschehen solle. Wir haben schon früher erzählt, wie er bei Wernersdorf 2000 Katholiken durch einen biblischen Spruch das Leben rettete; wir finden sogar, daß er noch in seinem höheren Alter den Jesuiten-Orden in Schlesien aufrecht erhält, während der Statthalter Christi selbst den Bannfluch gegen ihn schleudert. Friedrich hatte eingesehen, daß die Jesuiten wenigstens im Fache der Erziehung zu gebrauchen wären.

Daß der geistliche Stand sich auf einem achtbaren Fuße erhalte, war des Königs angelegentlicher Wunsch und darum untersagte er den Geistlichen schon im Jahre 1744, mit ihren Patronen ohne Noth zu prozessiren. Sehr richtig hatte er erwogen, daß wenn der Hirt zum Wolfe wird und mit seiner Heerde im Kampfe liegt, für beide Theile nichts Gutes daraus hervorgehen kann; leider ist heute der Uebelstand mehr als je eingerissen und es wird nicht leicht ein Dorf geben, wo der Hirt nicht mit seiner Heerde im Prozesse läge. Friedrich verachtete den geistlichen Stand keineswegs, wie man oft geglaubt hat. „Man möchte behaupten," sagt der berühmte Teller, selbst ein Geistlicher, über diesen Gegenstand, „der König habe die Geistlichen als Stand ungerecht behandelt oder behandeln lassen, ihn in seinen Einkünften geschmälert, in seiner Ehre und dem nöthigen Ansehen im Volke gekränkt, habe Beeinträchtigungen gegen denselben genehmigt, wenn etwa ein roher Mensch jenen beleidigte, es unge-

Digitized by Google

ſtraft hingehen laſſen, habe wohl gar die Verminderung deſſelben, wenigſtens bei ſeiner Armee eingeführt, habe deſſen Fortſchritte in der Kultur mit Eiferſucht angeſehen und lieber einfältige oder verächtliche als würdige Geiſtliche in ſeinem Lande gehabt, habe wenigſtens deſſen Einfluß auf die Moralität der Bürger in Kirchen und Schulen verkannt und deshalb weder Sorgfalt noch Unterſtützung den Bildungs-Anſtalten für künftige Prediger angedeihen laſſen. Brauch' ich es erſt hinzuzuſetzen, daß von allem dieſen, was ein Ununterrichteter vermuthen möchte, gerade das Gegentheil geſchah? daß unſer Staat, eben aus Friedrichs Zeiten her, nicht nur aufgeklärte und kenntnißreiche, ſondern tugendhafte, edele, eifrige, ächt bibliſche, ächt chriſtliche Theologen in einer Anzahl und einer Vortrefflichkeit beſitzt, wie verhältnißmäßig vielleicht kein Land auf Erden ſich ihrer rühmen kann? Der ſtaatskluge Monarch pflegte einen Gegenſtand von Umfang und Bedeutung nicht ſo unrichtig zu beurtheilen, der gerechte Monarch nicht eine ganze Menſchenklaſſe geradeweg zu verachten oder herabzuwürdigen. Aber ſeinem heitern und umfaſſenden Blicke war freilich der Predigerſtand an und für ſich als Stand nicht heiliger, wie der Stand der Aerzte, der Juriſten, der Kriegsleute."

Und daß Friedrich ſelbſt die Achtung der aufgeklärten Katholiken mit ins Grab nahm, geht aus folgendem Denkmal eines Franziskaners *) hervor:

Ein Denkmal Dir, vergötterter Friedrich!
Unaufgefordert bau ich's und unbezahlt.
Die Nachwelt ſeh' es einſt und ſpreche:
Friedrich's Denkmal von Prieſterhänden!
Sein Glaube war nicht künſtliches Wortgeweb',
Nach keines Wurmes Syſtem geformt,
Nicht millionenfach durchflochten;
Einfach wie Gott und die Wahrheit war er.
Das beſte Thun war ſeine Religion,
Sein Opfer raſtlos wirkende Thätigkeit,
Die Welt ſein Tempel — —
Sei Menſch, ſei Bürger! ſprach er; das Innere
Des Herzens und der Meinungen richte der,
Zu welchem Moſes, Zoroaſter,
Chriſtus und Mahomed rufen: „Vater!"

*) Röbenbeck I. 335.

Ueber Gotteslästerung hatte Friedrich sehr gelinde Grundsätze und in der That muß der Gesetzgeber behutsam sein, wenn er dieses Verbrechen bestrafen will. Im Jahre 1743 bewarben sich in Tilsit zwei Juristen um ein Richteramt. Als man bei einem öffentlichen Gelage davon sprach und behaupten wollte, der eine Bewerber werde in Berlin größere Unterstützung finden, als der andere (der Rathsverwandte Scheinemann), äußerte der letztere, er gäbe seine Sache noch nicht auf; der Himmel könne es noch anders fügen. Dabei erhob er das Glas und brachte die Gesundheit aus: es lebe unser Herr Gott! — Sein Mitbewerber denuncirte diese Worte als Gotteslästerung, und Scheinemann würde in der That bestraft worden sein, wenn der König nicht den Handel niedergeschlagen hätte.

Der Magistrat einer kleinen märkischen Stadt berichtete einst, daß ein Bürger Gott, den König und Einen edlen Rath gelästert habe. Friedrich entschied: „daß der Mann Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennt; daß er Mich geschmäht hat, vergebe Ich ihm; daß er aber Einen edlen Rath gelästert hat, dafür soll er auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen."

Friedrich selbst war der Ansicht, daß Gott sich nicht um das Einzelne, sondern nur um das Ganze bekümmern könne. In einer Epistel an Maupertuis heißt es:

Ja, das allmächtige Wesen kümmert sich
Nicht um die Rolle, die ich spiele, noch
Um das Verhängniß, welches meiner harrt;
Mein angeborner Grundtrieb reißt mich fort,
Ich kann nur seinem Strome folgen. Wenn
Der Ewige vom Himmel niederschaut,
Sieht er mit gleichem Blick den Schierling und
Die Rose. Nur im Großen wirket er,
Und offenbart nur im Unendlichen
Die Fülle seiner Majestät: er hat
Nur seine Lust an grenzenlosen Planen;
Doch dem Geschrei des Pöbels ist er taub.
Von Unruh, Arbeit, Schmerz und Kummer fern,
Weiß er, daß die Natur stets sein Geheiß
Vollführt, stets seinen ewigen Gesetzen
Gehorcht, sie nie verletzt, und die von ihm
Ihr mitgetheilten Kräfte stets bewahrt.
So läßt der Meister, seiner Kunst gewiß,

Digitized by Google

Des Uhrwerks Räder in einander greifen,
Und weckt durch der gespannten Feder Kraft
Des Pendels Schlag, und aufgezogen, geht
Die Uhr, wenn schon der Meister sich entfernt.
So läßt auch Gott, — die Ordnung der Natur
Auf ewige Gesetze gründend, — stets
Die gleiche Ursach gleiche Wirkungen
Erzeugen, und, des Ausgangs im Voraus
Gewiß, die Dinge gehen, wie sie gehn.
Das, was uns gut und was uns böse dünkt,
Trägt beides, seinen Plan zu fördern, bei.

An einem andern Orte sagt er: „Wir können nicht einmal begreifen, woher zwei Steine, die gegen einander geschlagen werden, Funken geben; wie wollen wir nun behaupten, Gott sei nicht im Stande, der Materie Denkkraft zu ertheilen? So viel ist gewiß, daß ich Materie bin und doch denke."

Dies war nun freilich für einen so großen König ein niedriger Standpunkt; aber die französische Bildung und die deutsche Unwissenheit jener Zeit hatten ihn darin nicht höher gebracht. Jeder andere Fürst hätte bei einer solchen Ueberzeugung allen Ausschweifungen gehuldigt; Friedrich nicht. Während er sich für Materie hielt, lebte er doch als Geist, das heißt, er lebte ein edleres Leben, als man auf dem Standpunkte seiner Ansicht zu leben gewohnt ist. „Ich gebe mir Mühe," sagte Friedrich, „Gott in so weit kennen zu lernen, als ich kann; und hierin ist mir die Analogie sehr behülflich. Ich sehe erstlich, daß der Schöpfer weise und mächtig sein muß. Vermöge seiner Weisheit hat er in seinem unendlichen Verstande den Plan der Welt gedacht, und vermöge seiner Allmacht ihn ausgeführt. Daraus folgt nothwendig, der Urheber der Welt müsse bei der Erschaffung der Welt einen Endzweck gehabt haben. Hatte er einen Endzweck, so müssen alle Ereignisse dazu beitragen; tragen alle Ereignisse dazu bei, so müssen die Menschen dem Plane des Schöpfers gemäß handeln, und sich zu allem, was sie thun, nur nach den unveränderlichen Gesetzen ihres Schicksals entschließen, denen sie, ohne dieselben zu kennen, gehorchen. Sonst wäre ja Gott nur ein müßiger Zuschauer, die Welt würde von unserm Eigensinne regiert; und der, dessen Macht sie erschaffen hat, wäre, seitdem sie von schwachen

Digitized by Google

Sterblichen bevölkert worden ist, völlig unnütz. Ich gestehe zu, daß man dazwischen wählen muß: ob man den Schöpfer oder das Geschöpf zu einem passiven Wesen machen will. Ohne Bedenken thue ich das Letztere; denn es ist natürlicher, daß Gott Alles wirkt, und daß der Mensch das Werkzeug seines Willens ist, als daß man sich einen Gott denkt, der eine Welt geschaffen und sie mit Menschen bevölkert hat, um nachher müßig zu sein, und seinen Willen, so wie seine Macht, dem Eigensinne des menschlichen Geistes zu unterwerfen. — Sobald man zugesteht, daß ein Gott ist, so muß er nothwendig mit in das System gehören; denn sonst wäre es mehrerer Bequemlichkeit wegen besser, ihn lieber ganz wegzuleugnen. Wenn man mit dem Namen Gott nicht die Begriffe von seinen Eigenschaften und besonders von seiner Macht, seiner Weisheit und seinem Vorherwissen verbindet; so ist er ein Schall, der schlechterdings gar keinen Sinn und keine Beziehung hat. Ich gestehe zu, daß man das Edelste, das Erhabenste und Herrlichste (wenn ich mich anders so ausdrükken darf) zusammen häufen muß, um einen, obgleich nur sehr unvollkommenen, Begriff von dem Schöpfer, diesem ewigen, allmächtigen Wesen, zu bekommen. Indeß will ich mich lieber in dem Abgrunde seiner Unermeßlichkeit verlieren, als auf Kenntniß von ihm und auf jede intellektuelle Idee, die ich mir von ihm machen kann, Verzicht thun."

„Ich gründe Alles auf Gottes Vorsehung, Weisheit und Vorherwissen. Gott ist entweder weise, oder nicht. Wenn er es ist, so muß er nichts dem Ungefähr überlassen, und sich in Allem, was er thut, einen Zweck vorsetzen. Daraus folgt denn seine Allwissenheit, seine Vorsehung, und die Lehre von einem unwiderruflichen Schicksal. Wenn Gott keine Weisheit besitzt, so ist er nicht mehr Gott, sondern ein Wesen ohne Vernunft, ein blindes Ungefähr, eine sich selbst widersprechende Zusammensetzung von Eigenschaften, die nicht wirklich existiren kann. Folglich ist es nothwendig, daß Weisheit, Vorhersehen und Vorherwissen Eigenschaften der Gottheit sind. Dies beweist hinlänglich, daß Gott die Wirkungen schon in ihren Ursachen sieht, und daß, da er ein unendlich mächtiges Wesen ist, sein Wille mit dem Allen, was er vorher sieht, übereinstimmt. Bemerken wir im Vorbeigehen, daß dem zufolge in Rücksicht auf Gott keine künftige Zufälligkeiten Statt finden; denn für

ein allwiſſendes Weſen, das Alles will, was es kann, und Alles kann, was es will, iſt die Zukunft nicht unſicher.“ —

Oft ritt Friedrich, wenn es zur Schlacht ging, an den Reihen ſeiner Krieger hinunter und rief mit glänzenden Augen: „Kinder mit Gott!“ Ja, als im ſiebenjährigen Kriege Jemand die Urſachen ſeines Mißgeſchicks darin finden wollte, daß kein Feld-Gottesdienſt gehalten würde, wurde dieſer ſofort eingeführt.

Der Gott, welchen Friedrich ſich dachte, war ein guter. Wie rührend iſt es, wenn er ſingt:

„Selbſt wenn meine niedergebeugte Seele
Auch des Körpers Schickſal erlitte,
Und zernichtet ſtiege hinab
In das düſtre Todtenreich;
Würde, Gott! Deine unendliche Güte
Sich in keinem Sinn verleugnen,
Würde, zum ewigen Nichts mich beſtimmend,
Deine Güte noch kennbar ſein.“

Digitized by Google

Achter Abſchnitt.

Friedrich's Heer und Kriegs-Verfaſſung.

Wenn ehrſuchtsvoll ein ſtolzer Feind
Das ſchöne Band des heiligen Friedens bricht
Monarch, ſo ſey gewaffnet! waffnet Euch
Ihr Preußen und vertraut dem Himmel! Er
Verleiht gerechter Sache ſeinen Schutz.
Friedrich der Große.

Friedrich ſollte den praktiſchen Felddienſt zuerſt im Jahre 1734 kennen lernen, wo ſein Vater den Oeſtreichern ein Hülfskorps von 10,000 Mann gegen die Franzoſen ſchickte, das ſich mit dem öſtreichſchen Heere unter dem Befehl des Prinzen Eugen am Rhein verſammelt hatte. Friedrich traf am 7. Juli 1734 im Lager des Prinzen vor Philippsburg ein und ſuchte den alten Helden ſofort durch eine feine Schmeichelei für ſich zu gewinnen. „Ich bitte," ſprach er, „um die Erlaubniß, zuſehen zu dürfen, wie ein Held ſich Lorbeeren ſammelt." Das ganze Weſen des jungen Prinzen ſprach Eugen an und er äußerte ſein Bedauern, daß er nicht früher das Glück gehabt, ihn bei ſich zu ſehen, indem ſich dann Gelegenheit gefunden haben würde, ihm viele, für einen Heerführer nützliche Dinge zu zeigen, welche man in ähnlichen Fällen mit Nutzen anwenden könne. „Alles an Eurer Königlichen Hoheit," ſetzte er hinzu, „verräth mir, daß Sie Sich einſt als ein tapferer Feldherr zeigen werden." Friedrich zeigte ſich während der Belagerung immer in der Linie und fehlte nie, wo etwas von Bedeutung vorfiel. Eugen, um ihm einen Beweis ſeiner Achtung und Zuneigung zu geben, machte ihm ein Geſchenk mit vier ausgeſuchten und ſchönen Rekruten.

Digitized by Google

Acht Tage ſpäter kam Friedrich Wilhelm I. ſelbſt im Lager an, beſuchte ſofort den Prinzen Eugen, erkundigte ſich nach dem Betragen des Kronprinzen und fragte, ob er wohl einſt ein guter Soldat werden würde? Eugen gab ihm die ſchmeichelhafteſten Zeugniſſe und dies machte dem Könige eine ſo große Freude, daß von Stund an das Mißtrauen gegen ſeinen Sohn mehr und mehr erloſch.

Man weiß, daß aus dem genannten Feldzuge nicht viel wurde, Friedrich fand daher auch keine Gelegenheit, Lorbeeren zu ſammeln; doch gingen dieſe Tage gewiß für ihn nicht verloren, denn ſie gaben ihm wenigſtens eine Anſicht vom Kriege.

Die Liebe zum Ruhme war es, die ihn in die neue und größere Schule des ſchleſiſchen Krieges führte. Faſt wäre der erſte Verſuch fehl geſchlagen und der Neuling verunglückt; man denke, was Preußen heute ſein würde, wenn die Schlacht bei Molwitz verloren ging, wie der flüchtende Friedrich vorausſetzte! Sein Feldherrn-Ruhm und der Ruhm der preußiſchen Waffen wären in der Geburt erſtickt und Preußen hätte nie eine große Zeit gehabt.

Das Schickſal ließ den Helden nicht zu Schanden werden und Friedrich benutzte die Lehren, die die bittere Erfahrung ihm an die Hand gab; ja er ſelbſt rügte die von ihm begangenen Irrthümer mit unerbittlicher Strenge. „Nie," ſchreibt er, „beging wohl ein General mehr Fehler, als der König in den erſten ſchleſiſchen Feldzügen. Der erſte von allen war ſicherlich der, daß er nicht hinlänglich für Magazine geſorgt hatte, um ſich wenigſtens ſechs Monate in Böhmen halten zu können. Wie bekannt, muß man, wenn man das Gebäude einer Armee aufführen will, nicht vergeſſen, daß der Magen der Grundſtein iſt. Aber das war noch nicht alles. Der König rückte in Sachſen ein und wußte, daß die Sachſen dem Wormſer Bündniſſe beigetreten waren: entweder mußte er ſie alſo zwingen, eine andere Partei zu ergreifen, oder ihre Macht gänzlich vernichten, ehe er einen Fuß in Böhmen ſetzte. Er belagerte Prag und ſchickte ein ſchwaches Detaſchement nach Beraun gegen Bathiany; thaten dieſe Truppen nicht Wunder der Tapferkeit, ſo war er Schuld an ihrem Verluſte. Nach der Eroberung von Prag wäre es ohne Zweifel rathſam geweſen, mit der Hälfte des Heeres gerade auf Herrn von Bathiany loszugehen, ihn noch vor der Ankunft des Prinzen von Lothringen zu Grunde zu richten

Digitized by Google

und das Magazin in Pilsen wegzunehmen, dessen Verlust die Oestreicher verhindert haben würde, nach Böhmen zurück zu kehren. Sie hätten erst von neuem Lebensmittel zusammenbringen müssen, wozu Zeit nöthig ist; und so wäre dieser Feldzug für sie verloren gewesen. Wie konnte der König so schwach sein, von dem Marschall von Belle-Isle zu dem Feldzuge einen Plan anzunehmen, welcher ihn nach Tabor und Budweis führte? da er doch selbst einsah, daß dieser Plan weder den damaligen Umständen, noch seinem Vortheile, noch überhaupt den Regeln der Kriegskunst gemäß war. So weit darf man die Nachgiebigkeit nicht treiben. Dieser Fehler zog eine Menge andere nach sich. War es endlich wohl recht, die Armee kantonniren zu lassen, da der Feind nur um einen Marsch von diesen Quartieren entfernt stand?" u. s. w.

Friedrichs erste Sorge war, die Aufnahme und Achtung, die das Heer gefunden, zu erhöhen und allgemein zu machen. Man kennt die Antwort, welche er dem Marquis di Botta gab: „Sie sollen meine Truppen nicht blos schön, sondern auch tapfer finden!" Er basirte die Thatkraft des Soldaten zunächst nicht mehr auf den Stock, sondern auf die Ehre und gab dies durch die Stiftung des Ordens pour le mérite zu erkennen, mit dessen Verleihung er so sparsam war, daß nur wenige ausgezeichnete Nicht-Militairs ihn empfangen haben. Seine Fahnen führten die Inschrift pro gloria et patria. Er rottete das Laster des Trunks aus, welchem sich die Offiziere hier und da ergeben hatten, indem er 1741 dem Belagerungs-Korps des Fürsten von Dessau vor Glogau erklärte, daß er keinen Offizier befördern werde, welcher sich als Säufer oder Spieler manifestire. Er vermehrte gleich anfangs die Armee um ein Beträchtliches und man weiß, daß dieselbe während seiner Regierung von 77,000 Mann auf 224,000 Mann gestiegen ist. Die Reiterei, einst unter Derflinger und seit der Schlacht bei Fehrbellin hoch berühmt, war in Verfall gerathen und hatte schon 1704 bei Hochstädt den Dessauer im Stiche gelassen; ebenso hatte sie sich bei Malplaquet von einer schlechten Seite gezeigt, und Friedrich machte die Erfahrung von ihrer Unbrauchbarkeit von neuem bei Molwitz. Dieser Waffengattung mußte daher ein besserer Geist eingeflößt werden und wir haben gesehen, wie der kühne Zieten seinen König dabei unterstützte. Von dem Siege bei Hohenfriedeberg datirte sich der neue Ruhm dieser Waffe; „nur erst seit dieser

Digitized by Google

Schlacht," ſagte Friedrich ſelbſt, „kann man den Zeitpunkt feſtſetzen, wo die Reiterei das geworden iſt, was ſie ſein ſollte und nun iſt."

Von einer vortheilhafteren Seite, als die Kavallerie, hatte ſich die preußiſche Infanterie gezeigt. Sie war in der Schule des alten Deſſauer gebildet und Friedrich verdankte ihr ſeinen erſten Sieg (bei Molwitz). Doch beruhte die Brauchbarkeit dieſer Waffengattung mehr auf Mechanismus, als auf Geiſt; dieſen ihr einzuflößen, war Friedrichs Aufgabe. Theoretiſche und praktiſche Uebungen der Offiziere und regelmäßige jährliche Muſterungen dienten dazu, allen Schlendrian auszurotten. Die Pläne zu den Manövern entwarf der König ſelbſt oder ließ ſie von geſchickten Offizieren fertigen und behielt ſich nur die Durchſicht, ſowie die etwanige Abänderung und Verbeſſerung vor. — Im Februar begannen nach der einmal eingeführten unverbrüchlichen Ordnung die Exercitien in der Mark Brandenburg, in Pommern, im Magdeburgſchen und im Halberſtädtſchen; im Anfange des Mai die Special-Revuen über die Garniſonen von Potsdam und Berlin. Die Muſterung der letztern geſchah im Thiergarten auf dem Exercier-Platze zwei Tage hinter einander; erſt in den letzten Jahren des Königs wurde dieſelbe auf Einen Tag beſchränkt. — Am 15., 16. und 17. Mai war Revue über die Potsdamer Garniſon, am 18. Ruhetag, am 19. wurden in Spandau die Infanterie-Regimenter der Prinzen Heinrich und Ferdinand gemuſtert, am 20. in Charlottenburg Special-Revue über ein Küraſſier-Regiment der Kurmark und über das in Bernau ſtationirte Garniſon-Regiment gehalten; dann beſah der König die drei Infanterie-Regimenter, welche aus ihren Garniſonen Frankfurt a. O., Prenzlau und Königsberg i. d. N. zu dem Ende nach Berlin gekommen waren. Hatte der König dieſes Geſchäft vollbracht, ſo bezog er ſeine Zimmer auf dem Schloſſe; es war Kour bei ihm und ſämmtliche Offiziere mußten ſich vor dem Schloſſe verſammeln, um die Parole, die er ſelbſt ausgab, zu empfangen.

Nach der Tafel ließ er die Dispoſitionen zum Manöver des folgenden Tages ausgeben. Morgens um 4 Uhr aufgeſtanden, fand er die Grenadier-Bataillone des rechten Flügels vom erſten Treffen ſchon vor dem Schloſſe aufgeſtellt und ſie ſetzten ſich in Marſch, ſobald er zu Pferde ſtieg. Er ließ aber, wenn er mit

Digitized by Google

seiner Begleitung vor das Hallesche Thor gekommen war, die Kavallerie besonders manövriren, während die Infanterie herausrückte und vor ihm aufmarschirte. — Eine Lärm-Kanone gab den Signalschuß; die beiden Treffen machten Front, der König ritt an ihnen hinauf und richtete sie selbst. Dann folgten die vorgeschriebenen Evolutionen. — Der dritte Revue-Tag war der wichtigste, weil an solchem die schwierigeren Manöver ausgeführt wurden; man bestürmte Dörfer und nahm sie ein, jagte den Feind aus dieser oder jener vortheilhaften Stellung und bildete Quarrées zum Rückzuge, wobei namentlich die Reiterei ihre Geschicklichkeit zu zeigen hatte.

Nach einem abermaligen Ruhe-Tage in Potsdam begann der König die Reise zur Revue nach Magdeburg. Am 1. Juni war er in Küstrin, und ging von hier nach Stargard und nach Preußen. Weniger regelmäßig hielt er die Musterungen in Schlesien und Westphalen ab; er übertrug diese oft einem General. Ueberall aber benutzte er seine Revue-Reisen zugleich dazu, um sich von dem Zustande der Verwaltung und den Bedürfnissen seines Landes auf das genaueste zu unterrichten. — Anfangs September nach Potsdam zurückgekehrt, wurden hier die Herbst-Manöver abgehalten.

In den Jahren 1747 bis 1755 fanden wochenlange Lustlager in der Absicht Statt, die Reiterei, und hauptsächlich die damals immer noch schwerfälligen Kürassiere zu einer regsamen und gewandten Truppe zu machen. Mit der Garde du Corps in Potsdam machte der König den Anfang und die Probe. Hier wurden seine Ideen ausgeführt, und Alles, was diesem trefflichen Korps mit seinen ausgesuchten Leuten und Pferden zu leisten möglich war, mußte von den übrigen Kürassier-Regimentern nachgeahmt werden.

Die Lustlager dienten hierbei besonders als Uebungs-Plätze. Durch die geschicktesten Kavallerie-Offiziere wurden oft 50 Eskadrons vom frühen Morgen bis zum späten Abend in allen nur möglichen Evolutionen geübt. Waren diese angreifenden Uebungen beendet, dann kam die Reihe an den sogenannten kleinen Dienst, Feldwachen, Patrouillen und dergl. Mochten Pferde und Leute noch so ermüdet sein, es wurde keine Entschuldigung angenommen. Um Offiziere und Leute auf den Feldwachen und auf den Pikets munter und aufmerksam zu erhalten, ließ Friedrich oft die Husaren

Digitized by Google

an dem Lustlager einzeln umherstreifen, die Wachen allarmiren und denen, die sich überraschen ließen, den Hut wegnehmen; er zahlte für eine solche erbeutete Trophäe einen Dukaten als Belohnung *).

Im Jahre 1759 schuf Friedrich eine berittene Artillerie, die sich bei mancher Gelegenheit brauchbar zeigte **), jedoch nach dem

---

*) Einst, als an einem strengen und angreifenden Manöver-Tage die große Kavallerie-Feldwache abgelöst war, hatte der kommandirende Stabs-Offizier bei derselben, Major Leopold, vom damaligen v. Bredowschen Kürassier-Regiment, sich mitten unter seinen Reitern einen Feldstuhl und einen kleinen Tisch aufschlagen lassen, war abgestiegen und, von den Anstrengungen und der Hitze des Tages ermattet, auf jenem Stuhle eingeschlafen. Ein umherschwärmender Husar bemerkte dies, schlich herbei, nahm dem schlummernden Greise den Hut vom Kopfe und brachte ihn als gute Beute zum Könige.

Wem gehört der Hut? fragte der König, nicht eben in der besten Stimmung.

„Dem Major Leopold."

Friedrich erinnerte sich an die fast 50jährigen vorwurfsfreien Dienste dieses Mannes und sein Zorn verschwand. Er ließ ihn am folgenden Morgen zu sich kommen; niedergeschlagen erschien der Major.

„Hör' Er, lieber Leopold," sprach der König, indem er ihm entgegen ging und freundlich mit dem Finger drohte: „auf der Feldwache muß man nicht schlafen! Er thut bei Seinen Jahren am besten, wenn Er quittirt. Ich will Ihn mit 500 Thalern Pension zur Ruhe setzen. Er hat einen Sohn im Regimente, der ist Standarten-Junker; nicht so?" — Der Major bejahete dies. „Sein Sohn hat alle Anlagen zu einem tüchtigen Offizier. Damit er aber nicht, nach dem Beispiele seines Vaters, auf der Feldwache einmal schläft, nehm' ich ihn als Kornet in der Garde du Corps mit nach Potsdam." —

**) Eine Kanone dieser Artillerie wurde gewöhnlich der Schimmel genannt, weil sie mit Schimmeln bespannt war. Der dabei befindliche Artillerist hatte sich durch seine Geschicklichkeit so ausgezeichnet, daß man oft bei einem errungenen Vortheil zu sagen pflegte: es fehlte nur noch der Schimmel. — Einst befand sich auf einem Marsche die östreichische Armee dem Könige zur Rechten sehr nahe, die Patrouillen begegneten sich, von beiden Seiten ward Halt gemacht und Jeder glaubte, es würde zu einem Angriff kommen. Gerade gegen den rechten Flügel zog ein feindlicher Offizier seine Seiten-Patrouillen zusammen; ein Artillerist wollte schon Feuer auf sie geben, als sein Offizier ihm zurief: halt, der König kommt! — Friedrich fragte, warum die Kanone abgeprotzt sei und der Artillerist erwiederte, er wolle dem östreichischen Windbeutel eins versetzen. — „Mein Sohn, laß Du ihn nur leben," versetzte der König lächelnd. — So? aber wenn sie uns eins geben, dann ist es doch recht? — „Wenn Du es meinst, so gieb ihm was." — Der Artillerist richtete seine Kanone und kaum hielt der feindliche Offizier,

Digitized by Google

Frieden wieder einging und erst 1773 in einer Potsdamer Batterie wieder hergestellt wurde.

Indem so der König alle Truppentheile erneuerte und verstärkte, sorgte er auch für innere Ordnung. Er verwies den Despotismus der Befehlshaber in billige Schranken und gab für die Strafen neue Reglements und Kriegsartikel. „Die Ordnung," sagt er, „kann in einem Kriegsheere ohne Strenge nicht bestehen. Wie wollte man wohl Liederliche, Ausgelassene, Bösewichter, Feige, Tollkühne, thierisch dumme und andere ganz verschiedenartige Menschen, wie wollte man alle diese wohl zu ihrer Pflicht anhalten, wenn nicht durch die Furcht vor Strafen? Der größte Theil einer Armee besteht aus indolenten Leuten. Hält ein General sie nicht beständig zu ihrer Schuldigkeit an, so geräth die künstliche, auch noch so vollkommene Maschine sehr bald in Unordnung und der General hat dann nur anscheinend eine wohldisciplinirte Armee. Man muß sich daher gewöhnen, unaufhörlich zu arbeiten; und wer das thut, wird aus eigener Erfahrung sehen, wie nothwendig es ist; er wird alle Tage Mißbräuche abzustellen finden, die ein Anderer darum nicht sieht, weil er sich nicht die Mühe nimmt, darauf Acht zu haben. — Diese beschwerliche und beständige Applikation scheint zwar hart zu sein; aber ein General, der sie anwendet, wird sich reichlich dafür belohnt finden. Und welche Vortheile erhält er über den Feind durch so brave schöne Truppen, wenn sie wohl disciplinirt sind!" — „Es giebt Fälle genug," sagt Friedrich an einem andern Orte, „wo man strenge sein muß; nie aber muß man grausam sein. Ich wünsche an einem Tage der Schlacht von meinen Soldaten mehr geliebt als gefürchtet zu sein." Wie Friedrich bloß durch seine Persönlichkeit seine Soldaten im Zaume zu halten verstand, geht aus folgender Anekdote hervor.

Unter der Garde hatten sich einige unruhige Köpfe vereinigt, um gewisse Vergünstigungen zu ertrotzen, auf die sie keine Ansprüche zu machen berechtigt waren. Ohne der Ahndung zu gedenken, der

---

vom Regiment Palfy, vor seiner Fronte, als der Artillerist ihn vom Pferde schoß. „Gelt, Euer Majestät, den habe ich gefaßt?" — Ja, aber Du hast den armen Teufel zu früh in die andere Welt geschickt. — Zu früh oder nicht: es ist mein Handwerk. — „Adieu, Herr Lieutenant!" schloß der König, indem er fortritt und sandte ihm am folgenden Tage ein Geschenk zu seiner Equipage.

Digitized by Google

ſie ſich nach den Kriegs-Artikeln ausſetzten, gingen ſie nach Sanssouci. Der König wurde ſie von ferne gewahr und ihr aufgeregter Zuſtand verrieth ihm ihr frevelhaftes Vorhaben. Mit großer Gegenwart des Geiſtes und mit gleich großer Herzensgüte, um nicht die Strenge der Geſetze gegen ſie anwenden zu dürfen, ſteckte er ſeinen Degen an, ſetzte den Hut auf, trat ihnen auf der Terraſſe vor dem Schloſſe entgegen, und ehe noch der Rädelsführer ein Wort ſprechen konnte, kommandirte er: halt! —

Die ganze Rotte ſtand plötzlich ſtill. „Richtet Euch!“ kommandirte der König weiter und es geſchah. „Links um kehrt Euch!“ „Marſch!“ fuhr er fort. Sie marſchirten die Treppe wieder hinab; der Ernſt und der feurige Blick Friedrichs hatte ihnen dergeſtalt imponirt, daß ſie froh waren, ſo leichten Kaufs davon zu kommen.

Gegen die Bürger durften die Soldaten ſich nichts herausnehmen und der König verbot auf das Nachdrücklichſte, daß Offiziere und Soldaten ſich ſelbſt Recht verſchafften. Einſt begegnete er bei einem Spazierritt im Thiergarten einem jungen Offizier, den er perſönlich kannte; es fiel ihm auf, dieſen ſonſt frohſinnigen jungen Mann in ſich gekehrt und trübſinnig zu ſehen. „Was fehlt Ihm?“ redete ihn der König an: „Er ſieht ja aus, als wenn Ihm ein großes Unglück begegnet wäre!“ — Dies iſt auch der Fall, Euer Majeſtät, entgegnete der Offizier, durch den milden Ton des Königs beherzt gemacht. Ich bin heute Abend zum General Ramin beſtellt und werde wohl — zum erſten Male in meinem Leben — auf einige Tage in Arreſt kommen. — „Was hat Er denn gemacht?“ — Nichts, Euer Majeſtät. Ich habe meiner naſeweiſen Wirthin eine Ohrfeige gegeben; weiter nichts! — Der König ſchwieg. Dadurch beherzter gemacht, fuhr der Offizier fort: „Wenn Euer Majeſtät die Gnade hätten, dem General Ramin zu befehlen die Sache niederzuſchlagen, ſo wäre ich von allem meinem Kummer frei.“ — „Mein lieber Sohn,“ erwiederte der König: „da kennt Er den General Ramin noch nicht; der nimmt keine Raiſon an. Ich verſichere Ihm, er ließe mich in Arreſt bringen, wenn mich Jemand bei ihm verklagte.“

Noch weniger, als mit den Bürgern, durfte das Militair ſich mit den Pfaffen einlaſſen. Der Major Lutz, ein ſehr gewandter Parteigänger, hatte im 7jährigen Kriege den Oeſtreichern großen

Digitized by Google

Schaden gethan und war ihnen daher sehr verhaßt. Einst stand er an der böhmischen Grenze unweit eines auf einem Berggipfel liegenden Klosters, dessen andere Seite die Feinde inne hatten. Alle Patrouillen, die er nach jener Richtung ausschickte, fanden jedes Mal ein doppelt so starkes feindliches Kommando gegen sich. Die Oestreicher mußten daher von der Stärke seiner Kommando's zuvor genau unterrichtet sein. Mancher brave Husar verlor in dem ungleichen Kampfe sein Leben. Durch einen Zufall erfuhr endlich Lutz, daß die Mönche des Klosters dem feindlichen Anführer jedes Mal mit der kleinen Glocke ein Zeichen gaben, durch welches die Oestreicher die Stunde und die Stärke der preußischen Patrouillen erfuhren. Wüthend vor Zorn ließ er sofort satteln; das Kloster sollte geplündert und in Brand gesteckt, die Mönche als Rekruten eingekleidet werden. An der Spitze seines Korps, und im Begriff, die Rache zu vollziehen, begegnete er dem Könige, dem er durch sein glühendes Gesicht und die Eile seiner Leute auffiel. Friedrich fragte ihn, wohin er wolle.

Ich will, entgegnete Lutz heftig und unverständlich, an den Schelmen ein furchtbares Exempel statuiren!

„Und wer sind diese Schelme?"

Jetzt erst gab er dem Könige Aufschluß, und wiederholte, wie er sich rächen wolle.

„Lutz," sprach Friedrich strenge: „das untersag' ich Ihm hiermit. Mit den Mönchen hab' ich keinen Krieg. Eins kann Er thun! Bring' Er den Guardian und noch einige der ältesten Geistlichen zu mir; ich will einige Worte mit ihnen sprechen, und hoffe, daß das Geklingel unterbleiben wird."

Ungern gehorchte Lutz, und brachte die Geistlichen zu dem Könige, als er eben an der Tafel saß. Friedrich stellte ihnen sehr ernst die Schändlichkeit und die Folgen ihres Benehmens vor, und setzte dann hinzu: „das geringste Signal, das Ihr dem Feinde gebt, wird Der hier (Lutz) rächen! Nun könnt Ihr wieder gehen." — Seitdem war von dem Geklingel nicht mehr die Rede.

Ein ähnlicher, wiewohl aus anderer Veranlassung entspringender Fall hat Interesse für diejenigen, welche die religiösen Streitigkeiten des Jahres 1839, wegen des Kniebeugens vor den Frohnleichnams-Prozessionen, aus einem aufgeklärten Gesichtspunkte betrachten. Die Frohnleichnams-Prozessionen in protestantischen Län-

Digitized by Google

dern wurden noch damals von handfesten derben Klosterknechten und andern Leuten dieser Art eskortirt, welche, mit tüchtigen Knitteln versehen, den Zuschauern, die mit dem Hute auf dem Kopfe der religiösen Feierlichkeit zusahen, ohne alles Ansehen der Person Schläge gaben, um sie an das Abziehen des Hutes zu erinnern. Es läßt sich denken, daß diese Art von Justiz sehr roh und muthwillig ausgeübt wurde. Sie herrschte auch bei der Feier des Frohnleichnams-Festes, welches das ehemalige Nonnenkloster Heiningen bei Halberstadt jährlich mit allen Solennitäten beging. Ein beurlaubter preußischer Reiter, aus dem benachbarten Amtsdorfe Schladen gebürtig, war als Zuschauer gegenwärtig, und glaubte durch seine Militair-Uniform der Honneurs des Hut-Abnehmens überhoben zu sein. Die den Zug begleitenden Klosterknechte zählten ihn indessen von dieser Verbindlichkeit nicht los; einer derselben versetzte ihm vielmehr einen derben Schlag und ein Anderer schlug ihm den Czacko vom Kopfe. Der beschämte Preuße hielt seine militairische Ehre für beleidigt, fühlte sich aber zu schwach, den Schimpf auf der Stelle zu rächen, und verließ den Platz mit wüthendem Ingrimm. Die Klosterknechte lachten hinter ihm her.

Als er nach Ablauf der Urlaubszeit in seine Garnison Aschersleben zurückkehrte, klagte er seinen Kameraden den in der Heimath von den Katholischen erlittenen Schimpf und Alle waren der Meinung, daß ein Krieger aus Friedrichs Heere denselben nicht auf sich sitzen lassen könne. Vier aus der Gegend gebürtige Reiter, sämmtlich Protestanten, gelobten dem Beleidigten heilig, künftiges Jahr, um die Zeit des Frohnleichnams-Festes Urlaub zu fordern und ihm behülflich zu sein, die erlittene Schande abzuwaschen. Sie beredeten sich, in welcher Art dies geschehen solle.

Alle fünf waren zur bestimmten Zeit, mit erhaltenem Urlaub, nach der Heimath gereiset und sahen dem katholischen Feste mit Sehnsucht entgegen. Der Tag desselben dämmerte schon, die Katholiken fanden sich nach und nach in der Klosterkirche ein, in welcher zuvor eine, das Fest einleitende kurze Andacht gehalten wurde. Endlich verkündigten die Glocken den Aufbruch der Prozession, die aus der Kirche über den Kirchhof die gewöhnlichen Stationen antrat. Den Zug eröffneten zwei Chorknaben, von welchen der erste das Kruzifix, der andere das ewige Licht trug.

Digitized by Google

Hinter ihnen befanden sich Erwachsene, die die Hauptpersonen aus der Passionsgeschichte vorstellten. Nach ihnen ging feierlich langsam und betend der Priester mit der Monstranz, in der Mitte zweier assistirenden Geistlichen, unter einem Baldachin, dessen Stangen von vier erwachsenen Personen getragen wurden; und vor den Priestern, doch außerhalb des Baldachins, ging ein Chorknabe, der das Rauchfaß schwenkte. Hinter der Monstranz folgten katholische Bauern in festlicher Kleidung mit abgenommenen Hüten, einige mit brennenden Wachskerzen. Ihnen schlossen sich vier weißgekleidete Jungfrauen an, welche auf einer mit einem seidenen Tuche behangenen Tragbahre ein mit goldenen Ringen und Pretiosen reichlich dekorirtes und mit einer Krone versehenes Marienbild trugen, vor dem wieder zwei kleinere Mädchen hergingen, die den Weg mit Blumen bestreuten. Dem Marienbilde folgten Nonnen in der Ordenstracht, welche mit den lieblichsten Stimmen Loblieder sangen. Knaben und Mädchen beschlossen den Zug; hin und wieder erblickte man Sieges-Fahnen, die von Großen und Kleinen getragen wurden.

Der beim vorjährigen Frohnleichnams-Feste beleidigte Reiter stand mitten unter den Zuschauern in völliger Montirung, mit dem Hute auf dem Kopfe, und erwartete die Annäherung der Prozession; seine Kameraden lagen im Hinterhalte eines Kruges und beobachteten ihn sorgfältig. Ihre zum beabsichtigten Ueberfall scharf geschliffenen Säbel lagen entblößt auf dem Tische. Die Klosterknechte ermangelten auch diesmal nicht, den gedachten Reiter durch einen Hieb an seine Schuldigkeit zu erinnern und dies hatte er nur erwartet. Sogleich zog er den Säbel und hieb mit einer solchen Kraft auf den Klosterknecht ein, daß dieser, betäubt von der Kontusion, zu Boden sank, wo er ihm noch einmal die Fuchtel gab. Die ganze Prozession bemerkte diesen Vorfall mit Entsetzen, und während die übrigen Klosterknechte herbeieilten, um den Frevel zu rächen, sprangen auch die versteckten Soldaten herbei, um ihrem Kameraden beizustehen. Wüthend hieben sie auf die Klosterknechte ein und fuchtelten sie dergestalt durch, daß sie verwundet und blutend die Flucht ergriffen und die Prozession im Stiche ließen. Die Reiter wollten die Knechte zwar verfolgen, doch gelang es ihnen nicht, die Flüchtigen einzuholen, und als sie zu der Prozession zurückkamen, traten die Bauern hervor,

Digitized by Google

um sie mit ihren Stöcken zu empfangen. Die Schlägerei wurde allgemein; die Andacht war dahin und gräuliche Flüche ersetzten den Gesang. Die Weiber erhoben ein Zeter-Geschrei, die Nonnen weinten und flohen, der Priester mit der Monstranz und die Assistenten trippelten hinter ihnen her. Das ewige Licht erreichte seine Endschaft, indem ein Säbelhieb die Laterne traf; der Baldachin wurde durchlöchert und zerhauen; das aufgeputzte Marienbild in einem Hiebe gespalten und die getrennten Theile nebst der Krone und allen Kleinodien durch Fußtritte entweiht. Ja mit dem Theile des Marienbildes, an dem der Kopf saß, warf ein Preuße den Priester, der mit der Monstranz auf der Flucht begriffen war.

Man kann sich die Verwirrung denken, in der die Prozession sich zerstreute. Dem Kloster-Konvent war die festliche Mahlzeit, die ihn erwartete, versalzen und einige schreckhafte Nonnen suchten ihr Heil im Bette. Die Preußen dagegen, mit den Trophäen ihres Sieges geschmückt, ließen es sich im Kruge trefflich schmecken.

Der Superior des Klosters merkte wohl, daß seine Knechte zu diesem Skandal die erste Veranlassung gegeben hätten. Doch durfte er die Sache nicht stecken lassen und denuncirte die Frevler bei dem Kriegsgericht, das ihnen, wegen Störung öffentlicher gottesdienstlicher Handlungen, die Strafe des Gassenlaufens zuerkannte. Die Akten wurden an den König zur Bestätigung des Urtels eingesandt. Der Superior witterte nichts Gutes und steckte sich hinter den Neveu des Königs, den Herzog von Braunschweig; er heuchelte eine ächt pfäffische Demuth und brachte es dahin, daß dieser General ein Fürwort für das Kloster einlegte. Friedrich begnügte sich, den Kloster-Obern einen nachdrücklichen Verweis zugehen zu lassen, in welchem er ihre Prozession ein Possenspiel nannte; das Urtel gegen die Reiter aber wurde bestätigt und im Uebrigen die Verfügung getroffen, daß, um die Zeit der Frohnleichnams-Feier, zur Verhütung ähnlichen Unfugs, alle militairischen Urlaubs-Ertheilungen unterbleiben sollten. —

Die ächt christlichen Feiertage mußte auch das Militair heilig halten. Friedrich zürnte sehr, als er einst erfuhr, daß ein General seine Truppen am Charfreitage zum Exerciren nöthigen wollte. So finden wir hier überall den ächt christlichen König

Digitized by Google

wieder, wie wir ihn im vorigen Abſchnitte kennen lernten, und nur der Unverſtand konnte ihn zu den Verächtern des Heiligen zählen. —

Während Friedrich, im Geiſte der Zeit und durch das Bedürfniß gedrungen, in ſeinem Heere alle Ausländer aufnahm, deren er nur habhaft werden konnte, hielt er es doch für ausgemacht, daß die beſten Kriegsvölker eines Staats die National-Truppen ſeien. „Ich bin überzeugt," ſagt er, „daß der Staat von Miethlingen übel bedient wird, und daß in dem Lande anſäſſige Soldaten ſie an Treue und Muth weit übertreffen. Es iſt ſchon öfter bemerkt worden, daß diejenigen Staaten, die ſo eben einen Bürgerkrieg beendigt haben, ihren Feinden ganz ohne Vergleich überlegen ſind. Denn bei einem Bürgerkriege iſt Jeder Soldat; das Verdienſt zeichnet ſich dann unabhängig von Hofgunſt aus; alle Talente entwickeln und die Menſchen gewöhnen ſich, alle ihre Kunſt und allen ihren Muth wirken zu laſſen. — Indeſſen giebt es doch Fälle, welche eine Ausnahme von jener Regel zu verlangen ſcheinen. Bringt eine Monarchie oder ein Reich nicht eine ſo große Menge Menſchen hervor, als zu den Armeen erforderlich iſt und als der Krieg verzehrt; ſo erfordert es die Noth, Mieths-Truppen zu Hülfe zu nehmen, als das einzige Mittel, ſeinen Mangel zu erſetzen. Man vermiſcht dann ſorgfältig die Ausländer mit den Eingebornen, um jene vom Zuſammenrottiren unter ſich abzuhalten und alle zu gleicher Zucht und zu gleicher Treue zu gewöhnen; man richtet ſein vornehmſtes Augenmerk darauf, daß die Zahl der Ausländer die der Inländer nicht überſteige."

Der Geiſt der Zeit brachte es mit ſich, daß damals faſt alle Offizier-Stellen mit Adligen beſetzt wurden. Der Militairdienſt war zu jener Zeit für den gemeinen Mann keine Ehrenſache, und es lag dem Könige daran, den Adel auf eine achtbare Stufe zu erheben. Bei alle dem kamen Ausnahmen genug vor, wo Bürgerliche nach Maßgabe ihrer Verdienſte in Offizier-Stellen vorrückten. Der Adel aber wurde keineswegs ohne Ausnahme zum Offizier-Stande verbraucht. Als einſt ein angeſehener Hofbeamter um Beförderung ſeines Sohnes bat, ſchrieb ihm der König: „Will Euer Sohn dienen, ſo gehört die Grafſchaft nicht dazu, und er wird nie weiter avanciren, wenn er ſein Me-

Digitized by Google

tier nicht ordentlich lernt. Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. Im Fall nun aus einem Grafen was werden, und er der Welt und seinem Vaterlande was nützen soll, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden, denn dieses sind nur Narrens-Possen und es kommt allein auf das persönliche Verdienst an."

Friedrich sah es nicht gern, wenn seine Offiziere heiratheten und es gab Regimenter, in denen sich nicht ein einziger verheiratheter Offizier befand. Der König selbst hatte bekanntlich nur selten weiblichen Umgang; dazu kam vielleicht noch die Meinung, daß ein Krieger nicht zweien Herren, dem Könige und der Familie, dienen könne. Als er einst nach langer Weigerung einem Offiziere den Heiraths-Consens gegeben hatte und den jungen Ehemann auf der Feldwache stehen sah, sagte er zu ihm: „Er hat nun eine Frau; da hat Er was Rechtes!"

Auch die Soldaten heiratheten selten; dafür erhielten sie sogenannte Liebstenscheine, auf deren Grund ein Soldat mit einem Frauenzimmer, welches er außerehelich geschwängert hatte, in einer natürlichen Ehe leben durfte, wenn er sonst im Stande war, die Kosten der Unterhaltung eines solchen Anhangs zu bestreiten.

Die persönliche Bravour ehrte Friedrich an seinen Offizieren über Alles, wie Forcade, Seydlitz u. A. beweisen. Der Offizier mußte im ganzen Umfange des Worts Offizier sein und durfte keine Allotria treiben. Als einst ein Hauptmann ihm eine Abhandlung über die Länge und Breite des Meeres überreichte und um Erlaubniß bat, solche als eine Preisschrift an die Akademie der Wissenschaften in London senden zu dürfen, antwortete ihm der König: „das kann geschehen. Ich werde aber das Frühjahr Eure Kompagnie revidiren und wenn ich Euch dann mit den Gedanken auf dem Meere und nicht auf dem Lande, wo Ihr zu Hause seid, treffe; so werdet Ihr es mit mir, und nicht mit der Londoner Akademie zu thun haben. Uebrigens rathe ich Euch wohlmeinend, Euch nicht ferner mit dergleichen Dingen, die nicht zu Eurem Ressort gehören, zu beschäftigen, sondern einzig nur dasjenige Euch angelegen sein zu lassen, was Euer eigentlicher Beruf ist." —

Digitized by Google

Ueber einen andern Offizier waren bei dem Könige Beschwerden eingegangen, daß er fremde Jagd-Reviere besuche. Er merkte sich dies bis zur nächsten Revue. Als hier der Angeschuldigte mit seinem Zuge vorübermarschirte, rief Friedrich ihm zu: „Mein Gott, so marschir' Er doch ordentlich! Er geht ja gerade so, als wenn Er einen Hasen beschleichen wollte. Er verlernt über der Jagd den Dienst ganz und gar."

Einer von den bei Pirna gefangenen sächsischen Offizieren, der demnächst in seinem Range als Stabs-Kapitain bei den der preußischen Armee einverleibten Sachsen geblieben war, bat den König, ihn zum wirklichen Kapitain zu avanciren, ihm den Konsens zur Ehe mit einem begüterten Fräulein zu geben und ihm zu erlauben, daß er dann mit seiner jungen Gattin nach Berlin gehen und hier von seinen Einkünften und seinem Traktamente leben könne; er schmeichle sich umsoweniger eine Fehlbitte zu thun, als die ihm zu ertheilende Kompagnie gewiß auch dann, wenn er nicht bei ihr sei, ihre Schuldigkeit thun werde. — Friedrich antwortete, er wolle ihn zum wirklichen Hauptmann ernennen, ihm auch den Heirathe-Konsens geben; auch solle er, da er die Bequemlichkeit liebe und die Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges scheue, sein Geld bis zum künftigen Frieden in Muße, jedoch nicht in Berlin, sondern in Stettin verzehren. Hier wären alle Verfügungen zu seiner Bequemlichkeit getroffen, auch könne er vor den Feinden hier am sichersten sein. — Der Braut wurde eröffnet, daß der Konsens lediglich unter der Bedingung ertheilt werde, daß sie nach Stettin ziehe und dort ihr Vermögen verzehre. — Der Kommandant dieser Stadt aber erhielt den Befehl, für den Offizier ein gut möblirtes Zimmer bereit zu halten. — Wider Erwarten trugen beide Brautleute kein Bedenken, auf die Sache einzugehen; der König aber befahl nun, daß der Stabs-Kapitain dieser Kompagnie die Revenüen derselben, bis auf weitere Ordre, genießen solle.

Einst kamen zwei Sekonde-Lieutenants zu gleicher Zeit von verschiedenen Orten als Kouriere bei dem Könige an. Der Eine erschien sogleich vor ihm, der Andere hatte sich erst Rock und Stiefeln säubern lassen. Friedrich musterte beide und fragte dann: Wie seid Ihr hergekommen? — Wir sind geritten, versetzte der Erste. — „Daß Er das ist, seh ich wohl," fiel ihm

Digitized by Google

der König ein; Sein Kamerad aber (hier deutete er auf den Andern) hat sich, wie es scheint, in einer Portechaise hertragen lassen. — Es ist gut, ihr könnt nun wieder gehen." Zu dem Ersten gewendet, setzte er hinzu: „Er ist Premier-Lieutenant!"

Verriethen die Allotria Geist, so mochte Friedrich sie wohl leiden. Einst fand er in der Konduitenliste einen Lieutenant Wideborn aus Schlesien mit dem Zusatze aufgeführt: „Ein schlechter Soldat, ein schlechter Dichter." Bei der nächsten Revue fragte der König nach ihm, und verlangte, als man ihm denselben vorstellte, daß er sofort einen Vers machen solle. Ohne Bedenken begann der Angeredete:

Gott sprach in seinem Zorn:
Ich will, daß Wideborn
Mir auf der Menschen Erde
Nie mehr als Lieutenant werde.

„Ich will Ihm beweisen, daß Er irrt und daß Gottes Zorn dies nicht gesprochen hat," sagte Friedrich. „Er ist Hauptmann; aber nun mache Er mir schnell noch einen Vers." Wideborn besann sich nicht lange und sprach:

Der Zorn hat sich gewandt,
Hauptmann bin ich genannt;
Doch hätt' ich Equipage,
So hätt' ich mehr Courage.

„Nun, auch die soll Er haben," schloß der König; „aber nun verschone Er mich auch künftig mit allen Versen."

Auch den unnützen Luxus mochte Friedrich an seinen Offizieren nicht leiden, weil ein petit-maître unmöglich ein guter Soldat sein kann. Als er einst bei dem Vorüberdefiliren eines Regiments der Berliner Garnison einen Offizier bemerkte, der eine lange Uhrkette und eine Menge Breloks trug, fuhr er ihn an: „Was hat Er da?" — Es ist meine Uhrkette, Ew. Majestät. — „So? Ich glaubte schon, Er zöge mit einem Glockenspiel herum. Laß Er doch das dumme Zeug weg!"

Arme Offiziere dagegen unterstützte der König gern. Als er einige Jahre vor dem siebenjährigen Kriege, bei der Special-Revue eines Regiments einen sehr alt scheinenden Fahnenjunker bemerkte, fragte er ihn nach seinem Lebens- und Dienst-Alter.

Digitized by Google

„Ich diene jetzt 9 Jahr und bin schon 26 alt," war die Antwort. Friedrich betrachtete ihn einige Augenblicke aufmerksam und wendete sich dann zu dem Kommandeur: „Warum ist dieser Junker noch nicht zum Offizier vorgeschlagen? Hat er etwa Fehler und dumme Streiche gemacht?" — Keineswegs, Ew. Majestät. Er zeigt den größten Diensteifer, besitzt die erforderlichen Kenntnisse und führt sich musterhaft auf. — „Weshalb ist er denn noch nicht zum Offizier vorgeschlagen worden?" — Sire! er ist zu arm, um die Equipage zu bezahlen. — „Ei was, arm!" schloß der König unwillig; „warum hat man mir das nicht gemeldet? Armuth ist keine Ursache, ihn zurückzusetzen, wenn er sonst tauglich ist. Ich werde für seine Equipage sorgen." — Sofort ernannte er den jungen Mann zum Offizier, ließ ihm hundert Friedrichsd'or zu seiner Equipirung auszahlen, erkundigte sich bei jeder Revue nach ihm und freute sich sichtbar über die guten Zeugnisse, die er von ihm erhielt.

Ueber die moralischen Tugenden des Militairs äußerte Friedrich: „Ich glaube, daß der Muth nicht blos aus dem Ehrgefühl entspringt, sondern daß es mehrere Arten desselben giebt; eine, die aus dem Temperament hervorgeht und an dem gemeinen Soldaten eine vortreffliche Sache ist; eine andere, die aus Nachdenken entsteht und dem Offizier angemessen ist; eine dritte, die von der Liebe zum Vaterlande erregt wird, und die jeder gute Bürger haben sollte; und endlich die, welche ihren Ursprung der Schwärmerei für den Ruhm verdankt, und die man an Alexander, Cäsar, Karl XII. und dem großen Condé bewundert. Dies sind die verschiedenen Instinkte, die den Menschen zu Gefahren hintreiben. Die Gefahr an sich selbst hat nichts Anziehendes oder Reizendes; aber man denkt eben nicht an sie, wenn man einmal drin ist."

„Ich habe Julius Cäsar nicht gekannt; doch bin ich überzeugt, daß er sich bei Tage und bei Nacht nicht versteckt hätte. Er war zu edelmüthig, um seine Gefährten einer Gefahr auszusetzen, ohne sie mit ihnen zu theilen. Man hat sogar Beispiele, daß Generale, wenn sie sahen, daß eine Schlacht werde verloren gehen, aus Verzweiflung sich absichtlich haben tödten lassen, um ihre Schande nicht zu überleben."

Digitized by Google

„Ich kann versichern, daß ich in Schlachten große Tugenden habe ausüben sehen, und daß man darin nicht so unbarmherzig ist, als man gewöhnlich glaubt. Tausend Beispiele könnte ich davon anführen; indessen will ich es bei Einem bewenden lassen. In der Schlacht bei Roßbach verlangte ein französischer Offizier, der verwundet war und auf dem Platze lag, mit lautem Geschrei ein Klystier. Und wirklich fanden sich an hundert dienstfertige Leute, die sich eifrig bemühten, es ihm zu verschaffen. Ein schmerzstillendes Klystier, das auf einem Schlachtfelde, in Gegenwart einer Armee, gegeben wird, ist in der That etwas Sonderbares; aber das Faktum ist wahr und Jedermann bekannt." —

Wie großes Vertrauen Friedrich auch einzelnen seiner Generale schenkte: sie durften sich dessen nicht überheben; er wachte mit Eifersucht über seinem königlichen Ansehen und wies Jeden, von dem er argwöhnte, daß er sich etwas herausnehmen wolle, schnell in die gebührenden Schranken zurück. Winterfeldt und Zieten haben diese Erfahrung mehrmals gemacht. Der Erstere, des Königs Liebling, wurde oft mit Aufträgen beehrt, die über seinen Rang hinausgingen; die ältern Offiziere fühlten sich dadurch zurückgesetzt, und Winterfeldt wurde ein Gegenstand ihres Neides, während seine Stellung doch in der Wirklichkeit eine sehr schwierige war. Wir haben schon früher gesehen, wie namentlich Zieten es Winterfeldt nie vergeben konnte, daß er bei dem Könige ein gewisses Vorzugsrecht vor ihm genoß; Zieten vergaß dabei ganz, daß er selbst ein tüchtiger Krieger und großer Husaren-General, Winterfeldt aber zugleich Staatsmann und Politiker war und auf einer viel höheren Stufe der Intelligenz stand. Im Jahre 1745 kam es darüber zu ernsthaften Erörterungen. Zieten beschwerte sich förmlich über das große Vertrauen, welches Winterfeldt bei dem Könige genoß und bezeichnete ihn als seinen Neider und Widersacher. „Mein lieber General-Major von Zieten!" erwiederte Friedrich ihm darauf: „Er kann gewiß versichert sein, daß es mir recht leid gethan hat, aus Seinem Schreiben zu ersehen, wie Er in dem Gedanken steht, daß ich etwas gegen Ihn hätte, oder sonst mit Seinen Diensten nicht zufrieden wäre. Er kann fest glauben, daß weder das Eine noch das Andere ist und daß vielmehr ich Ihn als einen rechtschaffenen Offizier schätze

Digitized by Google

und mit Seinen treuen, geschickten und guten Diensten vollkommen zufrieden bin. Daß ich aber zu Zeiten dem General von Winterfeldt besondere Kommissionen gebe, Dieses oder Jenes nach meinen, ihm insgeheim bekannt gemachten Absichten auszurichten, solches kann mir unmöglich gewehret oder dabei die Hand gebunden werden, um so weniger, da solches nur in gewissen Fällen geschieht und Er dadurch in dem Ihm gebührenden Range und in Seiner Anciennetät nichts verliert. Ich hoffe also, daß Er sich darüber völlig beruhigen werde."

Auch von seinen Lieblingen ließ Friedrich sich nicht gern zu falschen Schritten verleiten. Einst hatte man einen Lieutenant mit einer ansehnlichen Summe ins Ausland geschickt, um hier Remonte-Pferde anzukaufen. Er ließ sich ins Spiel ein und verlor das ihm anvertraute Geld; wurde darauf zur Untersuchung gezogen und zu drei Jahren Festungs-Arrest verurtheilt.

Zwei Generale verwendeten sich für den Schuldigen beim Könige und führten an, daß derselbe mit ihnen nahe verwandt, durch seine Strafe also die ganze Familie geschändet sei.

„Er ist also nahe mit Euch verwandt?" fragte Friedrich. — Ja Ew. Majestät, erwiederte der Eine: er ist meiner leiblichen Schwester Sohn und ich hab' ihn nach seines Vaters Tode so lange erzogen, bis er ins Regiment trat. — „Also so nahe verwandt?" wiederholte der König: „und noch dazu von einem so braven Manne erzogen? Das ändert die Sache! Der junge Herr bleibt so lange in Arrest, bis ich versichert bin, daß er sich gebessert hat."

Die Fürsprecher hatten dies nicht erwartet, Bestürzung zeigte sich auf ihren Gesichtern, sie wußten nicht, was sie sagen sollten. „Der Mensch," fuhr der König in ernstem Tone fort: „der aus solcher Familie ist und bei solcher Erziehung ein grobes Verbrechen begehen kann, ist von Grunde aus verdorben und unverbesserlich." —

Friedrich verabscheute den Krieg. „Die gebildetsten Nationen," sagte er, „führen Krieg, wie die wilden Thiere. Ich schäme mich der Menschheit und erröthe für das Jahrhundert. Gestehen wir uns nur die Wahrheit: die schönen Wissenschaften und die Philosophie verbreiten sich nur unter die kleinere Anzahl; der große Haufen, das Volk, und der Pöbel unter dem Adel, bleiben wilde Thiere, wozu die Natur sie geschaffen hat." — „Es stände sehr

Digitized by Google

glücklich um die Welt, wenn die Unterhandlung das einzige Mittel wäre, sich Gerechtigkeit zu verschaffen und Frieden und Eintracht unter den Nationen herzustellen. Man würde dann Gründe statt der Waffen gebrauchen; man würde blos mit einander disputiren, anstatt sich todt zu schlagen. Aber eine traurige Nothwendigkeit zwingt die Fürsten, einen viel grausameren Ausweg zu betreten; es giebt Fälle, wo man die Freiheit der Völker, welche ein Anderer ungerechter Weise unterdrücken will, mit den Waffen vertheidigen muß; wo man das, was die Unbilligkeit der Sanftmuth verweigert, durch Gewalt sich zu verschaffen genöthigt ist; wo die Fürsten die Sache ihrer Nationen dem Schicksale der Schlachten überlassen müssen. In solchen Fällen bekommt der scheinbar falsche Satz: daß ein guter Krieg einen guten Frieden verschafft und bestärkt, eine unleugbare Wahrheit."

„Die Ursache macht einen Krieg gerecht oder ungerecht. Oft verblenden Ehrsucht und Leidenschaften den Fürsten die Augen und malen ihnen die gewaltthätigsten Handlungen mit den vortheilhaftesten Farben aus. Immer aber bleibt der Krieg nur der letzte Ausweg in der Noth, den man nur mit Vorsicht und nur in ganz verzweifelten Fällen einschlagen darf; man muß genau untersuchen, ob man durch eine Täuschung des Stolzes, oder durch eine gründliche und unumgänglich nöthige Ursache dazu bewogen wird."

„Es giebt Vertheidigungs-Kriege, und diese sind ohne Zweifel die allergerechtesten. Es giebt Kriege wegen eines Staats-Interesse, wenn nämlich die Könige gezwungen sind, die ihnen streitig gemachten Rechte zu behaupten. Sie führen dann ihren Prozeß mit bewaffneter Hand, und Schlachten entscheiden über die Gültigkeit ihrer Rechtsgründe. Es giebt Kriege aus Vorsicht und die Fürsten handeln weise, wenn sie dergleichen führen. Sie sind zwar der angreifende Theil, aber darum nicht minder gerecht. Wenn die übermäßige Größe einer Macht aus ihren Ufern zu treten und die Erde zu überschwemmen droht, dann ist es der Klugheit gemäß, ihr Dämme entgegenzusetzen und den stürmischen Lauf eines reißenden Stromes aufzuhalten, so lange man es noch im Stande ist. Man sieht Wolken zusammenziehen; man sieht, wie ein Donnerwetter entsteht und wie die Blitze es bereits ankündigen. Kann dann der Fürst, den diese Gefahr bedroht, das Ungewitter mit eigner Kraft nicht abwenden, so thut er wohl, sich mit allen

Digitized by Google

denen zu vereinigen, die seine Gefahr theilen. Hätten die Könige von Aegypten, von Syrien und von Macedonien sich gegen die römische Macht verbunden, so wäre diese nie im Stande gewesen, jene Reiche umzustürzen; ein mit Weisheit verabredetes Bündniß und ein mit Nachdruck geführter Krieg hätten jene ehrsüchtigen Entwürfe zertrümmert, deren Ausführung die damals bekannte Welt in Ketten legte."

„Es ist der Klugheit gemäß, das kleinere Uebel dem größeren vorzuziehen, die sichere Partie zu ergreifen und die ungewisse zu verlassen. Ein Fürst thut also besser, wenn er, so lange es ihm noch freisteht, zwischen dem Oelzweige und dem Lorbeerkranze zu wählen, einen Angriffskrieg unternimmt, als wenn er bis auf hoffnungslose Zeiten wartet, wo eine Kriegs-Erklärung seine Sklaverei nur auf einige Augenblicke hinausschieben kann. Alle Kriege, welche keinen andern Zweck haben, als die ungerechten Besitznehmer zurückzutreiben, die gesetzmäßigen Rechte unverletzt zu erhalten, die allgemeine Freiheit sicher zu stellen und sich vor den Unterdrückungen und Gewaltthätigkeiten der Ehrsüchtigen zu retten; alle diese Kriege, sage ich, werden sich also mit der Gerechtigkeit vertragen. Die Fürsten, welche dergleichen unternehmen, sind unschuldig an dem vergossenen Blute; sie handeln der Nothwendigkeit gemäß und in solchen Umständen ist Krieg ein geringeres Uebel, als Friede."

„Der Krieg überhaupt ist so fruchtbar an Unglück, sein Ausgang so unsicher und seine Folgen sind so verderblich für ein Land, daß die Fürsten vorher nicht genug nachdenken können, ehe sie sich darauf einlassen. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Truppen im feindlichen Lande begehen, sind nichts im Vergleich mit dem Elende, das für die Staaten der kriegführenden Fürsten selbst geradezu daraus entspringt. Ich bin überzeugt, daß die Monarchen, wenn sie ein wahres und getreues Bild von allem Elende sähen, das nur eine einzige Kriegs-Erklärung über die Nationen bringt, im Innersten davon gerührt sein würden. Ihre Einbildungskraft ist nicht lebhaft genug, um ihnen die Leiden, welche sie nie gekannt haben, und gegen welche ihr Stand sie sichert, nach der Natur zu schildern. Wie sollten sie etwas von den Auflagen empfinden, welche das Volk drücken? von dem Wegnehmen der jungen Mannschaft im Lande durch das Rekrutiren? von den ansteckenden Krankheiten, durch welche die Heere zu Grunde gerichtet werden? von den Greueln

Digitized by Google

einer Schlacht und von manchen noch mörderiſcheren Belagerungen? von der Verzweiflung der Verwundeten, welche das feindliche Schwert einiger Gliedmaßen, der einzigen Werkzeuge ihres Fleißes und ihres Erwerbes beraubte? von dem Kummer der Waiſen, die durch den Tod ihres Vaters die einzige Stütze ihrer Schwachheit verlieren? von dem Verluſte ſo vieler für den Staat brauchbarer Menſchen, welche das Schwert des Krieges vor der Zeit wegrafft?" —

Der Krieg, meinte Friedrich, läßt ſich nur darum nicht vermeiden, weil es keinen Gerichtshof giebt, um die Streitigkeiten der Regenten zu ſchlichten. Aber auch der Krieg hat ſeinen Nutzen. Abgerechnet die Vortheile, die er für die bürgerliche Geſellſchaft darbietet, gewährt keine Beſchäftigung in der Welt ſo viele Gelegenheit zur Auszeichnung. „Der Krieg eröffnet," ſagte Friedrich, „wenn er einmal geführt werden muß, allen Tugenden, deren der Sterbliche fähig iſt, das ſchönſte Feld; denn in jedem Augenblicke können Standhaftigkeit, Mitleiden, Größe der Seele, Edelmuth, Menſchenliebe und ſo viele andere Eigenſchaften auf demſelben glänzen; jede Stunde giebt uns Gelegenheit, eine von dieſen Tugenden auszuüben. Dies können alle die bezeugen, die mit eigener Beurtheilungskraft und Feinheit des Gefühls Krieg geführt haben. Außerdem beſtätigen ſo viele berühmte Beiſpiele im Alterthum und zu unſern Zeiten dieſe Behauptung. Pompejus, der ſeine Rachſucht vergißt, und den Verräther wegjagt, der ihm ſeine beiden größten Feinde in die Hände liefern will; Cäſar, der gegen den Verräther Arioviſt Großmuth zeigt; Alexander, der die Mutter des Darius tröſtet und den Tod ſeines Feindes beweint; Epaminondas, der Geſchenke ausſchlägt, die er durch eine Niederträchtigkeit verdienen ſoll; und Scipio, der ſeinen Sohn dem Wohle des Vaterlandes aufopfert — alle dieſe Männer beweiſen hinlänglich, daß der Krieg, anſtatt das menſchliche Herz zu verhärten, es vielmehr zu den lobenswürdigſten Handlungen fähig machen kann, und ihm ſogar Gelegenheit dazu giebt."

„Er iſt es auch, der den verborgenſten Talenten aufhilft, und das glückliche, im Staube begrabene Genie hervorzieht. Ein Marius z. B., ein Mann aus den Hefen des Volkes, der ſogar nicht einmal Römer war, gelangte durch ſeine militairiſchen Talente dennoch ſieben Mal zum Konſulate. Ohne den Krieg wäre vielleicht nie an ihn gedacht worden; vielleicht hätte er ſich ſelbſt vergeſſen,

Digitized by Google

und, aus Mißtrauen gegen seine Fähigkeiten, es unterlassen, seinen Geist zu kultiviren, da er keine Gelegenheit vor sich gesehen, worin er, ihn künftig einmal nöthig zu haben, hätte glauben können."

„Hauptsächlich im Kriege erkennt man den Werth der Thätigkeit und Wachsamkeit. Gunst schweigt dort vor dem Verdienste; Dünkel verschwindet vor den Talenten und das Wohl des Staats erfordert es, die Personen, die am meisten gebraucht werden, nach sichern Grundsätzen und mit Verstand zu wählen. Denn wie viele Triebfedern muß man nicht zugleich anspannen, um den zahlreichen Armeen, die man heut zu Tage aufstellt, Lebensmittel zu verschaffen und sie in Bewegung zu setzen. Es sind Auswanderungen von Völkern, die beim Reisen Eroberungen machen, deren Bedürfnisse sich aber mit jedem Tage erneuern und regelmäßig befriedigt sein wollen. Ganze Nationen ziehen von einem Orte zum andern, und es ist schwerer, sie vor dem Hunger, als vor ihren Feinden zu schützen."

„Welche Geschicklichkeit ist erforderlich, um in der Stellung eines Feldherrn so ungeheuer viele Gegenstände zu umfassen, Zwischenfälle zu kombiniren, zufällige Ereignisse vorherzusehen, und zum Voraus solche Maßregeln zu nehmen, daß sie durch gar kein Ungefähr zerrüttet werden können! Welcher Hülfsquellen des Geistes, und welcher Aufmerksamkeit bedarf es, um eine Menge unruhiger und ungeduldiger, unersättlicher Leute zu jeder Zeit und an jedem Orte mit dem Nothwendigen und mit Ueberflüssigem zu versehen!"

Friedrich hatte den Krieg studirt, wie selten Einer, und seine Schriften enthalten eine vollständige Anleitung zur Kriegskunst. Seinen obigen Grundsätzen getreu, war es ihm im Kriege zunächst um die Verproviantirung zu thun; denn er wußte, wie gesagt, daß man, nach dem Ausspruche eines berühmten Generals, wenn man eine Armee bauen wolle, zuerst beim Magen anfangen müsse. „In der Wahl der Officianten beim Proviantwesen und beim Feld-Kommissariat muß man sehr vorsichtig sein; sind sie Diebe und Betrüger, so verliert der Staat ungeheuer. Nur im äußersten Nothfalle muß man sich der Lieferanten bedienen; sie sind noch ärger als die Juden, bringen die Lebensmittel zu einem sehr hohen Preise und verkaufen sie übermäßig theuer." Es ist hier der Ort nicht, nachzuweisen, wie Friedrich beim Proviantwesen auf die kleinsten De-

Digitized by Google

tails einging und ſich eine ſolche Sachkenntniß zugeeignet hatte, daß er nicht leicht hintergangen werden konnte.

Die Feſtungen hielt Friedrich für unentbehrlich. „So wie die Könige," ſagt er, „ihre Heere den Feinden entgegenſtellen können, ſo können ſie im Fall einer verlornen Schlacht dieſes Heer unter den Kanonen einer Feſtung ſichern; und ſtellt der Feind eine Belagerung der Feſtungen an, ſo giebt ihnen dies Zeit, ſich zu erholen und neue Kräfte zu ſammeln, welche ſie, wenn ſie dieſelben noch zeitig genug zuſammenbringen, ſelbſt dazu anwenden können, daß ſie den Feind zur Aufhebung der Belagerung zwingen."

„In einem Lande, welches an Feſtungen reich iſt, werden Kriegsheere, welche zwei Meilen Land einnehmen, einen Krieg dreißig Jahre hindurch führen, und wer am Ende recht glücklich iſt, wird zum Lohne für zwanzig Schlachten zehn Meilen Landes gewinnen. — In offenen Ländern hingegen entſcheidet der Ausgang eines Treffens, oder das Schickſal zweier Feldzüge über das Glück des Siegers und unterwirft ihm ganze Königreiche."

Die Ingenieurs mußten durchaus Männer von Ehre ſein. Friedrich hatte mit Walrawe u. A. ſchlimme Erfahrungen gemacht, die er nie wieder vergaß. Einſt wurde ein geweſener franzöſiſcher Ingenieur-Offizier in gleicher Eigenſchaft beim preußiſchen Ingenieur-Korps angeſtellt; er glaubte ſich bei dem Könige dadurch in Gunſt zu ſetzen, daß er ihm verſchiedene Pläne franzöſiſcher Feſtungen überreichte. „Ich danke Ihm für Sein Geſchenk," ſagte Friedrich: „Er ſoll aber nie mit einem Fuß in meine Feſtungen kommen, weil Er von Seinen Talenten einen ſo ſchlechten Gebrauch macht. Er kann meine Mineurs und Sappeurs abrichten; dazu will ich Ihn gebrauchen."

Friedrich war, wie alle kriegeriſchen Fürſten, der Meinung, daß ein König der erſte Soldat im Lande ſei und daher ſeine Truppen ſelbſt anführen müſſe. „Dies fordert ſein Vortheil, ſeine Pflicht, ſein Ruhm, kurz Alles von ihm. So wie er das Oberhaupt der Gerechtigkeit iſt, ſo iſt er auch der Beſchützer und Vertheidiger ſeines Volks und er muß die Vertheidigung der Unterthanen für einen der wichtigſten Gegenſtände ſeines Amts anſehen, welchen er folglich Niemandem als ſich ſelbſt anvertrauen kann. Sein Vortheil ſcheint unumgänglich zu erfordern, daß er in Perſon bei ſeinem Heere ſei, weil alle Befehle von ihm kommen, und weil als-

Digitized by Google

dann das Rathſchlagen und die Ausführung mit der größten Schnelligkeit auf einander folgen. Seine Gegenwart macht auch allem Zwieſpalte der Generale ein Ende, welcher für die Armeen von ſo traurigen Folgen und dem Nutzen des Herrn ſo nachtheilig iſt; ſie bringt ferner mehr Ordnung in die Beſorgung der Magazine, der Munition und des Verpflegungsweſens, ohne welche ſelbſt ein Cäſar an der Spitze von 100,000 Soldaten nie etwas ausrichten wird. Da eigentlich der Fürſt die Schlachten liefern läßt, ſo ſcheint es auch ſeiner Pflicht gemäß, die Ausführung derſelben ſelbſt anzuordnen, und den Truppen durch ſeine Gegenwart den Geiſt der Tapferkeit und des Vertrauens mitzutheilen."

Auf dem Genie des Heerführers beruht das Glück im Kriege. „Der Kopf des Generals hat mehr Einfluß auf den guten Erfolg eines Feldzuges, als die Arme ſeiner Soldaten. Klugheit bahnt dem Muthe den Weg, Kühnheit wird bis zur Ausführung verſpart; und um den Beifall der Kenner zu erhalten, braucht man mehr Geſchicklichkeit als Glück."

Friedrich trauerte aufrichtig um die Opfer des Krieges und Menſchlichkeit war das Erſte, was er beim Antritt ſeiner Regierung den Offizieren empfahl. Auf dem Marſche nach Kollin fiel, an einem heißen Tage, ein alter Grenadier ohnmächtig nieder. Ein Unteroffizier erhielt den Befehl, ſeine Sachen zu beaufſichtigen und ſie ihm tragen zu helfen; ein Feldſcheer reichte ihm ſtärkende Mittel. Wieder etwas zu ſich gekommen, aber noch zu ſchwach, ſich aufzurichten, bat er, ihn noch ein paar Minuten liegen zu laſſen. Ein Fähndrich näherte ſich ihm und hieß ihn, mit rauhen Worten, aufzuſtehen und dem Korps zu folgen. Der König ritt eben vorbei, hörte die rohe Aeußerung und war darüber empört. Er hieß den Fähndrich, ſich zum Teufel zu ſcheren, ließ den Grenadier auf ein Pferd ſteigen und ſagte: „Meine Leute ſollen mit Menſchlichkeit behandelt werden." Der Fähndrich wurde ſofort vom Regimente weggeſchafft. —

Auf einem beſchwerlichen Marſch im Spätherbſte aus Böhmen blieb eine Kanone im Hohlwege ſtecken, und alle Bemühungen, ſie fortzuſchaffen, waren vergeblich. Ein Offizier prügelte deshalb einen Stückknecht auf eine barbariſche Weiſe unter rohen Flüchen. Der König wurde zufällig Zeuge dieſer Scene, ließ einige von ſeinen Leuten, ſowie auch den Offizier abſitzen und

Digitized by Google

befahl ihnen, mit Hand ans Werk zu legen, um die Kanone vorwärts zu bringen. Der Versuch gelang den gemeinschaftlichen Anstrengungen. Am folgenden Morgen wurde der Offizier ins Hauptquartier beordert und der König sagte ihm hier im Angesicht des versammelten Offizier-Korps: „Meine Armee besteht nur aus Menschen; Er aber ist ein Unmensch. Er ist kassirt. Scher' Er sich zum Teufel!"

Nach der Schlacht bei Lissa hatten einige der auf dem rechten Flügel stehenden Garde du Corps auf dem Schlachtfelde ein Feuer angemacht. „Wer noch etwas Holz aus dem Dorfe holt," sagte ein Lieutenant zu den Soldaten, „soll von mir einen Gulden haben." Zwei Reiter machten sich sogleich auf den Weg. — Gegen 7 Uhr Abends kam der König und stieg vom Pferde. Die um das Feuer herum stehenden Reiter nahmen ehrerbietig die Pfeifen aus dem Munde. „Kinder," sagte er zu ihnen, „raucht nur zu und laßt Euch nicht stören." Er stellte sich unter sie und hüllte sich in seinen Mantel.

Nach einiger Zeit kamen die ausgegangenen beiden Reiter zurück, brachten Holz und warfen es gerade vor dem Könige, im Rücken desselben nieder, ohne ihn zu erkennen. „Marsch, fort da!" setzte der eine von ihnen hinzu: „Jeder faule Hund stellt sich ans Feuer und Keiner will einen Splitter holen!" — „Du hast Recht, mein Sohn," versetzte der König lächelnd: „komm' her, ich will Platz machen." Erschrocken fuhr der Reiter zurück. Friedrich aber rief ihm zu: „Du bleibst hier, mein Sohn. Du hast Holz geholt und daher das nächste Recht. Gestatte nur, daß ich mich ein wenig wärme." —

Im Lager bei Bunzelwitz theilte Friedrich alle Mühseligkeiten mit dem gemeinen Krieger. Einst, an einem späten Abende, ging er gedankenvoll mit Zieten zwischen den Wachtfeuern umher. Ein Reiter war eben damit beschäftigt, einen Kuchen von Mehl und Speck zu backen. Der König roch die Mahlzeit und sagte freundlich zu dem Reiter: „Dein Kuchen riecht ja herrlich!" — „Das glaub' ich," antwortete der Soldat, ohne sich umzusehen: „aber Euch soll er nicht in den Zähnen stecken bleiben." — „Ins Teufels Namen!" riefen jetzt einige seiner Kameraden: „was machst Du? Es ist der König!" — Der Reiter hielt ihre Rede für einen Scherz, sah immer noch

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

nicht auf und versetzte: „Was liegt daran, wenn's auch der König ist." — „Hier werden wir schwerlich zu Tische geladen," sagte Friedrich zu Zieten, „wir wollen nur weiter gehen." —

Als man im Herbste 1761, in einer Mitternachtsstunde, plötzlich aus Böhmen aufbrach und weiter marschirte, befand ein Unteroffizier der Avantgarde sich unwohl. Der König, welcher neben ihm ritt, befragte ihn beim Anbruche des Tages über mancherlei. Seine Antworten waren lakonisch und sonderbar, der Befragte saß dabei gekrümmt auf dem Pferde. „Fehlt Ihm etwas?" fragte ihn endlich der König.

Ew. Majestät! entsetzliches Schneiden im Leibe.

„Er hat sich gewiß in der Nacht erkältet?

Vermuthlich; ich weiß nicht, wo ich bleiben soll.

„Das ist schlimm. Aber die Apotheke ist nicht weit, ich will Ihm etwas verschreiben." — Nach seinem Gefolge sich umschauend, fuhr der König fort: „Ich weiß, ihr Herren, unter Euch führt Jemand gute Magentropfen bei sich." — Friedrich wußte, daß dies der Fall bei einem Major war. Alle sahen sich befremdet an und Keiner erwiederte ein Wort. „Nur heraus damit, ich brauche sie!" sagte Friedrich zu dem Major, indem er ihn scharf ansahe.

Der Major zog nun seine Flasche mit Magentropfen hervor, der König nahm sie ihm aus der Hand und reichte sie dem Unteroffizier mit den Worten: „da trink' Er, so viel Er glaubt vertragen zu können; sie sind etwas stark." Der Unteroffizier setzte die Flasche, die ein achtel Quart enthielt, an den Mund, fand die Tropfen schmackhaft und gab dem Major die Flasche leer zurück. — Nach einer halben Stunde fragte der König den Unteroffizier, wie er sich jetzt befinde und dieser entgegnete, er fühle sich wie neu geboren. „Sieht Er," sagte der König, „ich bin der Doktor und der (auf den Major zeigend) ist der Apotheker."

Einst mußte der König sein Nachtquartier in einem von den Russen ganz zerstörten Dörfchen in einer elenden Hütte nehmen. Noch spät am Abende war er mit Lesen angekommener Briefe beschäftigt. Da vernahm er ein lautes Gespräch vor der Thüre. Zwei Flügel-Adjutanten sprachen über den damaligen Stand der Dinge. Einer behauptete, es müsse binnen drei Ta-

Digitized by Google

gen zu einer entscheidenden Schlacht kommen, der andere bestritt dies. Der Erstere bot dem Andern eine Wette von zwanzig Friedrichsd'or an. Der König unterbrach sie plötzlich und sprach ernst: „Messieurs! Spart Euer Geld und denkt menschlicher. Ich gäbe gern zehnmal so viel für das Leben eines Einzigen von meinen Soldaten, könnt ich's dadurch retten. Glaubt mir, ich suche nicht gern eine Schlacht zu liefern, es sei denn, daß ich mit Gewalt dazu gezwungen werde, oder ohne Nachtheil keine günstigere Gelegenheit sich dazu zeigt. Ueberhaupt Ihr, ich und der geringste meiner Unterthanen sind Menschen, das bitt' ich immer zu bedenken."

Den Verwundeten schenkte Friedrich seine ganze Theilnahme. Wie später Napoleon, ist aber auch er der Verleumdung nicht entgangen und man hat ihn beschuldigt, daß er Befehle gegeben, sich der ihm lästigen Blessirten durch unerlaubte Mittel zu entledigen. Allein wir haben schon im zweiten schlesischen Kriege ein Beispiel gesehen, wie er ein gesundes Korps aufopferte, indem er ein krankes dadurch zu retten hoffte, auch ist die obengedachte Lüge schon hinlänglich von andern Schriftstellern widerlegt *). Als einst ein invalider Feldwebel ihn um eine erledigte Civilstelle bat, sandte er dessen Vorstellung an den Minister des betreffenden Civil-Departements und setzte eigenhändig darunter: „Er wird doch meine Invaliden nicht verstoßen wollen? Er ist ja selbst Soldat gewesen. Ich bin es noch, und sehe es gern, wenn meine Kameraden versorgt werden." Den sprechendsten Beweis seiner Sorge um die Opfer der Schlachten aber liefert das von ihm erbaute große Invaliden-Haus für alte verstümmelte und ausgediente Soldaten. Schon im Jahre 1747 entwarf er den Plan zu diesem kolossalen Gebäude und betrieb den Bau so eifrig, daß es in Kurzem fertig stand. Es erhielt die vom Marquis d'Argens gefertigte Inschrift: „**Laeso et invicto Militi.**" Hier sah der Invalide für alle seine leiblichen Bedürfnisse gesorgt; aber auch die Seele war nicht vergessen; eine protestantische und eine katholische Kirche sorgten für den religiösen Kultus.

Nicht minder ließ Friedrich sich die Wittwen und Waisen

*) Preuß, Friedrich der Große II. 378. Rödenbeck, I. 310.

Digitized by Google

seiner Krieger angelegen sein. Die Wittwe eines Offiziers, den der König geschätzt, schrieb ihm einst, sie sei hoch bejahrt und leide an Gicht und Chiragra, welches, wie er wohl selbst wissen würde, sehr schmerzhaft sei. Ihre beiden Töchter ernährten sie zwar jetzt kümmerlich von ihrer Hände Arbeit; sie wären aber schwächlich, und wenn diese vor ihr sterben sollten, so müsse sie schlechterdings verhungern. Sie bäte also um schleunige Hülfe. Der König antwortete der Bittstellerin sogleich: „Ihre Armuth und betrübten Umstände, sowie Ihre Schwachheit, gehen mir sehr zu Herzen. Warum hat Sie sich nicht schon längst bei mir gemeldet? Gegenwärtig ist gar keine Pension vorhanden, aber ich muß Ihr helfen, da Sie einen so braven Mann gehabt hat, dessen Verlust ich sehr bedaure. Ich werde mir täglich eine Schüssel von meinem Tische abziehen; dieses beträgt jährlich 365 Thaler und die Zahlung dieser Summe, womit Sie sich vor der Hand beruhigen muß, bis eine Pension vakant geworden ist, soll mit dem Ersten künftigen Monats, wozu ich den Befehl ertheilt, ihren Anfang nehmen."

Auch die Gefangenen behandelte Friedrich auf die humanste Weise und man hat kein Beispiel, daß sie so gemißhandelt, oder auch vernachlässigt und zurückgesetzt worden wären, wie dies den preußischen Gefangenen in Rußland und Oestreich geschah.

Wie alle große Feldherren, vergaß auch Friedrich nicht leicht einen Soldaten, der einmal seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Im ersten schlesischen Kriege visitirte er einst des Nachts, in einen Mantel gehüllt, mit einem Adjutanten die aufgestellten Posten. Er kam an eine Batterie, bei welcher der Oberfeuerwerker, um sich des Schlafs zu erwehren, auf und abging. Während er mit diesem sprach, bemerkte er in der Gegend nach dem Feinde hin ein starkes Feuer. — „Weiß Er nicht, was das zu bedeuten hat?" fragte er. „Ich weiß es nicht," versetzte der Feuerwerker, „aber ich kann ja einen weißen Luntenstock gegen das Feuer abschießen, dann kann man morgen deutlich sehen, was es bedeutet hat. „Thu' Er das," sprach der König und ritt weiter. Am folgenden Morgen wurde die durch den Luntenstock kenntliche Gegend rekognoscirt, man fand eine Brandstelle und mehrere Spuren, daß ein feindliches Piket dort gestanden habe. Es kam in der folgenden Nacht wieder und wurde auf-

Digitized by Google

gehoben. — Lange nach dem siebenjährigen Kriege besuchte Friedrich das Zeughaus in Berlin, und fragte nach den Kanonen, die man in einem Gefechte dem Feinde abgenommen hatte. Ein anwesender Major wies gleich die Kanonen, die aus den erbeuteten Stücken gegossen worden, und erinnerte sich dabei einzelner Umstände dieses Gefechts. — „Ist Er dabei gewesen?" fragte Friedrich. — Richtig! Er stand als Feuerwerker bei der Garde. Weiß Er noch wohl, wie Er mit dem weißen Luntenstock die Gegend bezeichnete, wo ich das Feuer sah und wo in der folgenden Nacht das feindliche Piket aufgehoben wurde?"

Das Regiment Garde du Corps gehörte zu denen, welche im Kriege nahe um die Person des Königs waren. Er hatte daher Gelegenheit, jeden Einzelnen davon kennen zu lernen. Zwei Unteroffiziere zogen seine Aufmerksamkeit besonders auf sich; sie hatten sich bei Avantgarden und Seiten-Patrouillen als muthvolle Männer ausgezeichnet. Er erkundigte sich daher nach ihnen bei dem damaligen Kommandeur der Garde du Corps, Obersten Freiherrn von Wacknitz, über ihre sonstige Aufführung. „Es sind zwei brave Männer, Ew. Majestät," erwiederte der Befragte: „Sie zeichnen sich durch Sittlichkeit aus, sind gescheut, haben studirt und sind nur aus Liebe zum Kriegsdienst und aus Patriotismus in Militairdienste getreten. Sie dienen schon geraume Zeit, und ich erlaube mir, sie Ew. Majestät zum Avancement als Offiziere vorzuschlagen." Der König erwiederte: „Gut, Er kann sie mir bei der ersten Gelegenheit dazu vorschlagen." Bald darauf forderte Wacknitz seinen Abschied, um in Hessen-Kasselsche Dienste zu gehen. Er wurde ihm bewilligt, und der Oberst von Schätzel an seiner Stelle zum Kommandeur der Garde du Corps ernannt. Er war, wie dies nicht selten der Fall zu sein pflegt, ein Antagonist seines Vorgängers, mithin hatte er gegen dessen Anordnungen und Ansichten vielfältig etwas zu erinnern. Der König hatte die beiden Unteroffiziere nicht aus dem Gedächtnisse verloren; er fragte daher den Obersten von Schätzel: „Was hält Er von ihnen?" Es sind gute Soldaten, versetzte der Oberst: aber sonst von ganz gemeinem Schlage. Da sprach Friedrich mit ernstem und verweisendem Tone: „Schätzel! Schätzel! Ich empfehl Ihm Wacknitz Wahrheitsliebe! An diesem Manne habe ich viel verloren."

Digitized by Google

Friedrich hat seinen Waffengenossen in der „Geschichte meiner Zeit" ein Denkmal gesetzt. Hier beschreibt er die schönen Thaten seiner Offiziere, „durch welche sie sich mit Recht die Unsterblichkeit errungen;" hier schildert er die Preußen, „wie sie nur für die Ehre kämpfen und tapfer sind, ohne grausam zu sein; wie sie oft eine Seelengröße an den Tag legen, die man von großen Soldaten nicht erwarten sollte." Wir glauben diesen Abschnitt nicht besser schließen zu können, als mit Friedrichs Epistel an Still:

Gern preis' ich unser Volk; ich blicke
Mit süßem Stolz auf das, was es gethan, zurücke,
Und mein Gedächtniß frischt mir seiner Helden Lauf
In einer Gallerie von großen Thaten auf.
Heil dir, o Preußen! das Geschlecht
Von deinen Helden ist unsterblich; ungeschwächt
Glüht jener tapfre Muth, der sie von je befeuert,
In deiner Söhne Brust; ein Phönix, der erneuert
Aus seiner Asche steigt, und wenn Gefahr mir dräut
Den Tod für's Vaterland zu sterben sich nicht scheut —
Verdienet als ein Gott auf Erden
Bewundert und verehrt zu werden;
Die Tugend ist der Quell von seiner Tapferkeit;
Er eilt, von ihr beseelt, sein unbescholtnes Leben
Großmüthig in den Tod zu geben,
Für seiner Brüder Sicherheit.

Digitized by Google

Neunter Abschnitt.

Friedrich, der Mensch.

Nur der Genuß allein, den man durch Müh' erringt,
Ist süß. Der Träge mag im Schoß der Wollust liegen:
Ein schneller Ueberdruß vergällt ihm sein Vergnügen,
Die Arbeit ist's, woraus des Menschen Glück entspringt.
Friedrich der Große.

Es ist der Prüfstein eines guten Fürsten, wenn er Mensch und Bürger ist. Daß Friedrich dieses war, und daß er es mit Bewußtsein gewesen, geht schon aus einem Schreiben an Rollin von 1739 hervor, worin er in Bezug auf dessen Geschichtswerk sagt: „Ich wünsche zum Wohl der Menschheit, Sie möchten die Könige zu Menschen und die Fürsten zu Bürgern machen." — „Auch die Könige sind Menschen," sagt er an einem andern Orte; „sie genießen nicht des ausschließlichen Vorzuges, in einer Welt vollkommen zu sein, in welcher Nichts vollkommen ist. Sie bringen ihre Furchtsamkeit oder Entschlossenheit, ihre Thätigkeit oder ihre Trägheit, ihre Laster oder ihre Tugenden mit auf den Thron, auf den das Ungefähr ihrer Geburt sie setzt; auch wäre es ungerecht, zu verlangen, daß die Fürsten ohne Fehler sein sollten, da kein Mensch es ist." — „Wer sich alle Menschen als Teufel vorstellt und mit Grausamkeit gegen sie erbittert ist, der hat die Visionen eines wilden Menschenfeindes; wer alle Menschen für Engel hält und ihnen

Digitized by Google

den Zügel schießen läßt, der träumt, wie ein schwachköpfiger Kapuziner. Wer aber glaubt, daß sie weder alle gut, noch alle böse sind; wer gute Handlungen über ihr Verdienst belohnt und schlechte unter demselben bestraft; wer Nachsicht mit Schwachheiten und Menschlichkeit gegen Jedermann hat — der handelt, wie ein vernünftiger Mann handeln muß."

Friedrich hatte unter der kargen väterlichen Regierung die Bitterkeit der Armuth geschmeckt, und wer weiß nicht, daß dieser Kelch der heilsamste ist, den ein Fürst trinken kann? Wo ihm daher die Noth nur immer aufstieß, da suchte er sie zu lindern und zu unterstützen. Einst, als er während des Winters das Schloß in Berlin bewohnte, bemerkte er aus den Fenstern desselben in der Dachstube eines gegenüber liegenden Hauses jeden Abend spät und jeden Morgen früh Licht. Er ließ sich erkundigen, wer dort wohne, erfuhr, daß es ein armer fleißiger Schuhflicker sei und ließ ihn zu sich bringen. Zitternd und zagend erschien der Mann; die Leutseligkeit des Königs aber machte ihm Muth.

„Warum," fragte Friedrich, „arbeitet Er tagtäglich bis spät in die Nacht, und des Morgens schon so früh?"

Ew. Majestät, das muß ich wohl. Ich habe vier Kinder, für die ich als ein redlicher Vater sorgen muß, und wiewohl ich so viel arbeite, als nur in meinen Kräften ist, vermag ich sie doch kaum zu ernähren. Jetzt geht es mir noch schlimmer. Ich habe Leder ausgenommen und kann es nicht bezahlen; ich werde verklagt und ausgepfändet werden und dann am Bettelstabe sein."

„Ich werde Rath schaffen, daß es dahin nicht kommt," schloß Friedrich und sandte ihm bald darauf ein Geschenk von zwei Hundert Thalern. —

Ein anderes Mal ritt der König in Berlin bei einem Hause vorbei, an dessen Thür sich eine Menge Menschen versammelt hatten. Er ließ sich durch einen Offizier nach der Ursache dieses Auflaufs erkundigen. Er erfuhr, daß der Wirth wegen zwanzig Thalern rückständiger Miethe einem armen Handwerker die letzten Habseligkeiten habe abpfänden lassen und der Mann nun mit Frau und Kindern obdachslos aus dem Hause gestoßen werde, wiewohl die Wohnung nicht anderweit vermiethet sei. Der König schickte den Offizier zurück. „Sag Er dem

Digitized by Google

Wirthe, er ſolle den Miether auf der Stelle wieder in das Quartier ziehen laſſen. Ich befohl' es. Er aber und der Miether ſollen ſich nach einigen Stunden bei dem Kabinets-Rathe Köper melden, wo ſie näheren Beſcheid erhalten werden."

Der Befehl wurde befolgt und Beide erſchienen bei dem Kabinets-Rathe. „Ich habe von Sr. Majeſtät den Auftrag erhalten," ſprach dieſer zu dem Wirthe: „Ihm die ſchuldige Miethe des armen Mannes hier mit zwanzig Thalern zu zahlen und noch zwanzig Thaler für das nächſte halbe Jahr." — „Der König," fuhr er zu dem Handwerker gewendet fort: „iſt ſo gnädig geweſen, Ihn aus ſeiner Noth zu ziehen und Ihm auch die Sorge für Beſchaffung der Miethe auf ein halbes Jahr zu erſparen; er hofft aber auch nun, daß Er um ſo fleißiger und ordentlicher ſein wird, um künftig nicht wieder in ſolche Noth zu gerathen. Er iſt Ehemann und Vater, hat alſo doppelte Pflichten, ordentlich, fleißig und ſparſam zu ſein, jetzt aber auch noch die, des Königs Gnade nicht mit Undank zu vergelten."

Bei dieſer Geſinnung duldete der König es auch nicht, wenn man armen Leuten ohne Noth Schaden zufügte. Als er während einer Revue bei Möckern einſt aus der dortigen Dorfſchenke aufbrach, führte der kürzeſte Weg zu den verſammelten Truppen durch ein, eine reiche Ernte verſprechendes Saatfeld, und Einige ſeines Gefolges waren eben im Begriff, hindurch zu ſprengen. Friedrich bemerkte dies kaum, als er, mit halb befehlendem Tone ihnen zurief: „Wir müſſen die Hoffnungen armer Leute reſpektiren." Er ſelbſt nahm nun einen weiten Umweg und es darf nicht erſt erwähnt werden, daß man ſeinem Beiſpiele folgte.

Friedrich betrachtete ſich blos als Verwalter des Gutes ſeiner Unterthanen, und kannte die Schweißtropfen, die an den Steuern der Armen hängen, während dieſe oft ſo gewiſſenlos vergeudet werden. Sparſamkeit war alſo eine ſeiner edelſten Tugenden und oft erinnerte er daran, daß man ein guter Wirth ſein müſſe. Als ein Offizier höheren Ranges ihn einſt um eine erledigte Kanonikats-Präbende bat, antwortete er ihm: „Ich habe dieſe Präbende bereits einem armen Gelehrten gegeben, um ihn dadurch den geldgierigen Händen der Buchhändler zu entreißen. Ihr bedürft vor der Hand einer ſolchen geiſtlichen Pfründe nicht, denn Eure Kompagnie ernährt Euch reichlich. Und wenn Ihr älter werdet und Euch nichts er-

Digitized by Google

ſpart haben ſolltet, was doch ein jeder gute Wirth thun muß, ſo werde ich, wie eines jeden braven Offiziers treugeleiſtete Dienſte, auch die Eurigen zu belohnen nicht vergeſſen."

Die Beamten des Königs waren nicht ſo hoch beſoldet, daß ſie hätten großen Aufwand machen können; auch ſie mußten ſich einſchränken, wie es ging. Als der Geſandte am Londoner Hofe ihm einſt vorſtellte, wie ſeine Beſoldung ſo geringe ſei, daß er bei den dortigen hohen Preiſen aller Bedürfniſſe ohne Zulage nicht länger beſtehen könne, vielmehr in die Nothwendigkeit kommen werde, ſeine Equipage abzuſchaffen und zu Fuße an den Hof zu gehen, antwortete ihm der König: „Geh' Er immer zu Fuß, das verſchlägt nichts. Und wenn Jemand darüber Gloſſen machen ſollte, ſo darf Er nur ſagen: Er ſei mein Geſandter und hinter Ihm gingen 300,000 Mann."

Einſt bat ihn ein Landgeiſtlicher, in treuherziger Einfalt, um einen Befehl, daß ſeine Kirchgemeinde ihm Fourage für ein Pferd liefern ſollte, weil er nach ſeinem Filial zu Fuße gehen müſſe und ihm dies ſehr ſchwer falle. Friedrich ſchrieb unter die Eingabe: „Die Bibel ſagt nicht, reitet in alle Welt, ſondern gehet in alle Welt und prediget allen Völkern."

Friedrich hat ſich, wiewohl er beſtändig einen Staats-Miniſter als **Grand-Maître de la Garderobe** beſoldete, nie viel aus einer ſchönen Kleidung gemacht und ſchon bei der Huldigung in Breslau erſchien er in ſeiner gewöhnlichen Uniform. In jüngeren Jahren machte er bei außerordentlichen Gelegenheiten wohl eine Ausnahme, indem er die feinſten und modernſten Pariſer Röcke, Gala-Kleider von Gold- und Silberſtoff u. ſ. w. anlegte; in den ältern Jahren war davon nicht mehr die Rede, und wenn er auch ein gutes Kleid getragen hätte, würde daſſelbe durch den Schnupftabak, mit dem er es beſudelte, verunreinigt worden ſein. Seine gewöhnliche Kleidung war die Uniform des Leibgarde-Bataillons, und der König verſchmähte es nicht, wie der ärmſte Unterthan, ein Loch oder einen Riß zumachen zu laſſen, um die Koſten eines neuen Anzuges zu erſparen.

Auch andere äußere Auszeichnungen, z. B. Orden, ſah man an dem Könige ſelten. An der linken Hand trug er für gewöhnlich zwei koſtbare Solitair-Brillanten, an der rechten einen großen ſchleſiſchen Chryſopras. Je weniger aber Friedrich auf eigenen

Digitized by Google

äußern Glanz sahe, desto stattlicher gingen seine Diener einher. Diese waren ziemlich zahlreich, aber nicht besonders besoldet. Er wählte sie in der Regel aus den ansehnlichsten Leuten, hielt sie kurz und strafte sie zuweilen mit Schlägen und Arrest; verabschiedete sie auch wohl oder steckte sie unter die Soldaten. Diese Strenge war nicht tadelnswerth, denn Friedrich hatte das Unglück, unter seinen nächsten Umgebungen viel undankbare und schlechte Subjekte zu zählen; jedenfalls aber wird sie ausgeglichen durch die zahlreichen Handlungen der Güte und Wohlthätigkeit, die er gegen sie übte.

So wenig an seinen Freunden wie an seinen Dienern sah er es gern, wenn sie weiblichen Anhang hatten. Einst erfuhr er, daß der Kammerhusar Dreesen, welcher die kleine Kasse führte, mit der Tochter eines Bürgers in Potsdam Zusammenkünfte habe und in den Augenblicken, wo Konzerte bei dem Könige waren, oder dieser schlief, sich von Sans-Souci entferne. Er ließ ihn sich an den Schreibtisch setzen und diktirte ihm, auf und abgehend, folgenden Brief:

„Mein Schatz! Der König rechnet mir jede Stunde nach, die ich bei Dir so angenehm zubringe. Damit meine künftige Abwesenheit desto kürzer sei und von dem Murrkopf desto weniger bemerkt und beneidet werde, so miethe Dir in der Brandenburger Vorstadt, nahe bei uns, ein Stübchen; wir werden uns dann mit mehrerer Bequemlichkeit als in der Stadt sehen können. Ich verbleibe bis in den Tod, Dein getreuer Dreesen."

Mit zitternder Hand, Angstschweiß auf dem Gesicht, hatte der Kammerhusar diese Zeilen vollendet. „Bist Du fertig?" fragte der König. — Ja. — „So mach' ein Kouvert darum und versiegle ihn."

Auch dies geschah. Friedrich diktirte ihm nun die Aufschrift völlig genau; ließ einen Läufer rufen und ihm den Brief zur Bestellung einhändigen. Für einige Zeit, aber nicht für lange, hatte dieser Wink bei Dreesen gefruchtet. Er machte sich bald darauf so grober Vergehungen schuldig, daß Strenge gegen ihn angewendet werden mußte. Aber auch jetzt wollte Friedrich ihn nicht in die Hände der Kriminal-Justiz geben, sondern beschränkte sich darauf ihn unter die Soldaten stecken zu lassen. Ein Offizier brachte ihm die Nachricht in seine Wohnung im Schlosse; Dreesen vernahm sie mit Entsetzen, schien sich aber

Digitized by Google

bald zu faſſen und bat nur um Erlaubniß, aus ſeiner Kammer noch etwas holen zu dürfen. Einige Minuten ſpäter fiel ein Schuß — er hatte ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Als der Offizier dem Könige Meldung machte, ſagte dieſer: „Ich hätte dem Schuft eine ſolche Entſchloſſenheit nicht zugetraut."

Der König wurde oft von ſeinen Dienern beſtohlen und dies konnte ſein Vertrauen zu ihnen natürlich nicht befeſtigen. In ſeinen jüngeren Jahren hatte er zuweilen einige Rollen Gold auf dem Geſims des Kamins oder auf dem Fenſterbret liegen; vielleicht nur zufällig, vielleicht auch abſichtlich, um ſeine Umgebungen auf die Probe zu ſtellen. Eines Tages war er in ſeinem Seſſel eingeſchlummert; ein vorübergehender Lakai bemerkte dies und benutzte den ihm günſtig ſcheinenden Augenblick, um eine Rolle ſchnell und leiſe bei ſich zu ſtecken.

Friedrich erwachte bald darauf und bemerkte den Diebſtahl. Er rief einen Kammerhuſaren. „Mir fehlt eine Rolle Dukaten," ſagte er zu ihm: „ich will wiſſen, wer ſie geſtohlen hat? Du mußt Deine Kameraden kennen; ich halte mich an Dich!"

Der unſchuldige Menſch entſchuldigte ſich zwar mit Unwiſſenheit, doch half ihm dies nichts. Er bot nun Alles auf, den Dieb zu entdecken, und es gelang ihm. Der König ließ den Verbrecher kommen. „Spitzbube," redete er ihn zornig an, „Du haſt mich beſtohlen;" und als der Entdeckte nicht zu leugnen wagte, ſondern blaß und zitternd vor ihm ſtand, fuhr er in milderem Tone fort: „Hier haſt Du noch eine Rolle Dukaten; nimm ſie und laufe was Du kannſt; machſt Du Dich nicht bald über die Grenze, ſo muß ich Dich hängen laſſen."

Ein anderer Kammerlakai hatte dem Könige nach und nach mehrere tauſend Thaler geſtohlen; Friedrich ließ auch diesmal Gnade für Recht ergehen und ſteckte den Dieb unter die Soldaten.

Einſt war eine Menge Silbergeſchirr abhanden gekommen. Der Verdacht fiel auf einen Kammerhuſaren und dieſer entwich, weil er ſich nicht ſicher glaubte. Man ſetzte ihm nach und holte ihn ein. Wir haben den Dieb! riefen Mehrere dem Könige zu. „Still," ſprach er: „meint Ihr, ich hätte nicht gewußt, wer der Dieb ſei? — Ich wollt' es nur nicht wiſſen. Was hab' ich davon, wenn ich den armen Teufel hängen laſſe?" —

Digitized by Google

Fehlten die Diener des Königs auf eine verzeihliche Weise, so strafte er sie wohl, richtete es aber so ein, daß sie Gewinn davon zogen und nicht erbittert wurden. Der Kammerlakai Müller zerbrach einst eine Urne von japanischem Porzellan, die dem Könige, als Andenken seiner Mutter, unendlich werth war. Vor Schrecken stand Müller wie eine Bildsäule da; als er sich etwas erholt, wollte er die Scherben aufheben und wurde dabei vom Könige überrascht.

„Schlingel! was hast Du gemacht?" rief dieser ihm zu.

Ew. Majestät, antwortete Müller mit zitternder Stimme: ich habe das Unglück gehabt, die Urne fallen zu lassen.

„So? Nun kannst Du sie auch bezahlen. Bis sie bezahlt ist, bekommst Du nur das halbe Traktament."

Dies geschah; Müller bezog ein halbes Jahr lang nur die Hälfte seiner Löhnung. Er ließ sich dadurch nicht abhalten, seine Dienste mit Pünktlichkeit zu verrichten, und so oft er auch Gelegenheit hatte, etwas zu seinen Gunsten über sein geschmälertes Einkommen zu sagen, erwähnte er dessen doch mit keiner Sylbe. Als die Zeit vorüber war, sagte Friedrich zu ihm: „Da Du den Abzug Deines Traktaments mit Geduld ertragen hast, so nimm hier das Doppelte dafür; künftig aber sei vorsichtiger."

Große Herren gestehen nicht gern zu, daß sie Unrecht haben und auch Friedrich scheint diese Eitelkeit besessen zu haben. Es giebt aber auch Beispiele, daß er nicht einmal seine Bedienten mochte Unrecht leiden sehen. Derselbe Müller, von welchem eben die Rede war, brachte ihm eines Tages ein Glas Wasser, setzte dasselbe mit einem Präsentir-Teller vor dem Könige auf den Tisch und begab sich wieder an seinen Platz ins Vorzimmer. Eben als Friedrich trank, erschien der Oberst Quintus Icilius; Friedrich setzte das Glas auf den Tisch und sagte: „Gut, daß Er kommt; hier will ich Ihm etwas zu lesen geben." Damit ergriff er dasselbe Papier, auf welches er so eben das Glas gesetzt hatte und riß dieses mit herunter. Unwillig rief er nach dem Kammerlakaien.

„Welche Ungeschicklichkeit!" sagte er zu Müller: „das Glas auf ein Blatt Papier zu setzen. Da sieht Er die Folgen davon."

Ew. Majestät — es geschah — es geschah — aus Unvorsichtigkeit.

Digitized by Google

„Fort! auf der Stelle fort!“ rief der König.

Als der Diener das Zimmer verlaſſen hatte und der Monarch etwas ruhiger geworden war, ſagte Quintus Icilius:

Halten Ew. Majeſtät zu Gnaden. Ich hab' es ſelbſt geſehen, daß Sie das Glas auf das Papier geſetzt haben.

„So? — iſt das gewiß?“

Ja, Ew. Majeſtät.

„Dann hab' ich freilich dem armen Teufel zu viel gethan. Er ſoll herein kommen.“

Quintus Icilius rief dem Kammerlakaien. „Höre,“ ſprach Friedrich zu ihm: „ich habe das Glas ſelbſt dahin geſetzt. Du biſt unſchuldig; aber warum haſt Du mir das nicht geſagt?“

Ew. Majeſtät, ich wollt' es, Sie ließen mich aber nicht zum Worte kommen.

„Du ſprachſt aber doch, es ſei aus Unvorſichtigkeit geſchehen?“

Das wohl, aber ich bezog dies nicht auf mich.

„Du haſt Recht,“ ſagte Friedrich lächelnd: „ich muß alſo nicht auf Dich, ſondern auf mich böſe ſein.“ —

Wie human der König auch ſeine Diener behandelte, er wußte ſie zur rechten Zeit in ihre Schranken zurückzuführen, ſobald ſie ſich vergaßen. Der Geheime Kämmerier Fredersdorf *) war von ihm mit Wohlthaten überhäuft und gleichſam verzogen worden, benahm ſich aber keineswegs ſo, wie man wohl hätte erwarten ſollen. Einſt erhielt er ein Schreiben des Bürgermeiſters zu Joachimsthal, ſeines alten Bekannten, mit dem er einen fortwährenden Briefwechſel unterhielt, im Vorzimmer des Königs, als er eben im Begriff war zu dieſem zu gehen. Er erbrach den Brief, um ſich wenigſtens flüchtig mit deſſen Inhalte bekannt zu machen; da öffnete der König die Thür und Fredersdorf wollte das Papier verlegen in die Taſche ſtecken.

„Was iſt das?“ fragte Friedrich. „Was hat Er da?“ —

Ew. Majeſtät, es iſt ein Brief von einem guten Freunde, dem Bürgermeiſter zu Joachimsthal, an mich.

„Zeig' Er her. Was ſchreibt denn der Neues?“ Damit nahm er ihm den Brief aus der Hand und las ihn. Er fand darin unbedeutende Dinge, am Schluſſe aber die Bitte: Freders-

*) Vergleiche S. 37.

Digitized by Google

dorf möge ihm recht bald antworten und zugleich interessante Hof-Neuigkeiten melden.

„Da hat Er den Brief wieder," sprach der König. „Der Mann bittet um baldige Antwort. Sein Verlangen ist billig, also schreib' Er bald und wenn Er fertig ist, so zeig' Er mir den Brief."

Fredersdorf befolgte den Befehl und brachte dem Könige ganz unbefangen die Antwort. Friedrich las sie und schrieb darunter: „P. P. Das Neuste bei Hofe ist, daß der Bürgermeister in Joachimsthal kassirt sein soll. Friedrich."

Fredersdorf mußte den Brief nun in Gegenwart des Königs versiegeln und adressiren. Als dies geschehen, erhielt ein Kammerlakai den Auftrag, ihn sogleich auf die Post zu bringen. Der Schrecken des Absenders war groß, noch größer der des Bürgermeisters, als er die eigenhändige Nachschrift des Königs sah. Dieser ließ es aber dabei bewenden, erwähnte der Sache nicht weiter, und der Bürgermeister blieb in seinem Amte. —

Von Friedrichs Gemüthlichkeit zeugen die Weihnachts-Geschenke, die er seinen Dienern, und auch wohl andern Personen machte. Er pflegte dabei auf die individuellen Verhältnisse der zu Beschenkenden Rücksicht zu nehmen; zuweilen lag auch in der Wahl des Geschenks eine versteckte Ironie und Hindeutung, daß er von gewissen häuslichen Verhältnissen sehr wohl unterrichtet sei, mithin auch eine stillschweigende Ermahnung, sich ferneren Wohlwollens würdig zu erhalten. So schenkte er einem, mit zahlreichen Töchtern versehenen Lakaien Drechsler-Puppen, kleine Eimer und Töpfe; einem andern, der nur Vater von einem kürzlich gebornen Kinde war, einen Wolfszahn und eine Klapperbüchse. Ein aus Nürnberg gebürtiger Diener erhielt Nürnberger Spielzeug, ein anderer, der außer der Ehe mit einem Mädchen mehrere Söhne erzeugt, Steckenpferde, Peitschen und Rollwagen. „Nicht wahr?" setzte der König hinzu, „ich hab's getroffen? das kannst Du gut gebrauchen!"

Einer seiner Diener, der, in der Hoffnung, dadurch ein außerordentliches Geschenk zu gewinnen, den König zum Neujahr mit einem Gedicht überraschte, kam weniger günstig davon. Er hatte sich das Gedicht von einem Winkeldichter machen lassen und es war sehr schlecht gerathen. „Hast Du die Verse selbst gemacht?" fragte Friedrich. — Nein, Ew. Majestät, erwiederte der Gratulant

Digitized by Google

verlegen. — „Das ist gut! Hier will ich Dir etwas für Deinen guten Willen schenken!“ Er gab ihm einige Goldstücke und setzte hinzu: „Es ist Dein Glück, daß Du die Verse nicht gemacht hast, denn ich hätte Dich müssen ins Tollhaus bringen lassen. Inkommodire Dich aber über's Jahr nicht wieder.“ —

Friedrich hatte unter seinen Pagen den jungen v. Sydow wegen seiner Gewandtheit, Unbefangenheit und seines trefflichen Wandels besonders liebgewonnen. Er wußte, daß der junge Mann am 28. Juli seinen Geburtstag habe; zwar dachte er selbst in der Entfernung von seinen Angehörigen nicht daran, aber der König bereitete ihm eine wahrhaft väterliche Ueberraschung.

Am Morgen des 28. Juli 1746 rief er ihn in sein Kabinet und zeigte nach einem Tische, auf welchem eine Offizier-Uniform lag. „Ich habe mir eine neue Uniform machen lassen,“ sagte er dabei, „und wünsche zu wissen, wie sie sitzt. Probire sie einmal an.“

Der junge Mann stutzte einen Augenblick; zog aber bald sein Pagenkleid aus und die Uniform an. Wie sitzt sie Dir? fragte der König. „Wie angegossen,“ versetzte der Jüngling unbefangen: „ich zweifle aber sehr, daß sie Ew. Majestät passen wird.“

Friedrich lächelte und hieß ihn in die linke Tasche greifen. Der Page brachte ein zusammengefaltetes Papier heraus, las es auf erhaltenen Befehl und fand folgende Bestallung: „Nachdem Se. Königliche Majestät in Preußen, Unser allergnädigster König und Herr, in Gnaden resolviret, den Pagen v. Sydow wegen seiner, Ihnen angerühmten, artigen und niedlichen Leichtfertigkeiten, wie auch wegen der großen Qualität, einen guten Kaffee mit Ziegenmilch zu trinken, zum Lieutenant und Flügel-Adjutanten bei Höchstdero Person allergnädigst zu deklariren und zu bestellen geruhet; als thun Sie auch solches hiermit und in Kraft dieses Patents also und dergestalt: daß Sr. Königlichen Majestät und Dero Königlichem Hause derselbe bei allen durchtriebenen Leichtfertigkeiten mit der Aussprache eines deutschen R. Dero Bestes vertreiben und zurecht machen, auch sich alle Mühe geben soll, Niemanden was Gutes zu thun, doch aber allen Schaden und Nachtheil wo nicht ganz, doch etwas verhüten und abwenden, und was ihm von Allerhöchst Denenselben nach Gelegenheit

Digitized by Google

kommittirt und aufgetragen wird, niemalen ausrichten, doch sich davon durch nichts, als durch lauter durchtriebene Leichtfertigkeiten abhalten lassen; sich aber bei allen vorfallenden Kriegsbegebenheiten mittelst ungescheuter Darsetzung Leibes und Lebens, Gutes und Blutes, und bei gutem Essen und Trinken sich dergestalt verhalten soll, wie es einem getreuen Diener, Offizier, kriegs- und felderfahrnen Lieutenant und Flügel-Adjutanten eignet und gebührt, auch dessen Eidespflicht gemäß ist; dahingegen wollen vor alle ausgehende Stückchen und Leichtfertigkeiten, sowohl in Garnison, auf Redouten und Opern, auf Reisen, wie auch in der Kammer, Se. Majestät Dero artigen und manierlichen Lieutenant und Flügel-Adjutanten v. Sydow bei dieser Charge und ihm daher zustehenden Range und Prärogativen und Gerechtigkeiten zu aller Zeit in Gnaden ferner schützen und mainteniren. Das zu Urkund ꝛc. Potsdam den 28. Juli 1746. Friedrich."

Freudig überrascht dankte der Page dem Könige, stockte aber mitten im Erguſſe seiner Gefühle. „Was hast Du denn?" fragte Friedrich. — Aber ein solches Patent ist doch wohl nur ein Scherz von Ew. Majestät? Das kann mich doch wohl zu nichts berechtigen? — „Nur ruhig," schoß der König: „ich habe das schon bedacht. Greif nur in die rechte Tasche, da wirst Du ein Patent als Lieutenant und Flügel-Adjutant in bester Form finden." Der dankbare Page erhielt noch ein bedeutendes Geldgeschenk zu seiner Equipirung.

Manche Eigenthümlichkeiten seiner Leute ertrug Friedrich mit Geduld. So hatte er einen, durch seine ausgezeichnete Grobheit bekannten Leib-Kutscher, Namens Pfund, der ihn auch dann fuhr, wenn Vorspann-Pferde gestellt werden mußten. Pfund zeigte sich zuletzt so unverschämt, daß er ohne Pension verabschiedet wurde. Erst nach vielen Verwendungen des Ober-Stallmeisters, Grafen von Schwerin, bewilligte ihm der König ein geringes Jahrgeld, gab ihm auch 1781 noch eins der neu erbauten Häuser in Potsdam. —

Als Bürger betrachtet, waren dem Könige alle Menschen gleich. Ein Schutz-Jude in einer kleinen Stadt wurde von einem Offizier öfters auf das schändlichste behandelt und gekränkt, weil er ihm nichts mehr borgen wollte. Der Jude beschwerte sich darüber vielfältig bei dem Regiments-Kommandeur, erhielt

Digitized by Google

aber immer den Beſcheid: er ſolle ſich mit Offizieren nicht abgeben und ſich ſeiner Wege ſcheren. Zuletzt wandte er ſich an den König. „Herr Oberſt!“ ſchrieb dieſer an den Kommandeur: „Was hält Er für ſchlechte Ordnung bei Seinem Regimente! Seine Offiziere inſultiren ja meine treuen Unterthanen, die Ihn und Mich ernähren müſſen, aller Orten. Das rathe ich Ihm, daß Er das ſogleich abſtellet, und die jungen Fähndrichs in Zucht hält, oder ich werde Ihn beſonders dafür anſehen. Vorzüglich ſchaff' Er mir dem Juden Ruhe, denn dieſer Unterthan iſt mir ſo lieb wie ein anderer. Weiß Er das? Richte Er ſich hiernach auf das genaueſte nach meiner Willensmeinung und laß Er ſich dies zur Warnung und Lehre dienen.“

„Ein guter Bürger,“ ſo philoſophirte Friedrich, „iſt ein Mann, der es ſich zur unwandelbaren Regel gemacht hat, der Geſellſchaft, deren Mitglied er iſt, ſo viel wie möglich zu nützen. Es iſt eine ſtillſchweigende Uebereinkunft aller Bürger in einem Staate, mit gleichem Eifer zum allgemeinen Wohle des Ganzen beizutragen. Daraus entſpringen die Pflichten der Einzelnen, von denen jeder, nach ſeinem Vermögen, ſeinen Talenten und ſeiner Geburt, ſich für das Wohl des gemeinſchaftlichen Vaterlandes intereſſiren und dazu beitragen muß. Die Bedürfniſſe des Unterhalts, und der Eigennutz wirken auf das Volk und nöthigen es, ſeines eigenen Vortheils wegen für das Wohl der Mitbürger zu arbeiten. Daher Ackerbau und Gewerbe, Manufakturen und Handel; daher die Menge von tapfern Vertheidigern des Vaterlandes, die demſelben ihre Ruhe, ihre Geſundheit und ihr Leben aufopfern. — Ein wohlregiertes Reich muß einer Familie gleichen; der Fürſt iſt der Vater und die Bürger ſind die Kinder; Glück und Unglück ſind ihnen gemein; denn der Monarch kann nicht glücklich ſein, wenn ſein Volk Elend fühlt. Iſt dieſe Vereinigung wohl befeſtigt, ſo erzeugt ſchon die Pflicht der Erkenntlichkeit gute Bürger; denn ihre Verbindung mit dem Staat iſt zu innig, als daß ſie ſich von demſelben trennen könnten; ſie hätten Alles dabei zu verlieren und Nichts zu gewinnen. Sie ſind dann ſelbſt, ohne es zu wiſſen, ſo ſtark mit ihrem Vaterlande verbunden, daß ſie ſich weder iſoliren, noch ſich von ihm trennen können, ohne für ihren Fehler zu büßen. Iſt die Regierung glücklich, ſo ſind ſie es mit; leidet ſie, ſo fällt ihr Unſtern auf ſie zurück. Ebenſo befindet der Fürſt ſich wohl, wenn

Digitized by Google

die Bürger eines anständigen Ueberflusses genießen; werden sie aber vom Elende gedrückt, so verdient seine Lage Mitleiden. Die Liebe zum Vaterlande ist also kein Wesen der Phantasie, sondern existirt wirklich. Ihr Vaterland aber nenne ich nicht jene Häuser und Mauern, jene Waldungen und Felder, sondern ihre Angehörigen, ihre Gattinnen, ihre Kinder, ihre Freunde und die, welche in den verschiedenen Zweigen der Staats-Verwaltung für ihren Vortheil arbeiten und ihnen täglich Dienste leisten, ohne daß sie sich auch nur die Mühe geben, sich um ihre Arbeiten zu bekümmern. Dies sind die Bande, die sie mit der Gesellschaft vereinigen. Der Vortheil der Personen, welche sie lieben müssen, ihr eigener, und der Vortheil der Regierung, die unauflöslich verbunden sind, machen das aus, was man das allgemeine Wohl der ganzen Gesellschaft nennt."

Daß Friedrich ein Bürger-König war, haben wir bereits vielfach gesehen. „Wenn ich," äußerte er einst, „in Berlin bin und ausreite, muß ich fast immer den Hut in der Hand haben." — Pöllnitz meinte, er habe es ja nicht nöthig, Jeden, der ihn grüße, wieder zu grüßen. — „Ei, warum nicht!" schloß der König: „sie sind so gut Menschen wie ich." — Mitten im Bürgerthum aber wußte Friedrich die Majestät des Souverains zu bewahren. Glücklich der Fürst, dem die Verschmelzung von Hoheit und Herablassung, von Majestät und Umgänglichkeit so trefflich gelingt!

Als er bald nach seiner Thronbesteigung erfuhr, daß in Potsdam noch ein sehr alter Invalide lebe, welcher schon unter der Regierung Friedrichs I. gedient habe, ließ er ihn zu sich rufen und empfing ihn so leutselig, daß der Alte allmählig geschwätzig wurde und auf einen Punkt kam, bei welchem Friedrich sich nicht berühren ließ. „Als Ew. Majestät Vater noch Kronprinz war," erzählte er, „hatt' ich einmal die Ordonnanz bei ihm. Er machte mit dem Fürsten von Dessau eine Reise von Berlin nach Potsdam. Unterweges, bei Zehlendorf, trafen sie einen Kuhhirten schlafend an und schnitten einigen seiner Kühe die Schwänze ab." —

„Das ist nicht wahr!" unterbrach ihn Friedrich barsch und mit finsterer Miene. Er rief sofort einen Kammerhusaren, ließ dem Alten ein paar Goldstücke reichen und entfernte sich. Ohne

Digitized by Google

ſeine Plauderhaftigkeit würde der Alte wahrſcheinlich eine Penſion erhalten haben.

Gern nahm Friedrich die Huldigung der Armen in Empfang, ſelbſt wenn ſie ihn langweilte. Einſt, als auf einer Revue-Reiſe die Pferde gewechſelt wurden, trat eine alte Bauerfrau dicht an den Wagen. Was wollt Ihr, Mütterchen? fragte er leutſelig. — Nur Sie ſehen und weiter nichts. — Der König ließ ihr einige Goldſtücke reichen. „Da ſeht, liebe Mutter," ſagte er: „hier auf dieſen Dingern ſteh' ich weit beſſer, und hier könnt Ihr mich anſehen, ſo lange Ihr wollt und könnt; — ich habe jetzt nicht Zeit, mich länger anſehen zu laſſen." —

Eines Morgens ſtand der König im Schloſſe zu Potsdam am Fenſter und bemerkte auf der langen Brücke einen Handwerksburſchen, der das Felleiſen bei Seite gelegt hatte und mit emporgerichtetem Kopfe gen Himmel ſah. Da der Menſch in dieſer Stellung verblieb, fiel er dem Könige auf und er ließ ihn vor ſich bringen. Der Geſelle erklärte, daß er ein Weißgerber aus Leipzig ſei, der nach Berlin gehe, um ſich in der Welt etwas umzuſehen. Berlin ſolle eine ſchöne Stadt ſein, wo ein fleißiger Menſch gut leben könne. Friedrich hörte dies gern und ließ ihm zwei Goldſtücke geben. — Tauſend Dank, Ew. Majeſtät, ſagte der Handwerker: wenn ich wieder nach Sachſen komme, will ich es aller Welt erzählen, was Sie für ein gnädiger und freigebiger Herr ſind. — „Nein, nein! Das laß' Er bleiben! Es möchten ſonſt viele Weißgerber-Geſellen ſich bei mir melden, und ſich erkundigen wollen, ob Er auch die Wahrheit geſagt hat."

Im Januar 1754 ging der König eines Nachmittags ohne Begleitung vom Schloſſe durch den Luſtgarten ſpazieren. Er trug unanſehnliche Kleidung; zwei Sackträger begegneten ihm und der Eine ſagte zu dem Andern: Da kommt der König! — Wo? fragte der Andere, der ihn noch nie geſehen hatte. — „Hier bin ich!" ſprach Friedrich, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. — Gott ſtraf mich! rief der Sackträger voll Beſtürzung: ich habe noch in meinem ganzen Leben keinen König geſehen. — „So? Wie heißt Du, und wo biſt Du her?" — Ich heiße Körge und bin aus Litthauen. — „Morgen früh um 9 Uhr," ſagte der König, „komm aufs Schloß, dann ſollſt Du mich noch einmal ſehen." — Der Sackträger fand ſich um die beſtimmte Zeit

Digitized by Google

ein und erhielt durch einen Kammerdiener vier Friedrichsd'or mit dem Bedeuten, sich dafür einen guten Rock zu kaufen.

Friedrichs wohlwollendes Herz gab sich zu jeder Zeit durch seine Theilnahme an fremdem Leiden zu erkennen. Als er einst durch eine der kleineren Straßen von Berlin ritt, hatte sich vor einem Hause eine große Menge Menschen versammelt. Der König erfuhr durch seinen Flügel-Adjutanten von Hanstein, den er auf Erkundigung ausschickte, daß ein Ziegeldecker vom Dache herabgestürzt und auf der Stelle todt geblieben sei. Er sei ein Trommelschläger und man habe den Leichnam in ein nahes Haus gebracht; seine Frau wäre außer sich vor Schreck und wehklage, daß sie nun mit ihren Kindern Hungers sterben müsse. Der König befahl, daß die Frau sich bei ihm melden solle. — Mehrere Tage vergingen; sie war nicht erschienen. Niemand dachte mehr an sie, als der König; er erfuhr, daß seit einigen Tagen sich öfter eine Frau vor dem Schlosse gezeigt und nach den Fenstern emporgesehen habe. Man hatte jetzt Acht auf sie und brachte sie vor den König. „Warum kamt Ihr nicht gleich zu mir?" — Die Polizei verbot es, weil Ew. Majestät doch schon zu viel überlaufen würden. — „Der Unglückliche hat ein Recht, in jeder Stunde zu mir zu kommen! Dazu bin ich da. Wollte Gott, ich könnte Allen helfen!" — Er ließ sich eine ausführliche Schilderung ihrer Lage machen, gab ihr eine Unterstützung und versorgte ihre Kinder im Waisenhause. —

Während der Vorstellung einer Oper in Berlin entstand ein störendes Geräusch. Der König erkundigte sich, wo es herkomme, und erfuhr, daß ein Kaufmann, Namens Oelschläger, ohnmächtig geworden sei. Er schickte sofort einen Pagen mit einem Flakon wohlriechenden Wassers ab, erkundigte sich noch mehrmals nach dem ohnmächtig Gewordenen und erst als er darüber beruhigt war, schenkte er seine volle Aufmerksamkeit wieder der Darstellung.

Beim Exerciren eines Regiments machte ein Hauptmann mehrere Versehen. Dem Könige fiel dies umsomehr auf, da er den Offizier als einen Mann von der größten Pünktlichkeit kannte. Die Fehler wurden so auffallend, daß sie endlich auf das ganze Regiment und dessen Richtung Einfluß hatten. „Aber ins Teufels Namen!" rief Friedrich endlich unwillig: „was macht Er

Digitized by Google

denn heute? — Kaum hörte der Chef des Regiments dieſe Worte, als er zu dem Könige ritt und ſprach: Ew. Majeſtät werden heute dem Hauptmann gewiß jeden Fehler verzeihen! — „Weshalb?“ — Der arme Mann hat heute, kurz vor dem Ausrükken, Nachricht von einem großen Unglücke erhalten. — „Unglück? Wie ſo?“ — Sein einziger Sohn iſt vorgeſtern ertrunken. — „Allmächtiger Gott! Ja, das iſt etwas Anderes!“ — Damit kommandirte er Halt! ritt an den Hauptmann heran, gab ihm die Hand und ſprach mit mildem und gerührtem Tone: „Lieber Hauptmann! ich höre ſo eben, welch' Unglück Ihn betroffen hat. Ich nehme herzlich Theil daran. Aber beruhige Er ſich. — Das Exerciren wird Ihm heute gewiß ſehr ſchwer, wohl gar unmöglich. Glaubt Er, daß es zu Seiner und Seiner Gattin Beruhigung beiträgt, ſo kann Er mit ihr auf ſein Gut reiſen und dort ſo lange bleiben, als Er will. Seine Lieutenants werden gewiß von Ihm ſo viel gelernt haben, die Kompagnie zu kommandiren.“

Wer ſich ein Verdienſt um Friedrich erworben hatte, blieb nicht vergeſſen. Kurz vor der Schlacht bei Molwitz, bei einer Rekognoscirung, machte ihn der Bauer Margner aus Zindel auf einen Trupp Feinde aufmerkſam, welcher in einem Graben verſteckt lag und dem Könige leicht hätte gefährlich werden können. „Ich dank' Euch,“ ſagte Friedrich zu ihm: „meldet Euch bei mir, ich werde erkenntlich ſein.“

Der ſchüchterne Bauer erduldete aber lieber die größte Bedrängniß, als daß er den König angetreten hätte. Auf dem Sterbebette erinnerte er ſeine Tochter an das ihm gegebene Verſprechen, und rieth ihr, wenn ſie einmal in Noth ſei, davon Gebrauch zu machen. — Sie heirathete den Schneider Schweinert in Breslau, wurde Mutter von ſechs Kindern und gerieth in dieſer Verfaſſung oft in Mangel. Sie wendete ſich nun an den König, ſtellte ihre elende Lage vor und bat für ihren Mann um eine, ſeinen Kenntniſſen und Fähigkeiten angemeſſene Verſorgung. Friedrich ſchrieb ſofort an den ſchleſiſchen Miniſter: „Die von der Schweinert angeführte That ihres ehrlichen Vaters iſt bei mir noch in gutem Andenken. Sie verdient die ihm verſprochene Belohnung und daher will ich, daß ſolche ſeiner hin-

Digitized by Google

terlaſſenen Tochter angedeihe und ihr Ehemann von Euch, gebetenermaßen, mit einem für ihn ſchicklichen Poſten verſorgt werde."

Undankbarkeit war dem Könige ein Greuel. „Sie iſt," ſagte er „das abſcheulichſte, ſchwärzeſte und ſchändlichſte von allen Laſtern. Der Undankbare, der kein Gefühl für Wohlthaten hat, begeht ein Majeſtäts-Verbrechen gegen die menſchliche Geſellſchaft, da er die Süßigkeit der Freundſchaft verdirbt, vergiftet und zu Grunde richtet. Er fühlt wohl Beleidigungen, aber nicht geleiſtete Dienſte, und treibt die Treuloſigkeit auf das Höchſte, da er Gutes mit Böſem vergilt. Doch eine ſo entartete, unter die Menſchheit herabgeſunkene Seele handelt gegen ihren eigenen Vortheil; denn jeder einzelne Menſch — er ſei ſo erhaben als er wolle — kann, da er von Natur ſchwach iſt, den Beiſtand ſeiner Nebenmenſchen nicht entbehren; und ein Undankbarer, den die Geſellſchaft ausſtößt, macht durch ſeine Wildheit ſich unwürdig, jemals wieder neue Wohlthaten zu empfangen. Man ſollte den Menſchen ohne Unterlaß zurufen: Seid ſanft und menſchlich, weil Ihr ſchwach ſeid und Beiſtand nöthig habt; ſeid gerecht gegen Andere, damit die Geſetze auch Euch an Eurem Theile gegen fremde Gewaltthätigkeit ſchützen können; mit andern Worten: Thut Andern nicht, was Ihr nicht wollt, daß ſie Euch thun."

Aus dieſem Gefühle der Dankbarkeit entſprang die Liebe des Königs zu ſeinen Eltern und namentlich zu ſeiner Mutter. Und ſo ſah er es denn auch gern, wenn Andere dem gleichen Triebe des Herzens folgten. Einſt zog er ſpät Abends an der Schelle; Niemand kam. Er ging daher in das Vorzimmer und fand den Pagen von Malſchitzki ſchlafend. Anfänglich wollte er ihn wecken, doch zog bald ein beſchriebenes Blatt Papier, welches dem Pagen aus der Taſche hervorſah, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Leiſe nahm er es heraus.

Es war ein Brief der Mutter des Pagen, in welchem ſie ihm für die Geld-Unterſtützung dankte, die er ihr von ſeinem erſparten Gehalte geſchickt. „Gott wird Dir dafür lohnen," ſchrieb ſie ihm: „wandle immer auf ſeinen Wegen und bleibe ſeinen Geboten ſo treu, wie Deinem Könige, ſo wird es Dir an ſeinem allmächtigen Segen nicht fehlen und Du wirſt auch ſchon in dieſer Welt Dein Glück machen."

FRIEDRICH & SEIN PAGE

Digitized by Google

Digitized by Google

Die kindliche Liebe des Pagen, die fromme Ermahnung der Mutter rührten das Herz des Königs; leise ſchlich er zurück in ſein Zimmer, holte eine Rolle Dukaten, ſteckte ſie behutſam mit dem Briefe wieder in die Taſche des ſchlummernden Knaben *) und entfernte ſich.

Nach einer Weile ſchellte er von neuem und ſo ſtark, daß der Page erwachen mußte. Erſchrocken ſprang dieſer auf und trat, mit noch verſchlafenen Augen, in das Kabinet des Monarchen. „Du haſt wohl geſchlafen?“ fragte ihn Friedrich mit mildem und nicht verweiſenden Tone. Der beſtürzte Knabe leugnete nicht, ſtammelte Entſchuldigungen und griff in der Verlegenheit ſeines Herzens in die Taſche. Leichenblaß zog er eine Rolle Geld daraus hervor; mit Thränen in den Augen ſah er den König an und konnte nicht ſprechen. Was iſt Dir? fragte Friedrich. — Ach! rief der Page aus und kniete nieder: man will mich unglücklich machen; ich weiß nichts von dieſem Gelde! — „Sei nur ruhig,“ tröſtete ihn der väterliche Monarch: „wem Gott etwas geben will, dem beſchert er es im Schlafe. Schicke das Geld nur getroſt an Deine Mutter, grüße ſie von mir und gieb ihr die Verſicherung, daß ich für ſie und für Dich ſorgen werde.“ —

Auf einer Revue-Reiſe in Pommern fuhr der König an einem Dorfe vorbei, deſſen Bauern ſich an der Heerſtraße verſammelt hatten, um ihn zu ſehen. Ein Lakai, welcher auf dem Bocke ſaß, erhob ein Freudengeſchrei und wollte von dem ſchnellfahrenden Wagen ſpringen. „Was giebts da?“ fragte der König. — Ew. Majeſtät, da ſtehen Vater und Mutter. — „Die möchteſt Du wohl gern ſprechen?“ — Ach ja, Ew. Majeſtät, ich war im vorigen Jahre nicht mit hier! — „Nun, dann laß halten! Geh' in Gottes Namen; Du kannſt bis Morgen bei Deinen Eltern bleiben. Uebermorgen aber mußt Du in Köslin ſein.“ — Der Lakai ging freudig davon; der nebenher reitende Landrath aber wurde angewieſen, ihn zu ſeiner Zeit mit Vorſpann nach Köslin ſchaffen zu laſſen, weil der Weg zu einer Fußreiſe zu weit ſei. —

Im Zietenſchen Regimente hatte ſich ein Huſar, Namens Kordshagen, durch Dienſteifer, ſittliches Betragen und Kenntniſſe ſo vortheilhaft ausgezeichnet, daß ſein General ihn zum Un-

*) Hierzu der Stahlſtich im erſten Heft.

Digitized by Google

teroffizier, bald darauf zum Wachtmeiſter machte und ihn endlich zum Lieutenant vorſchlug. Der König ließ, nach der Schlacht bei Leuthen, das Patent für ihn ausfertigen. Nach manchen andern Verdienſten zum Rittmeiſter avancirt, ſpeiſete er einſt an der Tafel des Königs; die Tiſchgeſellſchaft war zahlreich und das Geſpräch kam auf alten Adel. „Von welchem Hauſe ſtammt Er ab?" fragte ihn der König. — Mein Vater, antwortete Kordshagen, iſt ein ſchlichter Bauer; ich möchte ihn aber gegen keinen andern in der Welt vertauſchen. — „Das iſt brav gedacht!" —

Kurz vor dem baierſchen Erbfolge-Kriege hatte der König abermals einen ſeiner Diener auf einer Untreue ertappt und ihn mit möglichſter Schonung entlaſſen. Voll trüber Gedanken über die Entartung der Menſchen ſtand er am Fenſter und ſah einen jungen Handwerksburſchen, der am Schloſſe vorüberging und ihn ehrerbietig grüßte. Dem Könige gefiel der junge Menſch; er ließ ihn vor ſich kommen und faßte ihn ſcharf und forſchend ins Auge. Der Handwerker verlor die Faſſung nicht und zeigte ein, aus Unbefangenheit, Beſcheidenheit und Ehrfurcht gemiſchtes Weſen. Er war ein Kunſt-Drechsler aus Heſſen-Darmſtadt und wollte in Preußen, von welchem Lande er ſehr viel Rühmliches gehört, Arbeit ſuchen. „Du ſcheinſt ein ehrlicher Junge zu ſein," ſagte der König; „haſt Du Luſt bei mir Domeſtik zu werden?"

Der Befragte wußte nicht, ob dies Scherz oder Ernſt ſei und ſchwieg verlegen. „So antworte doch Ja oder Nein!" fuhr der König fort. — Es iſt doch wohl nicht Ew. Majeſtät Ernſt? — „Allerdings; alſo Ja oder Nein!" — Der Drechsler erklärte, wie er ſich ſehr glücklich ſchätzen würde, in des Königs Dienſte treten zu können, und ſo war das Abkommen geſchloſſen. Er trat in die Stelle des fortgeſchafften Lakaien und diesmal hatte Friedrich ſich nicht geirrt: der junge Menſch fand ſich bald in ſeine Obliegenheiten, benahm ſich mit Gewandtheit und zeigte dabei eine aufrichtige Anhänglichkeit an die Perſon des Königs und eine Dankbarkeit, die aus dem Herzen kam. So gewann ihn Friedrich immer lieber, und machte bald darauf auch ſeinen jüngern Bruder mit gleich gutem Erfolg zum Kammerlakaien.

Gelegentlich, als der König im Garten von Sans-Souci ſpazieren ging, fragte er die in ſeiner Nähe befindlichen Brüder nach ihrem Vater und erfuhr, daß derſelbe ſchon bejahrt ſei und von

Digitized by Google

einem kleinen Handel und einem Stück Acker lebe. Die Brüder schickten ihm dann und wann etwas von ihrem ersparten Traktament, und zeigten dem Könige den letzten Brief, den sie erhalten hatten und bei sich trugen. Friedrich las, und der biedere Ton, die Ermahnungen des Alten, daß die Söhne das unverhoffte Glück, welches sie gemacht, dankbar erkennen und sich dessen durch Treue, Rechtschaffenheit und gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten werth machen möchten, gefielen ihm. Scheinbar zerstreut steckte er den Brief in die Tasche.

Nach Verlauf einiger Wochen äußerte er gegen die Brüder, daß sie Besuch bekommen würden und schickte sie um die Mittagszeit in einen Gasthof, um einen dort angekommenen Fremden abzuholen und aufs Schloß zu bringen. Wie freudig waren sie überrascht, als sie im Gasthofe — ihren Vater fanden, der auf des Königs Kosten hatte nach Potsdam kommen müssen. Sie brachten ihn nach dem Schlosse, der König empfing ihn mit größter Güte, lobte seine beiden Söhne, und gab ihnen abwechselnd Urlaub, dem Greise seinen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Potsdam so angenehm wie möglich zu machen.

Wenn Friedrichs Vater es liebte, aus einzelnen Unglücklichen Hofnarren und aus der Akademie eine Tabagie zu machen, so standen Friedrichs Begriffe vom sittlichen Werthe des Menschen zu hoch, als daß er ein solches Thun hätte rechtfertigen oder auch nur Geschmack darin finden können. Bei ihm und in seinen Gesellschaften fand nur der Scherz geistreicher Männer eine Stelle und diese Männer durften sich dabei nicht als Werkzeuge verhalten. Pöllnitz*) war der Einzige, der als ein unverbesserlicher roué oft Dinge hinnahm und hinnehmen mußte, die an die Possenreißereien aus der vorigen Regierung erinnerten. In der Hoffnung, eine reiche Partie in Nürnberg zu machen, bat dieser Mann im Jahre 1744 den König um den Abschied und Friedrich ertheilte ihm diesen folgendergestalt: „Wir Friedrich ꝛc. thun kund und zu wissen, daß der Baron v. Pöllnitz, aus Berlin gebürtig, und so viel Uns bekannt, von ehrlichen Eltern abstammend, Kammerjunker bei Unserm hochseligen Großvater preiswürdigen Andenkens, wie auch in Diensten der Herzogin v. Orleans in der näm-

*) Vergleiche Seite 43.

lichen Eigenschaft, Oberster in spanischen Diensten, Rittmeister in der Armee des verstorbenen Kaisers, Kämmerier des Papstes, Kammerherr des Herzogs von Braunschweig, Fähndrich in Diensten des Herzogs von Weimar, Kammerherr in Diensten Unsers höchstseligen Vaters hochbeglückten Andenkens, endlich und zuletzt Ober-Ceremonienmeister in den Unsrigen; da er sich, von dem Strom der ehrenvollsten Militair-Würden und der höchsten Hofbedienungen, die nach und nach über seine Person ausgeschüttet worden, ganz überschwemmt gesehen, dadurch der Welt müde geworden, und verführt durch das schlechte Beispiel des Kammerherrn Montaulieu, der kurz vor ihm vom Hofe gelaufen, bei Uns, nämlich besagter Baron v. Pöllnitz, nachgesucht und unterthänigst gebeten, ihm zur Aufrechthaltung seines guten Rufs und Namens einen ehrlichen Abschied in Gnaden zu ertheilen. Da Wir, mit Berücksichtigung seiner Bitte, es nicht für gut finden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er gebeten hat, wegen der höchst wichtigen Dienste, welche er Unserm Königlichen Hofe durch seine Späße und Schwänke geleistet, und des Zeitvertreibes, welchen er neun Jahre lang Unserm höchstseligen Herrn Vater gemacht hat; so nehmen Wir keinen Anstand, zu erklären, daß während der ganzen Zeit, die er in Unsern Diensten gestanden, er weder Straßenräuber, noch Beutelschneider und Giftmischer gewesen; daß er weder Jungfern geraubt, noch ihnen Gewalt angethan, noch die Ehre irgend Jemandes gröblich verletzt, sondern sich stets wie ein galanter Mann, seiner Abkunft gemäß, betragen, und stets von den Gaben, die ihm der Himmel verliehen, einen geziemenden Gebrauch gemacht hat; nämlich den Zweck zu erreichen, der bei der Schaubühne zum Grunde liegt und der darin besteht: das Lächerliche der Menschen auf eine lustige und gefällige Art darzustellen, um solche dadurch zu bessern."

„Ebenso hat er den Rath des Bacchus, in Ansehung der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit stets sehr treulich befolgt und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er den Bauern die Vorschrift des Evangeliums: geben ist seliger denn nehmen, stets überlassen hat. Er weiß noch ganz genau die Anekdoten von Unsern Schlössern und Lustörtern, besonders aber hat er ein vollständiges Verzeichniß Unsers alten Hausgeräths sich tief ins Gedächtniß geprägt; übrigens verstand er es, sich bei denen angenehm und brauchbar zu machen,

Digitized by Google

welche die Bosheit seines Geistes und seinen Mangel an gutem Herzen kannten."

„Ferner geben Wir auch dem besagten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorne gereizt, als nur, wenn er, durch seine Unverschämtheit alle Grenzen der Ehrfurcht überschreitend, auf eine unwürdige und unerträgliche Weise die Asche Unserer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren suchte."

„Da man aber in den schönsten Gegenden unfruchtbare und wüste Stellen findet, die schönsten Körper ihre Unförmlichkeiten haben und die Gemälde der größten Meister nicht ohne Fehler sind, so wollen Wir mehrgedachtem Baron seine Gebrechen und Fehler zu gute halten und ertheilen ihm, obgleich ungern, den nachgesuchten Abschied, und wollen übrigens das ihm anvertraute Amt gänzlich aufheben und abschaffen, um dadurch das Andenken daran unter den Menschen gänzlich zu vertilgen; dafür haltend, daß nach besagtem Baron kein Mensch würdig sei, es ferner zu bekleiden." —

Pöllnitz verließ Berlin, und da diejenige, die er heimzuführen gedachte, katholisch war, so trat er zur katholischen Kirche über. Diese Abtrünnigkeit zeigte sich jedoch ohne Nutzen für ihn, denn die Heirath zerschlug sich, nachdem die Geliebte nähere Nachrichten über ihn eingezogen hatte. Jetzt ohne Geld und Aussicht, von allen Seiten bedrängt, kehrte Pöllnitz zu den Fleischtöpfen Aegyptens zurück, bat den König um Wiederverleihung der vorigen Charge und bemerkte, wie er entschlossen sei, die evangelische Religion wieder anzunehmen.

Friedrich, von einem so frechen Spiel mit dem Heiligsten des Menschen empört, antwortete ihm: „Ob Er reformirt, katholisch oder lutherisch ist, gilt mir gleich viel. Nur wenn Er sich beschneiden lassen will, will Ich Ihn wieder in meine Dienste nehmen." —

Von der Schlechtigkeit, Nichtswürdigkeit und Undankbarkeit der Menschen oft schmerzlich berührt, sah Friedrich in den Thieren zuverlässigere Genossen und Gespiele, und liebte darum schöne Hunde. Immer sprangen einige solche Thiere um ihn herum; der eine davon besaß Favoriten-Rechte, die andern waren dessen Gesellschafter. Jener lag immer an der Seite seines Herrn auf einem besondern Stuhle, wurde im Winter mit Kissen bedeckt

Digitized by Google

und schlief des Nachts im Bette des Königs; die Gesellschafter dagegen erhielten anderwärts ein Unterkommen. Auch auf Spaziergängen und im Felde trennte sich Friedrich nicht von seinen Lieblingen und wir haben gesehen, wie Biche in der Schlacht bei Sorr in östreichische Gefangenschaft gerieth. Ein kleiner Lakai war mit der Fütterung dieser Thiere beauftragt; er brachte sie auch ins Freie, oder führte sie bei schlechtem Wetter in einem bedeckten Salon spazieren. Es darf kaum erwähnt werden, daß der König alle Unarten dieser Gesellschafter übersah; sie schmutzten nach Gefallen die kostbarsten Kanapee's ein; Niemand durfte sie schelten; ja der Lakai soll die Favoritinnen mit Sie angeredet, und, wenn sie von Potsdam nach Berlin fuhren, auf dem Rücksitze gesessen haben, während die Hunde den Vordersitz einnahmen.

Friedrich versagte diesen Lieblingen sogar ein Begräbniß im Sarge nicht, und viele derselben sind in Sans-Souci neben der Stätte begraben, die er für sich selbst dereinst zum Ruhe-Orte erkoren hatte.

Unter den Hunden, welche Friedrich vor Allen liebte, standen Alkmene und Biche obenan. Jene starb in Sans-Souci, während der König eben in Schlesien war; man meldete ihm das große Ereigniß, und er befahl, die Leiche im Sarge in seine Bibliothek zu stellen. Als er zurückkehrte, betrachtete er sie lange mit stiller Wehmuth und ließ sie dann beerdigen.

Biche scheint vermöge ihrer Klugheit der Liebe des Königs würdig gewesen zu sein. In einem der ersten schlesischen Feldzüge hatte er sich bei einer Rekognoscirung zu weit vorgewagt; er wurde einen Trupp Panduren gewahr und ihm blieb nichts übrig, als sich in einem Graben unter einer Brücke zu verbergen. Biche folgte ihm. Als die Panduren über die Brücke ritten, fürchtete er, daß Biche, bei dem Geräusch der Hufstritte der Pferde bellen und ihn dadurch verrathen möchte; aber das treue Thier drängte sich dicht an ihn und gab keinen Laut von sich *). Die Gefahr war vorüber, der König verließ den Versteck und begegnete bald darauf dem General-Lieutenant v. Rothenburg. Er rief Biche, und als sie freudig emporsprang,

*) Hierzu ein Stahlstich.

Digitized by Google

Digitized by Google

ſprach er zu dem General: „Ich muß Ihm doch meine treuſte Freundin vorſtellen; es iſt Biche!“

Einſt ließ er ſeinen Hunden durch den Leibjäger eine Schüſſel mit gebratenen Feldhühnern vorſetzen. Diana, ein junger Liebling, nahm ein Huhn von der Schüſſel, ſprang auf des Königs Schreibtiſch und verzehrte es auf einem Briefe, welchen Friedrich ſo eben an den Landrath Hübner in Stettin geſchrieben hatte, und der in ſehr gnädigen Ausdrücken abgefaßt war. Der König lachte beim Anblick des mit Fett beſudelten Briefs und ſagte zu der Hündin: „Du erinnerſt mich, daß ich meinen magern Worten auch eine Portion Fett beifügen muß.“ Er legte hundert Stück Friedrichsd'or zu dem mit Fett getränkten Briefe und fügte eine Nachſchrift hinzu, worin er dem Landrathe die Veranlaſſung dieſes Geſchenks mittheilte. —

Nicht minder kennt man die Vorliebe des Königs für ſchöne Pferde, unter denen er den engliſchen den Vorzug gab. So wie er ein ſolches Thier beim erſten Verſuche probat gefunden, gab er ihm einen Namen, und von nun an durfte Niemand als der König es weiter beſteigen; die Leib-Reitknechte durften es jedoch auf der Decke ſpazieren reiten. Man kennt den langen Schimmel, welchen Friedrich bei Molwitz ritt; auf ihm hatte er in der verhängnißvollen Nacht 14 Meilen zurückgelegt; er genoß das Gnadenbrot bis 1762, wo er ſtarb und anſtändig begraben wurde. Der kleine Schimmel, der ihn in der Schlacht bei Kunersdorf trug, iſt ebenfalls ſehr bekannt geworden. Ein ſchönes Pferd, welches den Namen des engliſchen Miniſters, Lord Bute, trug, wurde verurtheilt, mit den Mauleſeln Orangenbäume zu ziehen, als England — auf Veranlaſſung jenes Miniſters — ſich im Jahre 1762 eines Bundesbruches gegen Friedrich ſchuldig gemacht hatte. Der Cäſar, ein Rothſchimmel, hatte das Vorrecht, unangehalftert im Stalle zu ſtehen und im Luſtgarten des Schloſſes zu Potsdam frei umherzugehen. Er kannte den König genau und äußerte jedes Mal ſeine Freude über deſſen Erſcheinen. Dieſes Thier ſtarb in den letzten Jahren des Königs im genannten Luſtgarten am Schlage, und wurde an der Stelle begraben, wo es umfiel. Ein nicht minder edles Thier, der Condé, verfolgte den König bis in ſein Zimmer, um ſeinen Zucker und andere Leckereien in Empfang zu nehmen, ja Friedrich erlaubte

Digitized by Google

ihm, in den Saal von Sans-Souci zu kommen, wo er aber Schaden anrichtete und den getäfelten Fußboden zerbrach. Sein Gerippe iſt noch heut in der Thierarznei-Schule aufgeſtellt. — Der König trug beim Reiten nie Sporen; war das Pferd unartig, ſo ſchlug er es mit dem Stocke hinter die Ohren.

Wir ſchließen dieſen Abſchnitt, der uns die Ueberzeugung gewährt hat, daß Friedrich auch als Menſch die Liebe ſeiner Unterthanen verdiente, und eben das rein Menſchliche in ihm es war, das ihm die Liebe der Mit- und Nachwelt erhielt.

Digitized by Google

Zehnter Abschnitt.

Friedrich, Wissenschaft und Kunst.

Blüht holde Künste, blüht! Mög' Euch der Ueberfluß
Aus seinem Füllhorn stets mit goldnen Früchten nähren!
Euch weihe jedes Volk auf heiligen Altären
Zum Opfer sein Gefühl! Den süßesten Genuß
Gewährt ihr, Musen, mir: bald wein' ich Melpomenen
Mit Wollust nach; bald gießt, beseelt von Witz und Scherz
Thaliens leichtes Lied mir Heiterkeit ins Herz; —
Der hohe Reiz des Geistigschönen,
Er zieht mich, Zauberkräften gleich
Unwiderstehlich hin zu Euch.

Friedrich der Große.

So sang Friedrich, als er die Berliner Akademie wieder hergestellt hatte und nun eröffnen ließ. Ihm waren Künste und Wissenschaften Zwillingsschwestern, die das Genie zum gemeinschaftlichen Vater haben und durch natürliche, unzertrennliche Bande vereinigt sind. „Die Malerei," sagt er, „erfordert eine genaue Kenntniß der Mythologie und der Geschichte; sie führt auch zum Studium der Anatomie, in Betreff aller der Triebfedern, welche den menschlichen Körper in Bewegung setzen, damit in den Stellungen der Figuren die Zusammenziehung der Muskeln richtige Wirkungen hervorbringe und nur die Erhöhungen und Vertiefungen in den Gliedern darstelle, die in ihnen sein müssen. Zu der Landschafts-Malerei ist Kenntniß der Optik und Perspektive nöthig, welche, mit der Architektur verbunden, das Studium der

Digitized by Google

Geometrie und Mechanik erfordert. Besonders steht die Malerei mit der Dichtkunst in Verbindung. Eben die feurige Imagination, die der Dichter braucht, muß auch der Maler haben. Alles das hat der gute Maler zu seinen Compositionen nöthig; und es ist vielleicht einer der größten Vorzüge unsers aufgeklärten Jahrhunderts, daß es die Wissenschaften nothwendiger und eben dadurch auch allgemeiner gemacht hat. Wissenschaften und Künsten, den Wohlthäterinnen des menschlichen Geschlechts, haben wir Alles zu verdanken. Der Einwohner großer Städte genießt ihrer Vortheile, ohne daß er in seiner stolzen Weichlichkeit weiß, was für Nachtwachen und Arbeiten es kostet, seinen Bedürfnissen abzuhelfen und seinen oft seltsamen Geschmack zu befriedigen." — „Man sage nicht, daß die Menschen durch Kultur der Wissenschaften und Künste zu Geschäften untauglich werden. Der richtig denkende Kopf macht in Allem, worauf er sich einläßt, gleiche Fortschritte. Die Wissenschaften setzen den Mann, der sie kultivirt, keineswegs herab, sondern ertheilen ihm in jeder Lage des Lebens neuen Glanz. Die großen Männer des Alterthums bildeten sich unter der Leitung der Wissenschaften (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf), ehe sie die Würden des Staats bekleideten; und was dazu beiträgt, den Geist aufzuklären, die Beurtheilungskraft zu vervollkommnen und die Sphäre der Kenntnisse zu erweitern, bildet ganz gewiß Männer, die in jedes Fach taugen. Es sind sorgfältig gepflegte Pflanzen, deren Früchte und Blumen schöner und wohlschmeckender werden, als andere von solchen Bäumen, die in wilden Gehölzen, sich selbst überlassen, aufs Gerathewohl wachsen, und deren seltsam in einander geschlungene Zweige sogar nicht einmal den Augen ein angenehmes Schauspiel darbieten. Die Wissenschaften haben die Menschen immer menschlicher gemacht, indem diese durch jene sanfter, gerechter, und minder zu Gewaltthätigkeiten geneigt geworden sind. Wenigstens haben die Wissenschaften an dem Glücke der Völker eben so viel Antheil als die Gesetze. Unvermerkt verbreitet sich diese liebenswürdige und sanfte Denkungsart von den Verehrern der Künste und Wissenschaften unter das Publikum und den gemeinen Haufen; vom Hofe gelangt sie zu dem Bürger der Hauptstadt und von da in die Provinzen. Dann sieht man deutlich, daß die Natur uns nicht dazu bestimmt hat, einander in der

Digitized by Google

Welt zu erwürgen, ſondern einander in unſern gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen Hülfe zu leiſten; daß uns Unglück, Schwachheiten und der Tod unaufhörlich verfolgen, und daß es eine außerordentliche Thorheit iſt, dieſe Urſachen unſers Elends und unſerer Zerſtörung noch zu vervielfältigen."

„Ich ſchäme mich," ſagt Friedrich, „es auszuſprechen, daß man ſo frech geweſen iſt, eine Frage aufzuwerfen, über die doch Niemand Zweifel haben ſollte: ob die Wiſſenſchaften für die menſchliche Geſellſchaft nützlich oder ſchädlich ſind? Beſitzen wir Vorzüge vor den Thieren, ſo beſtehen ſie gewiß nicht in körperlichen Fähigkeiten, ſondern in dem Geiſte, den die Natur uns gegeben hat; und was einen Menſchen von dem andern unterſcheidet, ſind Genie und Kenntniſſe. Woher käme denn der unendliche Abſtand zwiſchen einem policirten und einem barbariſchen Volke, wenn nicht daher, daß jenes aufgeklärt iſt, dieſes aber in einem thieriſchen ſtupiden Zuſtande vegetirt? — Die Nationen, welche jenes Vorzuges genoſſen, ſind erkenntlich gegen die Leute geweſen, die ihnen denſelben verſchafft haben. Und daher kommt der verdiente Ruhm, deſſen jene Erleuchter der Welt, jene Weiſen theilhaft werden, die durch ihre wiſſenſchaftlichen Arbeiten ihre Mitbürger und ihr Jahrhundert aufgeklärt haben. Nur Gauner und Betrüger können ſich den Fortſchritten der Wiſſenſchaften und Künſte widerſetzen, weil ſie einzig und allein ihnen ſchädlich ſind. Nur eine rohe Seele kann das menſchliche Geſchlecht des Troſtes und des Beiſtandes berauben wollen, den es aus den ſchönen Wiſſenſchaften gegen die vielen Bitterkeiten des Lebens ſchöpft."

Friedrich ſetzte den Grund, warum in Deutſchland die Wiſſenſchaften ſo lange zurückgeblieben, zum Theil darein, daß in Italien, England und Frankreich die erſten Schriftſteller und ihre Nachfolger ſich der Mutterſprache bedienten. Nun verſchlang das Publikum ihre Werke und ſo verbreiteten ſich Kenntniſſe durch die ganze Nation. „Bei uns war dieſer Fall ſehr verſchieden. Unſere erſten Gelehrten waren Leute, die in ihrem Gedächtniſſe Thatſachen über Thatſachen anhäuften, Pedanten ohne Beurtheilungskraft, die ihren Fleiß auf lauter kleinliche Dinge verwendeten, und dabei den Beifall von ganz Europa in Anſpruch nahmen. Theils um ſich mit ihrem ſchönen Latein zu brüſten, Theils um von fremden Pedanten bewundert zu werden, ſchrieben ſie

immer nur lateiniſch, ſo daß ihre Werke beinahe für ganz Deutſchland ſo gut als gar nicht vorhanden waren. Hieraus entſprangen zweierlei nachtheilige Folgen: einmal, daß die deutſche Sprache, da Niemand ſie ſchliff, ihren alten Roſt behielt; und dann, daß die Maſſe der Nation, da ſie kein Latein verſtand, ſich nicht unterrichten konnte und im Schlamme der gröbſten Unwiſſenheit ſtecken blieb. Das ſind unwiderſprechliche Wahrheiten. Möchten ſich doch unſere Herren Gelehrten zuweilen erinnern, daß die Wiſſenſchaften die Nahrung der Seele ausmachen! Das Gedächtniß nimmt ſie auf, wie der Magen die Speiſen; aber wenn nicht die Beurtheilungskraft zu Hülfe kommt, ſo bleiben ſie unverdaut. Sind Kenntniſſe Schätze, ſo muß man ſie nicht vergraben, ſondern ſie dadurch nützlich machen, daß man ſie in Umlauf bringt; und dies kann nur durch eine, allen unſern Mitbürgern verſtändliche Sprache geſchehen."

Die Gründe, warum Friedrich ſich mit deutſcher Pedanterie nicht befreunden konnte, ſind hier hinlänglich entwickelt. Das beſte alſo, was er zu thun vermochte, that er: er verpflanzte die ausländiſche Frucht auf den einheimiſchen Boden und ſuchte ihr Wurzel zu verſchaffen. „Noch," ſagte er, „ſind die ſchönen Tage unſerer Literatur nicht gekommen; ſie nähern ſich jedoch. Ich kündige ſie an, werde ſie aber nicht mehr ſehen, weil mir mein Alter die Hoffnung dazu benimmt. Ich bin wie Moſes, erblicke das gelobte Land von fern, komme aber nicht mehr ſelbſt hinein."

Friedrich vernachläſſigte die deutſche Gelehrſamkeit keineswegs, wie man ihm wohl nachgeſagt hat; nur die deutſche Pedanterie ekelte ihn an. An der Spitze der deutſchen Pedanten ſtand damals Gottſched und doch verſchmähte Friedrich es nicht, während ſeines Aufenthalts in Leipzig, im ſiebenjährigen Kriege, ſich oft mit dieſem Manne über literariſche Gegenſtände zu unterhalten. Als bei einer ſolchen Zuſammenkunft der König die Franzoſen wegen ihrer Geſchicklichkeit lobte, die Alten, und namentlich den Horaz zu überſetzen, äußerte Gottſched die Anſicht, wie die Franzoſen den Horaz gar nicht zu übertragen im Stande ſeien. Der König gab ihm darauf eine einzeln gedruckte franzöſiſche Ueberſetzung des römiſchen Dichters; Gottſched las ſie mit Vergnügen, erklärte ſie für vortrefflich, bemerkte aber, daß ſie von

Digitized by Google

keinem Franzoſen gemacht ſei. Sie war, ohne daß er es wußte, von dem Könige verfaßt.

Einſt mußte Gottſched dem Könige ein Fragment aus einer Ode von J. B. Rouſſeau überſetzen. „Die Ueberſetzung gefällt mir," ſprach er, „aber ich kenne die deutſche Sprache zu wenig, als daß ich mir darüber ein Urtheil zutrauen darf."

Mehr Gefallen, als an dem ſteifen Gottſched, fand Friedrich an Gellert, mit dem er ebenfalls in Leipzig ſich häufig unterhielt. Es war am 18. Dezember 1760. Nachmittags um 3 Uhr, als dieſer beliebte Dichter in ſeinem Schlafrock, eine weiße Mütze auf dem Kopf, unraſirt und eben nicht wohl auf, an ſeinem Pulte ſaß und ſchrieb. Da trat der Major Quintus Icilius ins Zimmer: Ich freue mich, Herr Profeſſor, Sie kennen zu lernen. Se. Majeſtät der König verlangen Sie zu ſprechen und ſenden mich ab, Sie zu ihm zu bringen.

„Herr Major! Sie müſſen es mir anſehen, daß ich krank bin; mit einem Manne, der nicht ſprechen kann, wird dem Könige nicht viel gedient ſein."

Es iſt wahr, Sie ſehen unwohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen ſagen: wenn Sie ſich mit dieſer Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, ſo irren Sie ſich. Ich muß morgen wiederkommen, und, wenn Sie dann nicht beſſer ſind, übermorgen, und das ſo fort, bis Sie mitgehen können. Entſchließen Sie ſich alſo; ich laſſe Ihnen eine Stunde Zeit. Um vier Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen ſoll.

„Thun Sie das, Herr Major, ich will ſehen, wie ich mich dann befinde."

Der Major ging. Gellert, welcher an dieſem Tage ſeinen Famulus Gödike nicht zu Hauſe hatte, verſchaffte ſich mit großem Verdruß und vielen Umſtänden einen Barbier, und faſt eben ſo viele Mühe machte es ihm, ehe er mit einer wohlgepuderten Perücke zu Stande kam. Der Major holte ihn nun ab und brachte ihn zum Könige.

„Iſt Er der Profeſſor Gellert?" — Ja, Ew. Majeſtät. — „Der engliſche Geſandte hat mir viel Gutes von Ihm geſagt.

Digitized by Google

Wo ist Er her?" — Von Haynichen bei Freiberg. — „Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?" — Ja, Ew. Majestät. — „Sag' Er mir, warum wir keine guten deutschen Schriftsteller haben?"

Quintus Icilius fiel ihm hier ins Wort und sprach: „Ew. Majestät haben schon hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La Fontaine nennen."

Das ist viel! erwiederte Friedrich. „Hat Er den La Fontaine gelesen?" — Ja, Ew. Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich habe mich bemüht, originel zu sein. — „Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?" — Ew. Majestät sind nun einmal gegen die Deutschen eingenommen. — „Nein, das kann ich nicht sagen." — Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. — „Das ist wahr! Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?" — Es fehlt uns nicht daran. Wir haben einen Mascow, einen Cramer, der den Bossuet fortsetzt. — „Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortsetzen kann?" — Ja, ja, und glücklich. Einer von Ew. Majestät gelehrtesten Professoren hat es gesagt, daß er ihn mit eben der Beredtsamkeit und mit noch größerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe. — „Hat's der Mann auch verstanden?" — Die Welt glaubt es. — „Aber warum macht sich Keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen." — Tacitus ist schwer zu übersetzen und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm. — „Da hat Er Recht." — Ueberhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen sich noch nicht in allen Arten guter Schriften hervorgethan haben. Da Künste und Wissenschaften bei den Griechen schon blühten, führten die Römer noch Krieg. Vielleicht ist jetzt die kriegerische Epoche bei den Deutschen; vielleicht hat es ihnen noch an einem August und Ludwig XIV. gefehlt. — „Wie, will Er denn Einen August in ganz Deutschland haben?" — Nicht das grade; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die Genie's ermuntere. — „Ist Er gar nicht aus Sachsen gekommen?" — Ich bin einmal in Berlin gewesen. — „Er sollte reisen." — Ew. Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen. — „Was hat Er denn für eine Krankheit? etwa die gelehrte?" —

Digitized by Google

Weil Ew. Majeſtät ſie ſo nennen, ſo mag ſie ſo heißen; in meinem Munde würd' es zu ſtolz geklungen haben. — „Ich habe ſie auch gehabt. Ich will Ihn kuriren. Er muß alle Tage ausreiten; alle Wochen Rhabarber nehmen." — Ew. Majeſtät, dieſe Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich ſein. Wenn das Pferd geſünder wäre, als ich, ſo würd' ich's nicht reiten können, und wär' es eben ſo krank, ſo möcht' ich nicht fortkommen. — „So muß Er fahren." — Dazu fehlt mir Vermögen. — „Ja, das iſt wahr! Daran fehlt es den Gelehrten in Deutſchland immer. Es ſind wohl jetzt böſe Zeiten?" — Ja wohl, und wenn Ew. Majeſtät Deutſchland den Frieden geben wollten. — „Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es ſind ja Drei wider mich!" — Ich bekümmere mich mehr um die alte, als um die neue Geſchichte. — „Was meint Er, wer iſt größer in der Epopöe, Homer oder Virgil?" — Homer ſcheint mir den Vorzug zu verdienen, weil er das Original iſt. — „Aber Virgil iſt viel poetiſcher." — Wir ſind zu weit von Homer entfernt, als daß wir von ſeiner Sprache und ſeinen Sitten richtig genug ſollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quinctilian, welcher dem Homer den Vorzug giebt. — „Man muß aber nicht ein Sklave von dem Urtheile der Alten ſein." — Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur dann, wenn ich wegen der Entfernung ſelbſt nicht urtheilen kann. —

Quintus Icilius erwähnte jetzt gegen den König, daß Gellert auch deutſche Briefe herausgegeben habe. „So?" ſagte Friedrich und ſetzte, gegen Gellert gewendet, hinzu: „Hat er denn auch wider den Stylum curiae geſchrieben?" — Ach ja, Ew. Majeſtät. — „Aber warum wird das nicht anders? Es iſt was Verteufeltes! Sie bringen mir ganze Bogen und ich verſtehe nichts davon." — Wenn Ew. Majeſtät es nicht ändern können, ſo kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — „Kann Er keine von ſeinen Fabeln auswendig?" — Ich zweifle. Mein Gedächtniß iſt mir ſehr untreu. — „Beſinn' Er ſich, ich will unterdeſſen umhergehen."

Der König ging eine Weile im Zimmer auf und ab und fragte dann: „Nun, hat Er eine?" — Ja, Ew. Majeſtät, den Maler. — Gellert begann nun zu recitiren:

Digitized by Google

Ein kluger Maler in Athen,
Der, minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde seh'n
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus:
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte Vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Drauf trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bei dem ersten Blicke:
Ihr Götter, welch' ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde;
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm, ist in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler wird beschämt gerühret;
Er sah' den Kenner traurig an.
„Nun," sprach er, „bin ich überführet,
Ihr habt mir nicht zu viel gethan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Aufmerksam hatte Friedrich bis jetzt zugehört, als Gellert eine Pause machte: „Und die Moral?" fragte der König schnell. Gellert fuhr fort:

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist das schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

„Das ist recht schön," rief Friedrich aus; „Seine Verse sind fließend, ich verstehe Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und doch kein Wort verstanden. Noch einen Poeten,

Digitized by Google

den Pietsch, haben sie mir gebracht, aber ich habe ihn weggeworfen." — Ew. Majestät, den werf' ich auch weg. — „Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter zu mir kommen, Seine Fabeln mitbringen und mir etwas Neues vorlesen." — Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich hab' einen singenden, gebirgischen Ton. — „Ja, wie die Schlesier. Aber Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst. Nun, komm' Er bald wieder."

Gellert ging. „Das war ein ganz anderer Mann, wie Gottsched!" sagte Friedrich; „das ist der verständigste aller deutschen Gelehrten." Wichtigere Dinge nahmen die Aufmerksamkeit des Königs so sehr in Anspruch, daß er ihn nicht mehr rufen ließ; dagegen schickte er ihm im folgenden Jahre von Breslau aus eine selbstgefertigte Fabel: Die beiden Doggen und der Mensch, und bald darauf noch ein anderes, an Gellert gerichtetes Gedicht.

Ohne Zweifel wird es interessant sein, ein Urtheil Friedrichs über das damalige deutsche Theater, über Göthe und die Uebersetzungen Shakspear's zu vernehmen. „Um sich zu überzeugen," sagt der König, „wie wenig Geschmack bis jetzt noch in Deutschland herrscht, darf man nur unsere öffentlichen Schauspiele besuchen. Dort sieht man die abscheulichen Stücke von Shakspear aufführen, die man in unsere Sprache übersetzt hat, und die ganze Versammlung findet das äußerste Wohlgefallen an diesen lächerlichen Farcen, die nur für die Wilden in Kanada taugten. So nenne ich sie, weil sie gegen alle Regeln des Theaters sündigen. Und diese Regeln sind nicht willkürlich, sondern von Aristoteles in seiner Dichtkunst mit Gründen bestätigt. Er schreibt Einheit des Ortes, der Zeit und der Handlung als die einzigen Mittel vor, ein Trauerspiel interessant zu machen. In jenen englischen Stücken aber währt die Handlung oft mehrere Jahre. Wo bleibt da die Wahrscheinlichkeit? Bald treten darin Handwerker und Todtengräber auf und sprechen, wie es sich für sie schickt; bald wieder Prinzen und Königinnen. Wie kann dieses seltsame Gemisch von Niedrigem und Erhabenem, von Burleskem und Tragischem, rühren und gefallen? Shakspeare verdient für diese seltsamen Verirrungen allerdings Verzeihung, da die Kunst in seinem Zeitalter erst zu keimen begann. Aber erst vor Kurzem ist ein Götz von Berlichingen erschienen, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke; man

Digitized by Google

bringt ihn auf das Theater, das Parterre klatscht Beifall und verlangt mit Enthusiasmus die Wiederholung dieser ekelhaften Plattitüden. Ich weiß wohl, daß man über den Geschmack nicht streiten muß; indeß wird man mir doch erlauben zu sagen, daß Leute, die an Seiltänzern und Marionetten eben so viel Vergnügen finden, wie an Racine's Trauerspielen, nur ihre Zeit tödten wollen, lieber zu ihren Augen, als zu ihrem Geiste sprechen lassen, und bloßes Spektakel dem vorziehen, was das Herz rührt."

Bei so bewandten Umständen und Ansichten kommen wir auch hier wieder darauf zurück, daß Friedrich die Wissenschaft und die Kunst, als eine ausländische Pflanze, in seinen Landen erst einbürgern mußte. In seinen Kunst-Tempeln wurden daher nur französische und italienische Stücke gegeben; namentlich machte er, gleich im Anfange seiner Regierung, für die Oper einen großen Aufwand, indem er die ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen, eine Farinella und Laura, einen Pinti u. A. nach Berlin berief. Dem letztern ließ er durch Algarotti 4000 Thaler Gehalt bieten; Johann Astrua aus Turin erhielt im Jahre 1747 ein Engagement mit 6000 Thalern.

Unter den Tänzerinnen waren damals die Roland, welche Friedrich aber wieder entlassen mußte, und die Barbarina hoch berühmt; die letztere vereinigte mit ihrer Kunst Anmuth und außerordentliche Schönheit.

Es war am 13. Dezember 1771, als man in Berlin die erste Oper sah (Rodelinde von Graun). Die Aufführung erfolgte damals noch auf dem kleinen Theater im Schlosse, auf welchem der Hof selbst zuweilen ein Stück darstellte. Glänzende Hoffeste aller Art, von allerlei Musen-Künsten unterstützt, begannen seit dieser Zeit und verherrlichten den Sitz des kriegerischen Königs. Friedrich selbst komponirte nicht nur dann und wann Arien für einzelne Singspiele; er dichtete auch wohl ganze Komödien, wie z. B. 1741 das Lustspiel l'École du monde. Oft besuchte er die Theater-Proben, unterhielt sich mit den darstellenden Künstlern und traf viele Anordnungen selbst. In seinen ältern Tagen ließ er sich so weit nicht mehr herab; nie aber und zu keiner Zeit hat man gefunden, daß Friedrich eine Regierungssorge über einer Tänzerin vernachlässigt hätte.

Digitized by Google

Der König liebte es, wenn die Kunſt mit der Beſcheidenheit Hand in Hand ging. Einſt kam ein Franzoſe, ein angeblicher Flöten-Virtuos, nach Potsdam, prahlte viel mit ſeinem Spiel und that ſich etwas auf Koſten der deutſchen Künſtler zu Gute. Er bat um Erlaubniß, ſich vor dem Könige hören laſſen zu dürfen, erregte jedoch deſſen Mißfallen ſchon durch die Großſprechereien, die er in ſein Geſuch einſchob. „Hör' Er, lieber Graun," ſagte Friedrich zu ſeinem Kapellmeiſter: „da will ein Franzoſe vor mir ſpielen. Mach' Er doch, daß der Windbeutel erfährt, daß es hier auch Muſiker giebt. Dieſen Abend will ich ihn hören." Graun erſchien zur Konzertſtunde mit einigen ſeiner eignen Kompoſitionen. Der Franzoſe ſpielte ein Konzert flüchtig und geziert; der König fragte ihn, ob er Alles vom Blatte weg ſpielen könne und er bejahte dies mit großer Zuverſichtlichkeit. Es wurden ihm nun einige Kompoſitionen von Graun vorgelegt; er ſpielte den Anfang erträglich die Fortſetzung aber ſo ſchlecht, daß Friedrich ſich hinwegbegab, ihm ein Geſchenk ſandte und ſagen ließ: „er müſſe noch viel lernen, wenn er in Deutſchland ſein Glück machen wolle."

Friedrichs Vater hatte, wie wir geſehen haben *), einige Neigung zur Malerei und bediente ſich dabei eines ſchlechten Gehülfen, Namens Huber, den er zum Hof-Maler ernannte. Friedrich als Kronprinz erhielt einſt Befehl, ſich von dieſem Manne zeichnen zu laſſen; der Prinz ging zu ihm, ſetzte ſich vor ihm nieder, zog die Flöte aus der Taſche, vergnügte ſich einige Zeit damit, ſtand dann wieder auf, und ging mit den Worten: „Nun kann Er meinem Vater ſagen, daß ich Ihm geſeſſen habe." — Friedrich hatte einen Widerwillen gegen dieſen unwiſſenden, aber eingebildeten Menſchen; dennoch wurden ihm ſpäter beim japaniſchen Palais in Sans-Souci einige Arbeiten, neben Harper und Rode, zugetheilt. Huber und Harper hatten unter ihre Arbeiten ihren Namen geſetzt, nicht aber der beſcheidene Rode; der König bemerkte dies ſogleich und rief aus: „Was ſoll das? Der Name Huber muß weggeſtrichen werden!" Dies geſchah und nur Harpers Name blieb ſtehen. Später erhielt Huber eine Penſion. Als man dem Könige meldete: Der Hof-Maler Huber

*) Seite 6.

Digitized by Google

sei gestorben, fragte er: wer das sei? und als man ihm sagte, es sei der Hof-Maler seines verewigten Vaters, setzte er hinzu: „Ich kenne ihn nicht; ich kenne keinen Hof-Maler Huber! Vermuthlich hat er Thorwege nach dem Leben angestrichen."

Den eitlen Voltaire züchtigte Friedrich einmal auf eine belustigende Weise. Im Jahre 1752 lernte der König einen Engländer kennen, der ein so außerordentliches Gedächtniß besaß, daß er mehrere Bogen, die man ihm vorgelesen, Wort für Wort wieder hersagen konnte. Er ließ diesen Mann hinter eine Tapete treten, um sich ein Gedicht einzuprägen, welches Voltaire ihm, dem Könige, vortragen wollte. Der Dichter las seine Verse mit vieler Deklamation und Selbstzufriedenheit; Friedrich aber hörte sie sehr gleichgültig an und sprach dann: „Ich muß ehrlich gestehen, lieber Voltaire, es fällt mir auf, daß Sie sich mit fremden Federn schmücken. Ich habe dies schon einige Mal bemerkt, und das Gedicht, welches Sie mir da vorlesen, ist mir ein neuer Beweis davon."

Voltaire's Erstaunen war groß und ging in lächerliche Wuth über. Er versicherte, Friedrich irre sich; die Untreue seines Gedächtnisses verleite ihn zu einem großen Mißgriffe und zu einer noch größeren Ungerechtigkeit. „Wenn ich Sie aber überzeuge," entgegnete der König, daß diese Verse von einem Engländer sind, wie dann?" — Voltaire bestritt diesen Verdacht immer heftiger, aber Friedrich setzte hinzu: „Ich kann Ihre Widersprüche nicht gelten lassen, Ihre Betheuerungen sind für mich leere Worte, denn ich kann Ihnen das Gegentheil beweisen." — Damit befahl er, daß der Engländer erscheinen und das fragliche Gedicht recitiren solle. Dies geschah. „O Himmel!" rief Voltaire außer sich: „zerschmettere mit deinem Blitzstrahl diesen Dieb meiner Verse! Hier ist Zauberei im Spiele, die mich zum Wahnsinn bringt!"

Ein eignes Mißgeschick bei dem Könige hatte der berühmte Weltumsegler Forster, der auf seinem Schiffe Alles, nur nicht den Hofton gelernt haben mochte. Der Minister Heinitz stellte diesen Mann im Jahre 1780 dem Könige vor. „Sire!" sagte Forster, „ich habe bereits fünf Könige gesprochen, drei wilde und zwei zahme; aber so Einer, wie Ew. Majestät, ist mir noch nicht vorgekommen." — Friedrich vergalt diese grobe Unschicklichkeit da-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

durch, daß er der Reiſen des Seemannes mit keinem Worte erwähnte, ſondern über Dinge ſprach, die ihm ganz gleichgültig ſein mußten. „Der Forſter," ſagte er nach der Audienz zum Miniſter, „mag ein grundgelehrter Mann ſein, aber er iſt ein erzgrober Kerl."

Dem anerkannten Talente räumte Friedrich gern die Herrſchaft ein, wie er dies mit Quanz und Graun immer that. Der Erſtere tyranniſirte ihn; das Schickſal aber rächte den König dadurch, daß Quanz wiederum von einer böſen Frau, und dieſe Frau wiederum von einem Schoßhunde tyranniſirt wurde. Als man in einer Künſtler-Geſellſchaft davon ſprach, gab C. P. E. Bach ein Räthſel auf: welches wohl das fürchterlichſte Thier in der preußiſchen Monarchie ſei? Als Keiner dieſes Räthſel zu löſen vermochte, äußerte Bach: „Dieſes fürchterliche Thier iſt der Schoßhund der Madame Quanz. Es iſt ſo fürchterlich, daß ſogar Madame Quanz ſich vor ihm fürchtet; vor Madame Quanz aber fürchtet ſich Herr Quanz, und vor Herrn Quanz wieder der größte Monarch der Welt, Friedrich der Große." Der König lachte ſehr, als er dieſe Anekdote erfuhr.

Man weiß, daß der König Privat-Konzerte arrangirte und, umgeben von den beſten Künſtlern ſeiner Kapelle, darin ſein Talent als Flötiſt übte *). In einem ſolchen Konzerte trug er auch einſt eine eigene Kompoſition vor, in der ſich jedoch ein fehlerhafter Satz befand. Quanz und Benda konnten ſich nicht enthalten, dieſen Fehler herauszuheben; der König bemerkte es und ſchwieg. Nach beendigtem Konzerte ſprach er darüber mit Benda, änderte nach deſſen Rathe den Satz und ſagte: „Wir dürfen unſerm Quanz keinen Katarrh zuziehen."

Einſt hatte der König von Quanz eine neue Flöte verlangt, dieſer aber verſchob die Ablieferung von einer Zeit zur andern, weil die Anfertigung mühſam ſei und er ein vorzügliches Inſtrument herzuſtellen wünſche. Endlich brachte er dem Könige die Flöte, erklärte ſie für trefflich gelungen, bedung ſich aber aus, daß ſie, weil ſie erſt geölt worden, noch einige Zeit ungenutzt liegen bleibe. Friedrich verſprach dies. Am folgenden Abende jedoch gerieth er ſchon in Verſuchung, in ſeinem Privat-Quartette ſich des

*) Hierzu ein Stahlſtich.

Digitized by Google

neuen Inſtruments zu bedienen. Er ſtellte ſich damit vor das Noten-Pult, wobei er, nach ſeiner Weiſe, das Knie des rechten Fußes auf einem Seſſel ruhen ließ. Mit beiden Händen führte er die Flöte an den Mund, als er ſich plötzlich der Autorität ſeines Lehrmeiſters erinnerte; er legte das Inſtrument weg und ſagte: „Quanz will es noch nicht haben, daß ich darauf blaſe; ich habe es ihm verſprochen und muß Wort halten."

Die Flöte lag neben dem Könige; während er auf einer andern blies, ſchleuderte er jene durch einen Zufall ſo hart auf die Diele, daß das Mittelſtück einen Sprung bekam. „Was wird nun Quanz ſagen?" äußerte er, anſcheinend beunruhigt: „er wird doppelt böſe ſein und ſich einbilden, daß ich, gegen ſein Verbot, ſchon darauf geſpielt hätte. Wenn ich ihm auch verſichere, daß dies der Fall nicht geweſen, er glaubt es mir nicht. Was iſt dabei zu thun?"

Nach einem kleinen Nachſinnen ſetzte er ſich nieder und nahm über den Hergang eine Art Protokoll auf, welches die anweſenden Muſiker als Zeugen unterſchreiben mußten. Dieſes ſandte er an Quanz, der den Schaden wieder auszubeſſern verſtand. —

Einſt erhielt Graun den Befehl, ſogleich die Probe einer ſeiner neuen Opern zu veranſtalten, weil der König der General-Probe, die in einigen Tagen ſtattfinden ſollte, beizuwohnen verhindert wurde. Die Probe begann; Friedrich, übel gelaunt, ließ ſich die Partitur geben und ſtrich darin mehrere Seiten. Graun wartete ruhig das Ende ab. „Alles," ſagte der König, „was ich geſtrichen habe, muß geändert werden; es iſt Seiner nicht werth und gefällt mir nicht." — Das bedaure ich ſehr, entgegnete der Kapellmeiſter; doch werde ich keine Note ändern, denn übermorgen iſt General-Probe und bis dahin kann nichts Neues einſtudirt werden; dann aber habe ich noch einen wichtigeren Beweggrund, den Ew. Majeſtät erſt hören dürfen, wenn Sie gnädiger ſein werden. — „Graun! auf Ihn bin ich nicht ungnädig, bin es auch nie geweſen; darum will ich Seinen Beweggrund ſogleich wiſſen." — Nun denn! verſetzte Graun, und ſteckte die Partitur in die Taſche: über dies hier bin ich König. — „Er hat Recht," ſagte Friedrich lächelnd: „es bleibt Alles beim Alten."

Digitized by Google

Es ist bekannt, wie meisterhaft Friedrich die Flöte spielte und daß er namentlich im Adagio unerreichbar war. Einst machte er durch sein Spiel einen so tiefen Eindruck auf Fasch, daß dieser einen leisen Beifallsruf nicht unterdrücken konnte. Dem Könige war dies nicht entgangen und er schien darüber vergnügt. „Mein Spiel," sagte er, „gelingt mir vorzüglich, wenn ich mich vorher in eine Lage denke, die meine Einbildungskraft beschäftigt und mein Gemüth bewegt. Jetzt dacht' ich mir den Augenblick, wo die patriotische Römerin Volumnia in ihren Sohn Coriolan dringt, das Heer der Volsker von der römischen Grenze zurückzuführen. Daher ist auch mein Adagio gut ausgefallen."

Einst, als der König in einem schlesischen Dörfchen übernachtete, des Abends in dem Zimmer des untern Stockwerks umherging und auf der Flöte phantasirte, bemerkte er, daß Jemand (es war der Schullehrer des Orts) in seinem Sonntagsstaate am Fenster lauschte und sich sehr sorgsam an die Mauer drückte, um nicht bemerkt zu werden. Der König öffnete das Fenster und fragte: „Was will Er?" — Bis zum Tode erschrocken, stotterte der Ueberraschte: Ew. Majestät — Dero unterthänigster Knecht — bin ein großer Liebhaber von der edlen Musik — da konnt' ich dem Triebe nicht widerstehen. — „Nun, so bleib' Er!" sagte Friedrich, öffnete die Fensterflügel und spielte noch eine Weile fort. Der ehrliche Alte, dem weder gute Musik, noch solche Herablassung von einem Großen je vorgekommen sein mochte, hörte entzückt zu. Als endlich der König die Flöte weglegte und das Fenster schließen wollte, rief er in übereilter Freude aus: „Nein, Ew. Majestät, das hätte ich Ihnen nicht zugetraut."

Bei einer andern Gelegenheit erwarb Friedrich durch seine Kunst sich sogar Kredit zu einer guten Mahlzeit. Während er inkognito nach Holland reiste, wünschte er in einem Gasthofe zu Amsterdam eine holländische Pastete zu essen, deren Geschmack man ihm als etwas sehr Leckeres gerühmt hatte. Er trug seinem Begleiter, dem Obersten von Balbi auf, ihm eine solche Pastete zu bestellen. Dies geschah; die vorsichtige Wirthin hegte jedoch Bedenken, eine solche Auslage für zwei scheinbar geringe Gäste zu machen. Es ist schon recht gut, sagte sie zu dem Obersten, daß Sie eine Pastete essen wollen; können Sie aber so etwas auch bezahlen? Wissen Sie wohl, daß eine solche Pastete dreißig

Digitized by Google

Gulden koſtet? — Balbi beruhigte ſie darüber und erzählte ihr, daß ſein Kamerad ein großer Virtuos auf der Flöte ſei, der, wenn er ſich hören ließe, in wenigen Stunden viel Geld verdienen könne. — „Ei, ſo muß ich ihn auch hören!“ rief ſie aus, lief vor dem Oberſten her in das Zimmer des Königs und ſprach ſehr höflich: „Mein Herr, da Sie ſo ſchön pfeifen können, würden Sie mir wohl auch etwas vorpfeifen.“ Friedrich wußte nicht, was dies bedeuten ſollte, bis ihm Balbi die Sache in franzöſiſcher Sprache erklärte. Dem Könige machte dies Spaß; er ergriff die Flöte und ſpielte ſo ſchön, daß die Holländerin ganz verwundert war und endlich ausrief: „Gut, mein Herr! Sie können gar ſchön pfeifen und wohl einige Batzen verdienen. Ich will Ihnen eine Paſtete machen.“

Zu verwundern war es nicht, daß ein König, vor deſſen Geiſteskraft ſich Alles beugte, auch den Takt beherrſchen wollte und daß er damit alſo ſehr despotiſch verfuhr. Während ſeines Aufenthalts in Leipzig wünſchte er ſich einen Abend durch ein Privat-Konzert zu verkürzen und verlangte zu dem Ende Jemanden, der ihm auf dem Fortepiano akkompagniren könne. Man rief den Organiſten Schneider, einen ſehr geſchickten Tonkünſtler. Dieſer ſetzte ſich an das Inſtrument, der König ſpielte und nahm ſich dabei ſo viel allerhöchſte Freiheiten, daß Schneider bald nicht mehr wußte, wo er war. Doch wagte er nicht, die Urſache davon laut werden zu laſſen. Nachdem Friedrich einige Mal, wiewohl vergebens, wacker Takt getreten hatte, fing er noch einmal von vorn an, und Schneider, jetzt ängſtlicher geworden, kam noch weniger mit ihm fort. „Nun, was macht Er denn?“ fuhr ihn Friedrich an. Schneider, der keine Note verſehen, auch, ſo viel nur immer möglich, nachgegeben hatte, fühlte ſich jetzt an ſeiner Künſtler-Ehre gekränkt; er bat demüthig, noch einmal anzufangen. Es geſchah und nun ging es vortrefflich. Da der Satz aus war und der König ihm ſeinen Beifall zu erkennen geben wollte, bemerkte er, daß das leere Titelblatt der Muſik vor Schneider aufgeſchlagen lag. Ich glaube, ſagte Friedrich, Er hat aus dem Kopfe geſpielt? — „Ja, Ew. Majeſtät, ſo gings beſſer!“ — Der König fühlte, was der Künſtler damit ſagen wollte.

Oft ſpielte Friedrich in Sachen der Kunſt den Kritiker.

Digitized by Google

Als Fasch über die Graun'sche Kantate: der Tod Jesu, gegen ihn mit vielem Lobe sprach, äußerte der König: „Ja, das ist seine beste Oper! Wenn er länger gelebt hätte, würd' ers immer besser gemacht haben. Sein Te Deum hat mir damals in meiner Lage sehr gut gefallen, obgleich es mitunter auch sehr lustig darin hergeht. Selbst die Freude muß in der Kirche einen Ernst behalten, der dem geheimnißvollen Wesen zukommt."

In einem Adagio, das der König blies, kam eine Stelle zweimal vor, die mit der großen Serte beziffert war; Fasch griff auf dem Klavier an deren Stelle ein anderes Intervall. Als die Stelle zum zweiten Male herankam, rief der König kurz zuvor: „Die große Serte!" — Wie Ew. Majestät befehlen, sagte Fasch und schlug die Serte derb an. — Nach Beendigung des Stücks fragte Friedrich: „Glaubt Er, daß die Serte falsch ist?" — Ja, Ew. Majestät. — „Wenn's aber der Komponist haben will?" — So bleibt sie doch falsch. — „Quanz sagt aber, daß die Serte hier stehen könne." — Herr Quanz kann recht haben; ich halte mich an die Serte und diese ist falsch. — „Nu, nu! Es ist doch keine verlorne Schlacht!"

Als Friedrich einst von Schlesien nach Berlin zurückkehrte, ließ er sogleich den Kapellmeister Graun zu sich rufen. „Graun," sagte er: „spiel Er mir doch den Anfang Seines ersten Recitativs im Tode Jesu vor." Graun befolgte den Befehl. „Grade so, grade so!" äußerte Friedrich weiter: „ich habe mich nicht verhört. Ich will Ihm etwas sagen. Ich habe in Breslau ein Abendlied gehört, wovon jeder Vers wie Sein Recitativ anfängt. Das Lied heißt: Der goldnen Sonne Lauf und Pracht. Sieht Er, da hab' ich Ihn auf einem musikalischen Diebstahl ertappt. — Aber laß Er's nur gut sein: es macht Ihm Ehre, mit dem frommen Lieder-Komponisten auf den nämlichen Gedanken gestoßen zu sein."

Graun vermochte diese Beschuldigung nicht zu vergessen. Er ließ sich die ihm unbekannte Melodie des Liedes aus Schlesien schicken und fand, daß der König vollkommen recht gehört hatte. Als nun Quanz ihn fragte, ob er nicht die Stelle ändern wolle? rief Graun aus: „Gott behüte mich! Sie ist mir der theuerste Beweis von dem Gedächtniß und dem Beifalle meines Königs."

Grauns letztes Werk war jenes Te Deum auf die Prager Schlacht gewesen. Als der König seinen Tod erfuhr, erschrack er,

Digitized by Google

verſank in Nachſinnen und ſagte dann kopfſchüttelnd: „Wieder ein harter Verluſt! Meinen erſten Feldmarſchall vor Prag — jetzt meinen Graun. Groß iſt überall groß! Ich werde keinen Feldmarſchall und keine Kapellmeiſter mehr machen, bis ich einen Schwerin und einen Graun wieder finde.“ —

Dieſelbe Stufe, welche Friedrich in der Muſik erreicht hatte, behauptete er auch in der Dichtkunſt. Immer aber erwähnte er ſeines Talents mit Beſcheidenheit. „Die Dichtkunſt,“ ſchrieb er, „iſt eine Erholung für mich. Ich weiß, daß ich nur ſehr eingeſchränkte Fähigkeiten dazu habe; aber ſie iſt ein Gewohnheits-Vergnügen, deſſen ich mich nur ungern berauben würde, und von dem kein Menſch Nachtheil hat, zumal, da das Publikum meine Gedichte niemals zu ſehen bekommen, und alſo keine Langeweile davon haben ſoll. Für die Welt ſind meine Verſe nicht beſtimmt. Ich habe weder Einbildungskraft noch Sprachkenntniß genug, um gute machen zu können; mittelmäßige aber ſind abſcheulich. Sie werden unter Freunden geduldet; das iſt Alles.“ — „Ich ſchwimme in dem poetiſchen Ocean mit Binſen und Blaſen unter den Armen und ſchreibe nicht ſo gut, als ich denke; meine Ideen ſind oft ſtärker als meine Ausdrücke und in dieſer Verlegenheit wähle ich von den Uebeln, die mir aufſtoßen, das kleinſte.“ — „Sie (Voltaire) ſchreiben Ihre Werke für den Ruhm, ich zu meinem Zeitvertreibe. Es glückt uns beiden, obwohl auf eine ganz verſchiedene Art. Denn ſo lange die Sonne die Welt erleuchtet; ſo lange ſich nur ein Schein von Wiſſenſchaft, ein Funken von Geſchmack erhält; ſo lange es noch Köpfe giebt, welche erhabene Gedanken lieben, und Ohren, welche Harmonie empfinden; ſo lange werden Ihre Werke dauern und Ihr Name wird die weite Reihe von Jahrhunderten erfüllen, die zur Ewigkeit führt. Von den meinigen wird man ſagen: „„es iſt viel, daß dieſer König doch nicht ganz und gar ein Schwachkopf geweſen iſt; das iſt noch ganz erträglich; wenn er als Privatmann geboren worden wäre, ſo hätte er wenigſtens mit Korrigiren in irgend einer Buchdruckerei ſein Brot verdienen können.““ Dann wirft man das Buch hin, dann macht man Papilloten daraus, und es iſt nicht mehr die Rede davon.“

Neben der Poeſie hat Friedrich ſich für die Muſe der Geſchichte erklärt; und es ſind aus ſeiner eigenen Feder mehrere gute Geſchichtswerke gefloſſen. „Die Geſchichte,“ ſagt er, „wird als

Digitized by Google

eine Schule der Fürsten betrachtet; sie stellt ihrem Gedächtnisse Monarchen dar, welche Väter ihres Vaterlandes waren, aber auch Tyrannen, die es verheerten; sie zeigt ihnen die Ursachen, weshalb Reiche stiegen und fielen; sie entwickelt eine so große Menge von Charakteren, daß einige darunter nothwendig den Charakteren der Fürsten zu unsern Zeiten gleichen müssen; und, indem sie über den Ruf der Todten entscheidet, richtet sie stillschweigend auch die Lebendigen. Durch die Schande, mit der sie lasterhafte, nicht mehr vorhandene Menschen belegt, giebt sie der gegenwärtigen Generation eine Ermahnung zur Tugend, und scheint ihr zu offenbaren, welche Aussprüche sie selbst von der Nachwelt zu erwarten hat. Obgleich das Studium der Geschichte eigentlich für Fürsten gehört, so kann sie doch den Privat-Personen nicht minder nützlich sein, da sie eine Kette der Begebenheiten aller Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten ist. Der Rechtsgelehrte, der Staatsmann und der Krieger nehmen ihre Zuflucht zu ihr und lernen daraus, welchen Zusammenhang das Gegenwärtige mit dem Vergangenen hat. Sie finden darin die, welche ihrem Vaterlande wohl gedient, mit Lob, und die, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger gemißbraucht, mit Abscheu genannt; und so erwerben sie sich eine frühzeitige Erfahrung."

„Wer die Sphäre seiner Begriffe nur auf seinen Wohnort beschränkt, und seine Kenntnisse nicht über seine Brotwissenschaft hinaus erweitert, der sinkt durch die gröbste Unwissenheit bis zum Thiere hinunter; wer aber in die Zeiten vor uns eindringt, und mit der gesammten Fassungskraft seines Geistes die ganze Welt umfängt; der besiegt wirklich Unwissenheit und Irrthum, der hat in allen Jahrhunderten gelebt und wird in der That ein Bürger aller Orte und Länder."

„Wie belehrend und angenehm ist es, alle vor uns gewesene Jahrhunderte durch die Musterung gehen zu lassen, und dabei zu bemerken, durch welche Verkettung sie mit unsern Zeiten zusammenhängen! Eine Nation in ihrer anfänglichen Rohheit betrachten, sie dann in ihren Fortschritten verfolgen und bis dahin begleiten, wo sie civilisirt worden ist — das heißt, den Seidenwurm in allen seinen Verwandlungen, als Puppe und als Schmetterling, studiren. Aber wie demüthigend ist dieses Studium! Es zeigt sich daraus nur zu deutlich, daß ein unwandelbares Natur-

Digitized by Google

geſetz die Menſchen nöthigt, erſt durch eine lange Reihe von Barbareien zu etwas Vernünftigem zu kommen."

Friedrich meinte, daß unſere meiſten Geſchichtsbücher zuſammengeraffte, mit einigen Wahrheiten verbrämte Lügen ſeien. Unter der ungeheuren Menge von Thatſachen, die uns überliefert werden, könnten wir nur diejenigen als bewährt annehmen, welche in den Reichen, entweder zu ihrer Erhebung oder zu ihrem Sturz, Epoche gemacht hätten. Sobald man ſich aber in die genaueren Umſtände der Begebenheiten der Vorzeit einlaſſen wolle, ſtürze man ſich in ein Labyrinth voll Dunkelheit und Widerſprüche, wo man keinen Faden zum Auswege finden könne. Die Liebe zum Wunderbaren, das Vorurtheil der Geſchichtſchreiber, ihr blinder Eifer für ihr Vaterland, ihr Haß gegen feindliche Nationen — alle dieſe verſchiedenen Leidenſchaften, die ihre Feder leiteten, und die ſo ſehr große Entfernung der Zeit, in der ſie ſchrieben, hätten die Thatſachen ſo verändert und entſtellt, daß man jetzt die Hülle nicht mehr zu durchdringen vermöge. — In Bezug auf ſeine eigenen Geſchichtswerke äußerte Friedrich, daß ſie für die Nachwelt beſtimmt ſeien und er ſich alſo von dem Zwange befreit ſähe, die Lebenden zu ſchonen und gewiſſe Rückſichten zu beobachten, die ſich mit dem Freimuthe der Wahrheit nicht vertrügen. „Ich werde ohne Rückhalt und ganz laut ſagen dürfen, was man ganz leiſe denkt. Ich werde die Fürſten ſchildern, wie ſie ſind: ohne Vorurtheil für die, welche meine Bundesgenoſſen, und ohne Haß gegen die, welche meine Feinde waren. Von mir ſelbſt werde ich nur da reden, wo es die Nothwendigkeit erfordert, und man wird mir erlauben, nach Cäſars Beiſpiele das, was mich betrifft, in der dritten Perſon zu erzählen, um das Gehäſſige der Egoiſterei zu vermeiden. Der Nachwelt kommt es zu, uns zu richten; aber, wenn wir weiſe ſind, müſſen wir ihr zuvorkommen und uns ſelbſt ſtrenge beurtheilen. Das wahre Verdienſt eines guten Fürſten beſteht in aufrichtiger Neigung zum gemeinen Wohl, in Liebe des Vaterlandes und des Ruhms. Ja, des Ruhms; denn der glückliche Inſtinkt, der den Menſchen Begierde nach gutem Rufe einflößt, iſt die wahre Triebfeder zu Heldenthaten, iſt die Kraft der Seele, die ſie aus ihrer Trägheit erweckt und ſie zu nützlichen, nöthigen und löblichen Unternehmungen begeiſtert."

Digitized by Google

Ueber die Erziehung der Menschheit hatte Friedrich mancherlei Betrachtungen angestellt. „Ich finde Vergnügen daran," sagt er, „die Jugend zu betrachten, die vor unsern Augen aufwächst. Sie ist eine künftige Generation und der Aufsicht der gegenwärtigen anvertraut; sie ist ein neues menschliches Geschlecht und auf dem Wege, die Stelle des jetzigen zu ersetzen; sie ist die wieder auflebende Hoffnung und Stärke des Staats und wird, wenn man sie gehörig leitet, seinen Glanz und Ruhm fortpflanzen. Daher bin ich der Meinung, daß ein weiser Fürst allen Fleiß darauf verwenden müsse, in seinen Staaten nützliche und tugendhafte Bürger zu bilden. Schon lange habe ich die Erziehung geprüft, die man der Jugend in den verschiedenen europäischen Staaten giebt. Die Menge von großen Leuten, die das klassische Alterthum hervorbrachte, hat mich für die Erziehungsweise der Alten eingenommen; und ich bin überzeugt, daß man durch Befolgung ihrer Methode eine Nation bilden könnte, die bessere Sitten hätte und tugendhafter wäre, als unsere neueren Völker. Man giebt der Jugend Privat-Unterricht durch Leute, die selbst noch des Unterrichts bedürfen. Die höheren Schulen haben nur den Zweck, das Gedächtniß ihrer Zöglinge anzufüllen; statt dessen müßten sie solche zum Selbstdenken gewöhnen, ihre Beurtheilungskraft früh üben, die Seele bilden und ihr edle, tugendhafte Gesinnungen einflößen. — Die Professoren auf den Universitäten sind durch ihren Eigennutz und ihre Trägheit Schuld daran, daß die Kenntnisse sich nicht so stark verbreiten, als es wünschenswerth wäre. Sie begnügen sich damit, ihre Pflichten so schlechtweg, als es nur immer möglich ist, zu erfüllen; sie lesen ihre Kollegia und lassen es damit gut sein. Verlangen die Studenten Privat-Unterricht von ihnen, so bekommen sie ihn nur für einen übermäßigen Preis; und so können denn die Aermeren jene öffentlichen Stiftungen nicht benutzen, ob sie gleich zum Unterrichte aller derer bestimmt sind, die das Bedürfniß, ihre Kenntnisse zu erweitern, zu ihnen hinführt. Noch ein anderer Fehler liegt darin, daß die jungen Leute ihre Reden, Theses und Disputationen selten selbst machen, sondern sie von irgend einem Repetenten machen lassen; und so kann denn oft ein Student ohne Talente, wenn er nur Gedächtniß hat, mit wenigen Kosten Lob ernten. Ermuntert man aber die Jugend

Digitized by Google

nicht selbst zum Müssiggange, wenn man ihr Anleitung giebt, Nichts zu thun? Ein junger Mensch muß zum Arbeiten angehalten werden. Man lasse ihn seine Aufsätze selbst machen, kritisire sie ihm, lasse ihn sie umändern, und gewöhne ihn dadurch, daß er sie öfters umarbeiten muß, an richtiges Denken und an bestimmten Ausdruck. Wenn man bloß das Gedächtniß der Jugend übt, so rostet die Beurtheilungskraft; man überladet die Köpfe, von denen sie keinen Gebrauch zu machen wissen."

Vielleicht ist es nicht unpassend, hier auch der Verbindung zu gedenken, in welcher Friedrich mit den Freimaurern stand. Auf einer Reise, welche Friedrich Wilhelm I. im Jahr 1738 in Begleitung des Kron-Prinzen nach Wesel machte und wobei er seine Nichte, die Prinzessin von Oranien auf dem Schlosse Loo in Geldern besuchte, kam bei Tafel das Gespräch auf die Freimaurerei. Friedrich Wilhelm äußerte seine entschiedene Abneigung gegen diese geheimnißvolle Verbrüderung; der regierende Graf Albert Wolfgang von der Lippe-Bückeburg nahm sie dagegen in Schutz. Der Kron-Prinz zog diesen sofort bei Seite und erklärte ihm sein Verlangen, in den Orden aufgenommen zu werden. Man verabredete, daß die Aufnahme auf der Rückreise heimlich in Braunschweig geschehen solle. Der Graf verschrieb das nöthige Geräth, ließ Brüder von Hamburg und Hanover zusammen kommen und der Akt der Einweihung fand in der Nacht vom 14. zum 15. August statt. Friedrich hatte sich ausbedungen, daß er dabei als Privatmann behandelt werde.

Während der Lebenszeit seines Vaters durfte der Prinz den Logen-Versammlungen nur ganz heimlich beiwohnen. Bald nach seiner Thronbesteigung aber veranlaßte er, daß in Berlin eine Loge gestiftet wurde; von Bielefeld und Jordan übernahmen dieses Geschäft und die noch heut bestehende Mutterloge zu den drei Weltkugeln kam zu Stande. Friedrich erklärte sich, als Landesherr, zum Großmeister derselben, obgleich er an den Versammlungen derselben nicht Theil nahm und sich auch bald um die Maurerei gar nicht mehr bekümmerte. In seinen spätern Jahren scheint er von aller Achtung gegen diese Institution zurück gekommen zu sein, denn er äußerte 1786 gegen den Ritter Zimmermann: „Alchemie und Theurgie haben ihren Ursprung in der Freimaurerei; ich verlache alle diese Thorheiten."

Digitized by Google

Wiewohl Friedrich im Jahre 1742 die v. Polignac'sche Antiken-Sammlung kaufte und auch sonst zur Aufstapelung von dergleichen Alterthümern die Hand bot, scheint er doch in späterer Zeit sich über den wahren Werth dieser Gegenstände nicht getäuscht zu haben und er mystificirte die Antiquitäten-Krämer, unter denen der Oberst Quintus Icilius eine große Rolle spielte.

Als dieser Offizier eines Tages an der Königlichen Tafel speisete, verlangten ein paar Arbeitsleute, wie es hieß dringend, vorgelassen zu werden, und Friedrich gestattete ihnen den Zutritt. Aermlich und schmutzig traten sie in das Speise-Zimmer und der Wortführer überreichte dem Könige einige alte Münzen, die sie bei Anlegung eines Grabens in der Erde gefunden hätten. Friedrich nahm die Münzen, besah sie und gab sein Erstaunen zu erkennen. „Es sind Römer-Münzen," sagte er, „und wenn ich nicht irre, aus den Zeiten des Drusus." — „Aber," so fuhr er zu Quintus Icilius gewendet fort: „wo in aller Welt sind diese Münzen hieher gekommen? Er ist ja ein großer Münz-Kenner, untersuch' Er das doch näher." — Damit gab er ihm die Münzen, bedung sich aber aus, daß der Oberst nicht erst nach Berlin gehe, sondern gleich in Sans-Souci seine Untersuchungen anstelle.

Der Oberst wollte dagegen Einwendungen machen; aber vergeblich. „Er bleibt hier," schloß der König, „bis Er mit Seiner Recherche fertig ist; die dazu nöthigen Bücher kann Er sich holen lassen. Die Sache interessirt mich zu sehr, und wenn ich nicht diesen Weg einschlage, so schiebt Er sie auf die lange Bank und ich kann warten, wer weiß wie lange."

Quintus Icilius machte sich nun an seine Arbeit, ließ eine große Menge Bücher zum Nachschlagen und Citiren kommen und schrieb eine gelehrte Abhandlung, in welcher er bewies, daß, wider die allgemeine Meinung, die Römer oder doch ein paar Kohorten derselben unter Drusus wirklich die Elbe überschritten, daß sie unstreitig in der Gegend von Potsdam ihre Löhnung ausgezahlt erhalten hätten, bei dieser Gelegenheit aber, wahrscheinlich in Folge eines schnellen Rückzuges, die in der Erde gefundenen römischen Münzen verloren gegangen sein müßten. Zufrieden mit dem Resultate seiner Forschungen, überreichte er die Abhandlung dem Könige, der sie flüchtig durchsah und dann mit sarkastischem Lächeln zu ihm sagte: „Mein lieber Quintus Icilius! Es thut mir leid

Digitized by Google

um den vielen kritischen Scharfsinn, den Er auf Seine Abhandlung verwendet hat. — Die Münzen, die Er erhalten, sind keineswegs bei Potsdam gefunden worden, sondern aus Seinem eignen Münzkabinet; ich habe sie Ihm heimlich wegnehmen lassen. Daraus kann Er sich nun erklären, weshalb ich darauf bestand, daß Er Seine Abhandlung hierüber hier in Sans-Souci schriebe. Ich bedaure Seine Müh' und Seinen Fleiß, aber Er wird mir nun aus eigner Erfahrung wohl Recht geben, wenn ich auf manche gelehrte Forschungen nicht den Werth lege, den Er darauf zu legen pflegt." —.

Friedrich retablirte, wie wir schon früher bemerkt, die Akademie der Wissenschaften in Berlin und dichtete, ihr zum Angebinde, das Motto, welches diesem Abschnitte vorgesetzt ist. Am 23. Januar 1744 hielt sie ihre erste Sitzung auf dem Schlosse, nachdem die ihr gehörigen Gebäude des Königlichen Marstalls unter den Linden 1742 mit allen darin befindlichen Sammlungen abgebrannt waren. Erst 1752 wurde das neue Gebäude vollendet. Der König erklärte sich zum Protektor der Anstalt, gab ihr Statuten und übertrug das Kuratorium vier Staats-Ministern. Maupertuis wurde 1746 Präsident, und erhielt, zur besondern Auszeichnung, den Verdienst-Orden. Als er starb, sollte d'Alembert seine Stelle übernehmen, doch lehnte er es ab und der König verwaltete dieselbe allein. Unablässig war er bemüht, die berühmtesten Gelehrten seiner Zeit hier zu vereinigen; doch glückte es ihm nicht mit allen. Anfänglich war Friedrich selbst eins der thätigsten Mitglieder und die akademischen Denkwürdigkeiten von 1746—48 enthalten manche Abhandlungen von ihm über die Geschichte seines Hauses und Landes, über Regierungsformen, Verfassungen u. s. w. Die Kaiserin Katharine war Ehren-Mitglied der Akademie; ein Beweis, welche Auszeichnung in der Mitgliedschaft lag.

Im Jahre 1755 gründete Friedrich nicht nur die Bibliothek in Berlin, sondern befahl auch die Anlegung einer Gemälde-Galerie in Sans-Souci. Für die letztere kaufte er die besten Stücke auf, welche zu haben waren; in kurzer Zeit waren 172 Werke, meist von italienischen und niederländischen Künstlern, zusammengebracht. Auch mehrere einheimische Künstler bereicherten

Digitized by Google

die Galerie, in welcher der König gern auf und ab wandelte und sich mit den Inspektoren über Gegenstände der Kunst unterhielt.

Im Jahre 1768 erfolgte die Gründung des Antiken-Tempels in Potsdam zur Aufnahme des Kabinets geschnittener Steine, welche der Baron v. Stosch bei seinem langen Aufenthalte in Italien zusammengebracht hatte; sie befinden sich jetzt im Berliner Museum.

Friedrich hielt sich, um in seinen Mußestunden nie und nirgends ohne Bücher zu sein, fünf ganz gleiche Büchersammlungen: in Potsdam, in Sans-Souci, in Berlin, in Charlottenburg und in Breslau; ja es wurde in späterer Zeit noch eine Bibliothek im Neuen Palais aufgestellt und eine transportable für die Reisen angeschafft. In diesen Bücher-Sammlungen war überall die genaueste Ordnung zu finden: die Bücher, in rothen Maroquin mit goldenem Schnitt gebunden, enthielten auf dem Deckel einen Buchstaben, der die Bibliothek anzeigte, zu welcher sie gehörten. Die Werke, welche der König anschaffte, hatten die Bestimmung: entweder zu einem gründlichen Studium, oder blos zur Unterhaltung zu dienen; letztere wurden nur flüchtig durchgelesen, die ersteren, wozu alle Klassiker gehörten, immer von neuem wieder vorgenommen und nach der Reihe durchstudirt.

Wir können diesen Abschnitt nicht besser schließen, als mit Friedrichs eigenen Worten:

Daß sich der schwache Mensch nicht ganz in Gram versenke,
Wenn ihn ein harter Schlag des strengen Schicksals traf;
Verlieh'n die Götter ihm zwei köstliche Geschenke:
Die Hoffnung und den süßen Schlaf.
Allein dem Weisen ward für Alles, was das Leben
Der Sterblichen beschwert, ein eigner Trost gegeben:
Ein Gut, das Pallas ihm verlieh — die Wissenschaft.
Sie ist die Schönheit, die nicht altert noch verblühet,
Nur reizender erscheint, je näher man sie siehet,
Und dem, der seines Geistes Kraft
Ihr weiht, und liebend für sie glühet,
Den seligsten Genuß verschafft.
Indessen wähne nicht, daß sie gleich feilen Phrynen
Sich jedem Buhler Preis giebt; nein!
Nur gegen Die, so ihr mit treuem Eifer dienen,
Pflegt sie verschwenderisch mit ihrer Gunst zu sein.
Sie wird, wenn Du sie liebst, aus ihren bessern Schätzen

Digitized by Google

Dir reichlich, was das Glück Dir nicht verlieh, ersetzen;
Der Reichthum nur, den Du durch sie empfängst, gehört
Dir eigen an, und wird noch durch Gebrauch vermehrt. —
In unserm Innern nur liegt unser Werth; das Glück,
Das Zufall uns gewährt, nimmt Zufall auch zurück;
Nicht so die Weisheit. Denken nur heißt leben;
Gedankenlosigkeit ist Tod.

Digitized by Google

Eilfter Abſchnitt.

Der ſiebenjährige Krieg.

Feldzug von 1756.

Krieg iſt mein Lied! Will alle Welt
Krieg will, ſo ſei es Krieg!

Gleim.

Wir ſtehen, wie von Raumer ſehr richtig bemerkt, an einem Zeitpunkte, der auf viele Jahre für die Geſchichte Preußens, ja Europa's entſchied. „Noch bis auf den heutigen Tag," fügt jener Schriftſteller hinzu, „gehen aber die Anſichten über Recht oder Unrecht, Weisheit oder Thorheit der verſchiedenen Mächte, insbeſondere Friedrichs II., weit auseinander. Betrachten wir die bisher zugänglichen Quellen, insbeſondere Herzberg's reiche Sammlung von Urkunden, ſo dürfte ſich dem unparteiiſchen Beobachter ergeben,

1) Friedrich hat nicht erwieſen und nicht erweiſen können, daß ein förmliches Angriffs-Bündniß zwiſchen Oeſtreich, Rußland und Sachſen gegen ihn geſchloſſen worden. Er hatte Unrecht, hierauf anfangs vorzüglichen Nachdruck zu legen, weil jene Mächte dies leugnen und die Aufmerkſamkeit von ihren, ohne Zweifel feindſeligen Geſinnungen ablenken konnten;

2) Oeſtreich hegte den natürlichen Wunſch, Schleſien wieder zu erobern und Friedrich zum Angriffe aufzureizen, weil es alsdann den unſchätzbaren Vortheil hatte, Rußland und Frankreich für ſeine Zwecke benutzen zu können.

Digitized by Google

3) Dem Könige war dieſe Gefahr keineswegs verborgen. Wenn er alſo dennoch den Schein des Angriffs auf ſich zog, ſo verfuhr er entweder höchſt leichtſinnig und unverſtändig, oder er befand ſich im Falle der Nothwehr und lebte der Ueberzeugung, er könne dem völligen Untergange nur durch Zuvorkommen entgehen."

Nun geht aus der von v. Raumer geſammelten diplomatiſchen Korreſpondenz hinlänglich hervor, daß Friedrich Nichts unverſucht gelaſſen hat, den Frieden aufrecht zu erhalten, während Oeſtreich über ſeine Kriegsrüſtungen ihm jede nähere Erklärung verſagte.

Gewiß iſt, daß, wenn Friedrich dem Zuge ſeines Herzens hätte folgen dürfen, er die patriarchaliſche Ruhe, in der er ſich befand, nicht unterbrochen hätte. Er hatte den Krieg hinlänglich kennen gelernt, um ihn zu verabſcheuen. Die Bedürfniſſe des Herzens aber ſtanden bei ihm beſtändig hinter der Pflicht zurück, und dieſe Pflicht forderte gebieteriſch, ſich von dem einmal errungenen Standpunkte nicht verdrängen zu laſſen.

Dieſer Standpunkt war zu impoſant geworden, als daß die Nachbar-Staaten ihn hätten ohne Neid anſehen können. Maria Thereſia konnte ſich von dem Gedanken, Schleſien wieder zu erlangen, nicht trennen; die ſtolze und von ihrer ſittlichen Makelloſigkeit ſo eingenommene Frau ließ ſich ſo weit herab, einer Pompadour zu ſchmeicheln; ein Kunſtgriff, welchen Friedrich verſchmähte.

Eliſabeth, die Herrſcherin Rußlands, ging auf die öſtreichiſchen Vorſtellungen nur allzuleicht ein und betrachtete Preußens Größe mit nicht minder neidiſchem Auge. So entſtand ſchon am 2. Juni 1746 zwiſchen beiden Mächten ein Bündniß zur gegenſeitigen Unterſtützung im Falle eines Angriffs; die Hauptſache aber war ein geheimer Artikel, in welchem Eliſabeth ſich anheiſchig machte, der Kaiſerin-Königin zur Wiedereroberung Schleſiens behülflich zu ſein, wenn Friedrich je den Dresdener Frieden durch Feindſeligkeiten gegen Rußland, Oeſtreich, Sachſen oder Polen verletzen ſollte. Man ſieht leicht ein, daß man, um zu dieſem Ziele zu gelangen, den König nur reizen durfte.

Der ſächſiſche Hof, deſſen Organ, Brühl, den König perſönlich haßte, während Friedrich ſich unausgeſetzt beſtrebte,

Digitized by Google

Sachsen für sich zu gewinnen, hatte ebenfalls nicht vergessen, daß er früher in Deutschland neben Oestreich die glänzendste Rolle spielte, von der er sich nunmehr verdrängt sah. Doch wollte er sich in den oben gedachten Vertrag fürs erste nicht einlassen, sondern reservirte sich seinen Entschluß bis zum Ausbruche wirklicher Feindseligkeiten. Inzwischen versäumte Brühl kein Mittel, Elisabeths Abneigung gegen Friedrich anzufeuern; er ließ ihr Spöttereien hinterbringen, welche der König sich bei Tafel gegen die Person der eitlen Kaiserin erlaubt haben sollte. Durch einen Verräther im sächsischen Kabinet, Menzel, erfuhr Friedrich Alles, was man gegen ihn vornahm.

So glimmte das Feuer unter der Asche. Der zwischen England und Frankreich ausbrechende See-Krieg (1755) vermehrte das Material zum allgemeinen Brande, indem die Franzosen sich auf Hanover zu werfen drohten. Oestreich, anstatt sich mit England zu verbinden, um die deutschen Staaten rein zu erhalten, zog es vor, mit Frankreich Unterhandlungen anzuknüpfen, und Friedrich, dem sein früherer Allianz-Vertrag mit diesem Staate keinen großen Nutzen geschafft, wendete sich, im Interesse des allgemeinen Friedens, zu England. Aber auch dies nahm ihm der östreichische Hof übel, ja er gab sich das Ansehen, als habe er zu diesem Bündnisse gar keine Veranlassung gegeben. „Nicht ich," sagte Maria Theresia zu dem englischen Gesandten Keith: „nicht ich habe das alte System aufgegeben, sondern Ihr Hof hat zu gleicher Zeit das System und mich verlassen, indem er den Vertrag mit dem Könige von Preußen schloß. Die Nachricht von diesem Vertrage hat mich so getroffen, als hätte mich der Schlag gerührt." — England sendete in Folge dieses Bündnisses (16. Januar 1756) einen neuen Gesandten, Mitchel, nach Berlin; einen gewandten Politiker, der Friedrichs Geist sehr wohl begriff und in dessen Ideen einging.

Das Bündniß Oestreichs und Frankreichs — welches bei der verjährten Abneigung beider Staaten Niemand für möglich gehalten — kam durch die Kunstgriffe des kaiserlichen Ministers Kaunitz nun wirklich zu Stande, indem dieser verschlagene Staatsmann die Pompadeur in das östreichische Interesse zu ziehen wußte (1. Mai 1756).

Beiden Theilen kam es jetzt darauf an, auf welche Seite

Digitized by Google

Rußland sich schlagen würde. Diese Macht war bis jetzt mit England im Bunde gewesen, und Friedrich hoffte, sie mit England auf seine Seite zu ziehen: diese Voraussetzung aber täuschte ihn gänzlich. Friedrich hatte nicht berechnet, wie weit der Haß einer Frau gehen kann, die ihre Eitelkeit für beleidigt hält: Elisabeth ließ England fahren und wendete sich zu Oestreich.

Zeitig genug empfing der König von der feindseligen Gesinnung Elisabeths handgreifliche Beweise, indem die russische Regierung in Liefland Truppen zusammenziehen ließ. Dasselbe geschah von östreichischer Seite in Böhmen. Vergeblich drang Friedrich auf eine aufrichtige Erklärung über den Zweck dieser Rüstungen: Maria Thereſia wich aus. Gern hätte der König Sachsen noch zu seinem Bundesgenossen gemacht, allein jeder Versuch blieb auch diesmal fruchtlos. Es war an einem baldigen Ausbruche der Feindseligkeiten nicht mehr zu zweifeln, und Friedrich fand, wie früher, den größten Vortheil darin, den Angriff nicht zu erwarten, sondern ihm zuvorzukommen und die Feinde zu überraschen, bevor sie ihre Rüstungen vollendet hätten. Wie richtig der König darüber urtheilte, geht daraus hervor, daß selbst östreichische Schriftsteller *) zugestehen, das Wiener Kabinet sei durch Friedrichs Einfall in Sachsen überrascht worden; es hätte geglaubt, noch ein Jahr Zeit zu haben, um seine Zurüstungen zu vollenden.

Friedrich sah bei der Wiedereröffnung des Krieges zuerst darauf, seine alten versuchten Generale wieder zu vereinigen. Zieten war, wenn auch nicht in der Achtung, doch in der Gnade des Monarchen einigermaßen gesunken, weil er, mit einem sehr empfindlichen Temperamente, sich von der Idee nicht losmachen konnte, daß er Andern, namentlich Winterfeldt, nachgesetzt werde. Zu dem Allen kam, daß Zieten, weil sein Regiment viele Freiwillige aus den höhern Ständen in sich faßte, diesen aus Klugheit Manches nachsehen zu müssen glaubte, was der König, der dabei keine Ausnahme gelten ließ, übel aufnahm. Nicht minder stieß Zieten dadurch an, daß er alle Kriegs-Theorie von der Hand wies und sich immer hinter den Satz zurückzog: er werde bei vorkommender Gelegenheit schon wissen, was er zu thun habe.

*) v. Cogniazo, Geständnisse eines östreichischen Veterans, II. 190.

Digitized by Google

Friedrich wünſchte jetzt, ſich mit dem tapfern Huſaren-General wieder näher zu verbinden und ließ ihn zu dem Ende durch Winterfeldt ſondiren. Dieſer erkundigte ſich bei Zieten, was er zu thun gedenke, wenn es zum Kriege käme. „Ich werde," entgegnete der General, „um meine Entlaſſung bitten, weil nicht nur meine Geſundheit durch anhaltenden Kummer geſchwächt iſt, ſondern auch meine Grundſätze dem Könige mißfallen, ſo daß ich keine Ausſicht habe, ſeiner Gnade wieder theilhaft zu werden." Winterfeldt ſuchte ihm dieſes auszureden, und deutete darauf hin, wie es nur eines kleinen Schrittes bedürfe, um ſich dem Könige für immer zu verbinden. Einen ſolchen Schritt mochte jedoch der wackere Degen nicht thun; er glaubte Gerechtigkeit, nicht Gnade in Anſpruch nehmen zu müſſen; und ſo bat er denn Winterfeldt nicht ohne Ironie: ſeinen ganzen Einfluß beim Könige zu verwenden, daß er (Zieten) den gewünſchten Abſchied ſo bald als möglich erhalte.

Winterfeldt erſtattete dem Könige Bericht, und dieſer ſah nun wohl ein, daß er ſelbſt etwas thun müſſe, um den alten General ſich wieder zu befreunden. Zieten wohnte damals zu Berlin in der Kochſtraße; der König beſuchte ihn perſönlich und war des Erfolges ſeiner großen Ueberlegenheit gewiß.

Zieten empfing den Monarchen mit aller ihm gebührenden Ehrfurcht und Friedrich begann damit, den alten Waffengefährten zu überzeugen, wie die Quelle aller bisherigen Mißverſtändniſſe eine falſche Vorausſetzung geweſen, die von Zieten ſelbſt ausgegangen ſei, und bot ihm dann die Hand zum Frieden. Lange kämpfte Zieten mit den widerſtreitendſten Gefühlen und würde vielleicht ein Mittel gefunden haben, dem Könige zu entſchlüpfen. Aber dieſer wußte ihn bei der empfänglichſten Seite zu faſſen. „Ich bin meiner Sache dennoch gewiß," ſagte er mit jenem Ausdruck des Auges und der Sprache, der ihn unwiderſtehlich machte, „denn ein treuer General, wie Er, kann beim Ausbruche eines gefährlichen Krieges ſeinen König und ſein Vaterland nicht verlaſſen: beide haben auf ihn, als den redlichſten Patrioten, ihr Vertrauen geſetzt." — Zieten war erſchüttert und ſank dem Könige zu Füßen: „Ich ſchwöre Ew. Majeſtät ewige Treue! Ich ſchwöre, Ihnen den letzten Blutstropfen meiner Adern zu weihen!"

Mit Schwerin hatte Friedrich ſchon früher ſich wieder ver-

Digitized by Google

söhnt. Bereits im Jahre 1746 fragte er dessen Bruder, den Ober-Jägermeister Grafen v. Schwerin, in einer Redoute hingeworfen: „Was macht Sein Bruder?" — Er beschäftigt sich mit der Landwirthschaft und den Angelegenheiten seiner Güter, Ew. Majestät; übrigens befindet er sich ganz wohl. — „Wenn Er an ihn schreibt, so grüß' Er ihn in meinem Namen. Er ist ein großer Mann; er ist aber auch eigensinnig und vergißt, daß ich König bin."

Ein Jahr später ließ Friedrich den Feldmarschall einladen, nach Berlin zu kommen. Schwerin kam und befand sich Morgens 8 Uhr im Vorzimmer des Königs, als der Kammerhusar diesem eben den Kaffee bringen wollte; Schwerin vernahm, daß der König gut gelaunt sei und ließ sich melden.

Friedrich antwortete nicht darauf, nahm seine Flöte, ging auf und nieder und phantasirte wohl eine Viertelstunde lang. Dann legte er das Instrument weg, steckte den Degen an und befahl, den Feldmarschall hereintreten zu lassen. „Guten Morgen, Schwerin!" rief ihm der König zu: „wie gehts?" Dann gab er dem Kammerhusaren einen Wink, sich zu entfernen. — Von der Unterredung des Königs mit Schwerin ist nichts bekannt geworden; man vernahm jedoch im Vorzimmer, daß das Gespräch sehr laut und endlich heftig wurde; dann sprach man wieder ruhig und endlich so leise, daß nichts mehr zu hören war. Schwerin schien heiter und zufrieden, als er den König verließ; dieser aber lud ihn zur Mittags-Tafel. —

Noch war die Dringlichkeit des Feldzuges ein Geheimniß des Königs; er mußte sich gegen seine eignen Generale von dem möglichen Verdachte reinigen, als suche er selbst das Ungewitter herbeizuziehen. Er berief die vornehmsten Heerführer nach Potsdam, und eröffnete hier in einer dem General-Feldmarschall Schwerin ertheilten Audienz, welcher auch die Generale Winterfeldt und Retzow beiwohnten, diesen Vertrauten, wie er den festen Vorsatz habe, den Plan seiner Feinde noch vor der Ausführung zu vernichten; wie er in dieser Absicht bereits alle Vorkehrungen zum Ausmarsch getroffen habe, und wie es nur noch darauf ankomme, den wirksamsten Operations-Plan auszufinden.

Nur Winterfeldt, der treue Rathgeber, war in das Geheimniß des Königs bereits näher eingeweiht, Schwerin und

Digitized by Google

Retzow wurden von der Mittheilung überraſcht und Jener ſchien gekränkt, daß man ihn erſt jetzt ins Vertrauen ziehe. Vielleicht war es die Bedächtigkeit des Alters, welche ihn zu mehreren Gegenvorſtellungen veranlaßte; er fand es zu verwegen, das Wohl des Staats gleichſam auf die Spitze zu ſtellen, und hielt vielmehr dafür, daß man Alles aufbieten müſſe, das Ungewitter abzuleiten und unſchädlich zu machen. Retzow ſeiner Seits, ein Organ der Prinzen des Hauſes, die den Krieg nur höchſt ungern ſahen, weil ihnen die Einſicht von der Nothwendigkeit deſſelben fehlte, ſtimmte dem General-Feldmarſchall aus einem andern Geſichtspunkte bei: es ſei bedenklich, erklärte er, die Waffe zuerſt aufzuheben, weil man dadurch die Eiferſucht der meiſten europäiſchen Höfe aufs neue rege machen würde; das Wiener Kabinet werde nicht ermangeln, den Krieg der Eroberungsſucht des Königs beizumeſſen und die Gewähren des weſtphäliſchen Friedens zur Aufrechthaltung der Ruhe in Deutſchland aufzubieten; dann aber ſei Preußen dem ungleichen Kampfe nicht gewachſen. Winterfeldt dagegen vertheidigte die Anſicht des Königs, daß es der Lage des Staats angemeſſener ſei, anzugreifen, als ſich angreifen zu laſſen; daß es jetzt leicht erſcheine, den Schauplatz des Krieges auf öſtreichſchen Grund und Boden zu verpflanzen, und der Erfolg um ſo gewiſſer ſei, als Oeſtreich noch nicht völlig gerüſtet, Rußland aber in ſeine alte Unthätigkeit verfallen ſei. — So ſchwankten die Anſichten, als Friedrich die Papiere herbeiholte, die er ſich aus dem Dresdener Archiv und aus andern Quellen zu verſchaffen gewußt hatte. „Hieraus, meine Herren," ſagte er, „werden Sie erſehen, welche Gefahr über unſern Häuptern ſchwebt, und mir die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ich es meiner Ehre und der Sicherheit meines Staats ſchuldig bin, die Sachſen und Oeſtreicher zu überfallen, und ihr abſcheuliches Vorhaben in der Geburt zu erſticken, ehe ſie den Beiſtand ihrer Bundesgenoſſen erhalten können. Gerüſtet, wie ich bin, werde ich nicht unterlaſſen, mein Heer in Bewegung zu ſetzen, ſobald die Frage entſchieden iſt, wie der Feldzug am beſten eröffnet werden kann."

Schwerin und Retzow fanden nun keine Einrede weiter zuläſſig, ja der Erſtere bekam ſein ganzes Jugendfeuer wieder und rief aus: „Wenn einmal Krieg geführt werden ſoll und muß, ſo laßt uns morgen aufbrechen, Sachſen in Beſitz nehmen und in die-

Digitized by Google

sem kornreichen Lande Vorrathshäuser errichten, um unsere künftigen Operationen in Böhmen zu sichern."

Mit einer Vorsicht, die auch die Hellsehendsten täuschte, hatte Friedrich sein Heer mobil gemacht. Jetzt brach er los. Mit 22,000 Mann blieb der Feldmarschall Lehwald in Preußen gegen die Russen stehen; Schlesien deckte der Feldmarschall Schwerin, indem er mit 26,000 Mann bei Angest unweit Königin-Grätz ein Lager bezog; der König selbst drang an der Spitze von 56,000 Mann in Sachsen ein (29. August). Sein Heer bestand aus drei Abtheilungen; das eine Korps führte der Prinz Ferdinand von Braunschweig von Magdeburg über Leipzig, Chemnitz, Freiberg und Dippoldswalda nach Cotta. Mit dem zweiten ging der König selbst nach Pretsch, während der Fürst Moritz von Dessau sich Wittenbergs bemächtigte; als dies geschehen, ging das ganze Korps bei Torgau über die Elbe und zog sich durch Strehlen und Lommatsch nach Wilsdruf. Mit dem dritten Korps zog der Fürst v. Bevern durch die Lausitz, wo bei Elsterwerda 25 Schwadronen Kürassiere und Husaren, die aus Schlesien gekommen, sich an ihn anschlossen, über Bauzen und Stolpe nach Böhmen.

Die Sachsen, zerstreut liegend und nur etwa 17,000 Mann stark, zogen sich überall und in größter Eile zurück. An eine Kriegsrüstung war dort nicht zu denken. Friedrich seiner Seits hatte durch Herzberg ein Manifest ausarbeiten lassen, worin die Ursachen entwickelt wurden, welche ihn bewogen, den Absichten des östreichschen Hofes zuvorzukommen. Dieses Manifest wurde an alle auswärtigen Höfe vertheilt und durch den Druck publicirt.

Der sächsische Hof, in die größte Bestürzung versetzt, berathschlagte, wie er sich zu benehmen habe. Brühl, der noch kurz zuvor mit Plänen zur Zerstückelung Preußens schwanger gegangen, wußte nicht, sollte er seine Sachsen nach Böhmen ziehen lassen, oder das Land für neutral erklären. Der französische Gesandte, Graf v. Broglio, bewog ihn endlich zu dem kühnen Entschlusse, sich bei Pirna, am Königstein und Sonnenstein, zu verschanzen, in der Absicht, sich so lange als möglich zu behaupten. Dieser Plan konnte dem Könige von Preußen natürlich nicht erwünscht sein, weil er seinen Feinden Zeit verschaffte, ihre Rüstungen zu vollenden. Graf Rutowski bezog also mit den Sachsen, ohne einmal gehörig verproviantirt zu sein, jenes Lager, das, von Natur schon

Digitized by Google

feſt, durch die Kunſt ganz unbezwinglich gemacht wurde. Die engen und faſt unwegſamen Zugänge verſchloß man durch Verhaue und Paliſaden; nur an einen einzigen, aber ſehr mächtigen Feind dachte man vor der Hand nicht: an den Hunger. Unbekannt mit dieſem Tyrannen der Armuth und des Elends, folgten Auguſt III. und ſein Miniſter dem Heere in die Felſenklüfte und hielten immer noch leckere Mahlzeiten, weil die Preußen die Transportwagen des Hofes ungeſtört ziehen ließen. Das Heer ſelbſt war nur auf 14 Tage mit Brot verſorgt: bis dahin, hoffte Brühl, würde die kaiſerliche Armee, welche der Feldmarſchall Brown von Prag herbeiführte, ihn aus dieſer Lage retten.

Ohne Widerſtand zu finden, war Friedrich am 9. September in Dresden eingezogen und ſah ſich im Beſitze des ganzen Kurfürſtenthums. Er nannte die Beſetzung dieſes Landes nur ein Depot, eine Verwahrung und hatte zu dem Ende auch jede Gewaltthätigkeit, und namentlich jede Plünderung unterſagt. Wiewohl er aber laut erklärt, daß das Privat-Eigenthum geſchont werden ſolle, hatte Brühl dennoch von ſeinen Gütern Vieles bei Seite geſchafft, was die Preußen, ohne des Königs Wiſſen, in Beſchlag nahmen, da ſie in dieſem Verfahren einen Zweifel gegen die Erfüllung der königlichen Zuſicherung erblickten. Die Gräfin Brühl wendete ſich deswegen an den König, und erhielt, als dieſer die Sache unterſuchen laſſen, das in Beſchlag Genommene wieder frei gegeben. „Indeſſen kann ich nicht umhin," ſchrieb ihr der König, „Ihnen zu Gemüthe zu führen, daß dieſer Zufall unterblieben ſein würde, wenn Sie nicht, ſo wie Ihr Ehegatte, in der Meinung geſtanden, daß meine Armee bloß in der Abſicht nach Sachſen gekommen ſei, um zu rauben. Ich erſuche Sie, einen ſo ungerechten Argwohn wider mich fahren zu laſſen, und ſich verſichert zu halten, daß ich dergleichen, meinen Abſichten ſo wenig gemäße, und mit meiner Ehre ſo unvereinbare Ereigniſſe nie billigen werde *), und daß ich

*) Wie wenig man den König kannte, geht auch aus folgender Anekdote hervor. Es war, als er nach Dresden gekommen, ſein erſtes Geſchäft, die dortige berühmte Bilder-Gallerie zu beſehen. Er verweilte lange vor einzelnen Meiſterſtücken und bewunderte ſie. Der Inſpektor der Gallerie zitterte vor Erwartung und ſah im Geiſte die beſten Gemälde hinweggeführt, als der König endlich dieſer Furcht durch die Frage ein Ende machte: „Es wird doch erlaubt ſein, einige Bilder für mich kopiren zu laſſen?"

Digitized by Google

lieber über Alles, was zeither so oft gegen mich angestiftet worden, hinwegsehen, als es auf diese Weise rächen werde."

Das Haus des Ministers erfuhr indessen das mißliche Schicksal, daß man es in ein Wachthaus verwandelte. Man fand in der Garderobe des Grafen ein ganzes Kabinet voll Perücken; Friedrich sah sie und rief aus: „Wie viel Perücken für einen Mann, der keinen Kopf hat!"

Friedrich zeigte sich persönlich nicht als einen Feind, sondern als Freund und Bundesgenossen des Kurfürsten. Er überließ das Schloß der Gemahlin desselben und dem Kur-Prinzen, die darin zurückgeblieben waren; er gestattete den fremden Gesandten, den sächsischen Standes-Personen und dem Stadt-Magistrate freien Zutritt zu sich, und mischte Scherz, frohe Laune und Anmuth in seine Unterhaltung mit ihnen. Er besuchte die Kirche und speisete öffentlich, um das Volk für sich zu gewinnen. Die Königin von Polen und Kurfürstin *) ließ er durch den Feldmarschall Keith bekomplimentiren und mit Höflichkeiten überhäufen. Sie war seine unversöhnliche Feindin, und er mußte sich nothgedrungen eine kleine Gewaltthätigkeit gegen sie erlauben: er bedurfte zu seiner Rechtfertigung, und damit seine Feinde nicht sagen könnten, er habe sich von Verräthern betrügen lassen, aus dem im Schlosse befindlichen Staats-Archiv der Originale derjenigen Korrespondenz, wovon er bereits die Kopie besaß. Die Königin aber wollte den Zutritt zu dem Archive nicht gestatten, ja sie deckte den Eingang mit ihrem Rücken, und erst, als der abgesendete Offizier sich auf ein Knie niederließ und sagte: „er habe Befehl, Gewalt zu brauchen," gab sie nach und setzte dadurch den König von Preußen in den Stand, sein Verfahren auf das Vollständigste zu rechtfertigen.

Von kaiserlicher Seite ließ man sich inzwischen angelegen sein, die öffentliche Meinung gegen den König aufzuregen. Man überging weislich, was geschehen war, um seinen Angriff hervorzurufen und bemühte sich nur, den Angriff selbst so schwarz wie möglich darzustellen. Eine Menge kaiserlicher Mandate, Aufforderungen und Abmahnungen kursirten im Reiche, um dieses wo möglich zum allgemeinen Kriege gegen Friedrich zu entflammen.

*) Marie Josephine, Kaiser Josephs I. Tochter.

Digitized by Google

Das Meiſterſtück aller dieſer Manifeſte aber war ein an den König ſelbſt gerichtetes Abmahnungsſchreiben — Dehortatorium —, worin das Reichs-Oberhaupt, d. h. derſelbe Kaiſer, der im Verein mit andern Lieferanten die Magazine des Königs von Preußen füllte, dieſen väterlichſt ermahnte, „von ſeiner unerhörten, höchſt frevelhaften und ſträflichen Empörung abzulaſſen, dem Könige von Polen alle Koſten zu erſtatten und ſtill und ruhig nach Hauſe zu gehen.“ In einem andern Schreiben wurde allen Generalen und Kriegs-Oberſten des Königs befohlen, „ihren gottloſen Herrn zu verlaſſen und ſeine entſetzlichen Verbrechen nicht zu theilen, wofern ſie ſich nicht der Ahndung des Reichs-Oberhauptes blos ſtellen wollten.“

Friedrich konnte gegen dieſe Art des Angriffs nicht gleichgültig bleiben und ließ daher durch Herzberg jene berühmte Staatsſchrift verfaſſen, die, auf die vorgefundenen Original-Urkunden des Staats-Archivs geſtützt, die Rechtmäßigkeit ſeiner Maßregeln bei allen Unbefangenen außer Zweifel ſetzte *). Selbſt der öſtreichſche Hof ſah ſich außer Stande, die aufgeſtellten Fakta zu beſtreiten.

Doch wir kehren zu den Kriegsbegebenheiten zurück. Genöthigt, die Sachſen entweder in ihrem unzugänglichen Lager anzugreifen, oder ſie doch ſo einzuſchließen, daß ſie den Marſch des Feldmarſchalls Keith nach Böhmen nicht hindern könnten, wählte Friedrich das letztere (10. September), konnte ſich jedoch nicht verhehlen, daß ſein Operations-Plan durch das Geſchehene weſentlich geſtört ſei. Winterfeldt hatte ihm alle Vortheile berechnet, die ein ſchneller Marſch nach Prag gewähren konnte, und gerathen, die Stellung der Sachſen anzugreifen, um ſo mehr als das Lager noch nicht verſchanzt war und es den Sachſen an Munition fehlte. Friedrich aber mochte bei den Felſen von Pirna nicht das Leben einiger Tauſend ſeiner Tapfern auf's Spiel ſetzen; er erwog, daß Auguſt und Brühl viel zu weichlich wären, um das Faſten lange auszuhalten und dieſe Anſicht be-

*) Mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe, et sur les desseins dangereux contre S. M. le Roi de Prusse, avec les pièces originales et justificatives, qui en fournissent les preuves. à Berlin 1756.

Digitized by Google

hielt bei ihm die Oberhand. Hätte der König dem Rathe Winterfeldts gefolgt, so möchte vielleicht viel Blut vergossen, aber auch der Krieg um einige Jahre verkürzt worden sein! —

Freilich riß die Ungeduld im sächsischen Lager früh genug ein, und sie hatte zur Folge, daß König August einen Briefwechsel eröffnete, in welchem er Neutralitäts-Vorschläge machte. Allein Friedrich kannte die Zuverlässigkeit der sächsischen Versprechungen von früher her; er sah sich die Sache so lange mit an, bis eine Abtheilung seines Heeres die östreichschen Vorposten an der böhmischen Grenze vertrieben, Außig und das feste Schloß Teschen besetzt und sich solchergestalt der Elbe versichert hatte. Jetzt brach er die Unterhandlungen ab und endigte dieselben damit, daß er den General Winterfeldt zum Könige schickte und ihm vorstellen ließ, wie es sich für ihn nicht länger um einen Mittelweg handele, nachdem die schlechte Politik seines Ministers Alles verdorben habe; vielmehr lasse der gegenwärtige Stand der Dinge ihm keine andere Wahl, als, in Verbindung mit Preußen, sich den herrschsüchtigen Absichten des Hauses Oestreich entgegenzustellen. Auch diese Vorstellungen blieben bei August fruchtlos und Friedrich sah sich nun lediglich auf den Erfolg seiner Waffen angewiesen.

Drei Wochen hatte die Einschließung des sächsischen Lagers gedauert; eine Zeit, die der König von Preußen eben so ungern hier zubrachte, als sie den Sachsen durch Hunger und andere Uebel lästig wurde. Die einzige Hoffnung der letztern war auf die Oestreicher gerichtet, von denen sie Befreiung erwarteten. In der That ließ es auch der Wiener Hof an Thätigkeit nicht fehlen, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Kaum hatte der Feldmarschall Brown sich nothdürftig in marschfertigen Zustand gesetzt, als er, Ende September, 70,000 Mann stark, aus den Gebirgen hervortrat und in der Nähe von Lowositz erschien. Als Friedrich seinen Anzug vernahm, überließ er die fernere Einschließung der Sachsen dem Markgrafen Karl und eilte mit den 24,000 Mann, welche er hier entbehrlich machen konnte, zur Armee des Feldmarschalls Keith bei Außig. Am 1. October trafen beide feindliche Heere in der Ebene von Lowositz so nahe zusammen, daß eine Schlacht unvermeidlich ward.

Die Oestreicher waren fast um die Hälfte stärker als die

Digitized by Google

Preußen, und wurden außerdem durch eine sehr vortheilhafte Stellung begünstigt. Brown lehnte den linken Flügel seines Heeres an einen tiefen Sumpf, und deckte durch diesen, und durch andere undurchdringliche Zugänge die Hälfte seiner Armee so gut, daß hier ein erfolgreicher Angriff nicht zu befürchten war; der rechte Flügel dehnte sich bis an das Städtchen Lowositz und die Elbe hin. In die Stadt warf er seine beste Infanterie und eine Menge Geschütz, und vor derselben hatte er eine starke Batterie angelegt; dennoch benutzte er nicht alle Vortheile, die sich ihm darboten. Es glückte dem Könige, nach einem höchst beschwerlichen Marsche die große Schlucht, welche zwischen den hohen Bergen Lowos und Homolka nach der Ebene von Lowositz führt, mit sechs Bataillonen zu besetzen und in dieser Operation seinem Gegner zuvorzukommen. Grade diese Schlucht diente zum Aufmarsch. Der weite Raum, in welchem die Preußen sich von jetzt an bewegten, nöthigte den König, sein kleines Heer in vier Treffen aufzustellen und dessen Flügel an die hohen Berge zu lehnen. Während nun der linke die Kroaten aus den Weinbergen vertrieb, in welche Brown sie gestellt hatte, rückte der rechte auf den Homolkaberg vor. Zwei verschiedene Angriffe, welche die preußische Reiterei unternahm, wurden durch das heftige Kanonenfeuer vereitelt, welches, von Lowositz und Sulowitz aus, in ihre Seiten drang. Bis um 11 Uhr kämpfte man gleichsam mit Schatten, denn ein dichter Nebel bedeckte die Gegend. Dieser Nebel fiel gegen Mittag und Friedrich übersah die zu bekämpfenden Schwierigkeiten mit Einem Blicke. Er beschloß, das Schicksal des Tages in die Hände seines Fußvolks zu legen, wie sehr dieses auch, der geringen Zahl wegen, geschont werden mußte. Zwar waren alle aus dem zweiten Treffen ins erste gezogenen Infanterie-Regimenter noch nicht hinreichend, eine Linie über den Lowos und bis an die, am Fuße dieses Berges fließende Elbe zu bilden, und den Feind, der ihre Flanke umgehen wollte, abzuhalten; aber gerade hier entfaltete der König die ihm eigenthümliche große Geistesgegenwart. Er ließ einen Theil seiner Reiterei die Lücke ausfüllen, welche dadurch entstand, daß sein ganzer linker Flügel links gehen mußte, und bannte durch dieses kühne Manöver seinen Gegner auf den Fleck, worauf sich derselbe befand. Dadurch war indessen noch nicht Alles gethan.

Digitized by Google

Weder die Unerschrockenheit der Preußen, noch ihr lebhaftes Feuer vermochten etwas über die Standhaftigkeit der stets durch frische Truppen unterstützten Oestreicher. Schon war es hoch am Mittage; und ein kritischer Zeitpunkt trat ein, als sich der linke Flügel durch ein sechsstündiges Feuer gänzlich verschossen hatte, ohne daß der Posten von Lowositz überwältigt war. Man überbrachte dem Herzoge von Bevern, der diesen Theil des Heeres befehligte, die Nachricht von dem Mangel an Patronen und fragte, was nun zu thun sei. „Zu welchem Ende," rief er aus, „hat man denn die Burschen gelehrt, den Feind mit gefälltem Bajonnet anzugreifen?" Dieser Gedanke ging wie ein Blitzstrahl durch die Reihen: wie ein Bergstrom stürzten sich die Preußen von der Höhe des Lowos und drängten mit Ungestüm Alles vor sich her; ein Theil der Oestreicher wirft sich in die Elbe, um sich durch Schwimmen zu retten, das Städtchen Lowositz wird in Brand gesteckt, und Alles, was diesen Posten vertheidigt, in die Flucht gejagt. Damit war der Sieg entschieden *). Da nur eigentlich die östreichschen

*) Auf seiner Trommel saß der Held,
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt,
Und um sich her die Nacht.

Er dachte: „Zwar sind ihrer viel,
Fast billig ist ihr Spott!
Doch wären ihrer noch so viel,
So schlag' ich sie mit Gott!"

Sprang auf von seinem Heldensitz,
Sprach: „Eh' noch Sonne scheint,
Kommt, Helden! hinter Lowositz,
Zu sehen meinen Feind!"

Da kamen Wilhelm, Bevern, Keith
Und Braunschweigs Ferdinand:
Vier große Helden, weit und breit
Durch ihren Muth bekannt.

Auch drängten andre Helden sich
Den großen Helden nach,
Zu stehen neben Friederich,
Zu horchen, was er sprach.

Digitized by Google

Vorposten im Gefecht gewesen waren, konnte Brown seinen Rückzug in guter Ordnung antreten. Er ließ die Brücke über die Elbe bei Leitmeritz und die über die Eger hinter sich zerstören. Seine Leute hatten sich übrigens so tapfer und muthig bewiesen, daß die Preußen von ihnen sagten: „Das sind nicht mehr die alten Oestreicher;" während die Feinde zugestehen mußten: „wir haben die alten Preußen wieder gefunden."

Natürlich konnte der Jubel des siegreichen preußischen Heeres auf die in das Lager bei Pirna eingepferchten Sachsen nur einen sehr niederschlagenden Eindruck machen. Während die Felsen und Klüfte ringsumher von Freudenschüssen wiederhallten, sahen sie sich auf halbe Rationen Brot beschränkt und entbehrten sogar einen Trunk guten Wassers. Geduldig, und von einem seltenen Patriotismus beseelt, trugen sie dieses Elend. Die Königin von Polen bemühte sich indeß, den Feldmarschall Brown zu einem zweiten Rettungs-Versuche zu vermögen und dieser General scheute kein Opfer, ihr willfährig zu sein. Mit etwa 8000 Mann ging er bei Raudnitz über die Elbe und drang bis Lichtenhain in Sachsen vor, während Rutowski zwischen Königstein und Lilienstein eine Schiffbrücke über die Elbe schlagen zu lassen versuchte. Schwierig wegen des steilen Ufers, wurde dieses Werk noch schwieriger durch einen in der ersten Hälfte des Oktober unaufhörlich strömenden Regen; und kaum war nach 24 Stunden eine Schiffbrücke zu Stande gebracht, als sich neue Hindernisse fanden. Die Sachsen waren nämlich, mit Zurücklassung ihres Geschützes, kaum am Fuße des Lilienstein angelangt, als sie auf eine preußische Heer-Abtheilung stießen. Der General-Lieutenant v. Lestewitz stellte sich dem Feldmarschall Brown entgegen, und indem der Markgraf Karl von Groß-Seidlitz bis Struppen nachrückte, und den Paß von Waltersdorf mit vieler Infanterie und zwanzig Kanonen besetzen ließ, waren den Sachsen alle Rettungsmittel abgeschnitten. Graf Brühl, um das Schicksal der abgematteten Soldaten wenig bekümmert, verlangte zwar, daß sie sich durchschlagen sollten, sobald das mit

---

Frei, wie ein Gott, von Furcht und Graus,
Voll menschlichen Gefühls,
Steht er und theilt die Rollen aus
Des großen Trauerspiels!

Gleims Grenadier.

dem östreichschen Heerführer verabredete Zeichen würde gegeben sein: Rutowski aber ließ ihm sagen, er getraue sich nicht, den Angriff auf den einschließenden Feind allein auf sich zu nehmen; und da Graf Brühl selbst General im sächsischen Heere sei, so möge er die Anführung nur selbst übernehmen; er, Rutowski, werde für seine Person unfehlbar folgen. Diese Antwort, und der Umstand, daß Feldmarschall Brown sich zurückgezogen hatte, entschieden das Schicksal der Sachsen. Rutowski wünschte zwar noch eine Kapitulation einzuleiten; allein Winterfeldt erklärte dem an ihn abgesendeten Offizier, daß der König eine solche nicht bewilligen würde; und um den feindlichen General von jeder Wiederholung eines solchen Versuchs abzuschrecken, führte er den Abgesandten durch die ganze Kette der Einschließung und entließ ihn zuletzt mit den Worten: „Sie haben nun meine ganze Stellung gesehen; machen Sie dem Grafen Rutowski davon eine genaue Beschreibung und sagen Sie ihm: ich überließe es seiner eignen Beurtheilung, ob er sich noch getraue, sich durchzuschlagen." So blieb nichts übrig, als Uebergabe; alles, was Friedrich bewilligte, war, daß die Festung Königstein während des ganzen Krieges neutral bleiben solle. Die Sachsen, noch etwa 14,000 Mann stark, streckten das Gewehr; die Offiziere erhielten gegen das Versprechen, nicht wider die Preußen zu dienen, die Freiheit, sich nach Gefallen ihren Aufenthaltsort zu wählen; die Unteroffiziere und Gemeinen aber, abgemagert bis zum Umsinken, mußten zu den preußischen Fahnen schwören. Friedrich glaubte durch diese Vermehrung seines Heeres einen großen Vortheil zu erlangen, zog sich aber großen Nachtheil zu. Er ließ nämlich die Sachsen, statt sie unter seine Regimenter zu vertheilen, größtentheils in ihrer bisherigen Ordnung beisammen und dies hatte zur Folge, daß sie bei der ersten Gelegenheit in ganzen Abtheilungen desertirten und entweder in ihre Heimath zurückkehrten, oder fremde Kriegsdienste suchten. Ein seltener Haß zwischen den Truppen zweier Nachbarvölker! — König August ging mit seinem Minister Brühl nach Warschau; Friedrich sandte ihm ein höfliches Abschiedsschreiben mit der Anrede „mein Herr Bruder" und trug Sorge, daß ihm nicht unterweges preußische Truppen in den Weg kämen.

Der Feldzug war für dieses Jahr geendigt; die Oestreicher zogen sich nach Böhmen und die Preußen kamen aus Böhmen

Digitized by Google

nach Schleſien und Sachſen zurück, wo ſie, längs den Grenzen einen Kordon bildend, ihre Winterquartiere nahmen. Das Ergebniß war weit hinter Friedrichs Entwürfen und Berechnungen zurückgeblieben; eine entſcheidende Schlacht, die den Schauplatz des Krieges nach Böhmen und Mähren verſetzt hätte, war nicht geliefert worden; nur der Gedanke gewährte dem Könige Beruhigung, daß er in dem Kurfürſtenthum Sachſen eine hinreichende Quelle von Widerſtands- und Angriffsmitteln erobert habe und nicht ſein eigenes Land bedrücken müſſe.

Friedrich nahm ſein Hauptquartier in Dresden, organiſirte die Verwaltung der ſächſiſchen Lande, hob Rekruten aus und lebte übrigens, wie er es in Berlin gewohnt war. Er las, ſchrieb, machte Verſe, blies die Flöte, beſuchte die Opern und Konzerte; ja er wohnte einer Predigt des Superintendenten Ende in der Kreuzkirche über das Thema: „Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gotte, was Gottes iſt," bei und beſchenkte den genannten Geiſtlichen mit Champagner-Wein. Der Monarch beſuchte Freiberg und Leipzig, kam auch auf wenige Tage nach Berlin; und ſo nahte ein neues, ſehr verhängnißvolles Jahr.

Digitized by Google

Zwölfter Abschnitt.

Der siebenjährige Krieg.

Feldzug von 1757.

Auf, Brüder! Friedrich, unser Held,
Der Feind von träger Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu ernten ist.

Gleim.

Friedrichs Feinde hatten nichts versäumt, die Zahl seiner Widersacher zu vermehren. Man schrie über Verletzung des Völkerrechts, über Landfriedensbruch, über unerhörte, boshafte Gewaltthätigkeiten; es fehlte nur noch, daß man den König, weil er sich nicht hatte überraschen lassen, zum Räuber stempelte, gegen den die ganze Welt sich verschwören müsse. Der Reichshofrath in Wien fing einen ordentlichen Prozeß wider den König an, in der Absicht, die Reichsacht über ihn auszusprechen, d. h. ihn seiner Länder und Fürsten-Würde verlustig zu erklären und durch den Reichstag eine Exekutions-Armee wider ihn auszusenden. Nach herkömmlicher Gewohnheit wurde ein kaiserlicher Notar, Dr. April, an den preußischen Gesandten v. Plotho in Regensburg geschickt, um ihm die Klageschrift zu überreichen und ihn statt des Königs vor Gericht zu fordern. v. Plotho nahm die Vorladung jedoch nicht an, sondern schob den Notar zur Thür

Digitized by Google

hinaus; hier erwartete ihn ein Bedienter, der ihn weiter vors Haus brachte. Da solchergestalt die Förmlichkeiten gestört waren, konnte der Prozeß keinen Fortgang gewinnen und Frankreich gab den guten Rath, das veraltete Hülfsmittel der Reichsacht ganz liegen zu lassen, und dafür durch den Reichstag ein zahlreiches Heer wider Preußen in Bewegung zu bringen. Man befolgte diesen Rath; die deutschen Stände wurden zur Gestellung ihrer Truppen aufgefordert, doch machte sich Oestreich von Neuem lächerlich, indem in dem Cirkular, welches an die Stände erging, ein kleiner Druckfehler mit unterlief und statt eilende Reichshülfe elende Reichshülfe zu lesen war.

Um Frankreich zu größerer Anstrengung zu bewegen, hatte der Wiener Hof den Einfluß der Pompadour durch die Klagen, welche die Dauphine, eine Tochter des unglücklichen Königs von Polen, führte, und durch die Aufreizungen des Marschalls v. Belle-Isle, eines ergrauten Ränkemachers, verstärkt. Der Kaiserin Elisabeth von Rußland fehlte es nur an Mitteln, ihren Haß gegen den König von Preußen thätig zu beweisen; um der Noth ein Ende zu machen, borgte Maria Theresia sich von Frankreich zwei Millionen Thaler und zahlte sie der Kaiserin. In Schweden erklärte sich der Reichsrath, ebenfalls von französischem Gelde bestochen, gegen den König unter dem Vorwande, daß Schweden die Aufrechthaltung des westphälischen Friedens verbürgt habe. Man suchte von östreichscher Seite sogar die Meinung zu verbreiten, daß Friedrich es auf den Untergang der katholischen Religion abgesehen habe. So gelang es denn, daß die Fürsten Deutschlands der Kaiserin-Königin eine sogenannte Reichshülfe von 60,000 Mann bewilligten, der man die stolze Benennung einer Reichs-Exekutions-Armee gab. Rußland versprach 100,000 Mann zu stellen, Frankreich 150,000 und eben so viel Oestreich. Schweden erschien mit 40,000 Mann, und nur die Niederlande und die Republik Polen nahmen keinen Theil an dem Kreuzzuge. Im Ganzen hatte Friedrich sich gegen 500,000 Mann zu vertheidigen, die aus allen Weltgegenden gegen ihn heranzogen, während er zu seiner Disposition nur höchstens 200,000 Mann hatte. Sein einziger Rückhalt in dieser gefährlichen Lage waren der König von England, die Landgrafen von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt und die Herzoge von

Digitized by Google

Braunschweig und Gotha! — Sein Land war im Voraus schon wieder getheilt; Oestreich hatte sich Schlesien, Rußland die preußischen Provinzen, Schweden das Gebiet von Pommern, Sachsen Magdeburg und Halberstadt, Frankreich die westphälischen Provinzen ausbedungen; das Uebrige sollte Friedrich, wenn er zu Kreuze kröche, behalten.

Es war nicht mehr als billig, daß der König unter diesen Umständen sich der Quellen bediente, welche Sachsen ihm darbot. Er rekrutirte dort sein Heer und seine Kasse, um der Uebermacht einigermaßen gewachsen zu sein. Alle irgend überflüssige Ausgaben in der Landes-Verwaltung wurden eingestellt, alle unnützen Esser abgeschafft. Auch die Verräther suchte Friedrich aus Dresden zu entfernen; man hatte ihm hinterbracht, daß die Oestreicher die neutrale Festung Königstein, im Einverständniß mit dem sächsischen Befehlshaber, überrumpeln wollen; man mittelte aus, daß die in Dresden zurückgebliebene Königin, wie nicht minder die Gräfin Brühl, verrätherische Korrespondenz führten. Die letztere wurde nach Polen verwiesen. Ungern entschloß sie sich, Dresden zu verlassen, aber Friedrich schrieb ihr auf ihre wiederholten Vorstellungen: „Der Verdacht gegen Sie, Madame, ist gar zu stark, als daß ich Ihre Gegenwart in Dresden länger dulden könnte. Bilden Sie sich nicht ein, daß man mich ungestraft beleidigen darf. Es ist nichts leichter, als sich zu rächen, wenn man nur will; ich beschränke mich aber darauf, daß man wisse, wie ich es zu thun im Stande bin. Mögen nur Ihr Mann und Sie es nicht dahin bringen, daß meine Geduld ermüdet, sonst möchten Sie die schrecklichen Folgen davon empfinden. Dennoch will ich Ihnen eröffnen, daß die Königin, die Franzosen und die Oestreicher Ihres Mannes Sturz beabsichtigen. Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, die Sache zu untersuchen, so werden Sie finden, daß es auf Wahrheit beruht. Es geschieht diese Mittheilung nicht, weil ich Ihre Freundschaft verlange; ich verachte solche zu sehr, und habe Mittel, meine offenbaren und heimlichen Feinde zu überwinden, ohne zu Niederträchtigkeiten und Grausamkeiten meine Zuflucht nehmen zu müssen."

Friedrich berechnete, daß alle seine Feinde für jetzt nicht im Stande waren, gemeinschaftlich zu wirken und hierauf gründete er seinen Operations-Plan. Er hoffte durch einen raschen Angriff

Digitized by Google

auf das östreichsche Heer in Böhmen, alle die Vortheile zu gewinnen, die er im vorigen Jahre nicht zu erreichen vermochte. Zu dem Ende gab er sich das Ansehen, als fühle er sich nicht stark genug zum Angriffe und müsse mithin den Anmarsch des Feindes in Sachsen erwarten. Um die Täuschung zu erhöhen, ließ er Dresden befestigen. Seine eigentliche Absicht aber ging dahin, den östreichschen Heerführer sicher zu machen und zur Anlegung von Magazinen an der böhmischen Grenze zu verleiten. Sobald er diese Absicht erreicht sah, übertrug er dem Feldmarschall Lehwald die Vertheidigung Preußens, und dem General Manteuffel die Beschirmung Pommerns und ging nach Schlesien, um seine weitern Operationen mit Schwerin zu verabreden. Das Heer dieses Feldmarschalls in Schlesien und der Grafschaft Glatz zählte 33,000 Mann; in der Oberlausitz stand der Herzog v. Bevern mit 22,000 Mann; das Heer des Königs bei Dresden war 36,000 und das des Fürsten Moritz von Anhalt, im Voigtlande, 18,000 Mann stark. Von Seiten der Oestreicher dagegen waren versammelt 36,000 Mann in Mähren unter dem Feldmarschall Daun; 20,000 Mann bei Reichenberg unter dem Grafen v. Königseck; 50,000 Mann bei Budin unter Brown, um auf Dresden zu gehen, und 20,000 Mann bei Eger unter dem Herzoge von Ahremberg, um durch das Voigtländische zu ziehen und sich bei Dresden mit Brown und Königseck zu vereinigen. Der Oberbefehl über das letztere Heer sollte anfangs dem Feldmarschall Brown, einem geübten Heerführer, zu Theil werden; der östreichsche Hof aber änderte, zur Freude des Königs, diesen Beschluß und übertrug das schwierige Geschäft, die Operationen zu leiten, dem weniger erfahrenen Erzherzoge Karl von Lothringen. Friedrich wollte, sobald die Jahreszeit es erlauben würde, mit den aus Schlesien und Sachsen zusammengebrachten Regimentern in Böhmen eindringen, die noch zerstreut stehenden östreichschen Korps abschneiden oder auf Prag zurückdrängen, und, sobald nach einer gewonnenen Schlacht diese Hauptstadt übergegangen sein würde, den Feind mit dem größten Theile des Heeres in die Erblande verfolgen, mit dem Rest von etwa 40,000 Mann aber den Verbündeten zu Hülfe eilen, um die Wegnahme Hanovers durch die Franzosen abzuwenden.

Friedrichs Berechnungen zufolge sollten seine sämmtlichen

Digitized by Google

Truppen am 5. Mai in der Nähe von Prag zusammentreffen. Er selbst brach über Außig in Böhmen ein. Moritz von Anhalt ging graden Weges auf Eger los, und da der Herzog von Ahremberg daselbst sein Korps zusammenzog, kehrte Jener plötzlich um und ging durch die verlassenen Pässe über Commotau nach Linay, wo er sich mit dem Könige vereinigte. Die Kolonne des Herzogs v. Bevern stieß bei Reichenberg auf das verschanzte Lager des Grafen v. Königseck, griff dasselbe unter sehr schwierigen Umständen an und eroberte es mit gänzlicher Vertreibung des Feindes, der sich bei Liebenau von neuem zusammenzog. Schwerin war bei Königshof über die Elbe gegangen und stand im Begriff, den Grafen v. Königseck zu umgehen, als dieser sich noch zu rechter Zeit nach Prag zurückzog und das Magazin in Jung-Bunzlau — mehrere Millionen Gulden an Werth — im Stiche ließ. Gedrängt von dem Könige, welcher bei Koschtitz über die Eger gegangen war, zog sich Brown für den Augenblick auf Welware zurück, vereinigte sich hier mit Ahremberg und ging dann, wie die übrigen Generale, mit Zurücklassung der Magazine, auf Prag, wo nunmehr die ganze östreichsche Armee bis auf die Daun'sche Abtheilung beisammen war. Der Operations-Plan des Königs war bis jetzt vollkommen geglückt; alle Magazine der Oestreicher befanden sich in seinen Händen und es konnte ihm mithin an Lebensmitteln nicht fehlen. Jetzt mußte eine Schlacht den Feldzug entscheiden; um sie herbeizuführen, ließ Friedrich am 5. Mai die Hälfte seines Heeres unter dem Feldmarschall Keith und dem Prinzen Moritz von Anhalt auf dem weißen Berge lagern, während er mit der andern bei Posbaba über die Mulde ging und sein Lager bei Czimitz aufschlug. Seine Brüder, der Prinz von Preußen und die Prinzen Heinrich und Ferdinand, befanden sich bei ihm und führten ein untergeordnetes Kommando.

Die Oestreicher hatten bei Prag eine so vortheilhafte Stellung, daß es nothwendig schwer halten mußte, ihnen etwas abzugewinnen. Ihr linker Flügel stützte sich auf den Ziskaberg und war durch die Werke von Prag geschützt; ein Abhang, dessen Tiefe mehr als hundert Fuß betrug, deckte den Mittelpunkt; der rechte Flügel dehnte sich über eine Höhe, an deren Fuße das Dorf Stjerbohol lag, und war noch am zugänglichsten. Mit

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ungeduld erwartete Friedrich die Ankunft Schwerins; er, der König, hatte nur wenig Truppen und das gegenüber liegende große östreichsche Heer konnte ihm übel mitspielen. Kaum war der Feldmarschall angekommen, als Friedrich ihm eröffnete, daß er beschlossen habe, den Prinzen Karl ohne Verzug anzugreifen (6. Mai). Um den Sieg vollkommen zu machen, solle der Prinz Moritz oberhalb Prag eine Schiffbrücke schlagen, mit dem ganzen rechten Flügel des, die sogenannte kleine Seite der Stadt einschließenden Keith'schen Korps über die Mulde gehen und dem Feinde in den Rücken fallen, während er, der König, denselben von vorn und in der Flanke angreifen wolle. Schwerin und andere Generale widerriethen es und fanden den Plan zu kühn; die Truppen des Feldmarschalls hatten einen starken Marsch gemacht und waren ermüdet; das Terrain, auf welchem die Schlacht geliefert werden sollte, schien unsicher und war nicht genugsam untersucht. Friedrich aber besiegte alle Bedenklichkeiten durch den Satz: es sei nothwendig, unter allen Umständen anzugreifen und setzte hinzu, die frischesten Fische wären die besten. Der nun schon 73 Jahr alte Schwerin gerieth darüber in die ihm eigenthümliche Jugendhitze, drückte den Hut in die Augen und rief aus: „Nun gut! wenn denn gerade heute eine Schlacht geliefert werden muß, so will ich die Oestreicher gleich hier angreifen, wo ich sie sehe." Nur mit Mühe ließ er sich von einer Uebereilung zurückhalten, indem der König dem General Winterfeldt befahl, vorerst die Stellung des Feindes auf dessen rechtem Flügel genau zu erforschen.

Winterfeldt erfüllte seinen Auftrag, soll aber — und dies lag vielleicht in den Umständen — das Erdreich, auf welchem der rechte Flügel der Oestreicher aufgestellt war, nur flüchtig und oberflächlich beurtheilt haben. Nach seiner Angabe war dem Feinde hier allerdings beizukommen; doch würde diese Ansicht sich sehr modificirt haben, wenn Zeit und Umstände eine genauere Ermittelung verstattet hätten. Bei dem Dorfe Stjerbohol floß nämlich ein kleiner Bach, in welchem Teiche, mit Stau-Schützen und schmalen Dämmen versehen, angelegt waren. Diese Teiche waren abgelassen und mit Hafer besä't, um der Karpfenbrut, womit sie nach der Ernte wieder besetzt werden sollten, gleich anfänglich Nahrung zu verschaffen. Dieser Hafer machte, daß

Digitized by Google

Winterfeldt die Gegend für gutes festes Land hielt, während doch der Boden sich später als schlammig und unhaltbar bewährte.

Schweigend zog der preußische linke Flügel um 9 Uhr Morgens, angeführt von dem greisen Schwerin, längs dem Abhange hin, um den rechten Flügel des Feindes zu überfallen. Kaum wurde der feindliche Oberbefehlshaber dies inne, als er die Reiterei und einen Theil des Fußvolks vom linken Flügel herbeizog, um die Preußen desto kräftiger zu empfangen, wenn ihre Reiterei zwischen den Eng-Pässen und Sümpfen bei dem Dorfe Bichowitz hervorkäme. Gleichwohl stellte sich diese, nach einem höchst beschwerlichen Marsch, in der einmal genommenen Richtung in einer Ebene auf, die, von jenem Dorfe und einem Teich eingeschlossen, ihr nur gerade den nöthigen Raum bot und zugleich die beiden Flügel deckte. Durch dreimaliges Anstürmen brachte sie die östreichschen Reiter in Verwirrung. Zehn Bataillone des preußischen Fußvolks aber hatten, hingerissen von Kampfbegier, sich kaum aufgestellt, als sie, ohne von ihrer zweiten Linie schon unterstützt zu sein, sich in Uebereilung auf den Feind stürzten und von einem schrecklichen Kartätschenfeuer empfangen wurden. Ganze Rotten, ja halbe Regimenter wurden hingestreckt und die Lücken konnten kaum mehr geschlossen werden. Das Regiment Winterfeldt griff eine Batterie muthig an, wurde aber fast ganz aufgerieben. Dennoch rückten die Grenadiere v. Wreden an und riefen dem Reste der Winterfeldter zu: „Kameraden, laßt uns heran! Ihr habt Ehre genug!" Doch ihre Anstrengungen waren vergeblich; sie mußten weichen, und die neben ihnen stehenden Regimenter folgten ihnen; die ganze Linie des linken Flügels wankte und Niemand wollte mehr heran. Der Sieg schien verloren, denn auch der Reiterei ging es nicht besser, nachdem ihr Anführer, der Erbprinz von Schöneich, gefallen war. Nur die Geistesgegenwart Zieten's, der mit seinen Husaren in Reserve gestanden, und des alten Schwerin half hier nach. Mit nicht geringer Mühe hielt Jener die Fliehenden auf und warf sich den feindlichen Reitern entgegen, die nun, da sie sich zerstreut hatten, ihrer Seits verfolgt wurden. Ein östreichsches schweres Kürassier-Regiment erstaunte über das Unternehmen der Husaren; der Anführer schrie ihnen zu: „Seid Ihr toll? Seht Ihr nicht, daß wir Kürassiere sind?"

Digitized by Google

Digitized by Google

Statt der Antwort warf Zieten das ganze Regiment über den Haufen.

Was Zieten hier bei der Kavallerie that, bewirkte Schwerin mit seltener Aufopferung bei der Infanterie. Er holte frische Truppen aus dem zweiten Treffen herbei, brachte die Flüchtigen in Ordnung, stieg vom Pferde, ergriff die Fahne eines fliehenden Standartenträgers, trug sie, mit der Entsagung eines Helden dem verderbensprühenden Kartätschenfeuer entgegen und rief: „Heran, meine Kinder!" Nur wenige Schritte war er vorwärts gedrungen, als er, von vier Kugeln getroffen, todt zu Boden sank; die Fahne bedeckte ihn und verbarg die entstellenden Züge des Todes.

Der General Fouqué übernahm jetzt das Kommando des linken Flügels, und obgleich auch ihm eine Kartätschenkugel das Degengefäß in der Hand zerschmetterte, führte er doch die, durch den Tod des greisen Helden entflammten Schaaren zum Siege. Tödtlich verwundet, wurde der Feldmarschall Brown vom Schlachtfelde hinweg und nach Prag getragen, wo er am folgenden Tage starb. Mit seiner Entfernung vermehrte sich die Verwirrung der Oestreicher; ein glückliches Ereigniß kam hinzu, um die Schlacht zum Vortheile der Preußen zu entscheiden. Dem Plane des Königs gemäß sollte sich sein rechter Flügel standhaft versagen. Dies konnte aber der General Manstein, der hier befehligte, auf die Länge nicht ertragen. Ueberwältigt von der Kampflust, führte er die Seinigen gegen steile Anhöhen, und dem Prinzen Heinrich und dem Herzoge von Bevern, welche hier befehligten, blieb nichts übrig, als ihm zu folgen. Zu derselben Zeit fiel der Prinz Ferdinand von Braunschweig, welcher auf dem linken Flügel seine Gegenwart nicht mehr nöthig sah, dem noch feststehenden linken Flügel des Feindes in Flanke und Rücken, so daß es dem Prinzen Heinrich gelang, drei Batterien von vorn zu erstürmen. Der Feind wurde nun überwältigt, von Berg zu Berg gejagt und warf sich mit Einbruch des Abends nach Prag.

Diese Stadt konnte die Menge der Truppen nicht fassen, und ein Theil der letztern mußte also südlich ziehen, um wo möglich sich an den Feldmarschall Daun anzuschließen, der in einiger Entfernung bei Kuttenberg ein Hülfsheer sammelte. Nur

Digitized by Google

dem Umstande, daß die Schiffbrücke, welche der Fürst Moritz von Anhalt über die Mulde schlagen sollte, noch nicht vollendet war, war es beizumessen, daß dieser Theil des östreichschen Heeres der Vernichtung entging. Und so fehlte auch dem Siege bei Prag das, was Friedrich eigentlich gewünscht hatte: die Entscheidung. 16,500 Preußen lagen theils todt, theils verstümmelt und verwundet auf dem Schlachtfelde: vorzüglich hatte die Infanterie gelitten und Friedrich selbst sagt, daß an diesem Tage die Säulen seines Fußvolks gefallen seien. Den Tod Schwerin's, seines Lehrers in der Kriegskunst, beklagte er tief *).

Außer Schwerin war mancher andere brave Offizier gefallen oder untüchtig geworden. Die Prinzen von Holstein und von Anhalt, der General von Goltz u. A. lagen auf dem Wahl-Platze; Fouqué und Winterfeldt waren schwer verwundet. Das Heer hatte mit seltener Aufopferung seine Schuldigkeit gethan. „Die Offiziere," sagt der damalige Feld-Prediger Küster, „sprachen mit Verwunderung von der persönlichen Tapferkeit des Königs. Dem Einen war der Arm zerschmettert und der Andere hatte eine eingeklemmte Kugel im Brustknochen. Beide waren dicht neben dem Könige ohnmächtig hingesunken. Sie sagten mir, daß, als sie aus der Betäubung wieder zu

*) Mit Mühe fand man den Leichnam dieses Helden unter den Todten und Verwundeten heraus, brachte ihn nach dem Kloster Margarethe und legte ihn dort vor dem Altare nieder. Mit sichtbarer Rührung und Thränen im Auge stand Friedrich vor dem Verblichenen. „Schwerin," sagt er in seinen Schriften, „besaß ungeachtet seines hohen Alters noch alles Feuer der Jugend. Tief gekränkt sah er, wie die Preußen zurückwichen mußten, und mit außerordentlichem Muthe bot er dem Feinde die Spitze. Der Tod entblätterte den Lorbeer des Sieges, mit einem so kostbaren Blute erkauft." Man brachte den Leichnam auf die Güter des Feldmarschalls in Pommern und setzte ihn in dem Familienbegräbnisse zu Wusseken bei. Friedrich ehrte das Andenken des Helden durch ein Marmor-Denkmal auf dem Wilhelms-Platze in Berlin und selbst der Feind ließ ihm Gerechtigkeit wiederfahren. Als Kaiser Joseph II. am 7. Sept. 1776 sich zu einer Revue bei Stjerbohol einfand, ließ er an der Stelle, wo Schwerin gefallen, fünf Grenadier-Bataillone eine dreimalige Salve aus dem kleinen Gewehr und den Kanonen geben, und nahm bei jedem Feuer mit allen seinen Offizieren ehrfurchtsvoll den Hut ab. — Noch im Jahre 1824 errichteten auf diesem Platze preußische Offiziere dem Gefallenen ein Denkmal. Es ist eine gestutzte, auf der kleinen Fläche ruhende Pyramide von röthlichem Marmor.

Digitized by Google

ſich ſelbſt gekommen, und nur gehört hätten, der König lebe und ſei geſund, ihnen alle Schmerzen weniger fühlbar geweſen wären."

Wie wenig nun auch der Prager Sieg nach Friedrichs Wunſche ausgefallen war: er verſchaffte ihm neue Bewunderung durch ganz Europa und hielt die gegen ſeine Grenzen anrükkenden Feinde für kurze Zeit in Zweifel und Unthätigkeit. In Wien verbreitete ſich nicht geringe Beſtürzung, denn man glaubte die Preußen ſchon vor den Thoren zu ſehen. Prag wurde noch am Schlacht-Tage einigermaßen eingeſchloſſen; 40,000 Mann, alſo ein ganzes Heer, hatten ſich hinter die Mauern dieſer Stadt gerettet und 18,000 Mann waren durch das Verſehen des Prinzen Moritz von Anhalt nach Kuttenberg entkommen. Der König ließ den in Prag zurückgebliebenen Erzherzog zur Ergebung auffordern; man wollte hier jedoch nichts übereilen. Friedrich hätte einen Sturm verſuchen können, allein er fürchtete ſein Heer von neuem bedeutend zu ſchwächen. So entſchloß er ſich denn, Belagerungsgeſchütz kommen zu laſſen, das nicht weit entfernt war, und den Feind durch ein furchtbares Bombardement, wie durch Hunger zu ängſtigen und zur Uebergabe zu zwingen. Der Erzherzog ſeiner Seits vertheilte die ihm zur Dispoſition ſtehenden zahlreichen Truppen in der Stadt, wie das Bedürfniß der Vertheidigung es zu erfordern ſchien. Er ließ den Ziskaberg beſetzen und die Preußen vermochten dieſe Höhe nur erſt nach mehreren vergeblichen Angriffen zu erobern. Die Prager ſahen, mit ſchwerer Beſorgniß, die Stroh-, Reißig- und Breter-Hütten der Preußen auf den Weinhöhen und dem Ziskaberge ſich erheben, während der Prinz Karl von Lothringen die Dörfer Bubna und Holeſſowitz durch einige tauſend Mann beſetzte. Am 16. Mai, am Namenstage des heiligen Johann von Nepomuk, des Patrons des Landes, erſchöpfte man ſich in Andacht und Prinz Karl leuchtete Jedermann durch ſein Beiſpiel vor. Doch verließ er ſich zunächſt auf die materiellen Mittel. Die baaren Gelder der reichſten Einwohner waren bereits erſchöpft und nun wurden Zinn-Münzen für den täglichen Verkehr geprägt. Man verſuchte allerlei Ausfälle und erhielt auf dieſem Wege ein Schreiben der Kaiſerin-Königin, welches die Stadt einſtweilen über ihr Schickſal beruhigen ſollte. „Die Ehre der ganzen Na-

Digitized by Google

tion und der kaiserlichen Waffen," hieß es darin, „hängt von der standhaften Vertheidigung Prag's ab, ja das Heil des ganzen römischen Reichs steht auf dem Spiele. Der Feldmarschall Daun wird zu Hülfe kommen; sein Heer verstärkt sich täglich. Auch die Franzosen sind in vollem Anzuge und so wird mit Gottes Beistande die Sache der Bedrängten bald eine andere Gestalt gewinnen."

Aber um dieselbe Zeit kam auch das Belagerungsgeschütz der Preußen an und wurde in fünf Batterien rings um die einzelnen Stadttheile aufgestellt. In der Nacht vom 30. Mai begann das furchtbare Feuer: Bomben und glühende Kugeln durchkreuzten die Luft und die Straßen. Man wußte in den ersten Tagen den Ausbruch von Feuersbrünsten dadurch zu verhüten, daß man die Bürger zwang, die Schindeldächer von den Häusern abzutragen und das Straßenpflaster aufzureißen; doch schon am 3. Juni äscherte das Feuer, von einem heftigen Winde verbreitet, einen großen Theil der Neustadt ein. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit verwendeten die Prager auf die Schloßkirche, die während dieser Belagerung mehr als dreißig Male in Brand gesteckt und durch die Wachsamkeit des Domherrn Johann Kaiser immer glücklich gerettet wurde. Auch den silbernen Sarg des heiligen Nepomuk und die übrigen Kostbarkeiten der Kirche wurden in Sicherheit gebracht.

In Zeit von drei Wochen waren 180,000 Bomben und glühende Kugeln in die Stadt geworfen worden, 900 Häuser abgebrannt und eingestürzt, viele Menschen verunglückt. Die Kirchen wurden in Lazarethe verwandelt; Noth, Hunger und schlechte Nahrungsmittel brachten ein großes Sterben zuwege. Zwölftausend Einwohner wurden aus der Stadt gejagt, um das Elend zu erleichtern; aber die Preußen trieben sie zurück. Die städtischen Behörden beschworen den Prinzen Karl um Erbarmen und dieser wollte, vom Mitleiden gerührt, unter der Bedingung eines freien Abzuges die Thore öffnen; aber Friedrich ließ sich darauf nicht ein und bestand auf unbedingter Uebergabe, die der Prinz nicht bewilligen zu können meinte.

Das Liegen vor Prag war übrigens dem Könige eben so lästig, wie den Einwohnern der unglücklichen Stadt. Er verlor hier, wie im vorigen Jahre bei Pirna, eine kostbare, unersetzliche

Digitized by Google

Zeit. Aus Weſtphalen und aus Preußen liefen ſchlechte Nachrichten ein: dort waren 100,000 Franzoſen, hier eben ſo viele Ruſſen im Anmarſch. Dazu kam die Nähe des Feldmarſchalls Daun, der in der Zwiſchenzeit ſein Heer bis auf 60,000 Mann gebracht hatte und mit dieſer Macht den Entſatz von Prag ſehr leicht bewirken konnte. Er hatte den Plan, das Bevern'ſche Korps von 20,000 Mann, welches ihn beobachtete, durch verſteckte Bewegungen bei Kuttenberg zu umringen und aufzuheben, und ohne die Wachſamkeit des Generals Zieten würde ihm dieſes Vorhaben gelungen ſein. Ein glücklicher Rückzug bis Kollin und von da bis Kaurzim rettete die Preußen. Nur zwei Tagemärſche bedurfte Daun, und er konnte den König zwiſchen zwei Feuer bringen und ſeinen Untergang herbeiführen. Friedrich ſah keinen Ausweg, als die entbehrlichen Truppen vor Prag wegzunehmen, und, mit Bevern vereinigt, dem Feldmarſchall eine Schlacht zu liefern, die, wenn ſie gewonnen wurde, nothwendig auch die Uebergabe von Prag zur Folge haben mußte.

So von den Umſtänden gedrängt, übergab er die Belagerungs-Armee dem Feldmarſchall Keith und zog mit etwa 10,000 Mann ausgeſuchten Truppen nach Kaurzim zu dem Korps des Herzogs von Bevern (15. Juni). Friedrich war in einer trüben, unglücklichen Stimmung; die Ungeduld bemeiſterte ſich ſeiner und hinderte ihn, die zu löſende Aufgabe klar aufzufaſſen. Mehrere, zum Theil ſehr verdiente Generale überhäufte er mit Tadel; er wollte nichts hören, als was ſeinen Abſichten ſchmeichelte; ſein Unmuth ſteckte das Heer an und ſelbſt der unverzagte Zieten ſah mit einer Beſorgniß, die er ſonſt nicht kannte, in die nächſte Zukunft.

Und wiewohl Friedrich nur 30,000 Mann gegen 60,000 zu führen hatte, möchte doch das Schickſal des entſcheidenden Tages ihm günſtiger geweſen ſein, wenn ſein genialer Schlacht-Plan ihm nicht mitten in der Ausführung zerſtört worden wäre.

Es war am 18. Juni 1757, als die Schlacht bei Kollin geliefert wurde, die Preußens Triumph in Trauer verwandelte. Daun hatte über Nacht eine Stellung genommen, die

Digitized by Google

Friedrich bewundern mußte. Durch einen tiefen Hohlweg in der Flanke gedeckt, ſtand ſeine Kavallerie des rechten Flügels auf der Höhe hinter Chozemitz; von hier lief die Linie bis nach Radonim fort, von wo aus ſie, etwas zurückgebogen, die Anhöhe bei Beſchütz erreichte. Hier ſtand keine Reiterei, weil das Erdreich es nicht zuließ, ſie mit Nutzen zu gebrauchen. Die, welche zu dieſem Flügel gehörte, war nebſt den Reſerve-Regimentern in der Mitte des Heeres auf einer daſelbſt befindlichen Ebene aufgeſtellt. In der Seite des linken Flügels ſtand das Fußvolk der Nachhut bis nach dem Dorfe Swoyſchütz hin. Das erſte Treffen auf dem Abhange, das zweite auf der Krone der beſetzten Anhöhen. Längs der Linie war das ſchwere Geſchütz zweckmäßig vertheilt.

Nur einen einzigen ſchwachen Punkt mochte Friedrich in dieſer Stellung erblicken: es war das Erdreich über den rechten Flügel hinaus, wo das Korps Nadaſty's ſtand. Der König wollte dieſes Korps zurückdrängen, ſich dann in die rechte Seite und den Rücken des Feindes ſchwenken und ſo die Stärke der Stellung deſſelben ganz unnütz machen. Sein Plan war einfach, und darauf berechnet, dem Feinde ſeinen rechten Flügel zu verſagen; die denſelben befehligenden Feldherren wurden darnach inſtruirt und erhielten den Befehl, nicht über die große Straße von Kollin hinauszurücken.

Die Generale Zieten und Hülſen führten ihren Auftrag mit Anſtrengung, aber doch nach Wunſche aus. Jener griff das Nadaſty'ſche Korps lebhaft an, warf es zurück und verfolgte es. Hülſen rückte nun ungeſtört gegen den Kirchhof an, welcher von Kroaten beſetzt war, bemächtigte ſich deſſelben, ſowie des Dorfes auf der Höhe und eroberte zwei Batterien, jede von 12 Kanonen. So weit war alles nach Wunſche gegangen: indem aber nun der König den linken Flügel des Fußvolks, welcher ſich, durch einen Fehler, tauſend Schritte von der Höhe bildete, eiligſt nachrücken ließ *), vernahm er ein lebhaftes Feuern von

*) Bei dieſer Gelegenheit fand eine Scene zwiſchen dem Könige und dem Prinzen Moritz ſtatt, die der Erwähnung verdient. Der König rief den nachrückenden Regimentern Halt! zu, während ſie doch zur Verſtärkung von Zieten und Hülſen ſehr nöthig waren. Der Prinz Moritz, dem dieſes Zö-

Digitized by Google

dem rechten Flügel seiner Schlacht-Ordnung her. Hier war der General Manstein, welcher bereits in der Schlacht bei Prag den Befehl übertreten, und, vom Glücke begünstigt, zur Entscheidung der Schlacht beigetragen hatte, abermals von der Kampflust hingerissen worden. Um die Panduren in dem Dorfe an der Straße nicht dulden zu müssen, verjagte und verfolgte er sie und gerieth dabei unter die Kartätschen der feindlichen Batterien. Vergebens eilte der König herbei, der Schaden war nicht mehr auszubessern: die Schlacht wurde allgemein und eine Folge davon war, daß von dem Fußvolke des linken Flügels ein großer Theil dem rechten zugeführt werden mußte. Die Preußen thaten zwar Alles, was Muth, Heldensinn und Tapferkeit vermochten; sie kletterten über die Leichenhügel ihrer Kameraden, erstiegen felsige Anhöhen und waren an einigen Orten glücklich; das furchtbare Kanonenfeuer der Oestreicher riß aber Lücken in ihre Bataillone, die zu füllen es bald an frischen Truppen fehlte. Nur Kürassier-Regimenter konnten dazu noch verwendet werden, die Sache selbst gewann aber dadurch nicht. Die geharnischten Reiter wurden von den Kartätschen so haufenweise zu Boden gestreckt, daß sie weichen mußten. Zieten ermunterte sie zu einem neuen Angriffe und sie gehorchten; als aber eine Kartätschenkugel diesem General den Kopf streifte und die Mütze abriß, er auch, bewußtlos von der Kontusion, vom Pferde sank, verloren sie den Muth, ergriffen die Flucht und rissen zwei Regimenter Fußvolk mit sich fort. Zieten wurde von einem Kornet im Sinken aufgefangen und auf ein anderes Pferd gebracht. Man setzte ihn in den Wagen des Prinzen Moritz, wo er das Bewußtsein wieder erhielt und bis zum Ausgange der Schlacht verweilte.

Inzwischen sprengte Daun von Schaar zu Schaar, ermuthigte seine Soldaten und sandte die sächsischen Karabiniers in die preußischen Lücken, wo sie die Verwirrung vollendeten. Diese Reiter brannten vor Begier, ihrem Hasse gegen die Preußen

---

gern höchst gefährlich erschien, sprengte zum Könige und beschwor ihn, den gefährlichen Befehl zurückzunehmen, wurde jedoch zornig zurückgewiesen. Der Prinz bat zum zweiten und dritten Male, der König aber wies ihn immer heftiger zurück, und fragte endlich mit seinem drohendsten Blick und mit gezogenem Degen, ob er gehorchen wolle oder nicht.

Digitized by Google

Luft zu machen. „Dies iſt für Striegau," riefen ſie erbittert und hieben Alles nieder, was ſich nicht gefangen geben wollte. Friedrich, in einem Zuſtande der Verzweiflung, hatte ſeine Reiterei ſechsmal gegen Daun's Stellung geführt; eben ſo oft war ſie zurückgeworfen worden. Betäubt und gleichſam ſinnlos, ſetzte ſich der König an die Spitze von etwa 40 Mann und zog mit klingendem Spiele gegen eine Batterie; auch dieſe Wenigen flohen, als die feindlichen Kugeln ſie erreichten. Er bemerkte dies nicht und ritt immer weiter fort, bis der Major le Grand ihm zurief: „Sire! wollen Sie denn die Batterie allein erobern?" Ohne zu antworten, hielt der König ſein Pferd an, ſah ſich um, betrachtete die Batterie durch ſein Fernglas und ritt langſam nach dem linken Flügel, der im Anfange ſo ſiegreich geweſen war, daß Daun ſeinen Generalen ſchon den Ort bezeichnete, wohin ſie ſich zurückziehen ſollten! —

Ueberzeugt, daß die Schlacht nicht mehr zu gewinnen ſei, berief der König den Herzog v. Bevern und den Fürſten Moritz zu ſich und trug ihnen auf, das Heer durch den Eng-Paß von Planian zurückzuziehen, es nach Nimburg zu führen und dort über die Elbe zu gehen. Er ſelbſt, von ſeinen Gardes du Corps begleitet, ging dahin voraus. Ehe das Heer ſeinen Weg antreten konnte, hatte es auf dem linken Flügel noch einen heftigen Kampf zu beſtehen, die einbrechende Nacht machte ihm ein Ende und unverfolgt kamen die Trümmer der Armee in Nimburg an, indem ſie 45 Geſchütze in den Händen des Feindes ließen.

Friedrichs Erwartungen von dieſem Tage waren gänzlich vereitelt und die Reſultate zu ſeinem Nachtheil verkehrt. Er ſah ſich unfähig, die Kriegsbegebenheiten ferner zu leiten und es blieb ihm nichts übrig, als dem Strome der Ereigniſſe zu folgen. Faſt bewußtlos ſetzte er den Weg nach Nimburg fort. Als auf dem Wege dahin die abgematteten Pferde getränkt werden mußten, empfand er zuerſt das Bedürfniß nach einer Erfriſchung. Da nahte ſich ihm ein alter blutender Kavalleriſt, ſchöpfte mit ſeinem Hute Waſſer aus einem Pferde-Eimer und reichte es ihm mit den Worten: „Ew. Majeſtät trinken doch; laß Bataille Bataille ſein, es iſt nur gut, daß Sie leben; unſer Herrgott lebt gewiß, der kann uns ſchon wieder Sieg geben."

Ohne Zweifel erquickten den König dieſe Worte, doch gelangte

Digitized by Google

Digitized by Google

er noch nicht zu einem klaren Bewußtsein. Nach der Ankunft in Nimburg sah man ihn einen Ruheplatz suchen, wo er über seine Lage ungestört nachdenken könnte. Er fand ihn auf einer Brunnen-Röhre, und in Gedanken versunken, zog er mit seinem Stocke Figuren in den Sand. In dieser Stellung trafen ihn die Ueberreste seines Heers. Von dem schönen Garde-Regimente waren nur 250 Mann übrig; andere Regimenter hatten noch mehr gelitten. Der ganze Verlust des Heeres belief sich auf 13,000 Mann, unter diesen 326 tüchtige Offiziere und der Kern seines Fußvolks. Thränen traten ihm in die Augen, als er die kleine Schaar seiner Leibwache erblickte. „Kinder!" rief er ihnen mit erzwungener Heiterkeit zu: „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt; aber habt nur Geduld, ich werde Alles wieder gut machen."

Der Gedanke an seine Pflicht genügte, um den Helden aus seiner Betäubung zu retten, und bald ertheilte er, mit voller Geistesgegenwart, die zweckmäßigsten Befehle für den weitern Rückzug, dessen nächstes Ziel Prag war. Er selbst ging voran, um sich mit seinen Vertrauten, Winterfeldt und Retzow, zu berathen. Seine Ansicht von den Ursachen des gehabten Verlustes lernt man aus einem Briefe des englischen Gesandten kennen. „Der König," sagt Mitchel*), „schreibt den Verlust der Schlacht dem Eifer seiner Soldaten zu, welche den Feind (gegen seinen Befehl) in der Fronte angriffen; denn nach seiner Anordnung sollte allein der linke preußische Flügel den rechten der Oestreicher in der Seite angreifen. Dies geschah mit großem Erfolge: man nahm einige Batterien, rückte 200 Schritte darüber hinaus vor, gewann so die Seite der Feinde und brachte sie in große Verwirrung. Des Königs Absicht war, im Falle des Bedürfnisses Mannschaft von seinem rechten Flügel nach dem linken hinzuziehen, und, wenn jener in der ihm angewiesenen Stellung blieb, würde er den linken östreichschen Flügel in Achtung erhalten haben, so daß er nicht wirksam werden konnte. Allein die gute Wirkung dieser Anordnungen wurde gänzlich vereitelt durch den Eifer seiner Soldaten gegen das Centrum hin. Als diese nämlich die Fortschritte des linken Flügels sahen, wurden sie begierig, auch Theil an dem für gewiß gehaltenen Siege zu haben und griffen ein Dorf an, welches ein wenig zur Linken

*) v. Raumer, a. a. O. Seite 429.

Digitized by Google

des östreichschen Centrums lag. Sie nahmen es, wodurch der ganze preußische rechte Flügel ins Gefecht gezogen und dem furchtbaren Feuer der mit Kartätschen geladenen Batterien ausgesetzt ward." — „An Unfälle noch nicht gewöhnt, mochte der König seinem Glücke zu viel vertraut haben. Acht gewonnene Schlachten, sagte er selbst, brachten ihn zu der Meinung, daß er die Oestreicher aus den vortheilhaftesten Stellungen zu verdrängen vermöge, und in der That müßte Jemand mehr sein als Mensch, wenn er nach solch' einer Reihe von Siegen ganz ohne alle Anmaßung bleiben sollte."

Während Friedrich sich bei Kollin herumschlug, hatte das Belagerungs-Korps vor Prag alle Ausfälle der Belagerten zu vereiteln gewußt, und der junge Prinz Ferdinand, Bruder des Königs, hatte dabei Gelegenheit gefunden, sich vielfach auszuzeichnen. Jetzt mußte die Belagerung unter allen Umständen aufgehoben werden. Vor allem trug man Sorge, die verwundeten Offiziere, welche nicht beim Heere bleiben konnten, nach Sachsen zu schicken. Unter ihnen befand sich der General Manstein, dem eine Flintenkugel den linken Arm zerschmettert hatte. Dem Befehle des Königs gemäß, sollte er sich, mit 30 anderen Offizieren, über Leitmeritz nach Dresden begeben; und schon war er den 27. Juni unter der Bedeckung von 200 Sachsen, bis Welmina gekommen, als er sich von Laudon und seinen Panduren überfallen sah. Der Rückzug nach Leitmeritz würde zwar möglich gewesen sein; Manstein war aber eines Lebens überdrüßig, das, nach dem von ihm begangenen Fehler, ihm nicht große Annehmlichkeiten weiter versprach. Entschlossen zu einem Kampfe auf Leben und Tod, ließ er auf der nächsten Höhe eine Wagenburg errichten. Die Panduren erschienen und die sächsische Bedeckung, nicht geneigt, für einige Preußen die Waffen zu ziehen, wichen zurück. Der verwundete Manstein sprang aus dem Wagen und stellte sich zur Wehr; als er von Ergebung nichts hören wollte, hieb man ihn nieder. —

Der Abmarsch des Heers des Königs von Prag geschah am 20. Juni, zwei Tage nach der Schlacht, öffentlich, mit klingendem Spiele und in größter Ordnung; es vereinigte sich bei Lissa mit dem Korps des Herzogs v. Bevern. Der Feldmarschall Keith, welcher erst am Nachmittage dieses Tages sein Lager bei Prag verließ, kam nicht so ungehindert davon: von dem Prinzen Karl verfolgt, verlor er in einem hitzigen Gefechte 400 Mann an Todten

Digitized by Google

und Verwundeten. Zu diesem Verluste gesellte sich noch ein anderer, der aus der moralischen Niedergeschlagenheit der Armee hervorging: das Heer des Königs zählte, noch ehe er sein Lager auf dem linken Elb-Ufer bei Leitmeritz aufschlug*), an tausend Deserteure. — Da es in und um Leitmeritz an Raum fehlte, so lagerte sich ein Theil der Preußen auf dem rechten Ufer der Elbe und die hier befindliche massive Brücke diente zur Verbindung. Ein drittes Korps, unter dem Befehle des Prinzen von Preußen, ging über Jung-Bunzlau nach Neuschloß, von wo es das feste Lager bei Böhmisch-Leipe bezog. In dieser Stellung verweilte das preußische Heer drei volle Wochen, um zu erwarten, welche Schritte der Feind thun würde.

Während dieser 3 Wochen erwartete den König noch ein anderer herber Schlag. Am 28. Juni starb seine angebetete Mutter. „Der König," schreibt Mitchel am 2. Juli**), „hat seit der Trauer-Post Niemanden gesehen, und ich höre, er sei tiefbetrübt. Gewiß ist sein Schmerz aufrichtig, denn nie hat irgend ein Mensch mehr Beweise seiner Pflicht und Liebe gegeben, als er bei jeder Gelegenheit seiner Mutter darlegte, und keine Mutter hat sich mehr als sie um alle ihre Kinder verdient gemacht." — Am 4. Juli schrieb Mitchel: „Gestern ließ mich der König rufen; es war das erste Mal, daß er seit jener Todes-Nachricht Jemanden sprach. Ich war auf's tiefste bewegt zu sehen, wie er sich im Schmerze gehen ließ und den zärtlichsten kindlichsten Gefühlen Raum gab, indem er sich der mannichfaltigen Verpflichtungen erinnerte, welche er gegen seine Mutter habe, und mir wiederholte, wie sie litt, wie sie ihr Leiden ertrug, wie viel Gutes sie Jedermann erzeugte, und wie es

---

*) Als der König sich von dem Korps des Herzogs v. Bevern trennte, ließ er auch (gleichsam mit dem Oberbefehl über den Herzog) den General v. Winterfeldt hier zurück. Dieser verlangte Verstärkung. „Die Armee," entgegnete Friedrich, „ist meines Bedünkens stark genug, Er kommandirt sie ja." — Beim Abschiede, als der König schon vorwärts geritten war, kehrte er plötzlich noch einmal um, hielt an, sprang vom Pferde und sagte zu Winterfeldt: „Ich hätte bald vergessen, Ihm Seine Instruktion zu hinterlassen. Nur diese weiß ich für Ihn: „Erhalt' Er sich mir."

**) Raumer, a. a. O. Seite 432.

Digitized by Google

ihn tröſte, daß er dazu beigetragen, den letzten Theil ihres Lebens leicht und angenehm zu machen." —

Die feindlichen Feldherren, unſchlüſſig, was ſie thun ſollten, hatten ſich bei Liſſa vereinigt und waren von da nach Brandeis gezogen. Es fehlte ihnen an Selbſtvertrauen, etwas Entſcheidendes zu unternehmen, wie ſie doch leicht gekonnt hätten. Zuletzt begnügte ſich der Prinz Karl, nach Nimes vorzugehen, wodurch er, die linke Seite des Prinzen von Preußen umgehend, einen Tagemarſch nach Gabel zu gewann. Hier ſtand der preußiſche General v. Puttkammer mit vier Bataillonen und 500 Huſaren, um die Zufuhr nach dem in Zittau befindlichen Magazine des Prinzen von Preußen zu ſichern. Angegriffen, vertheidigte er ſich drei Tage hindurch gegen 20,000 Mann mit der größten Hartnäckigkeit, mußte ſich aber endlich, als keine Hülfe kam, ergeben. Dieſer Unfall lag wiederum in Friedrichs Dispoſitionen; er hatte dem Prinzen von Preußen ſtrenge Ordre gegeben, ſich nicht weiter als bis Leipe zurückzuziehen und der Prinz wagte dieſen Befehl nicht zu übertreten. Mit der Einnahme von Gabel konnte er aber auch im Lager bei Leipe nicht länger verharren; um ſeine Magazine nicht ebenfalls zu verlieren, mußte er auf einem Umwege nach Zittau ziehen und langte dort erſt nach den Oeſtreichern an. Das Gepäck und die Pontons waren zum größten Theil in den Hohlwegen verloren gegangen oder beſchädigt worden. Um das Unglück voll zu machen, ſah der Prinz, nachdem er, dem Feinde gegenüber, eine Stellung genommen hatte, Zittau in Flammen aufgehen, ſeine Magazine verbrennen und 150 Pioniere mit dem Oberſten Dierecke in feindliche Hände fallen. Die ganze Stadt wurde in Aſche verwandelt und ein Schaden von 10 Millionen Thalern angerichtet. Um den Unterhalt ſeiner Truppen zu ſichern, mußte der Prinz nun auch die Höhen von Zittau verlaſſen und ſich nach Bauzen ziehen, wo er von Dresden aus mit Lebensmitteln verſorgt werden konnte.

Dieſe Unfälle riefen den König zur Unterſtützung herbei. Er ging am 29. Juli bei Pirna über die Elbe, um ſich bei Bauzen mit dem Heere des Prinzen zu vereinigen. Er empfing ihn und ſeine Generale ſo übel, daß dem Prinzen nichts übrig blieb, als das Heer zu verlaſſen und ſich nach Berlin zu bege-

Digitized by Google

ben, in deſſen Nähe er im folgenden Jahre, zu Oranienburg, vor Kummer ſtarb. Friedrich legte ihm Unfähigkeit zu den Verrichtungen eines Feldherrn zur Laſt und konnte ihm, der nur unfreiwillig in den Krieg gezogen, ſein Verſehen nicht verzeihen. „Ich beklage mich nicht über Ihr Herz," ſchrieb ihm Friedrich nach der Abreiſe, „wohl aber über Ihre Unfähigkeit und Ihre zu geringe Beurtheilungskraft bei der Wahl der möglichſt guten Entſchlüſſe. Wer nur noch wenige Tage zu leben hat, bedarf keiner Verſtellung. Ich wünſche Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß alles Unglück und alle Widerwärtigkeiten, die Ihnen wiederfahren ſind, Sie lehren mögen, Sachen von Wichtigkeit mit mehr Sorgfalt, Einſicht und Entſchloſſenheit zu behandeln. Der größte Theil aller widerwärtigen Begebenheiten, die ich vorausſehe, iſt Ihnen zuzuſchreiben. Sie und Ihre Kinder werden davon mehr betroffen werden als ich; ſein Sie indeß verſichert, daß ich Sie jederzeit geliebt habe, und daß ich mit dieſer Geſinnung ſterben werde."

Der Herzog v. Bevern führte den Oberbefehl über das Heer des Prinzen; bei Dresden hatte der König 10,000 Mann unter dem Fürſten Moritz ſtehen laſſen. Seine Abſicht war, die Kommunikation mit Schleſien wieder herzuſtellen und dem Feinde ein ſo entſcheidendes Treffen zu liefern, daß er ſich nach Böhmen zurückziehen müſſe. Den erſteren Zweck erreichte er durch eine Bewegung über Weißenberg nach Bernſtädt und Herwigsdorf, denn Prinz Karl mußte jetzt bei Zittau ſtehen bleiben, wenn er nicht von Böhmen abgeſchnitten ſein wollte. Den letzteren Zweck — den Zurückzug der Feinde — zu erreichen, wollte ihm dagegen nicht gelingen; denn wiewohl er ſich durch einen künſtlichen Marſch über Hirſchberg in ihrem Rücken aufſtellte, wiewohl er das Korps des Generals Nadaſti durch Winterfeldt angreifen ließ, war das Reſultat doch nur, daß Prinz Karl ſeine gegen die Straße von Lobau genommene Stellung veränderte und hinter dem Witzendorfer Grunde einen faſt unangreifbaren Poſten bezog. —

Bis zum 25. Auguſt hielt Friedrich in der Oberlauſitz aus, bis die aus allen Theilen des Reichs einlaufenden beſorglichen Nachrichten eine Bewegung dringend erforderten. Hunderttauſend Mann ſtark, waren die Franzoſen unter Anführung des Mar-

Digitized by Google

ſchalls d'Etrées, eines Zöglings des berühmten Marſchalls von Sachſen, und des Prinzen Soubiſe, eines Lieblings der Pompadour, in Deutſchland eingebrochen. Das Heer des Erſtern ſollte Hanover erobern, das Heer des Letztern ſich dagegen mit der ſogenannten Reichs-Exekutions-Armee vereinigen, um Sachſen zu befreien. Der Herzog von Cumberland, welcher beauftragt war, das Kurfürſtenthum Hanover zu decken, verſtand ſeine Sache ſo ſchlecht, daß er immer weiter zurückging, bis die Schlacht bei Haſtenbeck (26. Juli) ſeinem Rückzuge ein Ziel ſetzte. Die Franzoſen gewannen dieſe Schlacht, nicht etwa in Folge ihrer Tapferkeit oder Geſchicklichkeit, ſondern weil der Herzog, von aller Geiſtesgegenwart verlaſſen, keinen andern Wunſch hegte, als Stade zu erlangen, um ſich hier nach England einſchiffen zu können. Dies waren die Bundesgenoſſen Friedrichs in Hanover! —

Wiewohl nun aber d'Etrées ſolchergeſtalt ſeine Beſtimmung erfüllt und das Kurfürſtenthum Hanover in Beſitz genommen hatte, wurde er doch vom Kommando plötzlich abgerufen, und durch den Herzog von Richelieu, den ſogenannten Alcibiades der Franzoſen, erſetzt. Gerade zu der Zeit, wo dies vorging und die berüchtigte Konvention von Kloſter-Seven, welche Hanover in die Willkür der Franzoſen gab, noch nicht abgeſchloſſen war, erfolgte die Vereinigung des Prinzen v. Soubiſe mit dem Prinzen von Hildburghauſen, Generaliſſimus der Reichstruppen. Das vereinigte Heer ſollte nach Sachſen ziehen, ſich hier an den Prinzen Karl anſchließen und ſo den König verdrängen helfen.

Friedrich bedurfte aller Spannkraft ſeines Geiſtes, um hier einen Ausweg zu finden. Schon ging die Nachricht ein, das vereinigte feindliche Heer ſei bis Gotha und Weimar vorgedrungen und brandſchatze den Saal-Kreis, während Richelieu ein Korps in das Halberſtädtſche geſchickt habe und bis an die Thore Magdeburg plündern laſſe. Schleſien und Sachſen mußte zugleich gedeckt und vertheidigt werden; dies war die Aufgabe, die Friedrich mit ſeinen geringen Mitteln zu löſen hatte.

Von der Anſicht ausgehend, daß in Schleſien der Beſitz von Schweidnitz ihm einſtweilen einen hinlänglichen Stützpunkt gewähre, beſchloß der König, ſich gegen die Franzoſen und die

Digitized by Google

Reichs-Armee zu wenden. Er übergab dem Herzoge v. Bevern den Oberbefehl über die 36,000 Mann, die das große östreichsche Heer im Auge behalten sollten und brach mit 12,000 Mann von Bernstädt nach Dresden auf, vereinigte sich hier mit den 10,000 Mann des Fürsten Moritz, zog über Döbeln, Grimma und Pegau gegen die Saale und überschritt diesen Fluß bei Kösen. Am 14. September kam er in Erfurt an. Die übermüthigen Feinde zogen sich schon jetzt zurück und schätzten sich glücklich, bei Eisenach eine feste Stellung zu finden. Ohne sie zu verfolgen, blieb Friedrich mit 10,000 Mann bei Erfurt stehen und sandte den Herzog Ferdinand von Braunschweig mit 4000 Mann in das Halberstädtsche, hier die Franzosen zu verjagen; den Fürsten Moritz aber schickte er mit 8000 Mann nach Sachsen, um zwischen der Mulde und der Elbe die Bewegungen der Oestreicher zu beobachten. So geschwächt, verharrte er drei Wochen lang in seiner Stellung bei Erfurt, um zu erwarten, was der Prinz Soubise gegen ihn vornehmen würde.

Dieser Heerführer schämte sich allmählig seiner Unthätigkeit und erschien mit 8000 Mann in Gotha. Hier saß er am 19. September mit seinen Generalen im Schlosse Friedenstein bei Tafel, als ein starkes Schießen die Annäherung der Preußen verkündigte. Es war der General v. Seydlitz, welcher, blos mit 1500 Mann Husaren und Dragonern, von einem Nebel begünstigt, unerwartet vor den Thoren erschien. Der Schrecken der Franzosen war so groß, daß sie, ihren prinzlichen Anführer an der Spitze, ohne Widerstand und in höchster Unordnung aus der Stadt liefen und bis nach Eisenach flohen. Seydlitz setzte sich nun mit seinen Offizieren an dieselbe Tafel, die für die französischen Feinschmecker bestimmt war. An diesem Tage erregte Seydlitz zuerst die Aufmerksamkeit der Welt: denn unter andern Umständen wäre es ein tollkühnes Unternehmen gewesen, eine mit Fußvolk und Geschütz besetzte Stadt mit 1500 Mann Reiterei überrumpeln zu wollen. Erst am 22. September kehrte er, um nicht in Gotha umringt zu werden, zum Könige zurück und jene Stadt kam wieder in die Hände der Franzosen.

Friedrich zog sich jetzt bis Buttstädt zurück, um eine geeignete Stellung zu finden; er verweilte hier bis zum 10. Oktober ganz unangefochten. Da machte die Nachricht, daß der

Digitized by Google

Herzog von Richelieu mit 30,000 Mann gegen Magdeburg anziehe, und daß der östreichsche General Haddik, im Auftrage Dauns, die Zersplitterung der preußischen Streitkräfte benutze, um sich mit etwa 4000 Streifzüglern nach Berlin zu schleichen, eine neue Thätigkeit nöthig. Wohl wissend, mit welchen Leuten er zu thun habe, schickte Friedrich dem Herzoge von Richelieu ein Geschenk von 100,000 Thalern, und bewirkte dadurch, daß das Herzogthum Magdeburg von seinen Plünderungen verschont und der Herzog Ferdinand von Braunschweig in seiner Stellung bei Wanzleben unangefochten blieb *). Jetzt blieb nur noch der Räuber Haddik zu züchtigen.

Dieser Parteigänger, dessen Leute hauptsächlich aus Kroaten bestanden, langte am 16. Oktober vor dem Kottbußer und Schlesischen Thore in Berlin an und verlangte eine Brandschatzung von 300,000 Thalern. Eine kräftige Gegenwehr, wozu die, sonst unbefestigte Hauptstadt wohl Mittel geboten hätte, möchte ihm leicht verderblich geworden sein: aber der Kommandant, ein General-Lieutenant v. Rochow, hatte dazu keine Anstalten getroffen, und verlor den Kopf, als das Uebel vor der Thür war. Ungehindert ließ er das Streifkorps bis gegen das sogenannte Köpnicker Feld anrücken und erinnerte sich erst seiner Pflicht, als selbst der Pöbel seine Unthätigkeit verhöhnte. Alles aber, was er vornahm, bestand darin, daß er die Königliche Familie durch 400 Mann nach Spandau in Sicherheit bringen ließ; doch auch dieses Geschäft wurde so lau betrieben, daß Haddik sehr leicht sich der Geretteten auf dem Wege hätte bemächtigen können Er selbst, der Kommandant, flüchtete sich nach Spandau und ließ Berlin im Stiche.

Haddik sah unterdessen wohl ein, daß er ein bedenkliches Geschäft übernommen und keine Zeit zu verlieren habe, wenn sein Raubzug nicht ganz nutzlos sein solle. Er schoß die Palisaden ein, mit denen die oben genannten beiden Thore damals statt der Mauer befestigt waren und drang in die Vorstadt. Ein Kommando des Regiments Laugen, welches sich ihm entgegen-

*) Man vermuthet, daß die Zahlung jenes Geschenks in den schlechten, nur den halben Werth habenden Goldstücken erfolgt ist, welche Friedrich damals in Magdeburg schlagen ließ.

Digitized by Google

ſtellte, wurde von ſeinen Reitern umringt und niedergehauen. Dennoch wagte der Feind ſich nicht in die Stadt, ſondern begnügte ſich, in den Vorſtädten zu plündern und Unfug zu verüben. Haddiks Adjutant, der Oberſt v. Ried, unterhandelte inzwiſchen mit dem Magiſtrate und es gelang ihm, 215,000 Thaler und zwei Dutzend Paar Frauen-Handſchuhe, als ein Geſchenk für die Kaiſerin *), zu erpreſſen. Kaum war dieſe Beute erhaſcht, als Haddik ſich auf das eiligſte nach Kottbus zurückzog. Wenige Stunden ſpäter ſprengte Seydlitz mit 3000 Reitern zur Rettung der Hauptſtadt herbei, und am andern Tage folgte ihm das ganze Korps des Fürſten Moritz zu gleichem Zwecke; Friedrich ſelbſt ſetzte ſich von Leipzig aus in Bewegung, um den Feinden den Rückzug abzuſchneiden, was jedoch nicht gelang.

In Annaberg erfuhr der König, um welchen Preis Berlin gerettet ſei. Er verweilte einige Tage in Herzberg, um ſich mit dem Fürſten Moritz zu vereinigen, und den Feinden, die ſich hinter ihm regten, gewachſen zu ſein. Von Keith, den der König mit 5000 Mann zur Deckung der Saale zurückgelaſſen hatte, ging die Nachricht ein, daß der Prinz von Hildburghauſen gegen ihn im Anzuge ſei. Auch erſchien dieſer Heerführer wirklich mit einer überlegenen Macht vor Leipzig, wo eben der preußiſche General von Retzow ſtand; das von dieſem verlaſſene Merſeburg gerieth ohne Widerſtand in die Hände des Prinzen von Soubiſe. Eine Liſt des Feldmarſchalls Keith hatte den guten Erfolg, daß nicht auch Leipzig überging. Keith erklärte nämlich der Leipziger Kaufmannſchaft, daß er ſich aufs äußerſte vertheidigen wolle und zu dem Ende die Vorſtädte abbrennen müſſe. Um dieſen Jammer nicht zu erleben, ſendeten die Kaufleute Deputirte in das feindliche Lager und brachten es durch Vorſtellungen und Geſchenke dahin, daß man hier ſo lange müſſig blieb, bis Friedrich wieder in Leipzig eintraf. Dieſer durfte nicht dulden, daß der Feind ſeine jetzigen Stellungen behalte und am Ende gar in ſeiner Nähe Winterquartiere mache, und beſchloß daher ihn zu vertreiben, bevor er wieder nach Schleſien ging, wo ſeine Gegenwart dringend nöthwendig war.

Bei Altranſtädt hatten ſich die Heeres-Abtheilungen des Kö-

*) Wie ſich ſpäter fand, lag in dieſem Geſchenk eine arge Ironie. Die Handſchuhe paßten nämlich alle nur auf die linke Hand.

Digitized by Google

nigs, des Fürsten Moritz und des Herzogs Ferdinand vereinigt, und das so gebildete Korps belief sich auf 20,000 Mann. Mit dieser geringen Macht ging Friedrich auf mehreren Schiffbrücken über die Saale, und kam am 4. November Abends bei Braunsdorf an; die Feinde hatten ein Lager hinter dem Bache bei Mücheln bezogen. Sogleich rekognoscirte Friedrich die Stellung derselben und da er fand, daß sich die linke Seite mit Vortheil angreifen lasse, beschloß er einen Angriff für den folgenden Tag. Dazu kam es jedoch nicht; denn über Nacht hatte Soubise eine bessere Stellung genommen und Schanzen aufwerfen lassen, die den Angriff weit schwieriger machten. Friedrich bezog nun ein festes Lager zwischen Bedra und Roßbach, erwartend, was man gegen ihn vornehmen werde. Gern hätte er die Feinde ziehen lassen, wenn es ihnen darum zu thun gewesen wäre; aber sie gefielen sich viel zu sehr in Sachsen und behandelten das Land der Verbündeten ärger, als das Land eines Feindes. Sie waren den Sachsen nicht Beschützer und Bundesgenossen, sondern Plagegeister und Räuber, plünderten viele Orte rein aus und schonten nicht einmal die Altäre. Was sie nicht fortschaffen konnten, wurde verwüstet und unbrauchbar gemacht. Sie zerschnitten die Hausgeräthschaften, zerschlugen Fässer und Gefäße, zerrissen Briefe und Urkunden, streuten die Federbetten auf den Feldern herum und hieben das Vieh, welches sie nicht verzehrten, als eine Speise für die Raubvögel in Stücke *). Es war nicht zu verwundern, daß sie mit gleichem Uebermuth auf das kleine preußische Heer herabschauten; sie hielten den König für zaghaft, weil er ihnen aus dem Wege ging und nicht angreifen wollte; sie dachten die Preußen nicht zu besiegen, sondern gefangen zu nehmen und ärgerten sich, daß dabei nicht Ehre genug zu gewinnen sein möchte. Damit ihnen das kleine Häuflein nicht entrinne, setzten sie den Angriff auf den 5. November fest.

*) Ein Kupferstich aus jener Zeit stellt einen französischen Offizier vor, wie er eben im Begriff ist, sein Pferd zu besteigen und dabei den Fuß auf einen auf der Erde knieenden, in vollen Ornat gekleideten Geistlichen setzt. Die Geschichte trug sich in Weichschütz bei Weißenfels zu; der Geistliche hieß Schren.

Digitized by Google

In der Frühe dieses Tages stellte sich der Graf von St. Germain mit 6000 Mann, dem Lager bei Roßbach gegenüber, bei Gröst auf, um die Preußen von Merseburg abzuschneiden. Das Heer selbst zog rechts, um über Buttstädt die linke Seite der Preußen zu umgehen, und ihnen in den Rücken zu fallen, wenn sie sich über Weißenfels sollten zurückziehen wollen. Die ganze Gegend tönte wieder von lustiger Kriegs-Musik, ja Soubise soll einen Kourier nach Paris geschickt haben, um hier die bevorstehende Gefangennehmung des Königs von Preußen zu verkünden.

Friedrich sah, während des ganzen Vormittags, die Bewegungen der Feinde mit einer Unthätigkeit an, die Niemand zu begreifen vermochte, und die die Franzosen nur noch mehr in der Einbildung bestärkte, daß sie leichtes Spiel haben würden. Gegen Mittag ging der König mit seinen Generalen ruhig zu Tische. In seinem Kopfe wälzte sich der Schlacht-Plan: er wußte, daß nur der Weg über Merseburg ihm zum Rückzuge offen stand, dieser Rückzug aber im Angesichte eines so überlegenen Feindes fast unmöglich war. Darum wartete er den Moment ab, wo er den Feind in vollem Marsche angreifen und überraschen könnte. Dieser Moment trat Nachmittags um 2 Uhr ein: Friedrich befahl, und in Zeit von einer halben Stunde war das Lager abgebrochen und das ganze Heer in Bewegung. „Meine Kinder!" redete er die Truppen an: „die Stunde ist gekommen, wo Alles, was uns theuer ist und theuer sein sollte, von unsern Waffen und unserm Benehmen abhängt. Die Zeit vergönnt mir nur wenige Worte, auch wäre es unnöthig, viel zu sagen. Ihr wißt, daß keine Beschwerde, kein Hunger, kein Frost, kein Wachen, keine Gefahr so groß ist, die ich zeither nicht mit Euch getheilt hätte, und Ihr seht mich jetzt bereit, mein Leben mit und für Euch dahinzugeben. Alles, was ich von Euch verlange, ist das nämliche Pfand von Liebe und Treue, welches ich Euch selbst gebe. Laßt mich, nicht als Aufmunterung, sondern als Beweis meiner Dankbarkeit hinzusetzen: daß von dieser Stunde an, bis Ihr die Quartiere bezieht, Euer Sold verdoppelt sein soll. Nun haltet Euch brav und vertraut Gott!"

Durch eine Kette von kleinen Hügeln gedeckt, blieben die Bewegungen der Preußen dem Feinde verborgen. Wie dieser nun im besten Marschiren war, erzitterten auf einmal die Hügel von dem fürchterlichsten Kartätschenfeuer der Preußen; der Prinz Heinrich

Digitized by Google

griff die französische Infanterie in ihrer rechten Flanke an und der General Seydlitz fiel ihnen mit der Reiterei in den Rücken. Nichts glich der Ueberraschung des sorglosen Feindes: er hatte nicht Zeit, sich aufzustellen; das Reichsheer ergriff schon bei den ersten Kanonenschüssen in bunter Verwirrung die Flucht und nur die Franzosen hielten sich etwa anderthalb Stunden. Vergeblich bemühte sich Soubise, in seinen stolzen Schaaren die Ordnung herzustellen; der Graf von St. Germain deckte die allgemeine Flucht. Das Korps des Prinzen Ferdinand von Braunschweig kam gar nicht zum Schuß. In etwa zwei Stunden war die ganze Schlacht beendigt und nur die hereinbrechende Dunkelheit rettete die Fliehenden vom gänzlichen Verderben. Doch setzte man ihnen noch am folgenden Tage bis an die Unstrut nach und fing an 7000 Mann, worunter 9 Generale und 326 Offiziere. Im Ganzen verloren die Franzosen 10,000 Mann, 63 Kanonen und 22 Fahnen und Standarten, während die Preußen nur 91 Todte und 274 Verwundete zählten.

Friedrich war weit entfernt, die Feinde ihren Uebermuth entgelten zu lassen, und vielleicht war eine schlaue Politik dabei mit im Spiele. Als er sich im Lager zu Burgwerben, welches er am 6. November bezog, mitten unter den kriegsgefangenen Offizieren sah, redete er sie mit den Worten an: „Meine Herren! ich kann mich noch immer nicht daran gewöhnen, die Franzosen als meine Feinde zu betrachten;" und hatte dadurch sofort die Herzen Aller gewonnen. Er erblickte einen schönen jungen Mann, der den Arm in einer Binde trug, erkundigte sich nach seinem Namen und Stande und fügte hinzu: „ich sehe, Sie sind verwundet." Sehr verbindlich entgegnete der Offizier: „Ich verdanke diese Wunde der braven Reiterei Ew. Majestät; sie verschafft mir das Glück, einen so großen Monarchen, wie Ew. Majestät sind, in der Nähe zu sehen." „Ich bedaure Sie," sprach der König, „aber ich hoffe, daß Sie bald wieder hergestellt sein werden, und damit wir uns öfter sehen, werden Sie diesen Mittag bei mir speisen."

Unter den Gefangenen war auch ein alter französischer Kavallerie-General, der unter den Augen des Königs Wunder der Tapferkeit gethan hatte. Friedrich schickte ihm seine besten Wundärzte, besuchte ihn persönlich und sprach ihm Trost zu. „Ew. Majestät sind größer, als Alexander," rief der Greis gerührt aus: „denn

Digitized by Google

dieſer quälte ſeine Gefangenen, während Sie, erhabener gütiger König, Oel in ihre Wunden gießen." — Ein anderer Gefangener, der General-Lieutenant Graf v. Mailly erhielt, auf ſein Ehrenwort, die Erlaubniß zur Reiſe nach Paris *).

Die Franzoſen hatten ſich nicht nur in Sachſen, ſondern in ganz Deutſchland ſo verhaßt gemacht, daß ihre Niederlage die allgemeinſte Freude erregte. Die Anwohner des Schlacht-Platzes errichteten ein Denkmal, welches Napoleon nach der Schlacht bei Jena nach Paris bringen und in der Nähe einer Kirche aufſtellen ließ. Am 30. März 1814, dem Tage vor dem Einzuge der Verbündeten, drangen die Invaliden aus ihrem Hotel und ſtürzten die Säule, um ſie nicht wieder in die Hände der Preußen kommen zu laſſen, in die Seine. Dagegen ließen, nach der Schlacht bei Leipzig, mehrere preußiſche Offiziere eine neue (eiſerne) Säule errichten. —

Wir haben geſehen, in welcher großen Verlegenheit ſich Friedrich vor der Schlacht bei Roßbach befand und müſſen nun die traurigen Ereigniſſe nachholen, welche ſich an andern Orten zutrugen, und die der König zu verhüten, ſich außer Stande ſah.

Als Friedrich die Lauſitz verließ, blieb der Herzog von Bevern mit 36,000 Mann hier ſtehen, um Schleſien gegen die etwanigen Angriffe des Herzogs Karl zu decken. Um ſeine Sache in ganz guten Händen zu wiſſen, ließ Friedrich ſeinen Vertrauten Winterfeldt in der Lauſitz zurück — ohne Zweifel, mehr um Aufſeher, als Gehülfe des Herzogs v. Bevern zu ſein. Dieſer letztere bezog ein Lager auf der Landskrone, einem ziemlich anſehn-

---

*) Als er im folgenden Jahre um Verlängerung ſeines Urlaubs bat, ſchrieb ihm Friedrich: „Ich bewilige Ihnen die Verlängerung Ihres Urlaubes um ſo lieber, weil es mich freut, einem Manne von Verdienſt einen Dienſt zu leiſten und weil ich ſtets der Meinung geweſen bin, daß die widrigen Begebenheiten, welche die Könige treffen, die Privat-Perſonen ſo wenig als möglich unglücklich machen ſollten. Nehmen Sie ſich ſo viel Zeit, als Sie nöthig haben, Ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Sollte das Wiener Kabinet, wie ich zu glauben Urſache habe, etwas nachgiebiger werden und das Kartel halten: ſo können Sie ſich eine unangenehme Reiſe gänzlich erſparen, indem die Auswechſelung geſchehen kann, ohne daß Sie den Ort Ihres Aufenthalts verändern."

Digitized by Google

lichen, die ganze Umgegend beherrſchenden Berge, während Winterfeldt auf dem rechten Ufer der Neiße, bei Moys, eine Stellung einnahm. Der Herzog Karl ließ die Preußen gewähren, ja er erſchien zu ſpät, ihnen einen ſtattlichen Mehl-Transport wegzunehmen, der ihnen von Dresden aus zuging. Erſt als der Fürſt Kaunitz in ſeinem Lager erſchien, um ihm den Unwillen des Wiener Hofes über ſeine Unthätigkeit zu erkennen zu geben, entſchloß er ſich zu einer Handlung. Seine Abſicht ging dahin, einen Vorpoſten anzugreifen, welchen Winterfeldt auf dem ſogenannten Holzberge in eine Redoute geſtellt hatte, und damit der Erfolg gewiß ſei, mußte General Nadaſti 15,000 Mann nehmen, um jene mit zwei Bataillonen Grenadiere beſetzte Stellung zu erobern! —

Winterfeldt erhielt zwar durch einen Kundſchafter Nachricht von dem Vorhaben des Feindes; er verachtete die Sache aber um ſo mehr, weil die Nacht, in welcher der Ueberfall geſchehen ſollte, bereits verſtrichen war. Er befand ſich in Görlitz, als der Angriff erfolgte und hörte hier (am 7. September) gegen Mittag die erſten Kanonenſchüſſe fallen. „Gut!“ ſagte er, „da ſind meine Gäſte, und es iſt billig, daß ich ſie gehörig bewirthe.“ Damit ſetzte er ſich an die Spitze des Regiments Manteuffel, um ſeine Grenadiere zu unterſtützen, bis die von dem Herzoge v. Bevern erbetene Unterſtützung herbeikäme. Sein Plan aber wurde, wahrſcheinlich durch den Neid des Herzogs, der ſeinem Aufſeher eine Schlappe gönnen mochte, vereitelt. Der Herzog hielt die Unterſtützung zurück, Winterfeldt ſah ſich verlaſſen und ſelbſt Zieten warnte ihn, den von den Feinden bereits eroberten Holzberg wieder anzugreifen. Winterfeldt hörte auf keine Vorſtellungen; wüthend ſtürzte er ſich auf die Oeſtreicher; der Holzberg wurde mit tauſenden von Leichen bedeckt und doch nicht erobert. Zuletzt erhielt Winterfeldt ſelbſt eine Wunde in die Bruſt, an der er am folgenden Tage eine Laufbahn endete, die Jeder ihm beneidete und auf der ein Jeder ihm hinderlich zu ſein ſuchte! — Die Nachricht von dieſem Verluſte war ein harter Schlag für den König in dieſer bedrängten Zeit. Weinend rief er aus: „Gegen meine zahlreichen Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden, aber nie werde ich einen Winterfeldt wieder antreffen.“ Er gedachte ſeiner nie ohne Wehmuth und ehrte ſein Gedächtniß durch ein Standbild von Marmor auf dem Wilhelms-Platze zu Berlin.

Digitized by Google

Selbst der Feind achtete die Verdienste des Helden, der sich ihm oft so furchtbar gemacht hatte: als Winterfeldt's Leiche nach seinem Landgute in Schlesien gebracht wurde, erwiesen die östreichschen Vorposten dem Verblichenen die Ehre, daß sie ihn bis nach Volkenhayn unter ihre Bedeckung nahmen.

Der Fall des einsichtsvollen Rathgebers und Generals brachte dem Herzoge v. Bevern keinen Gewinn: auf die eigne Weisheit beschränkt, machte er Mißgriffe über Mißgriffe. Er hielt die Eroberung der Schanze auf dem Holzberge für ein so wichtiges Ereigniß, daß er seine Stellung auf der Landskrone schleunig und in größter Uebereilung verließ. Als er den Queis und Bober glücklich überschritten, suchte er sich mit Breslau, Glogau und Schweidnitz in Verbindung zu setzen und bezog ein festes Lager hinter der Katzbach. Der östreichsche Heerführer folgte ihm bis an den Bober und beunruhigte seinen Nachzug; zog dann ebenfalls nach Schlesien, hielt sich bei Löwenberg und Jauer den Preußen zur Seite und kam ihnen endlich auf dem Wege von Liegnitz nach Breslau zuvor. Er ließ das vor dem Lager des Herzogs belegene Borsdorf einen ganzen Tag lang beschießen, ohne die Truppen daraus vertreiben zu können. Bevern sah ein, daß er, ohne eine Schlacht zu liefern, Breslau nicht erreichen werde; um nicht zu viel aufs Spiel zu setzen, die Hauptstadt aber gleichwohl zu retten, machte er Miene, sich unter die Kanonen von Glogau zurückzuziehen, täuschte dadurch den Prinzen Karl und überschritt nun bei Diebau die Oder. Längs dem rechten Ufer dieses Flusses nach Breslau ziehend, ging er von hier aus bis an die Lohe, um seinem Gegner von neuem die Spitze zu bieten. Am 2. Oktober traf die große kaiserliche Armee ebenfalls in der Nachbarschaft ein, lagerte sich bei Lissa den Preußen gegenüber und hatte die Lohe vor sich. Dennoch geschahe fünf Wochen lang kein Angriff; die Oestreicher hatten Schweidnitz im Rücken und fürchteten, daß im Fall einer Niederlage ihnen diese Festung gefährlich werden möchte. Ernsthaft erwog man bereits die Frage, ob man im Laufe dieses Jahres noch etwas zur Wiedereroberung Schlesiens thun, oder unverrichteter Sache nach Böhmen zurückgehen solle? Die Scham verbot das Letztere und so entschloß man sich zu dem Ersteren. General Nadasti erhielt den Auftrag, sich der Festung Schweidnitz

Digitized by Google

zu bemächtigen; er erschien vor derselben mit nicht weniger als 30,000 Mann. Bevern hatte gerechnet, daß die Festung sich wenigstens 6 Wochen halten könne; sie hielt sich aber nur 16 Tage. Nachdem einige Breschen geschossen waren, gebot Nadasti einen Hauptsturm auf fünf Forts; zwei Redouten wurden erstürmt, die Preußen durch einen falschen Angriff getäuscht und außer Fassung gebracht. Der Kommandant, General Seers, kapitulirte am 12. November, gab sich mit mehrern Generalen und nahe an 6000 Mann gefangen und überließ die Kriegskasse mit den Magazinen dem Feinde. So ging in Schlesien verloren, was Friedrich in Thüringen gewann und das Andenken an den verlornen Winterfeldt mußte ihm nur immer schmerzhafter werden.

Nadasti besetzte die eroberte Festung, verstärkte mit dem Rest seiner Truppen das Heer des Prinzen Karl, und dieser beschloß nun, mit seiner, durch Baiern und Würtemberger bis auf 80,000 Mann gebrachten Armee einen entscheidenden Angriff auf die ihm gegenüberstehenden 25,000 Preußen. Er ließ Brükken über die Lohe schlagen und säumte um so weniger, als er vernahm, daß Friedrich zur Rettung Schlesiens im Anzuge sei. Das Korps des Herzogs v. Bevern wurde an fünf verschiedenen Orten, hauptsächlich bei Klein-Mochbern und im Mittelpunkte, angegriffen; die Tapferkeit der Preußen ersetzte einigermaßen, was dem Herzoge an Feldherrn-Talent abging. Nadasti, welcher den Angriff auf den linken Flügel der Preußen zuerst begann, vermochte gegen Zieten, der ihm gegenüber stand, nichts auszurichten; dieser General befehligte ein besonderes Korps von etwa 8000 Mann und hieb mit seinen Husaren und Dragonern so nachdrücklich ein, daß den Kroaten, Ungarn und Würtembergern die Lust zum ferneren Kampfe verging. Hartnäckiger und blutiger waren die Angriffe auf den Mittelpunkt und den rechten Flügel. Die Preußen widerstanden lange; der Prinz Ferdinand, Bruder des Königs, dem bereits ein Pferd unter dem Leibe getödtet war, ergriff die Fahne seines Regiments, und führte dasselbe mit dem Regimente des Prinzen von Preußen zu verschiedenen Malen in das feindliche Feuer, bis beide fast gänzlich aufgerieben waren. Alle diese Anstrengungen konnten jedoch gegen den mehr als dreifach überlegenen Feind nichts

Digitized by Google

helfen. Die geworfenen Schaaren wurden augenblicklich durch frische Streiter ersetzt, und das zahlreiche Geschütz verhinderte die Preußen am Vordringen. Die Nacht beendigte den Kampf, nachdem die Oestreicher auf allen Punkten gesiegt hatten (22. November). Die Preußen zählten 9800 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; der Ueberrest zog sich auf Glogau zurück und Zieten sicherte diesen Rückzug. Bevern, in dem niederdrückenden Gefühl, das Vertrauen seines Königs so wenig gerechtfertigt zu haben, wich dem Zorne desselben dadurch aus, daß er sich am folgenden Morgen, bei Gelegenheit einer Rekognoscirung, von den östreichschen Vorposten gefangen nehmen ließ. An demselben Tage wurde Breslau, mit allen Geschützen, Magazinen und Vorräthen eine Beute des Feindes; der Kommandant, General Leſtwitz, bedung sich und erhielt freien Abzug. Die Oestreicher durften sich jetzt wieder als Herren von Schlesien betrachten und in Wien schmeichelte man sich, daß der neue Besitz von ewiger Dauer sein werde; wenigstens ließ sich im bevorstehenden Winter kein neuer Angriff durch die Preußen erwarten.

Friedrich hatte das Schicksal des Bevern'schen Armeekorps vorausgesehen und am 24. November in Naumburg am Queis die traurige Nachricht erhalten, daß seine Besorgniß nur zu sehr gegründet gewesen sei. Von dem Siege bei Roßbach neu belebt, hatte er auf seinem Marsche die Parteigänger Hadik und Marschall vertrieben und nach Böhmen zurückgejagt; jetzt eilte er mit den 12,000 Mann, die ihm zu Gebot standen, nach Parchwitz und vereinigte sich hier mit den von Zieten befehligten Ueberresten der geschlagenen Armee (2. December). Am empfindlichsten berührte dabei den König der fast gänzliche Mangel an schwerem Geschütz; Retzow schlug vor, zwanzig Batterien-Stücke von Glogau kommen zu lassen und sie, gehörig bespannt, mit dem angreifenden Theile des Heeres, als wären es Zwölfpfünder, in Verbindung zu setzen. Dieser Gedanke überraschte anfangs, wurde jedoch zuletzt für ausführbar erkannt. —

Der König führte jetzt sein kleines Heer über die Katzbach und ließ es sich etwas erholen. Seine Truppen von Roßbach belebten ihre geschlagenen Kameraden mit neuen Siegeshoffnungen. Friedrich selbst erkannte, daß das Verlorne unter allen Umständen wiedergewonnen werden müsse, und die Folge dieser An-

Digitized by Google

ſicht der Dinge war der Entſchluß, die Oeſtreicher, ſelbſt in ihrer Stellung hinter der Lohe, wenn es nicht anders ſein könne, anzugreifen. Er rechnete dabei auf die Tapferkeit ſeiner Truppen, auf das eigne Feldherrn-Talent und etwas Glück, und endlich — auf die Fehler des Prinzen Karl; und wir werden bald ſehen, daß er in dem letztern Punkte die Rechnung nicht ohne den Wirth machte.

An einer, noch jetzt durch eine Birke bezeichneten Stelle zwiſchen Leuthen und Neumarkt verſammelte er ſeine Generale und Stabs-Offiziere um ſich, um ihnen die ganze Wichtigkeit ſeines Vorhabens begreiflich zu machen. „Meine Widerwärtigkeiten," ſagte er, „würden aufs höchſte geſtiegen ſein, ſetzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Muth, in Ihre Standhaftigkeit, und vor Allem in Ihre Vaterlandsliebe. Mit der innigſten Rührung erkenne ich die Dienſte, die Sie mir geleiſtet haben; und da unter Ihnen Keiner iſt, der ſich nicht durch eine große ehrenvolle That ausgezeichnet hätte, ſo ſchmeichle ich mir mit der Erwartung, Sie werden es nicht an ſich fehlen laſſen, wenn der Staat Ihre Tapferkeit von neuem in Anſpruch nimmt. Der Augenblick iſt da. Ich würde glauben, Nichts gethan zu haben, ließe ich die Oeſtreicher im Beſitze von Schleſien. Vernehmen Sie denn: ich werde gegen alle Regeln der Kunſt die beinahe dreimal ſtärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich ſie finde. Es handelt ſich nicht von der Zahl der Feinde, auch nicht von der Trefflichkeit ihrer Stellung: dies Alles, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Anordnungen zu überwinden wiſſen. Soll nicht Alles verloren ſein, ſo muß ich dieſen Schritt wagen. Wir müſſen den Feind ſchlagen, oder uns Alle von ſeinen Batterien begraben laſſen. So denk' ich, und ſo werd' ich handeln. Machen Sie meinen Entſchluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie auch die Soldaten auf die Auftritte vor, die bald folgen werden. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen ſind, ſo werden Sie gewiß dieſes Vorzuges ſich nicht unwürdig machen; iſt aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der ſich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute ſeinen Abſchied erhalten, ohne von mir den geringſten Vorwurf zu erleiden."

Digitized by Google

Dieſe Rede ließ keiner Zaghaftigkeit weiter Raum: ſie begeiſterte alle Anweſenden. Die Generale erklärten im Namen Aller, entweder ſiegen oder ſterben zu wollen. Erfreut darüber, ſetzte Friedrich hinzu: „Zum Voraus überzeugt von Ihrer Treue, rechne ich jetzt auf Ihre Hülfe und Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre Dienſte nicht belohnen können: ſo wird es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager, und wiederholen Sie den Regimentern, was Sie gehört haben." — „Das Regiment Kavallerie," ſchloß er mit der Würde des Königs, „das nicht gleich, wenn es befohlen wird, ſich unaufhaltſam in den Feind ſtürzt, laſſe ich ſofort nach der Schlacht abſitzen und mache es zu einem Garniſon-Regimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu ſtocken anfängt, verliert die Fahnen und die Seitengewehre und ich laſſe ihm die Borten von der Montirung abſchneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geſchlagen, oder wir ſehen uns nie wieder."

Der ernſte Wille, das Unmögliche zu leiſten, ſteckte an, und mit Ungeduld erwartete das kleine Heer den Befehl zum Aufbruch. Dem Führer von Roßbach durfte es vertrauen! Am 4. December rückte man von Parchwitz nach Neumarkt. Hier erfuhr der König zu ſeinem unausſprechlichen Vergnügen, daß die Oeſtreicher ihre Verſchanzungen verlaſſen hätten, und der Prinz Karl, bethört von den Schmeicheleien ſeiner Lieblinge, wider den Rath der erfahrnen Generale Daun und Serbelloni, den Preußen entgegenkäme, um, wie er ſich auszudrücken beliebte, die Potsdamer Wacht-Parade zu vernichten, bevor ſie ihn angriffe. In ſtolzer Sicherheit ſchickte man die Feldbäckerei voraus, ſtatt daß ſie ſonſt der Armee zu folgen pflegt; ſie fiel den Preußen zuerſt in die Hände. Ebenſo wurde der Vortrab der Feinde überrumpelt und ein ſächſiſches Regiment auseinander geſprengt und zum Theil gefangen. Schnell verkehrte ſich der Uebermuth des öſtreichſchen Heerführers in Zaghaftigkeit; er ging von der Offenſive zur Defenſive über und eine falſche Maßregel zog die andere nach ſich.

Digitized by Google

Am andern Tage, den 5. December, kam es denn zu der denkwürdigen Schlacht bei Leuthen. Friedrich konnte den Kampfplatz nicht vortheilhafter wünschen, als die Oestreicher ihn wählten; sie dehnten ihre ungeheure Armee in eine meilenlange Linie aus, deren Mittelpunkt das Dorf Leuthen war. Eben weil sie das preußische Heer nur die Potsdamer Wacht-Parade nannten, wagten sie sich diesmal auf die freie Ebene, während sie sich sonst beständig auf hohen Felsen und Bergen lagerten. Friedrichs Plan war ein Meisterstück taktischer Kunst. Er wählte die schräge Stellung, welche damals für den Schlüssel zum Siege galt und auf die seine Truppen ganz vorzüglich eingeübt waren. Der Aufmarsch geschah, im Angesichte des Feindes, in größter Ordnung; eine genaue Kenntniß des Terrains kam dem Könige zu Hülfe. Nachdem der feindliche Vorposten bei Borna zurückgetrieben worden, rekognoscirte Friedrich die Stellung der Feinde und fand vor dem rechten Flügel und dessen Flanke das Erdreich zum Angriffe nicht günstig. Der Hauptstoß mußte also gegen den linken Flügel gerichtet werden, während der linke Flügel der Preußen den Befehl erhielt, sich standhaft zu versagen. Eben so trefflich, wie der Plan entworfen war, wurde er ausgeführt. Der Kampf begann nach der Mittagsstunde und der Ausgang desselben blieb keinen Augenblick zweifelhaft *). Jeder Theil des preußischen Heeres unterstützte den andern so planmäßig, daß die Feinde immer enger zusammengedrängt wurden, und das schwere Geschütz die furchtbarsten Verwüstungen unter ihnen anrichtete. Vergeblich bemühten sich die besseren Generale, die Ordnung wieder herzustellen; was sie Gutes schafften, wurde durch die Feigheit derjenigen, die vor der Schlacht am ärgsten geprahlt hatten und unter denen der Marquis Lucchesi obenan stand, wieder vernichtet. Fünf und zwanzigtausend Preußen hatten die mehr

*) Ein Fahnenjunker von 15 Jahren, der sich hier zum ersten Male beim Militair befand, erzählte später, wie er beim Aufmarsch zur Schlacht alle Besinnung dermaßen verloren gehabt, daß er am ganzen Leibe gezittert und kaum Kraft genug besessen habe, die Fahne zu halten. Als aber Friedrich heraufgesprengt sei, bei den Fahnen stillgehalten und gerufen habe: „Nun Kinder! frisch heran, in Gottes Namen!“ sei dies einzige Wort des Helden wie ein elektrischer Funke in ihn gefahren und er habe das Feuer der Schlacht ohne Furcht ausgehalten.

Digitized by Google

SCHLACHT bei LEUTHEN.

Digitized by Google

Digitized by Google

als dreimal so zahlreichen Oestreicher so entschieden besiegt, daß sie nur in der wildesten Flucht noch eine Rettung zu sehen vermochten. Prinz Karl war der erste, der sich über Lissa davon machte und einen bittern Nachgeschmack von der Potsdamer Wacht-Parade mit fortnahm. Dies war um 3 Uhr; um 6 Uhr war das ganze Werk vollendet. Nur die Verfolgung dauerte fort: außer den 7400 Todten und Verwundeten, die das Schlachtfeld bedeckten, brachte man nach und nach 21,000 Mann gefangen ein; viele ergaben sich freiwillig. Was Friedrich vor der Schlacht entbehrte, die Kanonen, hatte er jetzt im Ueberfluß, denn beinahe das ganze feindliche Geschütz (117 Stück) fiel in seine Hände. An den folgenden Tagen brachten Zieten und Fouqué noch 2000 Gefangene und 3000 Bagage-Wagen ein, die sie dem nach Böhmen fliehenden Feinde abgenommen hatten.

Die Preußen zählten 5000 Getödtete und Verwundete; von Anstrengung, Hunger und der kalten Jahreszeit überwältigt, sanken auch die Gesunden auf den Wahlplatz hin, um in einem kurzen Schlummer Stärkung zu suchen. Da ereignete es sich, daß ein frommer Soldat das schöne Lied: „Nun danket alle Gott," anstimmte; seine Kameraden fielen ein und die Feldmusik begleitete den Gesang. Bald sang das ganze Heer und folgte darauf, mit neuem Muthe, dem Könige, der nach Lissa vorausgegangen war.

Friedrich hatte sich, wie man denken kann, an diesem Tage nicht geschont. Ein Kommando von 50 ausgesuchten grünen Husaren, angeführt von dem Lieutenant v. Frankenberg, begleitete ihn gleich am Morgen auf seinen Erkursionen. „Hör' Er, Lieutenant Frankenberg," sagte er zu dem Offizier: „ich werde bei der heut zu liefernden Schlacht mich mehr exponiren müssen, denn sonst. Er und Seine 50 Mann sollen mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen, der hinter dem ersten Bataillon Garde zu finden ist. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort und der Feind — wird geschlagen."

Rechts von Borne ritt der König, nur von einem Pagen begleitet, der das Perspektiv trug, etwas seitwärts auf einen Hü-

Digitized by Google

gel, ſtieg ab und ſah durch das auf den Pagen gelegte Fernrohr. Frankenberg, der erhaltenen Anweiſung gemäß, blieb nicht bei dem übrigen Gefolge des Königs, ſondern war dicht hinter ihm. „Na, na!“ rief ihm Friedrich zu, indem er mit der linken Hand abwärts winkte: „ſo war es nicht gemeint. Hier bleib' Er nur weg.“

Als die Armee aufmarſchirt war und der Prinz Moritz den rechten Flügel der Kavallerie mit kommandirte, kam die ſchwere Kavallerie der erſten Brigade gegen den Kirchhof hin zu ſtehen, wo die Oeſtreicher eine der ſtärkſten Batterien hatten. Vor dieſer ſtanden ihre leichte Kavallerie und viele Flankeurs, um die Preußen deſto leichter zum Angriff zu verleiten.

Um zu ermitteln, welcher Hinterhalt hier im Werke ſei, befahl der Prinz Moritz, einige Flankeurs hieher zu ſchicken; unvorſichtig ſchoſſen die Oeſtreicher mit grobem Geſchütz unter ſie und verriethen dadurch ihre Abſicht. Eben wollte der Prinz ſeine Flankeurs wieder einziehen, als der König herbeikam. „Nicht doch, nicht doch!“ rief dieſer ihm zu: „Ew. Liebden haben Unrecht, das ſind lauter Schreckſchüſſe. Folgt mir, Kinder!“

Die Flankeurs verſammelten ſich um ihn und er führte ſie wieder auf den vorigen Platz. „Hier,“ rief er ihnen zu, „zeigt Euch nur ganz unerſchrocken, ich werde Euch ſogleich Hülfe ſenden.“ Der Feind ſetzte ſein Feuer fort und der Prinz machte dem Könige bemerklich, daß dieſer Standpunkt für ihn zu gefährlich ſei. „Das iſt freilich wahr,“ erwiederte Friedrich kaltblütig: „aber ich hoffe ſie bald zurückzutreiben.“

Nach der Schlacht beſorgte der König, daß der Feind ſich hinter dem Schweidnitzer Waſſer von neuem ſetzen möchte; er fragte daher, welche Bataillone noch Luſt hätten, ihm bis Liſſa zu folgen. Die Grenadier-Bataillone Manteuffel und Wedell, ſowie das Regiment Bornſtädt erklärten ſich ſogleich bereit. Zieten verſicherte, der Feind habe keine förmliche Retraite gemacht, und nur die letzten feindlichen Regimenter hätten bei Einbruch der Nacht in unordentlichen Haufen die Flucht genommen. „Ich weiß,“ verſetzte der König, „ſie ſind total und en détail geſchlagen und um deſto leichter wird es uns werden, die Brücke bei Liſſa noch dieſe Nacht zu beſetzen.“ „Wie viel Schüſſe habt Ihr wohl noch?“ fragte er die Artilleriſten. — Ungefähr

Digitized by Google

zwanzig. — „Das iſt genug. Kommt mit, und Er, Zieten, bleibt auch bei mir. Von den Huſaren, die Er bei ſich hat, ſchick' Er aber einige Mann auf dreißig Schritte voraus. Wir wollen laut ſprechen, damit ſie ſich in der Finſterniß darnach richten können. — Hört, Huſaren! ich werde dann und wann hinter Euch ſchießen laſſen, das ſoll Euch nichts thun; die Artilleriſten ſollen die Richtkeile ausziehen und im höchſten Bogen ſchießen, daß die Kugeln um deſto weiter fliegen und in die Luft raſſeln, damit die Feinde in Einem Athem beim Laufen erhalten werden! (Zu den Artilleriſten:) Ihr habt es doch gehört, ich werde immer dicht neben Euch bleiben und ſchon ſagen, wenn Ihr ſchießen ſollt."

Bei dem Dorfe Sahra angekommen, bemerkte man Licht im Wirthshauſe; und da man die Hand nicht vor den Augen ſehen konnte, befahl der König, daß man eine Laterne bringe. Der Kretſchmer, aus Beſorgniß, ſeine Laterne zu verlieren, kam ſelbſt; der König hieß ihn, neben ſeinem Pferde herzugehen und den Steigriemen anzufaſſen. Der Zug ging nun auf einem zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzten Fahrdamme und der König erforſchte, ſo viel er zu wiſſen brauchte, von ſeinem Führer, der ein treuherziger Mann und evangeliſchen Glaubens war und nicht wenig erſchrak, als er zuletzt erfuhr, daß er mit dem Könige geſprochen habe.

Indem man die möglichſt größte Stille beobachtete, um von der, den Oeſtreichern ſehr wenig günſtigen, naiven Erzählung des Landmanns kein Wort zu verlieren, kam man bis auf 300 Schritte an das Dorf Liſſa heran. Plötzlich fielen, aus einer Entfernung von nur 50 Schritten, eine Menge Flintenſchüſſe, welche vorzüglich auf die faſt die Erde berührende Laterne gerichtet waren und mehrere Pferde in die Beine bleſſirten. „Licht aus!" hieß es jetzt, indem man rechts und links durch die Weiden auf die trockenen Wieſen ſprengte.

„Aber, mein Gott, lieber Zieten," ſagte der König, „das hätte uns doch unmöglich begegnen können, wenn die Huſaren, ihrer Ordre gemäß, ſich immer 30 Schritte voraus gehalten hätten." Dieſe Leute hatten nämlich, um ebenfalls an der Erzählung des Kretſchmers Theil zu nehmen, ſich dicht vor und neben dem Könige gehalten und wurden daher den auf den Damm

Digitized by Google

gestellten feindlichen Posten nicht eher gewahr, als bis dieser Feuer gab und sodann davon lief.

Der König hätte füglich ein Paar Schwadronen und Bataillone vorausschicken können; er that dies wahrscheinlich deshalb nicht, um von den siegreichen, aber ermüdeten Truppen nicht noch spät in der Nacht, neue Dienste zu fordern. Darum zog er es vor, selbst vorauszugehen, indem er wohl wußte, daß seine Truppen ihm bereitwillig folgen würden, wenn die Noth es erfordere. Er befahl jetzt einem seiner Adjutanten, schleunig zurückzureiten und die beiden obengenannten Grenadier-Bataillone herbeizuholen, wobei er erklärte: „Er sei mit ihrer heutigen Bravour vollkommen zufrieden. Sie sollten nur diese Nacht mit ihm in Lissa Quartier nehmen und es würde jedem Gemeinen über seinen Sold ein Thaler gezahlt werden."

Während Friedrich diese Befehle ertheilte, ritten mehrere Offiziere mit den Husaren vor, kamen zurück und meldeten, daß sie bis vor Lissa gewesen, aber nichts vom Feinde gesehen hätten. Der König erwartete nun die beiden Grenadier-Bataillone, und ging dann an ihrer Spitze nach Lissa hinein. Alles war still, doch bemerkte man rechts und links in den Häusern viel Licht. Der König, immer vor den Grenadieren herreitend, sein Gefolge zur Seite, kam bis auf den geräumigen Platz neben dem Schlosse, und etwa 60 Schritt vor die Brücke, welche über das Schweidnitzer Wasser führt. Aus einigen Häusern kamen östreichsche Soldaten mit einem Bunde Stroh auf dem Rücken; sie wurden ergriffen und vor den König gebracht. Hier sagten sie aus, daß jenseits der Brücke ein Hauptmann mit 150 Mann stände, der den Befehl habe, die Brücke mit Stroh zu bewerfen und bei Ankunft der Preußen zu verbrennen. Diese Nachricht bestätigte sich, denn der Hauptmann hatte Wind erhalten und ließ schießen, so daß mehrere Grenadiere dicht neben und hinter dem Könige verwundet wurden. „Zurück!" schrieen die Artilleristen, „auch wir wollen feuern!" Die Berittenen sprengten nun dicht an die Häuser, um nicht im Finstern von Freund und Feind gleiche Gefahr zu leiden. Die Artilleristen brannten mehrere Male ab und die Grenadiere schossen in Bogen nach dem Feinde, über die preußischen Kanonen weg. In diesem Augenblicke wurden die Preußen aus allen Häusern heftig beschossen

Digitized by Google

Digitized by Google

und die Grenadiere schossen wieder in die Fenster, aus denen der Angriff geschah; Alles schrie und kommandirte durch einander. Der König blieb ruhig und sprach: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid."

Damit ritt er links über die nach dem Schlosse führende Zugbrücke und die Mehrzahl seiner Adjutanten folgte ihm. Dicht vor der Thür des Schlosses angekommen, stürzten mehrere östreichsche Offiziere, mit Lichtern in den Händen, aus den untern Zimmern und von den Treppen hervor, um in der finstern Nacht ihre auf dem Schloßplatze haltenden Reitpferde zu finden und davon zu jagen. Der König stieg mit seinen Begleitern vom Pferde und begrüßte die feindlichen Offiziere mit großer Kaltblütigkeit: „Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht vermuthet! Kann man hier auch noch mit unterkommen?"

Bei einiger Besinnung würde es den Oestreichern vielleicht zweifelhaft gewesen sein, ob sie die stärkern waren, oder die Preußen. Aber überrascht und erstaunt, nahmen die vornehmsten Generale und Stabs-Offiziere den niedern Offizieren und Reitknechten die Lichter aus den Händen und leuchteten, mit ächt französischer Courtoisie, dem Könige die Treppe hinauf in eins der ersten Zimmer. Hier eingetreten, stellten sie sich gegenseitig dem Könige vor; dieser befragte Jeden nach seinem Namen und Charakter und ließ sich mit ihnen ins Gespräch ein. Allmählig traten auch eine Menge preußischer Generale ein. Friedrich fragte sie verwundert: wo sie denn alle herkämen? und erfuhr, daß die ganze Armee auf dem Marsche nach Lissa sei. Ein Mißverständniß hatte diese Maßregel, die jetzt dem Könige sehr lieb war, veranlaßt. Freunde und Feinde wurden nach Möglichkeit untergebracht; denn es bedarf keiner Erwähnung, daß die sämmtlichen östreichschen Generale und Offiziere sich gefangen geben mußten. — Auch der freiherrliche Besitzer des Schlosses war herbeigekommen. „Ich bin in der That recht hungrig!" sagte Friedrich zu ihm: „laß Er mir doch etwas zu essen geben."

Der Baron gerieth in nicht geringe Verlegenheit, denn die Oestreicher hatten Alles aufgezehrt, was im Schlosse und im Dorfe zu haben war. Es blieb nichts übrig, als das, was sie noch hin und wieder in den Schüsseln gelassen, zusammen zu suchen und daraus eine Art Ragout zu bereiten. Friedrich verzehrte dies in

Digitized by Google

der heiterſten Stimmung und mit großem Appetit. Er unterhielt ſich mit ſeinem Wirthe, der ihm dabei aufwartete. Auf einmal ſah er ihn ſtarr an und fragte bedeutungsvoll: „Mein lieber Baron, kann Er Pharao ſpielen?“ — Der Baron ſtutzte, denn die Frage ſtand mit der früheren Unterhaltung nicht im mindeſten Zuſammenhange. Er wußte, daß der König die Hazardſpiele haßte, und ſtammelte: In meiner Jugend. — „So weiß Er doch,“ fiel ihm Friedrich ins Wort, „was va banque iſt? Das hab' ich heute geſpielt.“

Am Ende des frugalen Mahls dankte der König den angelangten Generalen, welche die Parole von ihm zu erhalten wünſchten, in den gnädigſten Ausdrücken für den neuen Beweis ihres Eifers und Muths, der, wie er hinzufügte, ihre Namen bis auf die ſpäteſte Nachwelt fortpflanzen würde. „Nach einer ſo gethanen Arbeit iſt gut ruhen!“ ſchloß er und zog ſich zurück.

Die Ergebniſſe dieſes Tages waren groß, und Friedrich verſtand ſeinen Sieg zu benutzen. Schleſien war wieder erobert und nur 13,000 Oeſtreicher hatten ſich nach Böhmen gerettet; jetzt galt es noch, ſich wieder in den Beſitz von Bres'au zu ſetzen. Die ſtarke Beſatzung dieſer Hauptſtadt wurde zur Uebergabe aufgefordert; ſie weigerte ſich deren nicht bloß, ſondern errichtete mehrere Galgen für diejenigen, welche von der Uebergabe reden würden. Friedrich begann nun eine Belagerung und ließ am 16. December die Laufgräben eröffnen *). Eine Bombe fiel in einen Pulverthurm, ſprengte eine Baſtion und nahm 800 Oeſtreicher mit in die

*) Der König hatte ſein Hauptquartier in einem Bauerhauſe des Vorwerks Rothkretſcham. Es war eine große Kälte; die Truppen brachen zuletzt Scheunen, Ställe und Häuſer ab, um ſich Brennmaterial zu verſchaffen. Die Dragoner griffen ſogar das Holzwerk im Hauptquartier an und hörten nicht auf die gütlichen Vorſtellungen des wachthabenden Offiziers der Garde. Dieſer ſah ſich genöthigt, Gewalt zu brauchen, ließ die Wache vortreten und rief: „Auf Jeden, der nur das kleinſte Bret abbricht, laſſe ich Feuer geben.“ Die Soldaten lachten, denn ſie hielten dies nicht für Ernſt. Der König vernahm den darüber entſtandenen Lärm und ließ ſich von dem Offizier Bericht erſtatten. „Das iſt nicht der rechte Weg,“ ſagte er zu ihm. „Wart' Er nur, ich will dem Unfuge bald ein Ende machen.“ Damit trat er vor die Thür. „Hört einmal, Dragoner!“ ſprach er, „wenn Ihr ſo fortfahrt, ſo fällt mir der Schnee ins Bette; das werdet Ihr doch nicht wollen?“ Jetzt blieb das Quartier des Königs verſchont.

Digitized by Google

Luft. Friedrich bedurfte nun des Sturms nicht erſt; der Muth der Beſatzung war ſchon gebrochen. Am 19. December übergab man die Stadt mit 12,000 Mann und 5000 Verwundeten und Kranken. Friedrich erhielt die verlornen Feſtungs-Kanonen wieder und noch 81 Stück dazu. Oeſtreich hatte in dieſem Jahre 60,000 Mann geopfert und beſaß in Schleſien nichts mehr als die Feſtung Schweidnitz, die der König einſtweilen einſchließen ließ, weil der Winter eine förmliche Belagerung nicht geſtattete. Am 6. Januar erſt bezogen die Preußen die Winterquartiere; Friedrich blieb in Breslau und bereitete Alles zum nächſten Feldzuge vor.

Während dieſes in Schleſien geſchah, waren im Hannöverſchen die nachtheiligen Folgen der Schlacht bei Haſtenbeck und der Konvention von Kloſter Seeven wieder gut zu machen. Der große Pitt, welcher eben ans Ruder gekommen, betrachtete dieſe Konvention als einen Schandfleck der engliſchen Nation und als ein Unglück für Hannover; das engliſche Volk aber vergötterte den König von Preußen. So wurde es dem Miniſter leicht, das Parlament für eine nachdrückliche Fortſetzung des Krieges zu gewinnen. Man beſchloß, ein Korps von 12,000 Mann nach Deutſchland überzuſetzen und 110,000 Pfund Sterling für die Hannöverſchen Angelegenheiten zu bewilligen. Der Verlegenheit, worin man ſich wegen eines tüchtigen Anführers befand, half Friedrich dadurch ab, daß er ſich von einem ſeiner vorzüglichſten Generale, dem Herzoge Ferdinand von Braunſchweig, trennte und ihm den Oberbefehl in Hannover überließ. Das Parlament bewilligte zur Fortſetzung des Krieges 12,000,000 Pfund Sterling, und da die Bande zwiſchen Großbritanien und Preußen enger gezogen werden ſollten, erhielt Friedrich, für die Dauer des Krieges, eine jährliche Subſidie von 670,000 Pf., die ihm höchſt willkommen war und ſeine Erfolge weſentlich begünſtigte. — Am 24. November traf Herzog Ferdinand in Stade ein, und begann ſogleich mit der phyſiſchen und moraliſchen Reorganiſation der dortigen Truppen. Der Landgraf von Heſſen, durch die unerhörteſten Gewaltthätigkeiten der Franzoſen faſt zur Verzweiflung gebracht, übergab ihm ſein kleines Heer ebenfalls; die Braunſchweiger zog Ferdinand mit Gewalt heran; Friedrich ſchickte noch einige Regimenter Kavallerie und

Digitized by Google

so konnte bereits im December ein Heer von 36,000 Mann die Treulosigkeit und Barbarei der Franzosen züchtigen. Die Konvention von Kloster Seeven wurde für aufgehoben erklärt; Ferdinand besetzte Harburg, umringte die von den Franzosen angefüllte Veste, schickte den General Diepenbrok nach Bremen und Verden und marschirte mit dem Hauptkorps von 26,000 Mann dem Herzoge von Richelieu entgegen, der in äußerster Bestürzung und in übereilter Furcht das ganze Land zwischen der Elbe und Aller räumte und hinter letzterem Flusse bei Celle ein festes Lager bezog. Ferdinand würde ihn auch von hier vertrieben haben, wenn nicht der strenge Winter seinen Unternehmungen ein Ziel gesetzt hätte. Richelieu erfuhr um diese Zeit, daß er das Kommando verlieren und der Graf v. Clermont, ein Benediktiner-Abt, ihn darin ersetzen solle. Schnell wollte der habsüchtige Feldherr noch einige Beute zusammenraffen: er schickte 9000 Mann unter dem General d'Argenson nach Halberstadt, um hier zu plündern und die unmenschlichsten Erpressungen vorzunehmen. Neben dieser Heldenthat eroberte der Herzog v. Ayen das Schloß Regenstein, welches mit 150 Invaliden besetzt war. —

Thätiger waren die Russen im entgegengesetzten Theile des Reichs. Etwa 100,000 Mann stark, waren sie, angeführt von dem Feldmarschall Aprarin, im Mai aufgebrochen und in vier Kolonnen gegen die preußische Grenze gerückt; drei dieser Kolonnen zogen durch Polen, die vierte verfolgte, durch Samogitien, die Richtung auf Memel. Diese Festung wurde nach fünftägigem Bombardement eingenommen und diente ihnen zu einem vortrefflichen Waffen-Platze. Dann zog das Heer weiter bis auf Wehlau und verübte auf seinem Zuge thierische Grausamkeiten. Der zur Deckung des Landes bei Insterburg stehende Feldmarschall Lehwald hatte nur 22,000 Mann; damit sollte er die Horden der Russen schlagen und vertreiben! Wie schwach aber auch seine Streitkräfte waren, so entschloß er sich doch, den Feind in seinen Verschanzungen bei Groß-Jägerndorf anzugreifen (30. August). Als die Russen dies merkten, steckten sie die, vor ihrer Front liegenden Dörfer in Brand, um hinter dem Rauch derselben ihre Bewegungen zu verbergen. Lehwald stellte sein Heer in eine, dem russischen Lager gleichlaufende Schlacht-Ordnung und suchte eine, Tages vorher leer befundene Höhe mit seinem schweren Geschütz

Digitized by Google

zu bepflanzen. Allein die Ruſſen waren ihm zuvorgekommen, und hatten die Höhe bereits beſetzt. Die Kriegskenntniß und Disciplin erſetzte bei den Preußen, was ihnen an der Menge abging. Es gelang der Reiterei auf beiden Flügeln, die ruſſiſche Kavallerie auf ihr Fußvolk zurückzutreiben; eine weitere Verfolgung des Sieges aber war nicht möglich, weil die Flügel allzu gut gedeckt waren. Jetzt rückte auch das preußiſche Fußvolk zum Angriff vor und ſein linker Flügel eroberte, in die Ruſſen eindringend, eine Menge Geſchütz. Der rechte Flügel dagegen, welcher den eigentlichen Angriff machen ſollte, hatte weniger Glück: überflügelt, gab er beim Vordringen gegen die feindliche Linie ſeine Flanke völlig blos. Die hieraus entſtehende Unordnung wurde nicht wenig vermehrt, als das nachrückende zweite Treffen wegen des Dampfes, welchen die angezündeten Dörfer verbreiteten, Feind und Freund nicht zu unterſcheiden vermochte und auf das erſte Treffen ſchoß. Zehn Stunden lang hatte das Gefecht gedauert und mehr als 6000 Preußen lagen todt oder verwundet auf dem Kampfplatze, als Lehwald den Rückzug befahl, der in großer Ordnung ſtattfand.

Sieben Tage ſpäter verließ Apraxin das ausgeſogene Preußen und behielt bloß Memel und die Umgegend in ſeiner Gewalt. Ein günſtiges Ereigniß hatte dieſen Rückzug, den die Welt damals nicht zu begreifen vermochte, bewirkt. Friedrichs Todfeindin, die Kaiſerin Eliſabeth, war in eine ſo gefährliche Krankheit verfallen, daß zu ihrem Wiederaufkommen keine Hoffnung vorhanden zu ſein ſchien. Unter dieſen Umſtänden hatte der Großfürſt Peter, ein enthuſiaſtiſcher Verehrer Friedrichs, den Großkanzler Beſtuchef veranlaßt, das ruſſiſche Heer zurückzurufen; engliſches Gold mochte das ſeinige dazu beigetragen haben. So wiederfuhr dem Könige eine Erleichterung, auf die er nicht gerechnet hatte. Lehwald verfolgte die Ruſſen bis an die Grenze. Sie ließen 15,000 Kranke, 80 Kanonen und eine Menge Kriegsgeräthſchaften zurück. Raub, Mord, Brand und andere Ausbrüche von Rohheit bezeichneten ihren Weg: ſie hingen unſchuldige Einwohner an die Bäume, ſchnitten ihnen die Leiber auf, riſſen Herz und Eingeweide heraus, hieben den Unglücklichen Naſe und Ohren ab, zerſchmetterten ihnen die Beine, zündeten Dörfer und Flecken an, zogen einen Kreis um die brennenden Ortſchaf-

Digitized by Google

ten und trieben die flüchtenden Menschen mitten in die Flammen. Edelleute und Prediger mußten ihren viehischen Muthwillen ganz besonders empfinden: sie banden sie an den Schweif der Pferde und jagten davon, oder legten sie nackend auf glühende Kohlen und wenig fehlte, daß sie sie auch noch aufgefressen hätten. Selbst an den Todten übten sie eine unsinnige Rache, indem sie die Gräber öffneten und die Leichen verstümmelt umherstreuten. Von den Kalmucken, den wildesten dieser Kannibalen, wurden die Preußen durch die Blattern befreit. Sie sahen sich von dieser, ihnen unbekannten Seuche befallen und zu Tausenden hingerafft; die Uebrigen liefen ohne Befehl in ihre Heimath zurück; nur wenige blieben bei dem Heere und kamen in der Folge nach Deutschland.

Kaum war dieser Feind beseitigt, als in Pommern die Schweden landeten, und der 80jährige Lehwald den Befehl erhielt, sich ihnen entgegen zu stellen. Aus Gehorsam gegen Frankreich und angeblich, um den westphälischen Frieden zu gewährleisten, hatte der schwedische Reichsrath diesen Heereszug gegen das dem schwedischen Hause verwandte Preußen beschlossen: 22,000 Mann wurden eingeschifft und von dem General Ungern-Sternberg befehligt. Dieses Heer drang über die Peene vor, und da die Besatzung von Stettin, etwa 8000 Mann unter dem General Manteuffel, diesen Ort nicht ohne Gefahr für die Provinz verlassen durfte, so fielen auch Demmin, Anclam, Usedom und Wollin in feindliche Hände. Uebrigens beschränkten die Schweden sich darauf, Kriegssteuern einzutreiben und die wehrlosen Einwohner zu plündern: dabei waren sie furchtsamer als die Hasen. Eine Abtheilung von ihnen war gleich im Anfange des Feldzuges in die Ukermark eingebrochen. In einer Nacht schossen fünf als Husaren gekleidete Postknechte mit Pistolen in einem Gebüsche unter einen Haufen von mehreren Hundert dieser Räuber: von panischem Schrekken ergriffen floh die ganze Schaar nach Prenzlau und verbreitete hier eine solche Angst, daß das Heer am folgenden Tage die Ukermark räumte. Im Oktober kam Lehwald heran, nahm ihnen ihre sämmtlichen Eroberungen bis auf Anclam und die Peenemünder Schanze wieder ab und zwang sie, sich unter die Kanonen von Stralsund zurück zu ziehen.

So endigte das Jahr 1757, reich an Unglück, aber noch reicher an Glück.

Digitized by Google

Dreizehnter Abschnitt.

Der siebenjährige Krieg.

Feldzug von 1758.

O Fürsten! legt die Wuth zu kriegen ab,
Wie lockend auch die Siegeskränze schimmern!
Sonst wird die Welt ein ungeheures Grab,
Ein Schauplatz, voll von Leichen und von Trümmern!
Friedrich der Große.

Nach so glänzenden Erfolgen, wie Friedrich sie erlebt hatte, war er wieder der Erste, der die Hand zum Frieden bot. Er benutzte die Kriegsgefangenschaft des Fürsten Lobkowitz, um der Kaiserin Königin durch diesen General Friedens-Vorschläge zugehen zu lassen. Aber man hatte sich wohl gehütet, Maria Theresia einen aufrichtigen Bericht von den Verlusten, die ihr Heer gelitten, zu erstatten, und sie folgte daher lediglich dem Gefühl der Erbitterung, welches ein so schneller Umschwung des Glücks in ihr erzeugen mußte. Auch der französische Hof ermunterte sie zur Fortsetzung des Krieges durch seinen Gesandten Stainville, nachmaligen Herzog v. Choiseul. Noch mehr wurde sie in ihren feindseligen Gesinnungen durch die Kaiserin Elisabeth bestärkt, die von ihrem Krankenlager erstanden und durch den berüchtigten Ritter d'Eon über die Ursachen des schlechten Fortganges ihrer Waffen aufgeklärt worden war. Bestuchef wurde entlassen und

Digitized by Google

durch den Grafen Woronzow ersetzt; Apraxin abberufen und auf die Festung geschickt. Sein Nachfolger war der General Fermor, der den gemessenen Befehl erhielt, das Königreich Preußen sofort wieder zu besetzen. Dies geschah noch während des Winters, und zwar um so leichter, als Friedrich die wenigen daselbst stehenden Truppen, die sich doch nicht hätten halten können, zurückberief. Um sich die gefürchteten Russen einigermaßen zu befreunden, feierten die Königsberger ihren Einzug mit Trompeten, Pauken und Glockengeläut von allen Thürmen. Fermor schickte die Schlüssel der Hauptstadt an die Kaiserin, gebot allen Behörden und Bürgern, in den Kirchen der russischen Regierung den Eid der Treue zu schwören und alle russischen Feste zu feiern. Friedrich hielt dafür, daß die Königsberger in diesen Ehrenbezeugungen weiter gegangen wären, als sie nöthig gehabt; er warf einen Groll auf die Stadt und kam erst 1772 wieder nach Preußen. — Uebrigens nahmen die Russen die Kräfte des Königreichs nicht weiter in Anspruch, so daß der König die Einkünfte bezog, während das Land sich in feindlichen Händen befand.

Während Friedrich hier nichts thun konnte, bestimmte er den Herzog Ferdinand von Braunschweig, die Franzosen in ihren Winterquartieren zu überfallen und sie wo möglich aus Westphalen zu vertreiben. Dem zufolge brach der Herzog im Februar auf und jagte den Feind aus Hanover und Hessen mit so glücklichem Erfolge, daß er nach wenigen Wochen 11,000 Gefangene aufweisen konnte. Clermont war so bestürzt, daß er schon zu Anfang März ganz Niedersachsen räumte, Celle, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hanover und Hildesheim eben so übereilt als unerwartet verließ und das linke Weser-Ufer zwischen Hameln und Minden zum Sammelplatze bestimmte. Als aber die 3500 Mann starke Besatzung der Festung Hameln nach einer 6tägigen Belagerung, aller vorhergegangenen Prahlereien ungeachtet, sich kriegsgefangen ergab, schwand ihm vollends alle Besinnung und aller Muth; er gab den Befehl zur allgemeinen Flucht bis über den Rhein. Lazarethe, Gepäcke, Magazine, Kriegsgeräthe und Kassen blieben zurück und von 100,000 Franzosen sahen nur etwa 30,000 die heimischen Grenzen wieder. Nur einige im Hessischen gewesene Truppen-Abtheilungen behaupteten sich unter dem Herzog von Broglio diesseits des Rheins, zu Hanau und Frankfurt. Herzog

Digitized by Google

Ferdinand breitete sich nun in Westphalen aus und nahm sein Hauptquartier zu Münster.

So von dieser Seite wieder erleichtert, dachte der König nur auf Mittel, die Vereinigung der Russen und Oestreicher zu hindern. Zu dem Ende mußte er die letztern in ihrem eignen Lande beschäftigen. Der Oberbefehl über das östreichsche Heer war dem Prinzen Karl entzogen worden: sein Mißgeschick hatte die öffentliche Stimme gegen ihn erregt. Feldmarschall Daun, der Sieger von Kollin, galt jetzt als der Einzige, der den Schaden wieder gut machen könne und ihm wurde daher die Anführung des Heeres übertragen.

Friedrich eröffnete seine Operationen damit, daß er die Festung Schweidnitz, die einzige Stütze der Oestreicher in Schlesien, belagerte. Es lagen 8000 Mann Besatzung darin und da sie gut mit Lebensmitteln versorgt, auch die Werke wohl ausgebessert waren, ließ sich eine tapfere Gegenwehr voraussehen. Friedrich ließ am 1. April die Laufgräben eröffnen und vom 8. April an ein lebhaftes Feuer auf die Festung machen. Da er aber mit Artillerie und Munition schlecht versorgt war, rückte die Belagerung nur langsam fort und drohte zuletzt gar zu mißlingen. Da rieth der Oberst Balbi zum Sturm und Friedrich ging darauf ein. In der Nacht zum 16. April wurde er mit solchem Glücke ausgeführt, daß die stürmenden Preußen, ohne großen Verlust, das Hauptfort wegnahmen und die Oestreicher dadurch dergestalt erschreckten, daß sie sich noch am nämlichen Tage zu Kriegsgefangenen ergaben.

Jetzt wendete sich der König nach Mähren, während die Feinde ihn in Böhmen erwarteten. Er wollte die Festung Olmütz angreifen, wo möglich erobern und solchergestalt Wien bedrohen; diese Operation hätte die Oestreicher in Böhmen festgehalten und ihm Luft gemacht, die Russen anzugreifen. Um nach Olmütz zu gelangen, mußte Daun ferner in dem Glauben erhalten werden, daß es auf Böhmen abgesehen sei; denn Friedrich hatte von Landshut aus 30 Meilen zurückzulegen, während jener Feldherr nur 16 zu machen brauchte, um dasselbe Ziel zu erreichen. Während also Daun, um nichts zu verfehlen, das unangreifbare Lager bei Skalitz bezog, und solches durch vorgeschobene Korps deckte, ging Friedrich über Neustadt, Jägerndorf und Troppau nach Mähren, verdrängte auf seinem Zuge den Gene-

Digitized by Google

ral de Ville aus Oberschlesien und erstieg den Nickelsberg, ehe Daun die erste unerwartete Nachricht von dieser Bewegung erhielt. Jetzt verließ der östreichsche Oberfeldherr zwar sein Lager bei Skalitz; anstatt aber, wie er gekonnt hätte, dem Könige zuvorzueilen, blieb er an der Grenze bei Leitomischl stehen und beschränkte sich darauf, die Bewegungen seines Gegners durch die Generale Janus und Laudon beobachten zu lassen.

Am 3. Mai langte das preußische Heer, 38,000 Mann stark, vor Olmütz an, dessen Besatzung, nach de Ville's Rückzuge in diese Festung, 8000 Mann betrug. Friedrichs Plan war auf eine baldige Uebergabe des Platzes gebaut und scheiterte, wie so mancher andere, an den Hindernissen, die er fand. Da die Festung mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war und überdem das östreichsche Heer ganz in der Nähe stand, wies der Kommandant v. Marschall die Aufforderung zur Uebergabe mit kaltem Spotte zurück. Die Belagerung nahm nun unter Keith und Balbi ihren Anfang, jedoch schon in der ersten Zeit mit schlechtem Erfolge. Die Laufgräben wurden in einer Entfernung von 1500 Schritten von der Festung angelegt, so daß, der großen Entfernung wegen, die Kugeln keinen Schaden thaten und das Schieß-Material unnütz verloren ging. Zwar verbesserte man diesen Fehler, aber erst zu der Zeit, als Daun heranmarschirte und die Preußen merklich einengte, so daß sie wegen der Mundbedürfnisse in Verlegenheit geriethen *). Das Schicksal der Festung hing jetzt davon ab, ob ein Transport von 3000 Wagen mit Lebensmitteln, Geld und Munition, der

*) Friedrichs Hauptquartier während dieser Belagerung war in dem Dorfe Schmirsitz. Die dorthin kommandirten Wachen von allen Regimentern gingen sehr unvorsichtig mit Feuer und Licht um, wie oft er ihnen auch ein vorsichtigeres Betragen anempfehlen ließ. So kam denn in der Nacht vom 28. Juni Feuer aus, während er, auf seinem Zimmer Briefe schreibend, noch wach war. Außer sich vor Schreck, stürzte der Adjutant herein und rief: Retten sich Ew. Majestät, die Gefahr ist groß! — „Was giebt es denn?" — Es ist Feuer, und Ew. Majestät Haus brennt schon. — „Nun, es wird ja wohl zu löschen sein. Laß Er Lärm schlagen." — Das ist schon geschehen. — Der König verließ das Zimmer, und fand die eine Seite des Hauses bereits in vollen Flammen. Ruhig sprach er zu den löschenden Soldaten: „Hab' ich Euch nicht oft gesagt, Ihr sollt vorsichtig mit Feuer und Licht umgehen? Arbeitet fleißig, daß das Unglück nicht größer wird."

Digitized by Google

[illegible] rettet durch eine brennende Meierei

Digitized by Google

Digitized by Google

von Neiße herkam, glücklich in das preußische Lager gelangen würde oder nicht. Daun hatte von dem Abgange dieser großen Zufuhr Nachricht bekommen und gab dem General Laudon den Auftrag, zur Wegnahme oder Zerstörung derselben alles Mögliche zu thun. Vergeblich traf Friedrich alle Anstalten zur Rettung des Transports; ehe Retzow, den er zur Unterstützung des tapfern Zieten absandte, diesem zu Hülfe kommen konnte, war der Schlag geschehen und es machte Laudon einen nicht geringen Ruf, daß er Zieten zum ersten Male überwunden hatte. Der Ausgang dieser Sache aber war doppelt nachtheilig für die Preußen: nicht nur geriethen ihre Subsistenz-Mittel in die Hände des Feindes, sondern dieser besetzte auch mit 25,000 Mann die nach Schlesien führenden Gebirgs-Pässe, so daß eine Rückkehr auf dem gewöhnlichen Wege beinahe unmöglich erschien.

So war Friedrichs Plan, aus Olmütz sich einen Waffenplatz für seine Operationen in Böhmen zu schaffen, nicht nur vereitelt, sondern er sah sich auch noch von seinen eignen Staaten abgeschnitten. Ja er mußte sich gefaßt machen, daß der Feind ihn von allen Seiten umringen und ihn in die Nothwendigkeit versetzen werde, sich mit dem Degen in der Faust auf jede Gefahr durchzuschlagen. Aber sein Genius verließ ihn nicht. Am 1. Juli versammelte er alle seine Generale und die Kommandeure der Regimenter und Bataillone und redete sie also an: „Messieurs! der Feind hat Gelegenheit gefunden, den aus Schlesien angekommenen Transport zu vernichten, und ich muß wegen dieses fatalen Umstandes die Belagerung von Olmütz aufheben. Die Herren Offiziere dürfen aber nicht denken, daß deswegen alles verloren ist. Nein! sie können versichert sein, daß Alles dergestalt reparirt werden soll, daß der Feind daran denken wird. Die Offiziere müssen den Burschen Muth zusprechen und es nicht leiden, wenn etwa gemurrt werden sollte. Ich besorge nicht, daß Offiziere selbst sich verzagt zeigen werden; sollt' ich, wider Vermuthen, dies bei Einem oder dem Andern merken, so werd' ich's auf das schärfste ahnden. Ich werde jetzt marschiren und den Feind, wo ich ihn finde, schlagen, er mag postirt sein, wo er will, eine oder mehrere Batterien vor sich haben; doch — (hierbei rieb er sich mit der Krücke seines spanischen Rohrs die Stirn) — werd' ich's nicht ohne Raison und Ueberlegung thun. Ich bin

Digitized by Google

aber auch versichert, daß jeder Offizier bei vorfallender Gelegenheit, und jeder Gemeine ebenfalls, seine Schuldigkeit thun wird, so wie sie's bisher gethan haben."

Nachdem er solchergestalt den moralischen Muth seiner Truppen neu gestärkt, entwarf Friedrich seinen Plan. Um den feindlichen Oberfeldherrn zu täuschen, schickte er dem Kommandanten von Neiße den Befehl, Brot und Futter für das über Troppau zurückkehrende Heer in Bereitschaft zu halten. Daun ließ nun alle Pässe, durch welche der Rückzug nach seiner Meinung erfolgen sollte, auf das stärkste besetzen, um die Preußen gänzlich zu umringen und aufzuheben. Diese Maßregeln veranlaßten, daß er die Straße nach Böhmen öffnete und diesem Lande alle Vertheidigung entzog; der Gedanke, daß Friedrich auf mühseligen und ungangbaren Umwegen hier einen Durchgang suchen könne, fiel ihm nicht ein. Eben darum aber erwählte der König diese Straße. Der Abzug der Preußen geschah am 3. Juli in der Nacht mit solcher Vorsicht und Stille, daß die Feinde ihr wahres Vorhaben nicht eher als nach geschehener Vollendung gewahr wurden. Am Tage bezogen die Bataillone, wie gewöhnlich, die Laufgräben und die Artillerie machte ein gewaltiges Feuer. Des Nachts wurde alles Geschütz bis auf fünf Mörser und eine unbrauchbare Kanone abgefahren, das vorräthige Mehl auf Wagen gebracht und die Mannschaft in Marsch gesetzt; nur eine kleine Anzahl hoffnungsloser Kranken mußten aus Mangel an Fuhrwerk zurückbleiben und der Großmuth der Feinde überlassen werden. Mit Anbruch des Tages war die ganze preußische Armee in Sicherheit, und wiewohl ihr fernerer Zug große Beschwerlichkeiten hatte, langte Friedrich doch ohne den Verlust eines einzigen Wagens glücklich bei Königin-Grätz an (14. Juli). In Wien erstaunte man nicht wenig über diesen Meisterstreich und tadelte Daun, daß er seine Sache so schlecht gemacht hätte.

Drei volle Wochen trotzte Friedrich in seinem Lager allen Unternehmungen des östreichschen Oberfeldherrn, ihn aus Böhmen zu vertreiben und er würde noch länger hier verharrt und seine Truppen auf Kosten Oestreichs verpflegt haben, wenn nicht äußerst beunruhigende Nachrichten von den Verheerungen der Russen in Pommern eingegangen wären. Fermor hatte in Zeit von drei Monaten ganz Preußen, mit Ausnahme von Danzig, in seine

Digitized by Google

Gewalt gebracht. Verstärkt durch 20,000 Mann, welche als Observations-Korps zu dienen bestimmt waren, überschritt er endlich die Weichsel und bemächtigte sich, um mit mehrerer Bequemlichkeit durch die Neumark bis an die Oder vordringen zu können, der beiden Warthe-Ufer, nicht ohne Posen förmlich in Besitz zu nehmen. Pommern lag jetzt offen vor ihm, und der General Graf zu Dohna, welcher an die Stelle des Feldmarschalls Lehwald getreten, mußte die in Stralsund eingeschlossenen Schweden aufgeben, um dem verheerenden Strome, welcher sich der Hauptstadt immer näher wälzte, so viel wie möglich zu gebieten. Da die Feinde ihm jedoch viermal überlegen waren, vermochte er nichts Durchgreifendes zu thun. Die Russen hauseten in Pommern auf eine unmenschliche Weise, weil sie es nicht, wie das Königreich Preußen, schonen zu dürfen glaubten. Tod und Verwüstung begleiteten jeden ihrer Schritte. Wer nicht entfliehen konnte, wurde barbarisch gemißhandelt, wenn nicht gar zu Tode gemartert. Ueberall sah man Brandstätten und selbst die Kirchen wurden geplündert und geschändet. Säuglinge mordete man in den Armen der viehisch gemißhandelten Mütter, kraftlose Greise wurden niedergestoßen, und die Russen erröthetten nicht ob dieser Thaten! —

Die Nachrichten von diesen Barbareien bestimmten den König, herbeizueilen. Dem Markgrafen Karl übertrug er die Vertheidigung von Schlesien, dem Prinzen Heinrich die des Kurfürstenthums Sachsen; er selbst ging, mit etwa 14,000 Mann, zur Verstärkung des Grafen Dohna nach der Neumark. In 11 Tagen war der beschwerliche Marsch von Landshut bis an die Oder zurückgelegt und Friedrich vernahm, daß Küstrin in Gefahr schwebe, in Feindeshand zu fallen. Fermor sahe zwar wenig Wahrscheinlichkeit vor sich, diese Festung zu erobern, da er sie nur von der Nordseite her beschießen und wegen der Nähe des Grafen Dohna nicht rings um einschließen konnte. Er machte jedoch einen Versuch, sie durch Grausamkeit in seine Gewalt zu bekommen, indem er gleich anfangs seine Absicht nicht auf die Beschädigung der Festung, sondern auf die Verbrennung der Stadt richtete. Am 15. August Morgens ließ er einen furchtbaren Regen von glühenden Kugeln, Brand-Granaten und Bomben auf die letztere schütten. Schon die dritte Granate zündete; um 7

Digitized by Google

Uhr ſtanden alle Straßen in Feuer und Nachmittags war die Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelt. Die betäubten Einwohner dachten an kein Löſchen der Gluth und an kein Retten ihrer Habe, ſondern nur an Erhaltung ihres Lebens. Sie liefen zum Theil nackend davon, verſteckten ſich in den Gewölben der Feſtung oder eilten über die Oder, wo keine Ruſſen ſtanden. Viele kamen in den Flammen um; Andere wurden von einſtürzenden Mauern zerſchmettert; noch Andere erſtickten in den Kellern. Der Schaden war unermeßlich, weil viele Edelleute und Bürger aus der Nachbarſchaft ihre beſten Sachen in die Stadt geflüchtet hatten. Wiewohl nun aber nichts mehr zu verbrennen war, fuhren die Ruſſen doch bis zum Abende mit Schießen fort, und als endlich die Offiziere, des unnützen Bombardirens müde, damit aufhörten, gebot Fermor bei einbrechender Nacht dennoch, die vorräthigen Brandkugeln vollends in die Stadt zu werfen, weil man ſie in dieſem Jahre nicht weiter brauchen würde. Das Feuer wüthete ſo furchtbar, daß die Kanonen in den Zeughäuſern ſchmolzen. Noch am folgenden Tage unterhielten die Ruſſen ein ſchwaches Feuer, und erſt am 17. forderte Fermor den Kommandanten unter den ſtärkſten Drohungen zur Uebergabe auf. Dieſer antwortete: da die Stadt ein Steinhaufen ſei, die Feſtung aber und die Garniſon nichts gelitten hätten, ſo wolle er ruhig abwarten, was der Feind weiter vornehmen werde.

Der Neumärkſche Kammer-Präſident von Rothenburg hatte Küſtrin während des Bombardements verlaſſen und erſtattete dem Könige in Frankfurt Bericht über das Unglück, welches die Stadt betroffen. Am folgenden Morgen ritt der König, von 6 Huſaren begleitet, in die Gegend von Golzow, wo der Graf Dohna mit ſeinem Korps ſtand. Bei Reitwein begegnete ihm ein Färber aus Küſtrin, Namens Klement; er ſuchte mit Frau und Kindern ein Unterkommen; jedes Familienglied trug ein Bündel auf dem Rücken. Der König, eingehüllt in ſeinen Mantel, fragte ihn, wo er herkäme? und der Färber, der ihn nicht kannte, erzählte ihm treuherzig ſein und der Seinigen Schickſal. „Kinder," ſprach der König, „ich habe nicht eher kommen können. Habt nur Geduld, ich will Euch Alles wieder aufbauen laſſen."

In Golzow fand er den Grafen Dohna. „Nun, wie gehts," fragte er ihn: „ſtehen die Ruſſen brav?" — O ja,

Digitized by Google

Ew. Majestät; sie stehen wie die Mauern." — „Gut! desto besser werden sie fallen." Er besah jetzt die Truppen, die alle gepudert und sehr geputzt vor ihm erschienen. „Es ist wahr," sagte er zu Dohna, „die Leute sehen recht gut aus, haben sich schön gepudert; ich bring' aber welche mit, die Pulver gerochen haben."

Nachdem sein Gefolge zu ihm gestoßen war, ritt er nach Küstrin. Vor der Stadt kam ihm der Bürgermeister Kirchheim entgegen. Friedrich befragte ihn über die kleinsten Einzelnheiten und begab sich dann auf den Wall, wo er die Stadt übersehen konnte. Bei dem Anblick der Verwüstung, die nur drei Häuser verschont hatte, rief er mehrmals achselzuckend aus: „Mordbrenner! Mordbrenner!" Auf der Kirschberg-Batterie fand er den Kommandanten und legte auch diesem mancherlei Fragen vor. Als er sich bei einigen, im Gefühl seiner begangenen Fehler, entschuldigen wollte, sagte ihm der König: „Laß Er's nur gut sein; Er hat nicht Schuld, sondern ich, daß ich ihn zum Kommandanten gemacht habe. Geh' Er nur, ich will Ihn nicht weiter sprechen."

Derselbe Unwille, der sich, bei dem Anblick dieser Verwüstungen, des Königs bemächtigte, theilte sich auch seinen Kriegern mit. Alle dürsteten nach Rache. Am 22. erfolgte die Vereinigung der Truppen des Königs mit dem Dohna'schen Korps; das ganze Heer war nun 37,000 Mann stark. Man fand die Russen, 70,000 Mann stark, bei dem Dorfe Zorndorf in Schlachtordnung. Friedrich wollte sie nicht blos schlagen, sondern vertilgen, wie sie es verdienten. Er ließ alle Brücken abwerfen, um ihnen die Flucht unmöglich zu machen, und gebot seinen Truppen, keinen Pardon zu geben, sondern Alles niederzumachen oder in die hinter dem Feinde liegenden Moräste zu jagen. Um 9 Uhr Morgens begann die fürchterliche Schlacht, die bis 10 Uhr Abends dauerte, wo beide Theile vor Erschöpfung nicht weiter konnten. Das Feuer des groben Geschützes machte gleich anfangs eine schreckliche Wirkung auf den rechten Flügel der Russen, die hier in einem vollgepfropften Viereck standen, dessen Mitte die Reiterei, das Gepäck und das Reserve-Korps in sich faßte. Von dem guten Anfange ermuntert, rückte der linke Flügel der Preußen zu rasch vor, ohne durch die Reiterei gedeckt zu sein. Fer-

Digitized by Google

mor bemerkte dieſen Fehler und ließ ſeine Kavallerie mit ſo gutem Erfolge einhauen, daß die Preußen bis nach Zorndorf zurückgetrieben wurden. Fermor beging aber dabei ſeiner Seits ebenfalls einen Fehler, indem er die Reiterei aus dem Viereck ließ, um die Preußen zu verfolgen. Seydlitz benutzte dieſen Fehler, warf die ruſſiſche Reiterei über den Haufen, hieb in das ſchwankende Fußvolk ein und richtete ein entſetzliches Blutbad an. Die Wuth der Preußen wurde durch die Stumpfheit und Hartnäckigkeit der Ruſſen vermehrt. Obgleich ganze Reihen nach einander zu Boden geſtreckt, alle ihre Abtheilungen und Linien durchhauen und ihnen die Mittel der Vertheidigung benommen waren, ſo wichen ſie doch nicht, ſondern ließen ſich wie das Schlachtvieh in dumpfer Gleichgültigkeit erwürgen. Die Verwirrung nahm endlich ſo überhand, daß die hintern Treffen der Ruſſen auf ihre vordern Glieder ſelbſt Feuer gaben. Viele Regimenter verzichteten auf jeden ferneren Widerſtand, plünderten das Gepäck und betranken ſich in dem Branntwein, den ſie hier fanden. Vergebens riefen die Offiziere ſie zur Ordnung, vergebens zertrümmerten ſie die Branntweinfäſſer; die Gemeinen kannten keine Subordination mehr, erſchlugen einige ihrer eignen Offiziere und warfen ſich auf die Erde, um den vergoſſenen Branntwein mit dem Sande zu verſchlucken.

Inzwiſchen war es 1 Uhr geworden und die menſchliche Natur erheiſchte einige Erholung. Durch die Niederlage des rechten ruſſiſchen Flügels war der Sieg der Preußen ſo gut als entſchieden. Um aber die gewünſchte Vernichtung des Feindes herbeizuführen, ſollte nun der linke ruſſiſche Flügel angegriffen werden, und dies geſchah durch die Kerntruppen, die Friedrich aus Schleſien herbeigeführt hatte. Batterien von ſchwerem Geſchütz zogen den beiden Flügeln voran, welche gegen den Feind geführt wurden. Man beging jedoch den Fehler, ſolche zu weit vor dem erſten Treffen vorzuſchieben und die Folge davon war, daß Fermor ſeine Reiterei zum Angriffe vorrücken ließ, welche ſich der Batterie des rechten Flügels bemächtigte und das dieſelbe begleitende Bataillon gefangen nahm. Jetzt erneuerte ſich der Auftritt des Vormittags: denn als das ruſſiſche Fußvolk ſeinen Vortheil verfolgen wollte und die preußiſche Infanterie angriff, wurde es in die Flucht geſchlagen; die preußiſchen Reiter befrei-

Digitized by Google

ten das gefangene Bataillon, eroberten die verlorne Batterie und trieben die Russen in die Sümpfe, wo sie theils stecken blieben, theils niedergehauen wurden. Einen glücklicheren Anfall machte die russische Reiterei auf die Batterie des preußischen linken Flügels; sie begann denselben mit einem so wilden Geschrei, daß der ganze Flügel nach Wilkersdorf zurückwich. Schon theilte sich dieser Schrekken mehrern Regimentern bis zur Mitte des Treffens mit, als Seydlitz mit seinen Reitern von neuem herbeiflog und durch einen kühnen Angriff die Russen weit über das Schlachtfeld hin, in die Sümpfe bei Quartschen sprengte. Gleichzeitig hatte die preußische Infanterie des rechten Flügels die des feindlichen linken durchbrochen und trieb dieselbe gegen die Reiterei hin. Von jetzt an wurde die Verwirrung groß und man kämpfte mit außerordentlicher Erbitterung: von aller Rettung abgeschnitten, rafften die Russen sich auf und verkauften ihr Leben so theuer als möglich; dadurch aber wurden Mehrere gerettet, als Friedrich wollte.

Die Nacht machte dem Morden ein Ende: nur die Kosaken schwärmten noch herum, beraubten die Todten und erwürgten die Verwundeten. Die preußischen Husaren vertrieben sie nach langer Anstrengung; 1000 derselben verließen ihre Pferde und liefen in die große Schäferei von Quartschen, wo sie sich durchaus nicht ergeben wollten, sondern als Verzweifelte fochten. Darüber gerieth das Stroh unter dem Dache in Brand, das Dach fiel herab und erstickte oder erschlug sämmtliche Kosaken.

Beide Heere blieben über Nacht unter dem Gewehr und sammelten ihre zerstreuten Truppen. Die Russen wären gern vom Schlachtfelde gewichen, wenn ihnen eine Brücke zur Disposition gestanden hätte. In unordentlichen Haufen lagerten sie sich auf die Erde, versuchten am Morgen ihre Regimenter zu ordnen und kamen damit einigermaßen zu Stande. Friedrich recognoscirte ihre Stellung, stellte sein Heer in Schlacht-Ordnung und bezeigte große Lust, das Gefecht zu erneuern. Da es ihm aber an Munition fehlte und die Kavallerie sehr ermüdet war, blieb es von beiden Seiten beim bloßen Kanoniren und auch damit hörte man um 11 Uhr auf. Erst am dritten Tage zogen sich die Russen bis Landsberg zurück und wurden von den Preußen, denen sie sonach die Früchte des Sieges überließen, verfolgt. Fermor hatte unter dem Vorwande, seine Todten zu begraben, um einen Waffenstill-

Digitized by Google

ſtand angehalten; Dohna antwortete ihm: „der König hat die Schlacht gewonnen und wird für die Beerdigung der Todten, wie für die Verpflegung der Verwundeten Sorge tragen.“

Nicht weniger als 20,000 Ruſſen waren todt oder verwundet und gefangen, aber auch Friedrich hatte 11,000 Mann verloren und er geſtand mit einem Seufzer, „daß die Ruſſen leichter todtzuſchlagen als zu überwinden ſeien.“ Außer den gedachten gemeinen Soldaten verloren die Ruſſen 82 Offiziere, worunter 5 Generale, 103 Kanonen, 27 Fahnen und Standarten *). Sie zogen ſich nach Polen und Preußen zurück, und Friedrich gewann Raum, nach andern bedrängten Theilen ſeines Landes zu eilen. Er geſtand freiherzig, welch' ein großes Verdienſt Seydlitz um die Erfolge dieſes Tages habe **). Als der engliſche Geſandte ihm zum Siege Glück wünſchte, zeigte Friedrich auf Seydlitz und entgegnete: „Ohne dieſen würde es ſchlecht ausſehen.“

Friedrich wußte, daß ſein Bruder Heinrich bei Dresden in großer Gefahr ſchwebe. Dieſer Prinz hatte das Vertrauen des Königs vollkommen gerechtfertigt und, wiewohl er gegen einen fünfmal überlegenen Feind jede Schlacht vermieden, ſich doch als einen geſchickten Feldherrn gezeigt. Sein Muth und ſeine Gewandtheit in unerwarteten Bewegungen retteten ihn vom Untergange. Ihm eilte Friedrich jetzt ſchleunigſt zu Hülfe: und da ihm die Ruſſen, welche ſo große Verwüſtungen angerichtet, zum Theil durch den Grafen Brühl auf den Hals gehetzt worden waren, wollte er dieſem Staatsmanne ein Andenken an die ruſſiſche Freundſchaft da-

---

*) Die Grafen und Fürſten Czerniſchef, Soltikow, Sulkowski u. A. waren gefangen. Friedrich, ihrer begangenen Barbareien eingedenk, ſah ſie verächtlich an und rief: „Ich habe kein Sibirien, wohin ich Sie ſchicken kann; Sie müſſen daher ſchon in den Keller der Feſtung Küſtrin kriegen.“ Wirklich mußten ſie ſich dies Quartier einige Tage gefallen laſſen; nachher erhielten ſie die Erlaubniß, ſich in eine nicht abgebrannte Vorſtadt zu begeben.

**) Erſt im Jahre 1826 wurde auf dem Friedrichsberge bei Zorndorf ein Denkmal errichtet, welches die Inſchrift führt: „Hier ſtand Friedrich der Große in der Schlacht am 25. Auguſt 1758.“

Digitized by Google

durch geben, daß er auf dem Marsche durch die Lausitz das prächtige, vom Schweiße sächsischer Unterthanen aufgebaute Schloß des Grafen in Pförten zerstören ließ. Kaum hörten die Oestreicher, daß Friedrich im Anzuge sei, als Daun sich in ein festes Berglager bei Stolpen zurückzog. Er hatte jetzt den Plan, den König von Schlesien abzuschneiden und Neiße zu erobern; der General Harsch erhielt den Auftrag zu dem letzteren Geschäft, das in sofern sehr wichtig war, als es den Oestreichern zur Zeit gänzlich an einem Stützpunkte in Schlesien fehlte. Friedrich erhielt Kunde von diesem Projekte und wollte schnell den Weg über Bauzen und Görlitz gewinnen. Die erstere Stadt erreichte er glücklich: aber jenseits derselben, auf den Höhen von Kittlitz, zwischen Löbau und Golssen, lag Daun, in einer neu gewählten, Verderben drohenden Stellung lauernd am Wege. Friedrich hätte ihn umgehen können, aber sein bisheriges Glück und das allzugroße Vertrauen auf die Langsamkeit seines Gegners verleiteten ihn, aller Warnungen seiner besten Generale ungeachtet, sich mit seinem kleinen Heere bei Hochkirch, gerade vor das Angesicht des Feindes zu lagern *). Friedrich traute einem Kundschafter mehr, als seiner eigenen Klugheit; aber diesmal war der Kundschafter vom Feinde bestochen, den König sicher zu machen. Drei Tage hatte das preußische Heer im Lager gestanden und schon war beschlossen, in der Nacht des 14. Oktober den gefährlichen Posten zu verlassen, als der verhöhnte Feind am Morgen dieses Tages seinen „glupschen Streich," wie Friedrich ihn später nannte, ausführte. Es schlug in Hochkirch 4 Uhr und war noch dunkel, als Laudon mit seinen Panduren sich in den Rücken der Preußen schlich und zum Zeichen für die Oestreicher das Dorf anzündete. Die ganze Armee rückte nun sofort von vorn und von den Flanken in das preußische Lager, bemächtigte sich einer Batterie an der Spitze von Hochkirch und weckte damit die Schläfer sehr unsanft; Viele kamen jedoch gar nicht mehr zum Erwachen, sondern gingen gleich in den ewigen Schlaf über. Halbnackend griffen die Lebendigen zu den Waffen, die sie eben habhaft werden konnten, stürzten aus den Zelten und stellten sich in Reih'

*) Der Quartiermeister-Lieutenant v. Marwitz, welcher sich weigerte, in so gefährlicher Nähe das Lager abzustecken, wurde ins Gefängniß geschickt.

Digitized by Google

und Glied, was, wenigſtens bei der Kavallerie, dadurch erleichtert wurde, daß der wachſame Zieten ſeinen Reitern befohlen hatte, gerüſtet zu bleiben. Nothdürftig geordnet, fochten die Preußen mit einem Muthe, der ihnen den Sieg verſchafft haben würde, wenn die dicke Finſterniß ein zuſammenhängendes Handeln geſtattet hätte. Die Regimenter wußten nicht, wo die Hauptmacht des Feindes ſtand; die Leute kämpften daher nur einzeln, und tappten nach den Bärenmützen der Oeſtreicher umher, um durch das Gefühl zu erfahren, wen ſie vor ſich hatten. Den Huſaren von Zieten und den Dragonern von Czettwitz gelang es, die gegen ſie anrückenden Feinde zurückzutreiben; ſie hieben die kaiſerlichen Grenadiere furchtbar zuſammen und warfen bei Anbruch des Tages, von zwei andern Regimentern unterſtützt, eine ganze Linie öſtreichſcher Infanterie über den Haufen. Der Hauptangriff des Feindes war auf das Dorf Hochkirch gerichtet, wo die eroberte Batterie, da ſie die Hauptſtraße beſtrich, ſich fürchterlich wirkſam zeigte. Dieſes Dorf war nur mit einem Bataillon beſetzt, welches, als das Feuer um ſich griff, ſich auf den Kirchhof zurückzog und hier ungemeinen Widerſtand leiſtete. Die feindlichen Grenadiere wurden faſt aufgerieben, und Daun, der die Sache ſich leichter gedacht hatte, ließ 7 friſche Infanterie-Regimenter gegen das Häuflein Preußen anrücken. Dieſe hatten ſich gänzlich verſchoſſen; von allen Seiten umringt, unternahmen ſie es, ſich mit dem Bajonnet durchzuſchlagen. Doch ihr Anführer, der Major Lange, und die meiſten von ihnen bezahlten dieſe Kühnheit mit dem Leben; Andere wurden gefangen und nur Wenige entkamen zu der Armee. Jetzt eroberten die Oeſtreicher den Kirchhof und das ganze Dorf.

Die Preußen gönnten ihnen dieſen mühſam errungenen Triumph nicht. Die Prinzen Franz von Braunſchweig und Moritz von Deſſau, der Markgraf Karl und der Feldmarſchall Keith ſtellten ſich an die Spitze einiger Bataillone, drangen in das brennende Dorf und jagten die Oeſtreicher glücklich heraus. Aber die Feinde hatten zu große Vortheile auf ihrer Seite; ſie ſtellten neue Regimenter in den Rücken der ſiegenden Preußen und entriſſen ihnen den mühſam errungenen Preis von neuem. Hier war es, wo eine Kanonenkugel dem tapfern Prinzen Franz den Kopf wegriß, wo der edle Keith von zwei Schüſſen durch

Digitized by Google

die Brust niedersank und, ohne einen Laut von sich zu geben, starb; hier wurde der General Geist getödtet und hier empfing Moritz zwei Kugeln in den Unterleib, die ihm gefährliche Wunden beibrachten. Alle diese großen Opfer machten die Sache nicht besser. Das Leben des Königs selbst war nie in größerer Gefahr: er setzte sich dem feindlichen Feuer so rücksichtslos aus, daß der Markgraf Karl ihn beschwören mußte, seiner zu schonen. Allmählig wich der Nebel *); die Sonne trat hervor und stellte die Anordnungen des feindlichen Befehlshabers in das nöthige Licht. Während seine Unter-Generale die in Unordnung gerathene Infanterie bei Hochkirch und Steindörfl in verschiedene Linien stellten, rückte eine Kolonne über Waditz vor, um die Preußen von dem Passe bei Dresa abzuschneiden; dieselbe Richtung nahm eine zahlreiche Reiterei. Friedrich erspähte dies kaum, als sein Feldherrn-Genie aufflammte: sofort ließ er die Anhöhe bei Dresa durch den Major (nachherigen Feldmarschall) v. Möllendorf besetzen und behaupten. Von diesem neu gewonnenen Stützpunkte aus sammelte der König seine geschlagenen Regimenter und bildete sie zu einer neuen Linie, deren rechter Flügel sich an die Anhöhe von Dresa lehnte. Retzow erhielt den Befehl, zum Könige zu stoßen, und als dies geschehen war, hielt Daun es nicht für rathsam, den errungenen Vortheil weiter zu verfolgen; er begnügte sich, die schönen Manöver der Preußen zu bewundern und that, als hätte er keinen Sieg gewonnen.

Der Menschen-Verlust war auf beiden Seiten ungefähr gleich groß, nur daß die Preußen mehrere ihrer besten Führer

*) Friedrich beobachtete jetzt durch ein Fernglas die Bewegungen des Feindes, während dessen Artillerie stark feuerte. Eine Kanonenkugel schlug dicht neben ihm rechter Hand nieder, so daß er mit Staub und Erde ganz bedeckt wurde und das Roß einen Seitensprung machte. Unwillig darüber, schlug er es mit seinem Stocke, bis es wieder in die vorige Stellung kam. — Kaum nahm er das Glas wieder vor das Auge, als eine zweite Kugel auf eben die Stelle fiel und das Pferd denselben Seitensprung machte. Einige Adjutanten baten nun den König, sich von hier zu entfernen. Er sah sie scharf an und sprach dann lächelnd: „Wie ich sehe, schießen die Feinde rechts und links und da und hier. Ich kann also hier wie dort getroffen werden und hinter meiner Armee bin ich überflüssig.“ Er beobachtete nun die Feinde noch einige Zeit durch das Fernglas und ritt dann fort.

Digitized by Google

verloren hatten. Auch büßten sie 101 Geschütze, 28 Fahnen, 2 Standarten und das ganze Lager mit allen Zelten und einem großen Theile des Gepäcks ein. Das schlimmste aber war die anscheinende Unmöglichkeit, in dem jetzigen Zustande nach Schlesien durchzudringen. Dem feindlichen Oberbefehlshaber wenigstens stand diese Unmöglichkeit so deutlich vor Augen, daß er dem General Harsch schrieb, er solle die Belagerung von Neiße getrost anfangen; es sei vor der Hand von den Preußen nichts zu befürchten.

Wie die Niederlage bei Kollin, so war auch die bei Hochkirch mit einem Ereignisse verbunden, das dem Könige unmittelbar ans Herz griff. Diesmal starb an demselben Tage, wo die Preußen überfallen wurden, Friedrichs Lieblingsschwester, die Markgräfin von Baireuth; sie, die ihm an Geist und Herzen so ähnlich, und durch Liebe so verbunden war, wie kein anderes Familienglied.

Aber Friedrich war der Unfälle gewohnter geworden, oder wußte sich wenigstens besser zu beherrschen, als bei Kollin. Als er vernahm, daß unter seinen Truppen eine große Niedergeschlagenheit herrsche, erschien er, bei der Austheilung der Parole, mit sehr heiterer Miene und sprach zu den Anwesenden: „Sie haben uns überfallen, wie Diebe bei Nacht. Ich habe Ursache, mit dem Betragen meiner Truppen zufrieden zu sein und danke Ihnen für Ihr Attachement; besonders haben meine Prinzen sich sehr brav gehalten. Aber ich höre, daß in meiner Armee die Rede geht, als hätt' ich nun gar keine Ressourcen mehr. Wer eine feige Memme ist, kann ja seinen Abschied sogleich bekommen, ich werd' ihn Keinem verweigern."

Es fand sich Niemand, der von diesem Anerbieten hätte Gebrauch machen wollen. Ein paar Tage später, auf den Feldern von Bauzen, ließ der König die sämmtlichen Generale und Stabs-Offiziere zu sich kommen. „Sie wissen, Messieurs," redete er sie an, „daß die Armee eine Surprise erlitten hat. Die Dunkelheit der Nacht ist daran Schuld gewesen. Sie müssen aber auch bedenken, wo wir jetzt stehen. Wir sind in der Oberlausitz; wir haben unsere Güter, unsere Frauen und Kinder hinter uns. Müssen wir noch einmal weichen, so ist dies Alles verloren. Eine bald folgende Bataille ist unvermeidlich. Ich

Digitized by Google

selbst will, eh' ich weiche, mit dem Reste meiner Armee mich lieber begraben lassen. Ich setze voraus, daß Jeder so denken wird, und wer nicht so denkt, soll sich lieber melden und er kann gleich nach Hause gehen. Ist etwa Einer unter Ihnen?" — Keiner meldete sich, wohl aber versicherte Jeder mit Enthusiasmus seine Treue und Anhänglichkeit und gelobte den letzten Blutstropfen für seinen König herzugeben.

Es war auf demselben Felde, wo Friedrich eins von den am meisten zusammen geschmolzenen Grenadier-Bataillons vorüberziehen sah. Mit Wehmuth betrachtete er die dürftigen Reste, dann aber erheiterte sich plötzlich sein Gesicht. Er fragte die dem Bataillon vorangehenden Kanoniere mit lauter, aber nicht rauher Stimme: „Kanoniere! wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?" — Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt! antwortete Einer. — „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen! Nicht wahr, Grenadiere?" — Ja! das ist recht! Sie sollen uns auch Interessen dazu geben. — Friedrich lächelte und schloß mit den Worten: „Ich werde auch dabei sein."

Die Preußen hatten auf den Anhöhen bei Doberschütz ein Lager bezogen und behalfen sich ohne Zelte, so gut es gehen wollte; sie holten aus Bauzen und der umliegenden Gegend Kochgeschirr und Stroh zusammen und vergaßen die erlittenen Verluste um der Seelengröße des Königs willen. Die Unthätigkeit Daun's brachte Oestreich um alle Früchte des Sieges; er gefiel sich in dem Gedanken, doch ein Mehreres geleistet zu haben, als die russischen und französischen Heerführer und feierte das Ereigniß mit eitlem Gepränge. Der Sieg bei Hochkirch war grade am Namenstage der Kaiserin-Königin erfochten worden; diese Fürstin berauschte ihn durch ein verbindliches Schreiben, worin sie ihm für den „Blumenstrauß" dankte, mit dem er ihren Namenstag geehrt habe. Die Kaiserin von Rußland schenkte ihm einen goldenen Degen, der Wiener Stadt-Rath errichtete ihm eine Ehrensäule; ja die östreichschen Landstände schossen 300,000 Gulden zusammen, womit sie Daun's verpfändete Güter wieder einlöseten. Clemens XIII., seit einigen Monaten auf den päpstlichen Stuhl gelangt und ein erbitterter Feind Friedrichs, sandte dem östreichschen Feldherrn ein geweihtes Baret und einen geweihten Degen. „Geliebtester Sohn in Christo," schrieb dieser

Digitized by Google

Statthalter Christi am 30. Januar 1759: „Unsern Gruß und apostolischen Segen zuvor! Wir haben mit lebhaftester Empfindung des Vergnügens die Nachricht von Deinen, im Kriege gegen die Ketzer verrichteten Heldenthaten, vornehmlich von dem bewundernswürdigen Siege vernommen, welchen Du am 14. Oktober letztverflossenen Jahres über die Preußen davon getragen."

„Wir haben deshalb als Vater der Rechtgläubigen Unsers Amts gemäß gehalten, die wundervollen Wirkungen Deiner Tapferkeit mit der Kraft Unsers Segens noch zu verstärken, und finden für gut, das Beispiel Unserer Vorfahren auf dem päpstlichen Stuhle nachzuahmen, da die Heldentugenden des Prinzen Eugen seligen Andenkens wegen seiner, gegen die Ungläubigen erfochtenen öftern Siege, mit einem geweihten Hut und Degen sind belohnt worden. Wann nun Du diesen Helden und Beschützer der Kirche an Tugenden weit übertrifft, und gegen Ketzer streitest, die mit einer viel beharrlicheren Bosheit, als die Ungläubigen selbst, den abscheulichsten Irrthümern anhangen; so ertheilen wir Dir den himmlischen Segen dahin, daß Du vermittelst des hierbei kommenden Degens die Ketzerei vertilgen mögest, deren pestilenzialischen Gestank die Hölle ausgebrütet hat. Der Würg-Engel soll Dir zur Seite fechten, er wird das schändliche Geschlecht der Anhänger Luthers und Kalvins umbringen, und der höchste Rächer aller Verbrechen wird sich Deines Arms bedienen, um das gottlose Volk der Amalekiter und Moabiter bis auf den Grund auszurotten."

„Dein Arm rauche stets von dem Blute dieser Gottlosen, lege diesem Baum, der so verfluchte Früchte getragen, die Art an die Wurzel und lasse die nördlichen Gegenden Deutschlands nach dem reizenden Beispiele des heiligen Karls des Großen mit Schwert, Feuer und Blut wiederum zum wahren Glauben gebracht werden. Entstehet bei den Seligen im Himmel eine so große Freude über ein verirrtes, aber wiedergefundenes Schäflein, mit welcher Freude wirst Du dann nicht erst die Heiligen und alle Rechtgläubigen erfüllen, wenn Du diese Menge der Verkehrten und Gottlosen in den Schoß der göttlichen Mutter, der Kirche, zurückführst! Die allerheiligste Jungfrau, welche zu Maria-Zell mit höchster Andacht verehrt wird, helfe Dir in Deinen Unternehmungen! Es bete für Dich der

Digitized by Google

heilige Nepomuk aufs inbrünſtigſte, und der ganze Himmel mit allen Seligen und feierlich erklärten Heiligen verleihe Deinen Thaten einen glücklichen Fortgang! Von dieſer Hoffnung belebt, ertheilen wir Dir nochmals unſern apoſtoliſchen Segen."

Friedrich, dem, wie allen Vernünftigen, dieſes Apoſtoliſche Sendſchreiben reichen Stoff zu Witz und Satyre bot, verharrte im Lager bei Doberſchütz bis zum 24. Oktober. Er berief den Grafen Dohna mit ſeinem Korps aus Pommern nach Sachſen und verſtärkte daſſelbe durch das Korps des Generals Wedell. Prinz Heinrich aber betrog durch die künſtlichſten Märſche den Feind und ſtieß mit 7000 Mann und friſchen Kriegs-Vorräthen, von Dresden aus, zum Heere des Königs (21. Oktober). Beide Brüder brachen nun, am 24. Oktober Abends um 11 Uhr, in aller Stille auf, umgingen (über Ullersdorf) das Daun'ſche Lager und kamen glücklich nach Görlitz. Während alſo ganz Europa die Folgen der Niederlage bei Hochkirch begierig erwartete, betrat Friedrich, in drohender Stellung und wie ein Sieger, die Straße nach Schleſien, die Daun ihm verſperrt zu haben glaubte. Heinrich blieb bei Landshut ſtehen, Friedrich erſchien vor Neiße und verjagte durch ſeine bloße Gegenwart den dieſe Feſtung belagernden General Harſch (6. November). Ganz Oberſchleſien wurde bei dieſer Gelegenheit vom Feinde gereinigt.

Außer ſich vor Verdruß über die Verſchlagenheit ſeines Gegners bezweckte Daun jetzt die Befreiung des Kurfürſtenthums Sachſen, in welchem der wachſame Heinrich ihm nicht mehr gegenüber ſtand. Er zog das Reichsheer ins Land und dieſes ſollte die an der Elbe verſchanzten Preußen von vorn angreifen, während Daun ihnen in den Rücken zu fallen gedachte. Aber dies mißlang. Dohna verjagte die Reichs-Truppen von Leipzig, General Wedell befreite Torgau von Haddick's Schaaren. Zwar gelang es Daun, den General Fink zurückzudrängen; doch ſcheiterte ſeine Unternehmung an der Entſchloſſenheit des Kommandanten von Dresden, Grafen v. Schmettau, der die Vorſtädte mit zahlreichen, zum Theil prächtigen Paläſten niederbrennen ließ, damit er Raum zur Vertheidigung gewinne. Er erklärte, daß er ſich im äußerſten Falle unter den Trümmern des kurfürſtlichen Schloſſes begraben werde und Daun hatte Ur-

Digitized by Google

ſach, dies nicht für eine bloße Großſprecherei zu halten. Als nun noch dazu die Nachricht ankam, daß Friedrich zur Rettung Sachſens herbeieile, zog der öſtreichſche Feldmarſchall ſich auf's ſchleunigſte nach Böhmen zurück, um hier Winterquartiere zu beziehen.

In der That traf Friedrich am 20. November in Dresden ein, ordnete die Vertheidigung Sachſens, ſo gut die Umſtände es zuließen, übertrug ſeinem Bruder Heinrich auf's neue den Oberbefehl, ließ die Werke des Sonnenſteins ſchleifen, und nahm dann ſeine eignen Winterquartiere in Breslau, wo er in der Mitte des December ankam. Ungeachtet der bei Olmütz und Hochkirch erlittenen bedenklichen Unfälle war der Feldzug dieſes Jahres eben ſo glorreich zurückgelegt, wie der vorjährige, und um die Freude des Königs voll zu machen, liefen auch aus Weſtphalen und Pommern die beſten Nachrichten ein. Herzog Ferdinand von Braunſchweig hatte den Grafen Clermont am 23. Juni bei Krefeld völlig geſchlagen, ihn ſeiner Vorräthe beraubt und bis über den Rhein verfolgt; dann hatte Ferdinand Brabant und Lüttich gebrandſchatzt, einen meiſterhaften Rückzug gemacht und Niederſachſen trefflich vertheidigt. Clermont war durch den General-Lieutenant Contades erſetzt worden, der von dem franzöſiſchen Kriegs-Miniſter Belleisle den Auftrag hatte, „Hanover und Weſtphalen in eine Wüſte zu verwandeln, und darin Alles, bis auf die Wurzeln in der Erde auszurotten.“ Ferdinand konnte leider nicht hindern, daß dieſer rühmliche Auftrag wenigſtens in Heſſen ausgeführt wurde.

Die Ruſſen hatten zwar, ehe ſie Pommern gänzlich verließen, einen Verſuch gegen Kolberg gemacht, um einen Stützpunkt zu ferneren Unternehmungen zu gewinnen; wiewohl aber dieſe faſt wehrloſe Feſtung zu Lande und zu Waſſer beſchoſſen wurde, vertheidigte ſie doch der Major Heyden mit ſeiner wenigen Mannſchaft ſo tapfer, daß die Feinde nichts ausrichten konnten. So beſchränkten ſich denn die Ruſſen darauf, Pommern und die Neumark gänzlich zu verheeren, worauf ſie, zu Ende Oktober, abzogen, und nur Preußen im Beſitz behielten.

Die Schweden waren, durch die Abberufung des Grafen Dohna in Freiheit geſetzt, von Stralſund aus, unter Hamilton,

Digitized by Google

durch das Meklenburgſche nach der Grafſchaft Ruppin vorgedrungen und brandſchatzten hier, ohne ſich übrigens Grauſamkeiten zu erlauben. Zu ihrer Verfolgung hatte Friedrich den General Wedell vor der Schlacht bei Zorndorf abgeſendet. Sein Hauptauftrag ging dahin, Berlin zu beſchützen, und dieſer Zweck wurde um ſo mehr erreicht, als der ſchwediſche Hof dieſem Kriege durchaus abgeneigt war. Als nun, nach der gänzlichen Befreiung Schleſiens und Sachſens, das Heer des Grafen Dohna für den Schutz dieſer Provinzen entbehrlich geworden war, ging es gegen das Ende des November noch einmal nach den Marken, trieb Hamilton nach Stralſund zurück und nahm ſeine Winterquartiere in Schwediſch-Pommern. Von hier wurden Anklam, Demmin und die Peenemünder Schanze wieder erobert, bei welcher Gelegenheit man 94 Kanonen und eine Menge anderes Kriegs-Material erbeutete, und ſo auch hier den diesjährigen Feldzug würdig beſchloß.

Digitized by Google

Vierzehnter Abschnitt.

Der siebenjährige Krieg.

Feldzug von 1759.

Welch' unerhörte Barbarei!
Ach! seine Kinder gräßlicher zu morden,
Ruft sich Europa ungezählte Horden
Von Räubern noch aus Asien herbei!
Friedrich der Große.

Friedrichs Erfolge in den beiden vorigen Jahren vermehrten nur die Erbitterung der wider ihn vereinigten Höfe. In Frankreich war der Herzog v. Choiseul an das Ruder des Staats getreten: er so wenig, wie Maria Theresia, konnten die erhaltenen Niederlagen vergessen. Ihrem Hasse Luft zu machen, gingen beide am 30. December 1758 eine noch engere Verbindung ein, um die Schwächung des Königs von Preußen, die Rückgabe Schlesiens an Oestreich und eine Genugthuung für die übrigen verbündeten Mächte zu erzielen. Der ganze Vertrag war ein Beweis, in welchem Grade der französische Hof sich zu dieser Zeit von dem östreichschen beherrschen ließ; denn Alles war darin zum Nachtheil des erstern, sofern Frankreichs Hauptbestimmung auf die Erhaltung seiner auswärtigen Besitzungen ging, welche auf eine so unverantwortliche Weise aufgeopfert wurden, daß Pitt im englischen Parlament den Grundsatz aufstellen konnte: das französische Nordamerika müsse in Deutschland erobert werden.

Digitized by Google

Die Kaiserin Elisabeth hatte ebenfalls nicht Ursache, mit den bisherigen Ergebnissen des Feldzuges sonderlich zufrieden zu sein, und es kostete daher keine große Mühe, sie zu neuen Anstrengungen aufzureizen. Sie ließ ein neues Heer ausrüsten und übertrug den Oberbefehl dem General Soltikow; gleichzeitig wurde eine Flotte bemannt, und, damit nicht die Engländer ein Geschwader in die Ostsee senden möchten, mit den Höfen von Stockholm und Kopenhagen ein Vertrag geschlossen, zufolge dessen fremde Schiffe nicht durch den Sund gelassen werden sollten. Schweden und die Reichs-Armee wurden nach wie vor aufgeboten und — um das Maß des Unglücks voll zu machen — verbot, auf östreichsche Veranlassung, der Kurfürst von Köln seinen protestantischen Unterthanen bei schwerer Strafe, sich über die Siege zu freuen, welche Preußen etwa erfechten möchte.

Aber Friedrich verzagte nicht. Er ergänzte, von Breslau aus, seine Armee, besorgte die übrigen Regierungs-Angelegenheiten wie gewöhnlich und unterhielt sich dabei durch Musik, Dichtkunst und Briefwechsel. Bei der Wahl der Mittel, Geld und Soldaten aufzubringen, durfte er freilich nicht sehr schwierig sein; die Noth entschied und die Menschlichkeit mußte verstummen. Aus den eignen Provinzen und den Nachbarländern wurden Kriegssteuern und Rekruten mit schonungsloser Härte zusammengebracht. Sachsen und Anhalt mußten liefern, was er verlangte und Meklenburg-Schwerin, dessen Herzog sich unüberlegter Weise in Regensburg an die Spitze der Preußenfeinde gestellt hatte, wurde mit nicht geringen Kriegssteuern und Natural-Lieferungen heimgesucht. Die eigenen Provinzen schonte der König, so viel es nur anging. Um Rekruten zu erhalten, ließ er Werbe-Plätze anlegen und jedem Soldaten zehn Thaler Handgeld reichen; dies hatte guten Erfolg und das arbeitslose Gesindel strömte aus allen Ländern zu den Fahnen des berühmten Königs.

War Friedrich bisher immer nur angriffsweise zu Werke gegangen, so nöthigten ihn jetzt die Umstände, einmal die Defensive zu versuchen, und abzuwarten, wie und auf welche Art die Maßregeln seiner Feinde sich entwickeln würden. Die Feindseligkeiten begannen in Deutschland, wo es dem Prinzen Soubise durch eine Kriegslist gelang, sich in den Besitz der neutralen Stadt Frankfurt am Main zu setzen und hier einen Waffenplatz

Digitized by Google

zu errichten (2. Januar). Dieser Vortheil war für die Franzosen und ihre Verbündeten von Wichtigkeit, denn der Besitz von Frankfurt sicherte die Kommunikation mit der Rhein-Armee, mit den Reichstruppen und mit den Oestreichern. Sollten die Franzosen sich nicht in Hessen, die Oestreicher und die Reichs-Völker sich nicht in Thüringen ausbreiten, so mußten der Herzog Ferdinand von Braunschweig und der Prinz Heinrich Gegen-Maßregeln treffen. Jener ließ durch den Erb-Prinzen von Braunschweig die Oestreicher und die Reichs-Kontingente aus dem Hessischen vertreiben; dieser durch den General Knoblauch Erfurt wegnehmen und die Festung Petersberg für neutral erklären. Knoblauch verfolgte, ungeachtet des tiefen Schnees und der verdorbenen Wege, die feindlichen Generale Guasco und Riedesel durch den Thüringer Wald bis Ilmenau, während der Oberstlieutenant Kleist mit seinen Husaren bis nach Fulda vordrang und den Fürstbischof um 12,000 Gulden brandschatzte.

Diese kleinen Vortheile machten jedoch den Schaden nicht wieder gut, denn kaum hatten die Preußen den Rücken gewendet, als die Reichsvölker aufs neue sich in Erfurt setzten, der General Arberg auch an die hessische Grenze rückte und das ganze Bisthum Fulda okkupirte. Unter diesen Umständen mußte Herzog Ferdinand sich zu einer größeren Maßregel entschließen, und, die Abwesenheit des Marschalls Contades benutzend, den Herzog v. Broglio, welcher an die Stelle des Prinzen Soubise getreten war, vom Main zu verdrängen suchen. Er verband sich zu dem Ende mit dem Prinzen Heinrich zu einem entscheidenden Angriff. Aber die Wachsamkeit des feindlichen Feldherrn vereitelte den Plan; er nahm bei dem Dorfe Bergen unweit Frankfurt eine der vortheilhaftesten Stellungen und stellte seine 25,000 Mann in eine so gesicherte Schlacht-Ordnung, wie Ferdinand gar nicht erwartet hatte. Nur um nicht ganz unverrichteter Sache wieder abzuziehen, entschloß sich der letztere, sobald er in die Nähe des Feindes gekommen war, zu einem Angriff (14. April): er stand jedoch davon ab, als er die treffliche Postirung seines Gegners hinlänglich zu übersehen vermochte, und schätzte sich glücklich, seinen Rückzug ohne große Anfechtungen machen zu können. Der Angriff hatte ihn 2000 Mann gekostet,

Digitized by Google

und daß er verunglückt war, rechnete man dem Marschall Broglio in Wien so hoch an, daß man ihm die Würde eines deutschen Reichsfürsten verlieh.

Der Sieg bei Bergen war für die Franzosen das Losungszeichen, mit aller Macht in Hessen einzudringen, und dieses Vorhaben gelang ihnen um so besser, als inzwischen der Oberbefehlshaber Contades vom Rheine mit der Hauptarmee herbeikam und sich mit Broglio vereinigte. Man bezweckte, die Verbündeten zur Räumung der westphälischen Provinzen zu nöthigen, und, wenn sie zur Deckung der hanöverschen Lande über die Weser zurückgegangen sein würden, das Bisthum Münster, und die Festung dieses Namens, als Punkte, welche die Wiedereroberung Hessens erleichterten, von Wesel aus mit einem Korps von 25,000 Mann zu besetzen. Contades führte diesen Plan anfangs mit großem Glücke aus; sobald er aber Minden erobert hatte, beging er Fehler über Fehler, welche Herzog Ferdinand alle vortrefflich zu nutzen verstand. Dieser lieferte am 1. August die Schlacht bei Minden, und brachte hier den Franzosen eine gänzliche Niederlage bei, so daß sie sich bis Gießen zurückzogen und Hanover auf diese Weise befreit war. —

Während dieses in Westphalen vorging, hatte Friedrich sein Heer in Schlesien ziemlich wieder ergänzt und ließ, um die Mitte des März, 45,000 Mann von Breslau aus gegen die Gebirge rücken und zwischen Schweidnitz und Löwenberg Kantonnirungs-Quartiere beziehen. Ihm gegenüber sammelte sich das große östreichsche Heer, von welchem Daun 37,000 Mann in sein Hauptquartier bei Gitschin verlegte, 46,000 Mann aber in verschiedenen Abtheilungen unter Laudon, Harsch und Beck längs der Grenze postirte, um alle aus Schlesien nach Böhmen führenden Pässe zu beobachten. Friedrich wußte, daß zwischen den russischen und östreichschen Heerführern die Verabredung getroffen war, möglichst gemeinschaftlich nach Berlin vorzudringen. Diesen Plan zu vereiteln, mußten den Feinden mancherlei Hindernisse in den Weg gelegt werden. Der König wendete seinen Blick zuerst auf die Russen; diese konnten ihm gefährlich werden. Er war daher darauf bedacht, ihnen so viel Abbruch als möglich zu thun, um ihre Operationen zu erschweren. Als er nun erfuhr, daß sie in Posen einen bedeutenden Vorrath von Lebens-

Digitized by Google

mitteln aufgehäuft hätten, schickte er den General Wobersnow mit 4000 Mann dahin, um, was über Erwarten gut gelang, die angelegten Magazine zu zerstören. Auf dem Wege dahin wurde der Fürst Sulkowski, der sich, als Souverain von einigen Quadratmeilen, zu Friedrichs Feinden geschlagen und für die Russen Getreide aufgehäuft hatte, aufgehoben und nach Glogau gebracht, von wo man ihn erst nach dem Frieden wieder entließ.

General Fouqué, welcher mit 12,000 Mann in Oberschlesien stand, erhielt um diese Zeit den Auftrag, nach Troppau und Jägerndorf vorzugehen; eine Unternehmung, die nicht glückte. Besser gelang ein Zug, welchen der Prinz Heinrich vornahm. Dieser zog in aller Stille 16,000 Mann in zwei verschiedenen Abtheilungen zusammen, von denen die eine bei Gießhübel unter seiner eignen Anführung, die andere im Erzgebirge unter dem Oberbefehl des Generals Hülsen sich versammelte. Beide brachen am 15. April aus Sachsen auf; der Prinz drang über Peterswalde und Töplitz in Böhmen ein, warf die feindlichen Vorposten zurück, zerstörte alle Magazine zu Aussig, Lowositz, Leitmeritz und Budin, aus welchem letztern 50,000 Mann 5 Monate lang verpflegt werden konnten und steckte die auf der Elbe befindlichen Kähne in Brand. Mit gleichem Glück führte General Hülsen seinen Auftrag aus: er erschien vor Basberg, umging diesen Posten, und als der General Reinhard, der ihn vertheidigen sollte, um nicht abgeschnitten zu werden, nach Commotau aufbrach, sah er sich von dem preußischen Husaren-Obersten Belling überfallen und mit 52 Offizieren und 1800 Gemeinen zur Ergebung genöthigt. Dies Alles geschah in Zeit von fünf Tagen, und die Preußen zogen sich wieder nach Sachsen zurück.

Der dem Feinde verursachte, und zur empfindlichen Kränkung des Oberbefehlshabers gereichende Schade war zwar sehr groß, konnte aber im Wesentlichen an dem einmal entworfenen Operations-Plane nichts ändern. Die Russen drangen von der Weichsel nach der Warthe und Oder vor, Laudon aber stand mit 20,000 Mann bei Lauban und war bereit, sich an sie anzuschließen. Friedrich gebot daher dem General Dohna, den Russen von Schwedisch-Pommern aus entgegen zu ziehen

Digitized by Google

und sie auf ihrem Marsche zu schlagen. Dohna rückte über die Warthe, zerstörte einige kleinere russische Magazine, verfolgte aber seine Vortheile nicht, sondern zog sich wieder über die Warthe zurück. Theils fehlte es ihm an Mundbedürfnissen, theils war er nicht unternehmend genug, es mit einem, ihm beinahe dreimal überlegenen Feinde aufzunehmen, wiewohl der entschlossene General Wobersnow ihm manchen guten Rath gab. So blieb ein kostbarer Zeitpunkt, den Russen, die sich in großer Unordnung befanden, Schaden zuzufügen, unbenutzt und die Versäumniß zeigte bald sehr schlimme Folgen. Beide Armeen rückten, in geringer Entfernung von einander, ins Brandenburgsche ein. Friedrich entzog dem Grafen nunmehr den Oberbefehl und sandte den General Wedell, einen seiner Lieblinge, mit unumschränkter Vollmacht und als Diktator zum Dohna'schen Korps; er sollte, wenn die Vereinigung der Russen mit den Oestreichern sich nicht anders hindern ließe, auf eigne Verantwortung eine Schlacht liefern. Dieser Auftrag war schon um deßhalb höchst mißlich, weil Wedell weder seine Truppen, noch die Feinde, noch die Gegend kannte und bei den ihm untergebenen älteren Generalen nichts als Eifersucht fand. Am 22. Juli traf er in Züllichau bei der Armee ein und schon am folgenden Tage lieferte er, in völliger Unbekanntschaft mit allen seinen Verhältnissen eine Schlacht, die höchst unglücklich endete.

Der Angriff erfolgte, ohne die Stellung der Russen genauer erforscht zu haben, ja ohne bestimmt zu wissen, ob man es mit ihrem rechten oder linken Flügel zu thun habe, auf einem für die Preußen nachtheiligen Erdreich bei dem Dorfe Palzig. Manche kleinere Fehler kamen hinzu und so wurden denn die Preußen um so vollständiger geschlagen, je eigensinniger Wedell den Angriff wiederholte. Die Schlacht dauerte von 4 Uhr Nachmittags, bis zu Sonnen-Untergang; nach Kai zurückgeschlagen, blieb den Preußen nur der Vortheil, daß die Russen sie nicht verfolgten. Sie hatten nicht weniger als 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren, unter den Todten befand sich der eben so tapfere, als einsichtsvolle General Wobersnow.

Die Russen rückten jetzt ungehindert auf Crossen vor; die Vereinigung mit Laudon war kaum mehr zu hindern, und beiden stand der Weg nach Berlin offen. In dieser Bedrängniß

Digitized by Google

Hülfe zu bringen, blieb dem Könige vorbehalten. Er ließ einen Theil der Truppen des Prinzen Heinrich unverzüglich in der furchtbarſten Sommerhitze den Eilmarſch nach der Neumark antreten; Heinrich ſelbſt mußte den König im Lager bei Schmottſeifen ablöſen, und wurde gleichzeitig zum Vormunde des minderjährigen Prinzen von Preußen beſtellt. Von einem Trupp Huſaren begleitet, reiſete Friedrich am 30. Juli nach Sagan ab. Die Stimmung ſeines Gemüths war die einer vollkommenen Reſignation; er ahnte, daß noch härtere Unfälle ihn treffen würden. Eingedenk der Schwierigkeiten, die er bei Zorndorf gefunden, wollte er zwar ſeine ganze Kraft aufbieten, die Ruſſen und Oeſtreicher zu ſchlagen; für den Fall aber, daß er ſelbſt darüber zu Grunde gehen ſollte, hatte er ſein Teſtament gemacht und dem Prinzen Heinrich ein feierliches Verſprechen abgefordert: nie in einen, dem Hauſe Brandenburg ſchimpflichen Frieden zu willigen.

Die Vereinigung der Ruſſen und Oeſtreicher zu verhindern, war Friedrichs nächſter Zweck geweſen: allein er erreichte ihn nur, ſofern er Haddick nöthigte, ſich nach Spremberg zurückzuziehen; Laudon ſelbſt vereinigte ſich mit Soltikow am 3. Auguſt bei Frankfurt. Die Zahl der Truppen, welche Friedrich an der Oder zuſammengebracht hatte, belief ſich auf 40,000 Mann; damit ſetzte er am 11. Auguſt über den Fluß und fand die vereinigten Feinde, mehr als 60,000 Mann ſtark, auf den Anhöhen zwiſchen Frankfurt und Kunersdorf verſchanzt, und durch eine ſehr große Anzahl Kanonen gedeckt. Der rechte Flügel der Ruſſen ſtand auf dem Mühlberge bei Kunersdorf, der linke dehnte ſich über die ſogenannten Judenberge aus; die Oeſtreicher waren nahe an der Damm-Vorſtadt gelagert. Friedrich ſtand bei Biſchofsſee, doch ſo, daß er das, von Torgau abberufene, Korps des Generals Fink dem feindlichen rechten Flügel näher auf die hinter Trettin gelegenen Anhöhen ſtellte, und daß General Wunſch zur Bedeckung der Brücken bei Reitwein mit einem Detaſchement ſtehen blieb.

Soltikow ſchloß aus der Stellung der Preußen, daß man ihn im Rücken angreifen wolle und veränderte nun ſeine Fronte dergeſtalt, daß ſein rechter Flügel auf den Juden-, ſein linker auf die Mühlberge zu ſtehen kam; zugleich ließ er eine Menge

Digitized by Google

Geschütz in der vortheilhaftesten Richtung aufpflanzen und seine Flanken durch eine längs der Fronte gezogene Verschanzung verbinden. Laudon postirte sein Heer am Fuße des Judenberges, um hier bereit zu sein, sich überall hin, wo es nöthig sein möchte, zu wenden.

Friedrich wußte, wie sehr die Feinde ihm überlegen waren; er wußte auch, daß eine Schlacht vielleicht das Schicksal der ganzen Monarchie entscheiden werde. Dennoch beschloß er anzugreifen und so wurde am 12. August die denkwürdige, aber unglückliche Schlacht bei Kunersdorf geliefert.

Friedrich hatte die Stellung der Feinde von den Anhöhen bei Trettin rekognoscirt. Nur die linke Flanke schien ihm angreifbar zu sein: sie hatte zu wenig Ausdehnung, und wenn es gelang, sie aus ihren Verschanzungen zu werfen, so ließ ein vollständiger Sieg sich erwarten. Nur Etwas hatte Friedrich nicht hinlänglich erforscht: das Terrain, auf dem er sich bewegen mußte. Denn indem er, Morgens um 3 Uhr, von Oetscher aus sich in Bewegung setzte, wurde der Marsch unerwartet durch Teiche und Gebüsche gehemmt, die Truppen mußten große Umwege machen und durch allerlei Anstrengungen, bei einer fürchterlichen Hitze, ihre Kräfte erschöpfen. So trafen sie um 11 Uhr, schon ermüdet, am Orte ihrer Bestimmung ein und die Schlacht begann. Der rechte Flügel der Preußen, welcher sich an das sogenannte Hühnerfließ lehnte, sollte den ersten Stoß geben, und die Verschanzungen auf den Mühlbergen erstürmen oder die linke Flanke des Feindes brechen. Auf einem, am Ausgange des Waldes gelegenen Berge hatte man 60 Kanonen aufgefahren, um durch ihr Feuer zuerst die Reihen der Russen zu lichten. Acht Grenadier-Bataillone, angeführt von den Generalen Schenkendorf und Linstadt, sollten, unterstützt von der Infanterie des rechten Flügels, den Angriff machen. Das Fink'sche Korps mußte sich auf den Anhöhen von Trettin zeigen und durch allerlei Bewegungen die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Angriffspunkte abziehen. Diese Kriegslist gelang vollkommen, indem die Russen voraussetzten, man wolle ihnen in den Rücken fallen und in die-

Digitized by Google

ser Voraussetzung das in ihre Flanke gestellte preußische Heer nicht eher wahrnahmen, als bis es an dem Saume des Waldes erschien.

Das Feuer von drei preußischen Batterien, welches sich auf der schmalen Anhöhe, auf der der feindliche linke Flügel stand, durchkreuzte, hatte etwa eine halbe Stunde mit großer Wirkung gedauert, als die Grenadiere zum Angriff vorrückten. Sie wurden mit einem Kartätschenhagel aus 100 Kanonen empfangen; da diese aber schlecht gerichtet waren, erstiegen die Grenadiere die Verschanzung, schlugen den Feind aus ihr heraus und eroberten 70 Kanonen. Hierüber entstand eine solche Unordnung, daß der linke russische Flügel die Flucht ergriff. Aber auch das Grenadier-Korps war über seinen Anstrengungen in Unordnung gerathen und konnte nicht so schnell wieder geordnet werden; und diesen Moment benutzten die feindlichen Feldherren, ihre geschlagenen Regimenter durch frische zu ersetzen, diesseits Kunersdorf eine Linie zu bilden, und die rückwärts längs der Niederung gelegenen Anhöhen mit Fußvolk zu bedecken. Der König dagegen hatte seinen rechten Flügel auf die Mühlberge gezogen und führte ihn unverweilt wieder zur Schlacht; und da beide Theile ganz nahe bei einander standen, kam es zu einem mörderischen Gefecht, von welchem die Russen erst abließen, als alle ihre Patronen verschossen waren. Hierauf zogen sie sich durch den Kuhgrund nach den Judenbergen zurück.

Friedrich hielt in diesem Augenblicke den Sieg für so sicher, daß er einen Kourier nach Berlin abfertigte, um die vorläufige Kunde des frohen Ereignisses zu überbringen. Aber, wie Schiller sagt:

> Frohlocke nicht! Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte,
> Voreilig jauchzen greift in ihre Rechte. —

so geschah auch hier in der kürzesten Zeit ein furchtbarer Umschwung des Glücks, und zwar hauptsächlich darum, weil Friedrich es unterließ, dem Feinde goldne Brücken zu bauen, wie das Sprüchwort uns lehrt.

Noch stand nämlich der rechte Flügel der Russen unerschüttert und die Oestreicher waren noch gar nicht zum Angriff gekommen. Die Flüchtigen des linken Flügels hatten sich wieder

Digitized by Google

geſammelt, weil Friedrich, der ſie durchaus vernichtet wiſſen wollte, ihnen die Flucht durch Frankfurt verſperrt hatte. Er hörte nicht auf den Rath erfahrener Generale, wie Fink und Seydlitz, die ihn baten, den Kampf abzubrechen, weil das Volk ermattet ſei und die geſchlagenen Ruſſen in der Nacht ſich wahrſcheinlich von ſelbſt zurückziehen würden. Theils war es nicht ſeine Gewohnheit, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, theils wollte er ſich wo möglich von den Ruſſen, die er gleichſam als ein ſchädliches Ungeziefer betrachtete, für immer befreien. Es kam noch darauf an, den Feind aus dem Beſitze des Spitzberges und von den Anhöhen hinter dem Kuhgrunde, der das Schlachtfeld in der Breite durchſchnitt, zu verdrängen, um den Sieg für vollendet zu halten.

Der linke Flügel erhielt demnach den Befehl, ſich rechts zu ſchwenken und den Spitzberg mit der darauf ſtehenden Batterie zu erobern; Fink ſollte die Anhöhen an der Niederung ſtürmen. Der König ſelbſt wollte mit ſeinem rechten Flügel den Feind vom Rande des Kuhgrundes vertreiben. Doch dies Alles mußte ſchon darum ſcheitern, weil Friedrich das Terrain nicht hinlänglich kannte. Laudon hatte den 10 bis 15 Fuß tiefen Grund mit ſeinen Grenadieren und vielem Geſchütz beſetzt und Soltikow ſeinen rechten Flügel von dem Judenberge weggezogen, um daraus hinter den Oeſtreichern verſchiedene Linien zu bilden; während ſein Fußvolk auf den Anhöhen, die ſich am Hühnerfließ in die Niederung verlieren, das Fink'ſche Korps aufhielt, diente die große Batterie auf dem Spitzberge nur dazu, das preußiſche Fußvolk des linken Flügels während des Durchzuges zwiſchen den Seen bei Kunersdorf zu zerſchmettern. Wiewohl nun die ermatteten Preußen das Ihrige thaten, war es ihnen doch unmöglich, den Spitzberg zu erſtürmen; die feindliche Batterie ſtreckte ganze Reihen darnieder. Noch unglücklicher fiel der Angriff auf den Kuhgrund aus, weil die ſteile Anhöhe nicht zu erklettern war. Als letztes Mittel ſchickte Friedrich die Reiterei zum Angriff; Seydlitz gehorchte, weil ihm kein Widerſpruch geſtattet war. In möglichſter Schnelle zog er ſich durch die Eng-Päſſe, welche die Seen bilden und ſtürzte ſich auf den Feind. Aber ein fürchterliches Kartätſchenfeuer ſchlug Roß und Mann zu Boden; Seydlitz ſelbſt wurde, ſchwer verwundet, aus dem Getümmel gebracht.

Digitized by Google

Bald erschien die feindliche Reiterei in der Ebene, um die preußische in der Seite zu fassen und nun gerieth diese in eine Unordnung, die schnell in Flucht überging. Nachdem am Kuhgrunde der Herzog Eugen von Würtemberg einen letzten Versuch mit der Reiterei gemacht hatte, wurde die Flucht allgemein, und jeder Versuch des Königs, die Fliehenden aufzuhalten, blieb vergeblich.

Friedrich war einer der letzten auf dem Kampfplatze; nur von wenigen Adjutanten begleitet, hielt er an einem Orte, wo das feindliche Feuer am gefährlichsten war, und kein Bitten vermochte ihn hier wegzubringen. Schon war ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen, als auch das zweite einen Schuß in die Brust erhielt; es wollte stürzen, als der Flügel-Adjutant v. Götz und ein Unteroffizier dem Könige zu Hülfe kamen. In dem Augenblick, wo er das Pferd des Adjutanten bestieg, traf ihn eine Flintenkugel, und zerschmetterte ihm das goldene Etui in der Westentasche. Von allen seinen Truppen verlassen, rief er aus: „Wie! giebt es denn keine verwünschte Kugel, die mich erreichen könnte?" Er sah, wie nicht blos die eroberten, sondern auch die eignen Geschütze stehen blieben und Jeder nur sein Leben zu retten suchte. Schon kam ein Trupp östreichscher Reiter daher gesprengt und würde den König sicher getödtet oder gefangen haben, wenn nicht der Rittmeister v. Prittwitz mit einem Trupp Husaren herbeigesprengt wäre und ihn halb gewaltsam vom Platze geführt hätte. Man kann die Verzweiflung des Königs, seine gänzliche Abgestumpftheit sich denken. Mehrmals rief er auf dem Wege aus: „Prittwitz, ich bin verloren!" Auf dem Rücken dieses treuen Gefährten schrieb er mit Bleistift die wenigen Worte an den Minister Finkenstein in Berlin: „Alles ist verloren! Retten Sie die königliche Familie! Adieu für immer!"

Spät am Abende kam er in dem Dorfe Oetscher an, wo sich die Schiffbrücken befanden. Hier schrieb er von neuem an Finkenstein: „Von 40,000 Mann hab ich in diesem Augenblick nicht 3000 beisammen; ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. In Berlin wird man wohl thun, wenn man an Sicherheit denkt. Ich werde ein so grausames Schicksal nicht überleben. Die Folgen der Schlacht sind schlimmer als die Schlacht selbst. Mit meinen Hülfsmitteln bin ich zu Ende; die Wahr-

Digitized by Google

Digitized by Google

heit zu gestehen, ich gebe Alles verloren. Den Untergang meines Vaterlandes aber will ich nicht überleben. Adieu für immer!"

Rathlos nahm der Monarch in einer halb zerstörten Bauernhütte sein Quartier und warf sich in den Kleidern auf ein Bund Stroh; zu seinen Füßen lagen einige Adjutanten auf bloßer Erde. Die schrecklichsten Bilder tauchten in seiner Phantasie auf und ließen ihn nicht schlummern. Ein Offizier berichtete ihm am folgenden Morgen, daß noch einiges Geschütz gerettet sei: „Herr, Er lügt!" rief er ihm zu, „ich habe keine Kanonen mehr." Man fürchtete sich, ihm nahe zu kommen. Nur der alte Artillerie-Oberst Moller ließ sich durch den finstern Empfang nicht abschrecken und war bemüht, das niedergebeugte Gemüth seines Herrn wieder aufzurichten, was ihm, indem er die Religion zu Hülfe nahm, vortrefflich gelang.

Die Preußen hatten in dieser verhängnißvollen Schlacht etwa 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt; zu den Todten gehörte der bekannte Dichter, Major Ewald v. Kleist. Er hatte dem Könige zeigen wollen, daß man ein guter Dichter und zugleich ein guter Soldat sein könne; dabei traf ihn das Mißgeschick, daß er, von mehrern Kartätschen verwundet, in die Hände der Kosaken fiel, die ihn rein auszogen und in einen Sumpf warfen. Hier verblutete er sich dergestalt, daß er nach wenigen Tagen seinen Geist aufgab.

Auch 165 Kanonen waren verloren: ein Uebelstand, der so bald nicht wieder gut zu machen war. Von Schlesien abgeschnitten, von Feinden umringt, wäre die Vernichtung vollständig gewesen, wenn die Oestreicher und Russen ihren Sieg verfolgt hätten: dies thaten sie jedoch nicht und namentlich die Russen wollten für Oestreich keine Eroberungen machen. Als Daun die Verfolgung der Preußen verlangte, gab ihm Soltikow zur Antwort: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte nur noch, um weitere Fortschritte zu thun, auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein handeln sollen."

So wurde dem Könige abermals eine große Erleichterung zu Theil. Außerdem machte er die Entdeckung, daß ihn nicht Alles verlassen habe: etwa 5000 Flüchtlinge hatten sich um ihn gesammelt. Mit diesem kleinen Häuflein ging er am 13. August Nach-

Digitized by Google

mittags über die Oder nach Reitwein, wo noch andere Flüchtlinge zu ihm stießen. Friedrich zog einige in der Nähe stehende Truppen-Abtheilungen herbei, ließ Geschütz aus Berlin und Küstrin bringen und ging nach Fürstenwalde. Hier wollte er den Feind erwarten und für die Rettung der Hauptstadt sein Leben aufopfern. Aber hier gingen ihm auch die ersten Siegeshoffnungen wieder auf: er schöpfte sie aus der Unfähigkeit seiner Feinde, ihren Vortheil zu benutzen und aus einigen glücklichen Unternehmungen seines Bruders Heinrich, der mehr und mehr ein glänzendes Feldherrn-Talent zu entwickeln begann.

Kaum hatte nämlich Daun, um den russischen Oberfeldherrn wenigstens zum Schein zu befriedigen, sich von der böhmischen Grenze aus in Bewegung gesetzt und war bis nach Triebel gelangt, als Heinrich, der nur die unscheinbare Rolle eines Hüters und Vertheidigers von Schlesien spielte, ihm durch listig ausgesonnene Manöver unvermuthet in den Rücken fiel, die östreichschen Magazine in Böhmen zerstörte und so den Gegner zu einem schleunigen Rückzuge nöthigte. Die Russen mochten nun nicht allein dem Könige gegenüber stehen: auch sie gingen durch Niederschlesien nach Polen zurück. Friedrich zog ihnen bis Glogau nach und ließ sie ruhig über die Oder gehen. Berlin war gerettet.

Doch wurde, was man hier gewann, auf einer andern Seite wieder verloren. Die Reichs-Armee, seit Jahren ein Spott der Zeitgenossen, machte in wenig Wochen so wichtige Eroberungen, wie Daun mit seiner großen Armee sie zu machen vergebens bemüht gewesen war. Durch den Zug der Preußen gegen die Russen bei Frankfurt wurde Sachsen, bis auf die Besatzungen, fast ganz von Truppen entblößt, und dies brachte den Herzog von Zweibrücken, Oberfeldherrn der Reichstruppen, auf den Gedanken, auch einmal etwas zu thun. Er rückte, im Anfange des August, mit 30,000 Mann in die Mitte von Sachsen, bemächtigte sich nach kurzer Gegenwehr der Städte Leipzig, Torgau und Wittenberg und kam vor Dresden, welches der Kommandant, Schmettau, im vorigen Jahre gegen das ganze Daun'sche Heer zu vertheidigen gewußt hatte. Schmettau hatte vom Könige die Weisung erhalten, es nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen, sondern hauptsächlich auf die Rettung der baaren Bestände von etwa 7 Millionen Thalern bedacht zu sein. Eingedenk dieses Befehls, kapitulirte Schmettau

Digitized by Google

schon am 4. September — zu einer Zeit, wo Friedrich eben, neuer Hoffnungen voll, bereits den General Wunsch zur Vertreibung der Reichs-Armee nach Sachsen gesandt hatte. Ohne irgend einen wesentlichen Widerstand zu finden, bemächtigte sich Wunsch der Festungen Wittenberg und Torgau und würde auch Dresden entsetzt haben, wenn Schmettau, der von seiner Ankunft nicht unterrichtet war, die Kapitulation nur um einige Tage aufgeschoben hätte. Der Schatz wurde zwar gerettet; es fielen aber mit der Hauptstadt dem Feinde so stattliche Magazine und Kriegsvorräthe in die Hände, daß Daun sich im Stande sah, seine Winterquartiere in Sachsen zu nehmen.

Friedrich war über diesen Verlust so unwillig, daß er Schmettau, seiner sonstigen mannichfachen Verdienste ungeachtet, den Abschied gab. Er konnte es ihm nicht verzeihen, daß er eine Festung, vor welcher noch kein Laufgraben eröffnet, in deren Wall noch keine Bresche geschossen war, übergeben hatte. Noch vom Podagra geplagt, brach Friedrich von Glogau auf, um die Oestreicher und die Reichs-Armee aus Sachsen zu vertreiben. Aber sein Wunsch, die Sache bald und durch einen Hauptstreich zu endigen, brachte ihn abermals ins Verderben.

Schon war es dem Prinzen Heinrich durch meisterhafte Märsche gelungen, Vortheile zu gewinnen und Daun nach Wilsdruf zurück zu drängen, als der König am 13. November im Lager bei Hirschstein ankam. Alle Vorstellungen, wodurch der besonnene Bruder seine Hitze zu mäßigen suchte, zeigten sich ohne Erfolg. Friedrich setzte dem weichenden Feinde nach und richtete in dessen Nachtrabe eine Niederlage an. Dem General Fink aber befahl er, sich mit 15,000 Mann über Dippoldiswalde nach Maren zu ziehen, um dem im Plauenschen Grunde liegenden Feinde in den Rücken zu kommen. Fink erkannte das Bedenkliche dieses Auftrages, aber seine Gegenvorstellungen halfen nichts. Sein Schicksal war, von allen Seiten eingeschlossen und angegriffen zu werden (20. November), worauf er, nachdem er 4000 Mann eingebüßt, sich mit den übrigen 11,000, grade so wie vor drei Jahren die Sachsen bei Pirna, auf Kapitulation ergeben mußte. Die Reiterei des Generals Wunsch, vom Hauptkorps bereits getrennt, wurde mit in die Kapitulation eingeschlossen und einige Tage später hatten 1400 Preußen unter dem General Dierecke bei Meißen das-

Digitized by Google

ſelbe Schickſal. — Fink blieb bis zum Frieden in Kriegsgefangenſchaft; aber der Zorn des Königs hatte ſich in dieſer langen Zeit nicht abgekühlt *). Er wurde nach ſeiner Rückkehr mit den übrigen Generalen vor ein Kriegsgericht geſtellt und genoß die Gnade des Monarchen nie wieder.

Dieſer Unfälle ungeachtet behauptete ſich Friedrich in dem Theile Sachſens, in deſſen Beſitz er ſich befand. Dem Manne mit der geweihten Mütze (Daun) zum Trotz ließ er ſeine Truppen mehrere Wochen lang, bei einem tiefen Schnee und einer furchtbaren Kälte unter freiem Himmel kampiren, wobei die Soldaten zu Tauſenden erkrankten und ſtarben. Friedrich hatte dafür keine andere Genugthuung, als daß er ſeinen Gegner zwang, daſſelbe zu thun und denſelben Nachtheil zu leiden. Erſt am 10. Januar 1760 ließ er Winterquartiere beziehen, wobei er das Hauptquartier nach Freiberg verlegte. Hier vergrößerte er ſein Heer mit 12,000 Mann, welche Herzog Ferdinand von Braunſchweig ihm zuführte.

Die Schweden waren ſeit der Schlacht bei Kunersdorf bis Prenzlau vorgedrungen und vom General Manteuffel über die Peene zurückgetrieben worden, wo ſie ebenfalls Winterquartiere bezogen.

---

*) „Dies Unglück," ſchrieb Friedrich an d'Argens, „hat mich ſo betäubt, daß ich mich von meiner Beſtürzung nicht erholen kann. Dies bringt alle meine Maßregeln in Unordnung und geht mir tief ins Herz. Beſtürzung, Gram, Unwille, Aergerniß nagen an meiner Seele. Wann werden doch meine Qualen ſich enden?"

Digitized by Google

Funfzehnter Abschnitt.

Der siebenjährige Krieg.

Feldzug von 1760.

Menschen fielen, gleich gemähten Aehren;
Ach, sie fielen Dir, Du großer Mann!
Da, da war es, als Dein Herz in Zähren
Auf dem blutbespritzten Lorbeer rann!
Tiedge.

Friedrichs Lage war durch den vorjährigen Feldzug verschlimmert worden und das Glück hatte sich auf die Seite seiner Feinde geneigt. Mehr als die Hälfte seiner Armee war verloren und es mußte eine neue von wenigstens 60,000 Mann geschaffen werden. Dies war sein schwächster Punkt und die Feinde wußten dies. Sie hatten über 90 Millionen Menschen zu gebieten, während Friedrichs Länder klein und an Menschen erschöpft waren. Seine Friedens-Vorschläge blieben abermals ohne Erfolg. Frankreich, dessen Seemacht in drei Treffen vernichtet war, schien zwar, nach dem Verluste seiner Kolonien in beiden Indien, einem Frieden geneigt, doch behielt das östreichsche Interesse die Oberhand. Die Erbitterung der beiden Kaiserinnen aber war ärger, denn je: und die Vortheile, welche im vorigen Jahre erkämpft worden, schienen eine Bürgschaft dafür zu sein, daß Friedrich einer gemeinschaftlichen neuen Kraftanstrengung werde erliegen müssen. Um Schlesien wieder zu gewinnen, entsagte Maria Theresia sogar ihren Ansprüchen auf die

Digitized by Google

Herzogthümer Parma und Piacenza, welche, in Gemäßheit des Aachner Friedens, nach dem Tode Ferdinands VI. von Spanien und der Gelangung Karls III., Königs beider Sicilien, auf den spanischen Thron, dem Hause Oestreich zu Theil werden sollten; sie zog den Krieg in Schlesien dem Kriege in Italien vor. Friedrich seiner Seits blieb nach wie vor auf sich selbst beschränkt und seine Bemühungen bei der Pforte, daß diese eine Diversion gegen Oestreich zu seinen Gunsten machen solle, waren seit mehreren Jahren ohne Erfolg. Nur Georg II. blieb ihm noch treu.

Der Geldnoth wußte Friedrich besser als seine Feinde abzuhelfen. Sachsen litt am meisten dabei. Die Stadt Leipzig allein mußte für das Jahr 1760 an 11 Tonnen Goldes und der ganze Leipziger Kreis 2 Millionen Thaler erlegen: Thüringen zahlte beinahe 14 Tonnen Goldes und so verhältnißmäßig die übrigen Provinzen. Tausende von Pferden, eine ungeheure Menge Getreide und vieles Schlachtvieh mußten gleichfalls geliefert werden. Die besten Wälder wurden ausgehauen und das Holz im Ganzen an reiche Kapitalisten verkauft. Die herrschaftlichen Pächter mußten die Pachtgelder ein Jahr vorausbezahlen. Hierzu kam die Münz-Reduktion, mit welcher der König fortfuhr, so daß 8 Thaler kaum noch einen Dukaten werth waren.

Die Rekruten ließ der König aus Sachsen, Meklenburg und Pommern zusammentreiben; der Leipziger Kreis mußte deren allein 10,000 stellen. Gefangene Soldaten wurden mit Gewalt in die preußische Uniform gesteckt und Werber aller Art durchstreiften das deutsche Reich. So sah sich Friedrich im Stande, im Frühlinge wieder 90,000 Feld-Soldaten aufzustellen.

Mehr als je genöthigt, nur vertheidigungsweise zu Werke zu gehen, überließ der König die Bewachung Schlesiens und der Marken dem Prinzen Heinrich, während er selbst in Sachsen zurückblieb, um das Kurfürstenthum gegen Daun und die Reichs-Armee zu beschützen. Die verbündeten Heere, deren Plan auf einen gemeinschaftlichen großen Schlag gebaut war, standen zur Zeit noch so weit auseinander, daß ihre Vereinigung unter einigen Monaten nicht zu befürchten schien. Friedrich bezog demnach ein festes Lager bei Schlettau im Meißenschen Kreise, während das große Daun'sche Heer bei Dresden stand; beide bewachten sich gegen-

Digitized by Google

ſeitig und lange blieb es beim kleinen Kriege, bis aus Schleſien beunruhigende Nachrichten einliefen.

Hier war der General Harſch bis nach Glatz vorgedrungen, um dieſe Feſtung, den Schlüſſel des Landes, zu belagern; ein Heer von 30,000 Mann unter Laudon aber bedrohte den General Fouqué, welcher mit 8000 Mann bei Landshut ein Lager bezogen hatte. Dieſer Heerführer hielt es der Klugheit gemäß, ſich zurückzuziehen, indem dies aber geſchah, fielen die Gebirgs-Städte in feindliche Hände und man klagte hier laut über Bedrückungen. Friedrich glaubte dieſen Jammer nicht dulden zu können, befahl Fouqué, in das alte Lager zurückzukehren und dieſer General gehorchte mit dem Gefühl eines Leonidas, der entſchloſſen iſt, ſich dem allgemeinen Beſten aufzuopfern.

Friedrich, in der wahrſcheinlichen Abſicht, Fouqué zu Hülfe zu kommen, überließ die Vertheidigung Sachſens dem General Hülſen, brach aus dem Lager bei Schlettau auf und ging in der Nacht vom 15. Juni bei Zehren über die Elbe; ihm folgte Daun und es gab tägliche Scharmützel. Am 6. Juli überſchritt der König bei Bauzen die Spree. Die Hitze war ſo groß, daß an dieſem einen Tage 105 Mann in ihren Gliedern mitten im Marſche todt niederfielen. Aber um Fouqué zu helfen, kam der König zu ſpät.

Der Poſten von Landshut wird durch eine Kette von mehreren ſteilen Bergen gebildet, welche die Vertheidigung erleichtert und den Angriff erſchwert; um ihn gehörig zu beſetzen, hätte Fouqué 30,000 Mann bedurft, während er, mit Hinzurechnung dreier Bataillons vom Zieten'ſchen Korps, nur 9000 Mann zu ſeiner Dispoſition hatte. Auf den Kirchen- und den Galgenberg, ungefähr in der Mitte der Poſition, zurückgedrängt, ſtellte ſich Fouqué dem ihn angreifenden Feinde muthig entgegen und warf ihn bis nach Reichhennersdorf zurück. Aber die Uebermacht war zu groß. Durch eine Batterie von 12 Kanonen, welche Laudon auf den Ziegelberg pflanzen ließ, wurde der Kirchberg erſtritten und Fouqué ſah ſich auf den Galgenberg beſchränkt. Von ſeinem Fußvolke hatte er bereits die Hälfte verloren: nur die Wahl zwiſchen Tod und Gefangenſchaft blieb ihm zuletzt übrig. Zu ſtolz, um ein Gegenſtück zu dem Auftritt bei Maxen zu geben, machte er noch einen Verſuch, ſich über den Bober zurückzuziehen. Der Ueber-

Digitized by Google

gang wurde auch, im Angesichte des Feindes, glücklich vollbracht; kaum aber hatte man Leppersdorf erreicht, als die Preußen alle Wege und Anhöhen mit feindlicher Reiterei besetzt sahen. Um sich durchzuschlagen, ließ Fouqué sein Fußvolk ein Viereck bilden; dies half gegen die Reiterei, nicht aber gegen die Grenadiere, die ihr zu Hülfe kamen. Das Viereck wurde durchbrochen und ein schreckliches Gemetzel begann. Fouqué selbst, verwundet und vom Pferde gestürzt, sollte eben den Todesstreich empfangen, als sein treuer Reitknecht Trauschke ausrief: „Wollt Ihr denn auch den kommandirenden General umbringen!" und ihm dadurch das Leben rettete. Der östreichsche Oberst Voit trat dazwischen. Fouqué schied von diesem Augenblick an aus dem Dienste und besaß so viel Charakterstärke, daß keine Schmeichelei ihn zum Rücktritt in denselben zu bewegen vermochte.

So war abermals ein bedeutendes Korps zu Grunde gerichtet und Friedrich vernahm die Kunde davon mit Bestürzung. Er verbarg jedoch seine Empfindungen, indem er ausrief: „Fouqué ist zwar gefangen, aber seine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; er hat sich wie ein Held gewehrt." Fouqué starb später als Dom-Probst in Brandenburg, nicht nur geliebt, sondern verehrt von seinem königlichen Freunde.

Friedrich kehrte jetzt, nachdem er Daun von Dresden weit genug abgelockt, plötzlich um, trieb den Feldzeugmeister Lascy, der bisher in seinem Rücken gestanden hatte, vor sich her und erreichte Dresden, das ihm als eine leichte Beute erschien. Den Prinzen von Holstein mit einem Theile des Heeres auf dem rechten Elb-Ufer zurücklassend, ging er mit dem andern über diesen Fluß, drängte, in Vereinigung mit Hülsen, das Lascy'sche Korps und die Reichs-Armee bis Pirna zurück, besetzte den großen Garten und die Dresdener Vorstädte, schloß auf diese Weise die Stadt auch auf dem linken Elb-Ufer ein und forderte den Kommandanten Macquire zur Uebergabe auf (14. Juli). Dieser aber trotzte; ihm war bekannt, daß der König kein Belagerungsgeschütz habe und wiewohl solches schleunigst von Magdeburg requirirt wurde, hatte Daun doch hinlängliche Zeit gewonnen, herbeizueilen. Vergebens stampfte Friedrich vor Ungeduld den Boden; vergebens ließ er die schöne Stadt durch Bomben verwüsten; vergebens beschuldigte er das Regiment Bernburg der Feigheit und ließ ihm

Digitized by Google

die Seitengewehre, den Offizieren die Hut-Treſſen abnehmen; Dresden ergab ſich nicht. Nachdem 1500 Preußen geblieben, acht von Magdeburg kommende Kornſchiffe in Feindeshand gefallen waren, Daun aber immer näher rückte, kam auch noch in der Ferne Unglück dazu. Am 26. Juli machten die Oeſtreicher ein großes Freudenfeuer und man erhielt die Nachricht, Laudon habe die Feſtung Glatz erobert. „Sei's," rief Friedrich mit anſcheinender Reſignation aus: „im Frieden werden ſie es uns ja wohl wiedergeben. Wir müſſen nach Schleſien gehen, damit wir nicht Alles verlieren."

Die ſchnelle Eroberung von Glatz machte Laudon kühn genug, größere Unternehmungen zu wagen, als ſeine Kräfte geſtatteten. Er rückte vor Breslau und dürſtete nach der Ehre, es noch vor der Ankunft der Ruſſen, welche ſeit dem 26. Juli in vollem Anmarſche waren, zu erobern. Der General Tauentzien vertheidigte die Hauptſtadt und ſchlug die Uebergabe ab *). Somit begann das Bombardement, das vielleicht auf die Länge zum Ziel geführt hätte, wenn nicht der Prinz Heinrich der belagerten Stadt zu Hülfe gekommen wäre. Auf ſeine Annäherung hob Laudon die Belagerung auf, zog ſich nach Schweidnitz und der General Werner wurde beauftragt, ihm zu folgen; Heinrich aber ging dem Feldmarſchall Soltikow entgegen, welcher bei Hundsfeld angelangt war.

Je mehr jetzt auf dem Spiele ſtand, deſto unwiderſtehlicher trieb die Ungeduld den König nach Schleſien. In der Nacht vom 30. Juli brach er von Dresden auf und trat ſeinen vorigen Marſch durch die Lauſitz wieder an. Kaum war er am 1. Auguſt bei Marſchwitz über die Elbe gegangen, als er fand, daß Daun ebenfalls von Dresden nach Breslau aufgebrochen ſei und daß Lascy ihm folge. Jenen trieb er vor ſich her, dieſen wehrte er ab. Nur aus den täglich vorfallenden Gefechten erkannte man, daß nicht alle drei Heere einem und demſelben Herrn gehörten. Nach tauſend Gefahren drangen die Preu-

*) Laudon ſchrieb mehrmals, und unter andern: daß, wenn die Stadt mit Sturm genommen werden müßte, auch das Kind im Mutterleibe nicht verſchont bleiben ſolle. „Ich bin nicht ſchwanger," antwortete Tauentzien, „und meine Soldaten ſind es ebenfalls nicht."

Digitized by Google

ßen bis Liegnitz vor; aber hier war auch der Vereinigungspunkt aller ihrer Feinde. Lascy und Beck wollten ihnen in den Rükken, Daun drohte in der rechten Seite und von vorn, Laudon und Czernitschef in der linken Seite und im Rücken anzugreifen. Die Lage glich der bei Maren; Friedrich mußte, wie ein Parteigänger, jede Nacht seine Stellung verändern, um den zögernden Daun irre zu führen.

Lange konnte dies so nicht bleiben und Friedrich erkannte es für das zuträglichste, sich mit überlegener Macht auf einen einzigen seiner Feinde zu werfen. Ganz in der Stille ließ er in der Nacht vom 14. zum 15. August sein Lager bei Jeschkendorf abbrechen, welches die östreichschen Anführer am vorigen Tage sorgfältig erspäht hatten*); die Wachtfeuer aber ließ er durch Landleute sorgfältig unterhalten, während er sich durch Liegnitz auf die Pfaffendorfer Höhen zurückzog. Es war eine heitere Nacht; die Mannschaften legten sich, das Gewehr im Arm, ruhig nieder und plauderten, da ihnen jedes laute Geräusch untersagt war. Der König saß bei einem kleinen Feuer auf einer Trommel und sprach mit Zieten und dem Markgrafen Karl, schlummerte auch wohl etwas. Der Major v. Hundt war zum Patrouilliren abgesendet.

Plötzlich sprengte der letztere heran: „Ew. Majestät, hol mich der Teufel, der Feind ist nicht 600 Schritte mehr entfernt! Er hat alle meine Vedetten schon geworfen und hätte mich bei einem Haar gehabt.“ — Friedrich befahl ihm, die Oestreicher so lange wie möglich abzuhalten, stieg zu Pferde und ordnete seine Truppen. Er zeigte dem General v. Schenckendorf eine, im Schimmerlichte der Morgendämmerung kaum sichtbare Anhöhe, und befahl ihm, sich links zu ziehen und den Hügel mit schwerem Geschütz zu besetzen. „Wie wird's gehen? lieber Schenckendorf?“ setzte er hinzu.

Ich will meine Burschen fragen, antwortete der General. Nun, Grenadier's, werdet Ihr Euch als brave Kerls schlagen?

*) Diesmal frohlockten wieder die Oestreicher vor der Zeit. „Der Sack für die Preußen ist aufgemacht,“ sagten sie, „wir wollen sie fangen und dann den Sack zuschnüren.“ Friedrich erfuhr dies und sagte über Tafel: „Sie haben nicht unrecht; aber ich denke in den Sack ein Loch zu machen, welches sie Mühe haben sollen, auszubessern.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

„O ja! Wenn Sie uns anführen, soll sie der Teufel holen!“ —

Der Feind hatte den folgenden Tag zu einem allgemeinen Angriffe bestimmt; und damit die Niederlage der Preußen desto vollständiger sei, war ihnen eine Scene wie bei Hochkirch zugedacht. Laudon brach nämlich mit seinem ganzen Heere um Mitternacht auf, um dieselben Pfaffendorfer Höhen zu besetzen, die, ihm unbewußt, so eben von den Preußen eingenommen worden waren. Um 2 Uhr kam er hier an; unfähig, etwas zu unterscheiden, hielt er die Truppen, welche er vorfand, für ein abgesondertes Korps, und wollte sie durch einige Bataillone über den Haufen werfen lassen. Diesmal aber wendete sich das Blatt: denn Laudon sah sich selbst überfallen. Kaum hatte sich sein Fußvolk in einigen Linien hinter einander gebildet, als der König erschien und ihn von Treffen zu Treffen bis Binowitz jagte. Der Kampf dauerte nur einige Stunden; aber die Oestreicher verloren nicht weniger als 10,000 Mann an Todten und Verwundeten, 6000 Gefangene und 82 Kanonen.

Dies war für Friedrich der erste heitere Augenblick nach einem Jahre voll Trübsal. Zieten wünschte ihm Glück; er umarmte ihn und ernannte ihn auf der Stelle zum General der Kavallerie. Eine seiner ersten Fragen war nach dem wackern Schenckendorf; eine feindliche Kartätschenkugel hatte diesem die Kinnlade zerschmettert. — Aus dem Regimente Bernburg, dem bei Dresden die Seitengewehre genommen worden und das hier rühmlich gefochten hatte, traten einige alte Grenadiere hervor und erbaten sich ihre Ehrenzeichen zurück. „Kinder! Ihr sollt sie wieder haben!“ rief Friedrich mit Güte, und gewährte ihnen nicht nur die Seitengewehre, sondern auch einen öffentlichen Dank für ihre Tapferkeit. Der Flügelmann Fauser trat nun heraus und sprach: „Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen. Ew. Majestät sind doch nun wieder unser gnädiger König?“ Friedrich, tiefgerührt, machte den Sprecher zum Sergeanten und hörte gern die treuherzige Vertheidigung der Soldaten über ihr Verhalten bei Dresden.

Es galt jetzt Eile', den erlangten Vortheil zu benutzen. Während man im östreichschen Hauptquartier über das Gesche-

Digitized by Google

hene berathſchlagte, waren die Preußen ſchon um 9 Uhr Vormittags marſchfertig und zogen nach Parchwitz zu. In Neumarkt vereinigten ſie ſich mit dem Korps des Prinzen Heinrich. Bei Breslau fürchtete man die Ruſſen zu treffen; doch hatte ſich Soltikow, unwillig über den zaudernden Daun, bereits über die Oder zurückgezogen. Der öſtreichiſche Feldherr nahm den Weg nach Schweidnitz; um nicht von dieſer Feſtung abgeſchnitten zu werden, mußte Friedrich ihm folgen; er nahm eine Stellung bei Dittmannsdorf, wo beide feindliche Lager ſich faſt berührten, und tägliche Scharmützel vorfielen. Hier feſtgebannt zu ſein, während ſeine Gegenwart an andern Orten dringend nothwendig erſchien, war dem Könige unerträglich, denn er mußte unthätig zuſehen, wie ſeine Lage ſich täglich verſchlimmerte. „Ich verzehre mich langſam," ſchrieb er am 18. Septbr. an den Marquis d'Argens; „ich bin wie ein Körper, dem täglich einige ſeiner Glieder abgenommen werden. Der Himmel ſtehe uns bei, es iſt uns ſehr nöthig. Sie erinnern mich immer an meine Perſon. Sie müſſen wiſſen, wie es nicht nöthig iſt, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit thue, und für mein Vaterland ſtreite, um es zu retten, wenn es noch möglich iſt. Sie können ſich keinen Begriff von unſern entſetzlichen Mühſeligkeiten machen; dieſer Feldzug übertrifft alle vorigen. Bisweilen weiß ich nicht, wohin ich mich wenden ſoll. Meine Fröhlichkeit iſt mit den lieben und würdigen Perſonen begraben, an denen mein Herz ſo feſt hing. Schmerzhaft und traurig iſt das Ende meines Lebens. Vergeſſen Sie Ihren alten Freund nicht, lieber Marquis!"

Während Friedrich bei Schweidnitz feſtſaß und ein Theil ſeines Heeres die Ruſſen beobachtete, war Sachſen den Reichs-Truppen gänzlich preisgegeben. Leipzig wurde ohne Mühe erobert und das kleine Korps des Generals Hülſen eben ſo leicht aus Torgau und Wittenberg verdrängt. Daneben wurde das Magdeburgſche durch den Herzog Karl von Würtemberg gebrandſchatzt und verheert. Das Schlimmſte aber war, daß der Abſtecher nach Berlin, der im vorigen Jahre vereitelt wurde, diesmal wirklich zu Stande kam. Daun, der ſich im Lager bei Dittmannsdorf ebenfalls nicht wohl fühlte, hatte es durch vieles Bitten von dem ruſſiſchen Oberfeldherrn erlangt, daß dieſer 20,000 Ruſſen in Verbindung mit 15,000 Oeſtreichern nach Berlin ſchicken wollte. Wüh-

Digitized by Google

rend der General Golz bei Glogau von Soltikow festgehalten wurde, eilte ein aus 5000 Mann bestehendes russisches Korps unter Anführung des Generals Tottleben über Guben, Beeskow und Wusterhausen nach der Hauptstadt, wo es vor dem Kottbusser Thore die Rollberge besetzte (4. Oktober). Ihm folgte die Abtheilung des Generals Czernitschef, welche sich bei Fürstenwalde lagerte; der übrige Theil der Russen rückte über Frankfurt herbei. Dazu kam noch das östreichsche Korps unter Lascy, welches am 8. Oktober vor Berlin anlangte.

Mit schwachen Mauern, zum Theil noch mit Palisaden umgeben, und nur mit 1500 Mann von verschiedenen Garnison-Regimentern besetzt, war in Berlin an einen nachhaltigen Widerstand nicht zu denken. Die königliche Familie befand sich seit dem vorigen Jahre in Magdeburg; um so mehr glaubte der Kommandant v. Rochow, die Stadt aufgeben zu müssen. Nur der alte Feldmarschall Lehwald, die Generale Seydlitz und Knobloch verhinderten ihn daran und bewirkten, daß man in aller Eile vor den Thoren Erdwälle aufwarf und mit dreipfündigen Kanonen besetzte; auch errichtete man auf beiden Seiten der Thore Gerüste von Holz, um mit kleinem Gewehr über die Mauern wegschießen zu können. Eilboten flogen nach Templin, um den Prinzen Eugen von Würtemberg herbeizurufen.

Dieser Prinz erschien eben, als Tottleben angefangen hatte, die Stadt zu beschießen und Angriffe auf das Kottbusser und Hallesche Thor zu machen, ohne doch dadurch viel auszurichten. Von der plötzlichen Ankunft des Eugen'schen Korps überrascht, und besorgend, daß er zwischen zwei Feuer gebracht werden könnte, zog sich Tottleben von den Rollbergen nach Köpnick, wo er mit Czernitschef im Zusammenhange blieb. Schon hielten die Berliner sich für gerettet, und zwar um so mehr, weil auch das aus Sachsen verdrängte Korps des Generals Hülsen sich der Residenz näherte. Eugen lagerte sich vor dem Landsberger, Hülsen vor dem Halleschen Thore; hier wollten sie den Feind erwarten. Und bald zog Czernitschef über Lichtenberg dem Prinzen entgegen; Tottleben aber, um 2000 Mann stärker, zeigte sich vor dem Halleschen Thore, um die Stadt zu beschießen. Es würde zu einer Schlacht gekommen sein, wenn nicht die Erscheinung Lascy's den Feinden ein solches Uebergewicht gegeben hätte, daß die preu-

Digitized by Google

ßischen Generale es für das beste hielten, sich nach Spandau zurück zu ziehen und dem General Rochow den Abschlüß einer Kapitulation zu überlassen.

Der genannte Kommandant übergab die Stadt, sich selbst und die Kadetten den Russen. Lascy, eifersüchtig darüber, wollte gegen die Kapitulation Protest einlegen, als Czernitschef ihn dadurch besänftigte, daß er von den Douceur-Geldern den Oestreichern 80,000 Thaler versprach und Tottleben bestimmte, ihnen drei Thore einzuräumen. So kamen die Oestreicher in die Stadt, wo sie sich, unter Plünderungen und andern Ausschweifungen, auf der Friedrichsstadt einquartierten.

Es war ein Glück für Berlin, daß man wesentlich in Tottlebens Hände gefallen war, der einen Theil seiner Jugend hier zugebracht hatte, und gebildet genug war, um an Zerstörungen keinen Gefallen zu finden. Er konnte sich zwar nicht entbrechen, die in Berlin sich vorfindenden gefangenen Oestreicher, Russen, Sachsen und Reichs-Mannschaften wieder auf freien Fuß zu setzen, das Zeughaus auszuräumen und die königlichen Kassen zu leeren; allein er ließ es vorläufig dabei bewenden und verschonte sogar die Gold- und Silber-Manufaktur, als man ihm versichert hatte, daß sie ein Privat-Eigenthum sei.

Der Kapitulation zufolge sollte die Stadt 4 Millionen Thaler in Golde als Kriegssteuer und 200,000 Thaler Douceur-Gelder zahlen. Diese Summe war jedoch unter den damaligen Umständen nicht herbeizuschaffen und so brachte ein reicher Kaufmann, Gotzkowski, es durch seine Vorstellungen bei Tottleben dahin, daß dieser mit 1500,000 Thalern Kontribution, in schlechtem Silbergelde, sich zufrieden stellte. Von dieser Summe wurde der dritte Theil, mit den 200,000 Thalern Douceur-Geldern, sogleich abgeführt; für den Rest sollte die Kaufmannschaft, unter Gotzkowski's Bürgschaft, Wechsel ausstellen. Diese wurden jedoch später, auf Friedrichs ausdrücklichen Befehl, nicht honorirt; ein Verfahren, wobei sich zwar die Stadt sehr gut stand, Gotzkowski aber desto mehr Schaden litt.

Tottleben mußte, um sich nicht in Lascy's Augen dem Verdachte der Bestechung auszusetzen, wenigstens diejenigen Anstalten ruiniren, welche dem Könige zur Fortsetzung des Krieges Hülfe leisten konnten. Das Gießhaus, die Münzen, die Pulvermühlen

Digitized by Google

und die für das Heer arbeitenden Fabriken wurden also zerstört. Ein Gleiches sollte mit der Gewehrfabrik in Potsdam geschehen; diese aber rettete der General Esterhazy, welcher hier den Oberbefehl führte. Ebenso verschonte er die Schlösser in Potsdam und ihre Kunstschätze. Während so Russen und Ungarn sich als civilisirte Feinde betrugen, hauseten Oestreicher und Sachsen desto unmenschlicher. Die letztern übten ihren Muthwillen an dem Schlosse und Garten in Charlottenburg *), die erstern verwüsteten Schönhausen: beide in der Voraussetzung, daß sie von Friedrichs Rache nichts mehr zu befürchten hätten.

Friedrich hatte wohl Kunde von dem Zuge nach Berlin, stellte sich aber die Sache nicht so ernsthaft vor, als sie wirklich wurde. Als er nun Nachricht von dem Ausgange erhielt, vermehrte er die Besatzungen von Schweidnitz und Breslau, verließ sein Lager und eilte mit den disponiblen Truppen nach Guben, um von hier aus wo möglich die nach Berlin vorgedrungenen russischen Korps von dem Hauptheere abzuschneiden und zu vernichten. Acht Tage hatten die Feinde in Berlin gehauset, als der Ruf: „Friedrich kommt!“ sie eiligst verjagte (12. Oktober); Russen und Oestreicher glaubten keinen Augenblick verlieren zu dürfen. Tottleben und Czernitschef zogen sich nach Frankfurt in solcher Eile, daß sie in zwei Tagen 11 Meilen zurücklegten; Laudon nahm, ohne einen Rasttag zu machen, den Weg nach Torgau. Beide verwüsteten das platte Land barbarisch, die Oestreicher aber ließen die Leichen in den Begräbniß-Gewölben nicht ungeplündert. Friedrich stand bei Guben, als er den Abzug der Feinde erfuhr; er ließ sie laufen und führte sein Heer nach Lübben, und von da nach Dessau, wo er Lebensmittel aus Magdeburg bezog. Er konnte das Jahr nicht verstreichen lassen, ohne Sachsen von neuem zu erobern. Aber Daun war unterdeß durch die Lausitz nach Torgau zurückgegangen, um dieses Land zu behaupten. Neben ihm stand das Reichsheer und an der Oder warteten die Russen nur auf ein Unglück, das dem Könige zustieße, um es sich in der Mark bequem zu machen. Es galt abermals Sein und Nichtsein; denn Daun hatte sich auf

*) Unter andern Greuelthaten beging man auch die, daß man den Schlosswärter und seine Frau nackend auszog, mit Ruthen hieb und mit glühenden Zangen zwickte, um Schätze zu verrathen, die nicht vorhanden waren.

Digitized by Google

den Weinbergen bei Torgau so furchtbar verschanzt, daß die Scene von Kunersdorf sich zu wiederholen drohte. „Urtheilen Sie, lieber Marquis," schrieb Friedrich am 28. Oktober an d'Argens, „über meine Denkweise, wie es Ihnen gefällt. Ich sehe, daß wir uns in unsern Gedanken nicht begegnen, daß wir von verschiedenen Grundsätzen ausgehen. Sie lieben das Leben wie ein Sybarit; ich betrachte den Tod wie ein Stoiker. Nie werd' ich den Augenblick sehen, der mich nöthigen wird, einen unvortheilhaften Frieden zu schließen; keine Beredsamkeit wird mich verführen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder laß' ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dem mich verfolgenden Geschick dieser Trost noch allzusüß scheinen sollte, so werd' ich meinem Unglücke ein Ziel setzen, sobald ich es nicht länger ertragen mag. Stets habe ich nach einem inneren Gefühl und nach den Grundsätzen der Ehre gehandelt, und auch meine letzten Schritte werden diesen Grundsätzen gemäß sein. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, und meine männlichen Jahre dem Vaterlande geopfert habe, halt' ich mich für berechtigt, über mein Alter zu verfügen. Noch einmal: nie wird meine Hand einen demüthigenden Frieden unterzeichnen. Ich werde diesen Feldzug mit einem verwegenen Schlage beendigen, um entweder obzusiegen, oder ein ruhmvolles Ende zu finden. Es giebt Leute, die dem Geschicke folgen; ich gehöre nicht zu ihnen. Hab' ich für Andere gelebt, so will ich für mich sterben. Was man dazu sagt, gilt mir gleich; ich stehe Ihnen sogar dafür, daß ich nichts davon erfahren werde. Brandenburg hat vor mir bestanden und wird nach mir bestehen. Die Staaten erhalten sich durch die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, und so lange dies geschieht, wird die Menge durch Minister oder durch Souveraine geleitet werden. Dies läuft auf Eins hinaus und ein bischen Thorheit oder Weisheit mehr gewährt eine so schwache Abstufung, daß der große Haufe sie gar nicht bemerkt. Glauben Sie also nicht, daß Vorurtheile der Eigenliebe oder der Eitelkeit meine Gesinnung ändern können. Unglückliche Tage zu beendigen, ist keine Handlung der Schwäche; eine sehr richtige Politik sagt uns, daß der Zustand den Vorzug verdient, wo Niemand uns schaden, Niemand unsere Ruhe stören kann. In Wahrheit, wenn Sie in meine Lage eingingen, so würden Sie

Digitized by Google

meinen Entschluß weniger verdammen. Ich habe meine Freunde, meine liebsten Angehörigen verloren; ich bin unglücklich, ich mag mich betrachten, von welcher Seite ich will; nichts darf ich hoffen. Meine Feinde behandeln mich mit Spott und ihr Stolz möchte mich unter die Füße treten. Nein, lieber Marquis,

Wann Alles uns verläßt und selbst die Hoffnung bricht,
Dann ist das Leben Schmach, und Sterben eine Pflicht."

Friedrich deutet hier mit unumwundenen Worten seinen Entschluß an, das Leben nicht ohne die Ehre behalten zu wollen. Wir müssen daher des merkwürdigen Umstandes Erwähnung thun, daß er während des ganzen siebenjährigen Krieges Gift bei sich führte, um für den Fall davon Gebrauch zu machen, daß er in Gefangenschaft gerathen könnte. Nach den Schlachten bei Kollin und Kunersdorf, so wie nach dem Ueberfalle bei Hochkirch beschäftigte Friedrich — und wer möchte es in seiner Lage nicht gethan haben! — sich öfters mit Todesgedanken. Am Tage von Hochkirch und nachdem auch noch die Nachricht von dem Tode der Markgräfin von Baireuth eingegangen war, erschien er ganz besonders niedergedrückt. Sein Vorleser le Cat fand ihn Abends in Bourdaloue's Predigten lesend. Am andern Morgen, als le Cat wiederkam, gab Friedrich ihm ein schwarzgeändertes Papier; es war eine Predigt, die er über eine biblische Stelle in Bezug auf seine Lage geschrieben hatte. Le Cat versuchte ihn zu trösten; der König dankte und versicherte, wie er seine letzten Kräfte anstrengen werde, um sich aus dem verworrenen Handel zu ziehen; „jedenfalls," schloß er bedeutungsvoll, „führe ich etwas bei mir, um das Trauerspiel zu endigen."

Am 26. Oktober ging das Heer bei Dessau über die Elbe und rückte nach Düben vor, während Hülsen nach Leipzig ging, diese Stadt von neuem besetzte (31. Oktober) und die Reichs-Truppen verjagte. Daun hatte die furchtbare Position bezogen, in welcher der Prinz Heinrich im vorigen Jahre sich gegen die ganze östreichsche Armee zu behaupten wußte: sie war durch einen Ueberfluß an Geschütz und Kriegern noch stärker geworden. Kein Wunder, daß Friedrich, dem im Laufe dieses Jahres so Vieles verunglückt war, zauderte, hier etwas Entscheidendes zu unternehmen, wie es ihm doch unerläßlich erschien. Er versammelte

Digitized by Google

seine Generale, um ihre Meinung zu vernehmen: Alle schwiegen, weil es ihnen angemessener schien, zu gehorchen, als zu rathen. Endlich rief Zieten: „Es ist Alles möglich, und nur das Eine immer schwerer als das Andere.“ Jetzt wurde die Schlacht beschlossen und der Aufbruch des Heeres befohlen. — Einen Vortheil schien die Stellung der Oestreicher dem Könige darzubieten: dies war die große Zahl ihrer Truppen in einem kleinen Raume, wodurch sie an der vortheilhaften Aufstellung ihrer Treffen gehindert werden mußten. Friedrich gründete demnach seinen Plan darauf, sie von vorn und im Rücken zugleich anzugreifen, die daraus entstandene Verwirrung aber zu benutzen, ihnen die gewünschte Niederlage beizubringen.

Am 3. November erfolgte die Schlacht bei Torgau. Der König hatte sein Heer in zwei Hälften getheilt: mit der einen wollte er selbst, über Neiden und Elsnig her, die Fronte des östreichschen Lagers stürmen; mit der andern sollte Zieten einen Umweg machen und dem Feinde bei Siptitz und Groswig in den Rücken fallen. Das Heer brach früh Morgens in vier Kolonnen aus dem Lager bei Langen-Reichenbach auf und da der Weg, welchen der König mit dem linken Flügel zu nehmen hatte, länger war, als Zietens Weg nach Siptitz: so traf man die Verabredung, daß dieser General so lange im Walde verweilen solle, bis er überzeugt sein werde, daß der König sich mit dem Feinde eingelassen habe.

Friedrich hatte auf seinem Wege Gelegenheit, ein östreichsches Infanterie-Regiment zu überraschen und gefangen zu nehmen. Dagegen wurde ein aus einem Zufall entstandener Irrthum ihm schädlich, indem er die Schlacht weit blutiger machte, als sie sonst gewesen sein würde. Zieten war auf einen feindlichen Vorposten gestoßen, mit dem er sich in ein lebhaftes Feuer verwickelte: der König hörte dies und bildete sich ein, Zieten sei bereits am Orte seiner Bestimmung angelangt und habe angegriffen. In der Absicht, ihn möglichst rasch zu unterstützen, wartete Friedrich die ordentliche Stellung des Treffens nicht ab, sondern ging mit 15 Grenadier-Bataillonen, deren Seite

Digitized by Google

Digitized by Google

durch das nicht mehr vollzählige Zieten'sche Husaren-Regiment gedeckt war, und mit einer Batterie schweren Geschützes über den sumpfigen Steinmühlen-Bach, dessen Brücken der feindliche Vorposten abzuwerfen unterlassen hatte. Ein fürchterlicher Empfang war dieser Abtheilung bereitet: denn ehe sie noch ein Gewehr abgefeuert, eine Kanone gelöst hatte, waren 10 Bataillone und die Mannschaft der Batterie darniedergestreckt. Nicht weniger als 200 Kanonen sprühten ihr Feuer auf sie und der Donner des Geschützes war so furchtbar, daß mehrere Personen auf der Stelle des Gehörs beraubt wurden und daß selbst der König fragte: ob man je ein so hölliſches Feuer erlebt habe? Aber so furchtbar das feindliche Feuer, so groß war die Unerschrockenheit der preußischen Grenadiere. Ohne zu wanken, gingen sie ihrer Vernichtung entgegen, bis die östreichschen Karabiniers ihnen in die Seiten drangen und einige Infanterie-Regimenter die Anhöhen bei Siptitz verließen, um ihre Niederlage zu vollenden. Jetzt flohen sie; aber in demselben Augenblicke rückte das dritte Treffen des Königs, in Verbindung mit dem ersten, dem siegenden Feinde entgegen, und warf ihn über den Haufen. Man eroberte eine der vorliegenden Anhöhen, und wiewohl Daun sogar einen Theil seiner Nachhut herbeizog, um die Preußen wieder zu vertreiben, gelang ihm dies doch erst dann, als die östreichschen Reiter in die nicht bedeckte Seite derselben eindrangen. Jetzt rückte das zweite Treffen vor und gewann einigen Raum. Das Regiment Prinz Heinrich warf die Oestreicher über den Haufen, wagte sich aber zu weit, und da es noch immer an Reiterei zur Unterstützung fehlte, wurde auch das zweite Treffen durch die Kavallerie-Massen des Feindes in den Wald zurückgedrängt. Endlich langte der Herzog von Holstein mit der preußischen Kavallerie an, und der Oberst Dalwig zeichnete sich an der Spitze des Regiments v. Spän sofort dadurch aus, daß er in die Oestreicher einhieb und zwei Regimenter größtentheils gefangen nahm. Bald folgten ihm mehrere Reiter und Dragoner; durch wiederholte Angriffe gerieth die östreichsche Kavallerie in Unordnung und die vier ersten Regimenter des rechten Flügels wurden fast gänzlich zu Gefangenen gemacht. Das Erscheinen frischer feindlicher Truppen zwang jedoch die Sieger, sich abermals zurückzuziehen.

Digitized by Google

Um 2 Uhr Nachmittags hatte die Schlacht begonnen und mit dem Eintritt der Dunkelheit war die Infanterie der Preußen völlig geschlagen; der Sieg der Oestreicher schien gewiß, denn ihr zweites Treffen hatte noch keinen Schuß gethan. Ein Kourier brachte die fröhliche Nachricht nach Wien. Daun war im Schenkel verwundet, und die Brust des Königs hatte eine Kugel gestreift, die ihn unfehlbar getödtet haben möchte, wenn ein Pelz und ein Sammt-Rock ihre Wirkung nicht geschwächt hätten. Daun begab sich nach Torgau, um seine Wunde verbinden zu lassen; der König zog sich in die kleine Kirche des Dorfes Elsnig zurück, setzte sich auf die unterste Stufe des Altars und schrieb hier, bei dem Schimmer eines schwachen Lichts, für seine Eilboten die nöthigen Depeschen. Es war eine bange Nacht; Friedrich schickte oft hinaus, um zu erfahren, ob es denn nicht bald tagen würde.

Inzwischen setzte Zieten die Schlacht fort. Unterstützt von Saldern und Möllendorf, hatte dieser wackere General das Lascy'sche Korps zurückgeschlagen, eine vor dem Dorfe Siptitz liegende Schanze genommen und unmittelbar darauf, von dem letzten schwachen Angriffe des Königs begünstigt, die Siptitzer Anhöhen erstiegen und die Oestreicher zurückgeworfen. Dies geschah in der Dunkelheit, Abends zwischen 7 und 8 Uhr und es konnte dabei ohne Verwirrung nicht abgehen. Die Folge davon war, daß ganze östreichsche Bataillone, die beim Rückzuge einen falschen Weg eingeschlagen hatten, gefangen genommen wurden und die Preußen selbst auf einander feuerten. Zuletzt hob die Finsterniß den Unterschied zwischen Freund und Feind in einem so hohen Grade auf, daß man, unwissend, wer Sieger oder Besiegter sei, sich vereinigte, diese Frage bis zum andern Tage unentschieden zu lassen, bis dahin aber gute Kameradschaft zu halten. So lagerte man sich denn in der Domitzer Heide gemeinschaftlich, blos an der Farbe der Röcke und an den verschiedenen Mundarten erkennbar.

Friedrich hatte um Mitternacht die Kunde des Vorgegangenen erhalten und die Erneuerung der Schlacht sofort beschlossen. Mit Tages Anbruch ritt er zum Dorfe hinaus und erblickte von fern Reiter in weißen Mänteln. Es war Zieten, der im Tone eines berichterstattenden Offiziers ihm sagte: „Ew. Maje-

Digitized by Google

FRIEDRICH IN DER KIRCHE ZU ELSWIG

SCHLACHT BEI TORGAU

Digitized by Google

Digitized by Google

ſtät, der Feind iſt geſchlagen und zieht ſich zurück." Gleichzeitig ſprangen beide von ihren Pferden, Friedrich ſtürzte in Zieten's Arme, und dieſer, von ſeinen Gefühlen überwältigt, weinte laut, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Dann ſprengte er zu ſeinen Kriegern zurück und rief: „Burſchen! unſer König hat die Schlacht gewonnen; der Feind iſt geſchlagen; es lebe unſer großer König!" Alle ſtimmten freudig ein, ſetzten jedoch hinzu: „Aber auch unſer Vater Zieten, unſer Huſarenkönig!"

Friedrich ritt vom linken Flügel gegen den rechten hinauf. Beim Regiment Garde angelangt, ſtieg er vom Pferde und ſtellte ſich an ein noch loderndes Wachtfeuer, um welches mehrere Grenadiere ſich gelagert hatten. Leutſelig ſprach er mit ihnen und ſie drängten ſich näher und näher um ſeine Perſon; bis der eine von ihnen, Namens Rebiak, dem er öfters Geld geſchenkt hatte, dreiſt genug war, ihn zu fragen, wo er denn während der Bataille geweſen wäre? Sonſt habe er immer an ihrer Spitze geſtanden und ſie ins Feuer geführt; diesmal hätten ſie ihn aber gar nicht wahrgenommen. — Mit der herablaſſendſten Güte ſagte der König dem Grenadier, wie er ſich auf dem linken Flügel befunden und deshalb nicht hätte bei ſeinem Regiment ſein können. Mitten in dieſer Unterhaltung knöpfte er, als wenn es ihm zu warm würde, den Oberrock auf, und die Grenadiere bemerkten, daß eine Kugel zur Erde fiel, und daß der König, längs der Bruſt, einen Streifſchuß bekommen habe, deſſen unverdächtiger Zeuge die von der Kugel bewirkte Oeffnung am Ueberrocke und an der Uniform war. Begierig griff Rebiak nach der Kugel; ſie ging von Hand zu Hand und wurde ein Gegenſtand der Verwunderung und bald — der Begeiſterung. „Du biſt doch noch der alte Fritz!" riefen die Grenadiere wie aus Einem Munde: „Du theilſt jede Gefahr mit uns! Für Dich ſterben wir gern! Es lebe der König! Es lebe der König!"

Als es Tag geworden war, erſtaunten die Preußen, ſich als Herren des Schlachtfeldes zu ſehen, denn die Oeſtreicher hatten während der Nacht den Rückzug über die Elbe angetreten und vollendet, ſo daß Hülſen, als er mit 10 Bataillonen vor Torgau erſchien, dieſen Ort ohne Schwertſtreich einnahm. O'Donnel führte das öſtreichſche Heer am rechten Elb-Ufer hin, während Laſcy ſich mit ſeinem Korps auf dem linken Ufer nach Dresden

Digitized by Google

begab; beide stießen hinter dem Plauenschen Grunde zusammen. Friedrich verfolgte sie und ließ dann seine Truppen Kantonnirungs-Quartiere hinter der Triebse beziehen. Die Schlacht bei Torgau hatte ihn 14,000 Mann gekostet, aber sie half für den Augenblick, indem sie ihm nicht nur den Wiederbesitz des größten Theils von Kursachsen verschaffte, sondern auch die Russen von der Mark abhielt. Beide Heere bezogen jetzt Winterquartiere und Friedrich begab sich diesmal nach Leipzig. Wie sein damaliger Zustand war, sieht man aus folgendem Briefe an die Gräfin Camas: „An den Marschtagen besteht mein Mittagbrot nur in einer Tasse Chokolate. Wir sind, gleich den Narren, nach dem Siege gelaufen, um zu versuchen, ob wir nicht die Oestreicher aus Dresden jagen könnten; sie haben uns aber, von der Höhe ihrer Gebirge herab, ausgelacht. Ich bin stehenden Fußes wieder zurückgekehrt und habe mich, wie ein kleiner Junge, vor Verdruß in eins der verwünschten sächsischen Dörfer versteckt. Ich versichere Sie, ich führe ein wahres Hundeleben, das, den Don Quirote ausgenommen, noch Niemand als ich geführt hat. Diese Unordnung hat mich so alt gemacht, daß Sie mich kaum wiederkennen würden. An der rechten Seite des Kopfes ist mir das Haar ganz grau geworden; meine Zähne brechen ab und fallen aus; mein Gesicht ist voll Runzeln, und der Rücken gekrümmt, wie bei einem Mönche von la Trappe. Nur das Herz bleibt mir unverändert übrig."

Während dies in Sachsen vorfiel, hatte in Schlesien der General Laudon, auf die Annäherung des preußischen Generals Golz, die Belagerung von Kosel aufgegeben; Prinz Eugen von Würtemberg zog gegen die Russen, so daß diese die Neumark und Pommern verließen, und der Feldmarschall Buturlin, Nachfolger des kranken Soltikow, seine Quartiere hinter der Warthe nahm. Hülsen besetzte das Erz-Gebirge, nachdem die Reichs-Truppen sich nach Franken gezogen hatten; Eugen aber ging nach Meklenburg, nachdem die Schweden sich nach Stralsund und der Umgegend zurückbegeben hatten.

Friedrich lebte in Leipzig den Musen, so viel er konnte, und unterhielt sich, wie wir im zehnten Abschnitte mit Mehrerem erzählt, mit Gellert, Gottsched und andern dortigen Gelehrten. Er ließ seine Kammer-Musiker und den Marquis d'Argens kommen; eines Abends, als dieser zu ihm ins Zimmer trat, fand

Digitized by Google

er den König auf den Dielen sitzend, und vor ihm eine Schüssel mit Frikassée, aus welcher seine Hunde ihr Abendbrot erhielten. Friedrich hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit welchem er gute Ordnung hielt und der Favorit-Hündin Biche die besten Bissen zuschob. D'Argens trat einen Schritt zurück, hob die Hände voll Verwunderung empor und rief aus: „Wie werden sich die fünf großen Mächte von Europa, die sich wider den Marquis de Brandebourg verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut. Sie werden vielleicht glauben, er mache wider sie sehr gefährliche Plane zum nächsten Feldzuge, er sammle die Fonds, damit es nicht an Gelde fehle, oder errichte Magazine für Menschen und Pferde, oder entwerfe Negociationen, um seine Feinde zu trennen und sich neue Verbündete zu schaffen. Nichts von dem Allen! Er sitzt ruhig im Zimmer und füttert seine Hunde."

Digitized by Google

Sechszehnter Abschnitt.

Der siebenjährige Krieg.

Feldzug von 1761.

Ihr Erden-Götter! Ihr, die Ihr ergrimmt
Den starken Arm mit Donnerkeilen rüstet!
Zähmt, eh' die Welt durch Euch in Thränen schwimmt —
Die Welt, die Euer Stolz erobert und verwüstet —
Zähmt Eurer Willkühr Riesenmacht!
Seid Väter! Wißt, die Menschen, die Ihr tödtet,
Sind Eure Söhne; Blut der Brüder rötet
Der Erde Schoß in dem Gewühl der Schlacht! —

Friedrich der Große.

Fünf Jahre hatte bereits der verderbliche Krieg gedauert, und noch immer zeigte sich keine Aussicht auf den Frieden. Der König sah dem neuen Feldzuge zwar mit persönlichem Muthe, aber nicht ohne Besorgniß entgegen. Die Erbitterung seiner Feinde nahm zu: Maria Theresia hätte den Frieden jetzt nicht für die Wiedererlangung Schlesiens bewilligt; die gänzliche Demüthigung des Königs war ihr Zweck, den sie um so sicherer zu erreichen hoffen durfte, als Friedrichs Hülfsquellen mehr und mehr versiegten. Hartnäckig verweigerte man die Auswechselung der gefangenen Preußen, damit sie nicht sein Heer von neuem verstärken möchten. Dessen ungeachtet gelang es dem Könige, seine Armee einigermaßen zu ergänzen; doch war es nicht mehr das geübte Heer von 1757; der Kern seiner Truppen war vernichtet, mit ihm die besten Anführer hingerafft.

Digitized by Google

Ein anderer empfindlicher Verluſt war der Tod Georgs II. von England, dieſes langjährigen treuen Bundesgenoſſen. Sein Enkel und Nachfolger, Georg III., gab zwar bei dem Antritte ſeiner Regierung ebenfalls freundſchaftliche Geſinnungen für Friedrich zu erkennen; allein ſein neuer Miniſter und Günſtling, Lord Bute, ein eben ſo unfähiger als unwürdiger Staatsmann, wußte ihn bald auf eine andere Geſinnung zu bringen. Das britiſche Volk verehrte den König von Preußen wie einen Halbgott und vernahm ſeine letzten Siege bei Liegnitz und Torgau mit Enthuſiasmus. Das Parlament bewilligte die Subſidien mit den Worten: daß man die unerſchütterliche Standhaftigkeit des Königs und die unerſchöpflichen Hülfsmittel ſeines Geiſtes nicht genug bewundern könne, und daß er daher von ganzem Herzen und ohne allen Verzug unterſtützt zu werden verdiene. Bei Lord Bute fand dieſe Stimmung keinen Anklang; er wünſchte ſeine Unfähigkeit in tiefem Frieden unbemerkbar zu machen und zu dem Ende auch den König von Preußen zum Frieden zu zwingen. Unter tauſend Ausflüchten und Vorwänden hielt er die Subſidien anfänglich zurück und ſchlug ſie zuletzt ganz ab. Friedrich, wiewohl tief gekränkt und auf's Aeußerſte gebracht, verlor darüber kein Wort.

Frankreich ſtellte zu dem neuen Feldzuge zwei Armeen auf, von welchen die eine, 110,000 Mann ſtark, die Beſtimmung hatte, Münſter und die übrigen kleinen Feſtungen Weſtphalens zu erobern; die zweite von 45,000 Mann ſollte über Göttingen in das Hannöverſche eindringen. Das ruſſiſche Heer unter Buturlin zählte mindeſtens 60,000 Mann; außer dieſen war ein Korps unter Romanzow beſtimmt, unterſtützt von der ruſſiſchen und ſchwediſchen Flotte, Kolberg zu erobern. Laudon hatte 72,000 Mann, und Daun ſtand mit 30,000 Mann in Sachſen, um dieſes Land gegen die Angriffe der Preußen zu vertheidigen. Die Reichs-Armee zählte etwa 20,000 Mann; und außer ihr ſtanden auch noch die Schweden im Felde! Es bedarf keiner Erwähnung, daß Friedrich mehr als je auf die bloße Vertheidigung beſchränkt war.

Da es diesmal hauptſächlich auf Schleſien abgeſehen war und die Vereinigung der Ruſſen und Oeſtreicher möglichſt verhindert werden mußte, ließ der König ſeinen Bruder Heinrich in Sachſen, um es mit 32,000 Mann gegen Daun und die Reichs-Armee zu hüten. Der Prinz Eugen von Würtemberg ſollte, mit 11,000

Digitized by Google

Mann, Pommern gegen die Schweden und Russen vertheidigen. Friedrich ging nach Schlesien und vereinigte sich mit den hier stehenden 20,000 Mann des Generals Golz. Drei Monate lang suchte er durch die künstlichsten Märsche und Manöver die Russen abzuhalten, während Laudon sich bemühte, sie an sich zu ziehen. Endlich, am 12. August, in der Gegend von Striegau, geschah die Vereinigung wirklich und Friedrich stand nun mit 50,000 Mann einem Heere von 130,000 gegenüber. Nur die Eifersucht der beiden Oberbefehlshaber kam ihm dabei zu statten. Buturlin hatte keine Lust, dem ehrgeizigen Laudon zur Vermehrung seines Ruhms behülflich zu sein und so blieb Friedrich unangefochten. Dieser bezog, um zugleich die Belagerung von Schweidnitz unmöglich zu machen und Breslau gegen die etwanigen Anfälle der Russen zu decken, das so berühmt gewordene Lager bei Bunzelwitz.

Dieses Lager glich einer Festung, als deren Citadelle der Würbener Berg betrachtet werden konnte. Von dieser Anhöhe bis zum Dorfe Bunzelwitz war das Lager durch einen Morast gedeckt. Die Ausgänge der Dörfer Bunzelwitz und Jauernick wurden befestigt und große Batterien errichtet, deren Kreuzfeuer die Fronte, auf welcher Laudon den König angreifen konnte, so vertheidigte, daß die Oestreicher beide Dörfer nehmen mußten, bevor sie dem Heere etwas anhaben konnten. Zwischen den beiden Dörfern, ein wenig rückwärts, war die Fronte der Armee durch große, mit zahlreichem Geschütz versehene Verschanzungen gedeckt, und zwischen beiden waren Gänge angelegt, um der Reiterei, sobald es nöthig sein möchte, den erforderlichen Spielraum zu verschaffen. Jenseits Jauernick, hinter dem Nonnenbusche weg, waren vier Hügel verschanzt, welche das ganze Erdreich beherrschten; vor denselben floß ein schlammiger Graben, der mit kleinem Gewehrfeuer vertheidigt werden konnte, wenn der Feind Brücken werfen wollte. Weiter rechts unterbrach den Nonnenbusch ein Verhack, der von Jägern und Freibataillonen vertheidigt wurde. Auf der äußersten Rechten begann die Flanke, welche, mit dem Striegauer Wasser parallel laufend, in ein Gehölz endigte, das durch den von Peterwitz herkommenden Eng-Paß gedeckt wird. In diesem Gehölz befand sich eine verdeckte Batterie, welche hinter einem Verhack mit einer zweiten Batterie zusammenhing, die am äußersten Ende desselben Gehölzes, nach Neuendorf zu, aufgefahren war und von da eine Verschanzung deckte, welche sich an die Werke

Digitized by Google

auf der Höhe von Würben anſchloß. Die Verſchanzungen hatten ſämmtlich 16 Fuß im Durchmeſſer, die Graben waren 16 Fuß breit und 12 Fuß tief; die Fronte mit ſtarken Paliſaden umgeben und die hervorſpringenden Theile der Werke minirt. Vor den Minen waren Wolfsgruben ausgehöhlt und vor den Wolfsgruben befanden ſich ſpaniſche Reiter. Das Heer beſtand aus 66 Bataillonen und 143 Schwadronen; 460 Feuerſchlünde beſchützten das Lager und 182 Minen waren zum Auffliegen bereit. Der König, Zieten und Ramin übernahmen jeder die Vertheidigung eines der drei Angriffspunkte, welche das Lager hatte und damit man gegen jeden Ueberfall geſichert ſei, ſchliefen die Soldaten bei Tage und traten des Nachts unter das Gewehr.

So eingekerkert, von Feinden rings umgeben, ja ohne Nachricht von den Schickſalen ſeiner übrigen Truppen, mußte ein ſo thätiger Geiſt, wie der des Königs, nothwendig ein Opfer der düſterſten Vorſtellungen werden. Dabei theilte er alle Beſchwerden der gemeinſten Soldaten, indem er ſich in einer der äußerſten Schanzen aufhielt und nicht ſelten auf der nackten Erde ſchlief. „Nehmt heute ein Bund Stroh mit," ſagte er einſt zu ſeinen Begleitern, indem er ſich in die Schanzen verfügte, „damit ich nicht wieder, wie die vorigen Nächte, auf der bloßen Erde liegen darf." — Zu einer andern Zeit ruhte er unter einem kleinen Zelt, als während der Nacht ein Gewitter mit heftigem Sturm und Regen entſtand. Am folgenden Morgen ſagte er zu Zieten: „Ein ſo bequemes Quartier hab' ich noch nie gehabt." — Wie ſo? Es ſieht mir nicht darnach aus. — „Das Waſſer floß unter meinem Feldbette, wie ein Bach. Trinken und Waſchen hatte ich aus der erſten Hand."

Zieten, deſſen einfache Denkweiſe dem Könige zuſagte, wurde in dieſer Zeit oft ſein Tröſter. Von Unruhe getrieben, ſuchte Friedrich in einer mondhellen Nacht die Hütte deſſelben auf, um ſein Herz auszuſchütten. Es wird nicht gehen, es kann nicht gehen! ſagte der König zu mehrern Malen. „Und doch wird Alles ein gutes Ende nehmen," entgegnete ihm der alte Waffengefährte. Ungläubig ſah Friedrich ihn an und fragte dann halb ſpöttiſch, ob er ſich einen neuen Verbündeten verſchafft habe? „Das nicht," war die Antwort: „ich zähle auf den dort oben, der verläßt uns nicht." Aber er thut keine Wunder mehr, ſeufzte der König. „Deren bedarf es auch nicht; er ſtreitet dennoch für uns und läßt uns nicht ſinken."

Digitized by Google

Und Zieten hatte Recht. Laudon hielt es für bedenklich, das Lager des Königs anzugreifen und hatte deswegen die erste Rolle dabei den Russen zugedacht. Buturlin aber weigerte sich, ihm die Kastanien aus dem Feuer zu holen und wollte ihn bei dem Angriffe blos unterstützen. So unterblieb dieser ganz und nach 20 Tagen zogen sich die Russen aus Mangel an Mundbedürfnissen über die Oder zurück. Nur Czernitschef blieb mit etwa 20,000 Mann in der Nähe des Lagers stehen. Als Friedrich diese Umstände erfuhr, erinnerte er sich der Unterhaltung mit Zieten und sagte zu ihm: „Er hat damals doch Recht gehabt; Sein Verbündeter hat Wort gehalten."

Friedrich wußte übrigens nicht, was Buturlin vorhaben möchte und ob er vielleicht sich nach Pommern oder der Kurmark wenden wolle. Ihn an einem solchen Zuge zu verhindern, trug er dem General Platen, der mit 8000 Mann zur Deckung Breslau's abgegangen war, auf, sich nach Posen zu verfügen und dort die russischen Magazine zu zerstören. Dieser Zug war nicht ohne Gefahr, wurde aber rühmlich ausgeführt. Platen fand zwar die Vorräthe nicht, die er erwartet hatte, stieß indessen bei Gostyn auf ein fahrendes Magazin, welches dem Heere eine 14tägige Verpflegung in geschrotetem Korne nachführte; 5000 Russen deckten dasselbe. die Preußen stürmten an, eroberten und verbrannten das Magazin, nahmen 2000 Russen gefangen und tödteten oder zerstreuten die übrigen. Allen Nachstellungen Buturlin's zum Trotz gelang es Platen, bei Landsberg über die Warthe zu setzen und nach Pommern zu entkommen. Hierdurch wurden die Russen von der Kurmark abgezogen und in das Land jenseits der Warthe versetzt.

Laudon hatte sich inzwischen ebenfalls zurückgezogen und seine frühere feste Stellung im Gebirge wieder eingenommen. Um ihn wo möglich aus Schlesien zu locken, verließ Friedrich das ihm längst überdrüßige Lager bei Bunzelwitz und zog sich in das Münsterbergsche, als wenn er die Absicht hätte, in die Grafschaft Glatz oder wohl gar in Mähren einzudringen. Laudon aber ließ sich diesmal nicht verlocken, vielmehr beschloß er, während der Entfernung des Königs, die Festung Schweidnitz zu überrumpeln und so sich hier einen neuen Waffenplatz zu schaffen. Die Umstände begünstigten ihn: Czernitschef war bei der Hand; der Zustand der Festung war vielen der östreichschen Offiziere aus den frühern Jahren her

Digitized by Google

bekannt; Ueberläufer hatten verrathen, daß die Besatzung nur aus 3000 Mann bestehe und der Kommandant v. Zastrow die Nächte mit Bällen und Lustbarkeiten zubringe; endlich soll ein Italiener, Namens Rocca, der sich unter den Kriegsgefangenen befand und das Vertrauen des Kommandanten erschlichen hatte, dem feindlichen Feldherrn die Gelegenheit zum Angriff an die Hand gegeben haben. Laudon durfte daher seiner Sache gewiß sein und richtete sein Verfahren hiernach ein. In der Nacht auf den 1. Oktober erschien er plötzlich vor Schweidnitz und ließ, ohne eine Belagerung zu beginnen, sämmtliche Außenwerke zu gleicher Zeit angreifen. Alle wurden, nach mehr oder weniger Widerstand, eingenommen und nun kam die Reihe an die Stadt selbst. Die russischen Grenadiere erstiegen zuerst den Hauptwall am Bögenthor und öffneten den Oestreichern die Thore. Jetzt ergab sich Zastrow auf Gnade und Ungnade. Die Feinde hatten nur 68 Offiziere und 1280 Gemeine verloren *).

Diesen Schlag hatte der König für ganz unmöglich gehalten und alle seine Entwürfe wurden dadurch zerrüttet. Fühlend, daß er durch seine Entfernung aus dem Lager bei Bunzelwitz dieses Unternehmen begünstigt habe, zog er den General Zastrow nicht zur Verantwortung und sann nur auf Mittel, das Unglück wieder gut zu machen. Der Schlüssel Schlesiens und mit ihm die Hälfte dieser wichtigen Provinz war verloren; es galt nur noch, die Hauptstadt und die übrigen Festungen zu decken, den Feind an weiteren Fortschritten zu hindern und den Prinzen Eugen von Würtemberg, der sich mit Mühe bei Kolberg vertheidigte, zu unterstützen. Alle diese Aufgaben glaubte Friedrich dadurch zu lösen, daß er seine Truppen in die Dörfer bei Strehlen

*) Laudon hätte, für seinen guten Einfall, statt des Dankes beinahe noch Strafe erhalten. Es verdroß die Kaiserin, daß sie durch ihren Gemahl, den sie bei Regierungsgeschäften nicht zuzuziehen pflegte, die erste Nachricht von der Eroberung von Schweidnitz erhielt; der Hofkriegsrath aber war erbittert, daß ein so schöner coup ohne seinen Befehl geschehen war. Einige Gönner Laudon's besänftigten die Kaiserin mit Mühe so weit, daß sie ihrem General wenigstens dankte und jedem seiner Soldaten 13 Gulden auszahlen ließ. Die That selbst wurde Laudon nie verziehen. Er erhielt im folgenden Jahre ein kleineres Kommando, stand beim Hofe in keiner Achtung und wurde durch 17 Jahre lang — so lange Therese noch lebte — nicht befördert.

Digitized by Google

lagerte und ſein Hauptquartier in dem Dorfe Woiſelwitz nahm. Von hier ließ er den General Schenkendorf mit 4000 Mann nach Pommern ziehen.

Das Hauptquartier des Königs war nur von einer einzigen Kompagnie Grenadiere bewacht und dies gab Veranlaſſung zu einer der ſchwärzeſten Handlungen, die die Weltgeſchichte kennt. Sechs Jahre hindurch hatten die größten Mächte Europa's Alles aufgeboten, einen einzigen Mann zu Boden zu werfen, aber es war nicht gelungen; da faßte ein ſchleſiſcher Edelmann, der Freiherr von Warkotſch, den Gedanken, den König, der ihn mit Gnade überhäuft hatte, in ſeiner Einſamkeit zu überraſchen und ihn lebendig oder todt aufheben zu laſſen. Er hatte ſeine Güter in der Nähe des Hauptquartiers und wußte, daß an den Garten des letztern ein Wald ſtieß, der die Ausführung des Verraths begünſtigen konnte. Um nun dieſen zu Stande zu bringen, trat er in Verbindung mit einem auf den öſtreichſchen Vorpoſten dienenden Hauptmann, dem Grafen Wallis, der ſich nicht bedachte, auf den Vorſchlag einzugehen. Man verabredete, daß der König bei Nacht durch ein ſtarkes Korps entführt, und, wenn man ihn nicht fortbrächte, ermordet werden ſollte, bevor die in Strehlen liegenden Preußen das geringſte ahnten. Um die Aufmerkſamkeit zu zerſtreuen, ſollten eine Anzahl Dörfer in der Umgegend angezündet werden. Die Vertrauten des Verraths waren der Jäger des Barons, Kappel, und ein aus Neiße ſtammender katholiſcher Pfaffe, Namens Schmidt; beide dienten als Mittels-Perſonen zur Korreſpondenz mit Wallis. Die Nacht zum 30. November war zur Ausführung des Anſchlages beſtimmt, der aber nicht glückte, weil eine höhere Hand über dem königlichen Opfer wachte.

Gewiſſenszweifel hatten ſich des Jägers bemächtigt, und durch den Ungeſtüm des Barons, der ihn in einer ſtürmiſchen Nacht aus dem Bette jagte, um noch den letzten Brief zu beſtellen, höchlich aufgebracht, ging er zu einem in der Nähe wohnenden lutheriſchen Prediger, Namens Gerlach, entdeckte ihm das Geheimniß und wurde von dieſem mit dem Briefe ſofort an den König geſchickt. Dieſer gab ſofort die nöthigen Befehle, um ſich der Verräther zu bemächtigen; aber beide entkamen. Friedrich ſah dies nicht ungern und beſchränkte ſich darauf, die Schelmen im Bilde hinrichten zu laſſen, da, ſagte er, die Portraits wahrſcheinlich ſo wenig tau-

Digitized by Google

gen würden, wie die Originale. Was aus dem Pfaffen geworden ist, weiß man nicht; Warkotsch aber, einer der reichsten Gutsbesitzer, endete nach langem Umherirren sein verwirktes Leben in Ungarn, unterstützt von einem dürftigen Almosen, welches die Kaiserin ihm reichen ließ. Uebrigens fanden selbst die Feinde dieses Unternehmen so abscheulich, daß die Waffengenossen des Grafen Wallis nicht weiter mit ihm dienen mochten.

Friedrich legte am 10. December sein Heer längs der Oder, zwischen Brieg und Glogau in die Winterquartiere und begab sich für seine Person nach Breslau. Für dieses Jahr blieb ihm nichts weiter zu thun, denn Laudon hatte, seit der Eroberung von Schweidnitz, vom Hof-Kriegsrathe den gemessenen Befehl erhalten, sich auf die Defensive zu beschränken.

Am 16. December mußte sich in Pommern noch die Festung Kolberg ergeben, nachdem alle Widerstandsmittel erschöpft waren. Das Bombardement der russisch-schwedischen Flotte hatte die Besatzung nicht zagen gemacht, auch war der Prinz Eugen von Würtemberg, mit einem Korps von 10,000 Mann ihr zu Hülfe gesendet, so glücklich gewesen, den vordringenden Grafen Romanzow bis ins Spätjahr zu beschäftigen. Die bis auf 24,000 Mann angewachsene Macht der Russen gab endlich den Ausschlag, und zwar nicht dadurch, daß sie die Schanzen erstürmte, in denen sie vielmehr ihren Untergang gefunden haben würde, wohl aber dadurch, daß sie alle Zufuhr abschnitt. Der Abzug der Preußen aus ihren Verschanzungen war mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden, und dennoch wurde das ganze Korps gerettet. Jetzt kapitulirte der Oberst Heyden, dessen eiserne Tapferkeit die Festung bisher mit so großem Ruhme vertheidigt hatte, und die Russen erhielten den gewünschten Waffenplatz, der sie in den Stand setzte, sich in Pommern weiter auszubreiten.

Die Schweden, 20,000 Mann stark, hielt der Oberst Belling mit 1500 Husaren und zwei Bataillonen im Schach, so daß sie nichts Erhebliches thun konnten und bei Stralsund wieder ihre Winter-Quartiere beziehen mußten. Belling wurde bei dieser Gelegenheit die Veranlassung, daß der nachmalige Fürst Blücher von Wahlstatt in preußische Dienste trat.

Mit dem größten Ruhme und bewundernswürdiger Klugheit behauptete sich der Prinz Heinrich in Sachsen gegen die Armee

Digitized by Google

des Feldmarſchalls Daun und gegen die Reichs-Truppen. Auf die Defenſive beſchränkt, theils weil 50,000 Mann ihm gegenüber ſtanden, theils weil mehrere ſeiner Regimenter noch nicht vollzählig waren, theils endlich, weil er jeden Augenblick ſich gezwungen ſehen konnte, einzelne Korps zu detachiren — nahm er, Daun gegenüber, hinter den Eng-Päſſen der Triebſe, von Meißen bis Noſſen, diejenige Stellung, welche ihn in den Stand ſetzte, den Feind zu beobachten und ihm jeden Augenblick die Spitze zu bieten. Daun erwartete ruhig, was in Schleſien geſchehen würde. — Inzwiſchen war auch Seydlitz wieder geneſen; er trieb die Reichsvölker glücklich nach Sachſen zurück. Der Oberſt Kleiſt zeichnete ſich hierbei beſonders aus; er war nur Chef eines Huſaren-Regiments, doch trieb ihn der Durſt nach Thaten, fünf Schwadronen Frei-Dragoner und ein Bataillon ſogenannter Kroaten zu errichten, mit welchen er, als Parteigänger, die glänzendſten Unternehmungen ausführte.

In Niederſachſen gelang es dem Herzoge Ferdinand von Braunſchweig, in Verbindung mit dem Erbprinzen, alle Entwürfe der Franzoſen zu vereiteln. Nachdem er das Gefecht bei Willinghauſen beſtanden, wurden nur noch Märſche und Gegenmärſche geliefert, und da Broglio's Unternehmungen jenſeits der Weſer, ungeachtet Soubiſe's Beiſtande, keinen ſonderlichen Fortgang hatten, ging das große franzöſiſche Heer, noch immer 80,000 Mann ſtark, in der Mitte November wieder über den Rhein in die Winter-Quartiere zurück. Seine Thaten beſtanden hauptſächlich in rohen Verwüſtungen, und als der Herzog v. Meiningen dieſe in einem öffentlichen Berichte rügte, brachte ein franzöſiſcher Kourier der fränkiſchen Kreis-Verſammlung in Nürnberg den Befehl, bei Vermeidung harter Ahndung die Beſchwerden des Herzogs über die franzöſiſchen Truppen in ihren Protokollen zu ſtreichen.

So war denn im Laufe dieſes Jahres abermals nichts entſchieden, wohl aber die Sache des Königs, in Schleſien und Pommern, beträchtlich verſchlimmert worden. Seine Kräfte verließen ihn immer mehr und nur die öffentliche Theilnahme für ihn verhielt ſich ſteigend. Wenn man ſeine ſechsjährigen heldenmüthigen Anſtrengungen betrachtete, ſo konnte man nicht umhin, ihm den Zoll der Bewunderung und der Ehrfurcht darzubringen. Unaufgefordert und aus freiem Antriebe benutzten die angeſehenſten Geiſt-

Digitized by Google

lichen des Landes jede Gelegenheit, die Liebe des Volks für Vaterland, König und evangelische Religion anzufrischen und diese Bemühungen wirkten wohlthätig auf das Heer zurück. Dadurch aber erstarkte wiederum das Gemüth des Königs. „Fest entschlossen," schrieb er am 9. Juli an den Marquis d'Argens, „entweder unterzugehen oder das Vaterland zu retten, seh' ich ohne Schrecken, was man vorbereitet; sind wir nicht Herren der Begebenheiten, so müssen wir wenigstens freie Gebieter über uns selbst sein, um die Würde des menschlichen Geschlechts nicht durch eine feige Anhänglichkeit an eine Welt zu entehren, die wir doch einmal verlassen müssen."

Friedrich zeigte dem Heere nie ein niedergeschlagenes Gesicht; und selbst seinen Freunden, Zieten ausgenommen, mochte er sein Herz nicht entdecken. „Sie sind," schrieb er an d'Argens, „nicht genug von den Umständen unterrichtet, um sich einen richtigen Begriff von den Gefahren zu machen, die dem Staate drohen. Ich kenne sie und muß sie verschweigen: ich behalte die Besorgnisse für mich und theile dem Publikum blos die Hoffnungen und die wenigen guten Nachrichten mit, die ich ihm geben kann."

Nach gerade war es übrigens Manchem bekannt geworden, daß der König im Falle der Noth eines Gewalt-Entschlusses fähig sei. Da zeigten einige edle Männer klugen und gutherzigen Muth und verdammten den Selbstmord laut als eine ehrlose That, die nur im Zustande des Wahnsinns oder der Feigheit begangen werden könne. Der König vernahm solche Stimmen wahrscheinlich nicht ungern, denn sie zeigten ihm, daß er geachtet und geliebt sei und für die Stütze des Staats gehalten werde.

Immer noch beschäftigte der König sich mit dem Gedanken, die Türken zu einer Diversion gegen Oestreich oder Rußland zu bewegen, doch erreichte er diesen Zweck nicht. Dagegen war sein Ruhm bis in die Tatarei gedrungen und bewirkte, daß im Hauptquartier zu Breslau ein Gesandter des Tatar-Chans erschien, der ihm, gegen Subsidien, ein Hülfsheer von 16,000 Mann anbot. Friedrich sah sich in der Nothwendigkeit, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen und schmeichelte sich, daß dieses Bündniß vielleicht auch die Türken zu einem Bruche mit Oestreich bewegen möchte. Einer seiner Adjutanten, der junge Graf von der Goltz,

Digitized by Google

ging nach der Tatarei ab, um den förmlichen Allianz-Traktat zu Stande zu bringen und der Chan machte ſich in der That anheiſchig, 40,000 Mann zur Dispoſition des Königs zu ſtellen und ſie, nach deſſen Beſtimmung, in Ungarn oder Rußland einbrechen zu laſſen. Bevor die Sache aber zur Ausführung kam, konnte Friedrich dieſe Hülfe entbehren.

Digitized by Google

Siebenzehnter Abschnitt.

Der siebenjährige Krieg.

Feldzug von 1762.

Seid der Schreck der Welt durch Eure Siege,
Werdet große Könige genannt;
Eure Thaten enden mit dem Kriege. —
Zwingt zuletzt des Todes starke Hand
Euch, hinab ins Schattenreich zu steigen,
O, dann herrscht um Euer Grabmal Schweigen,
Eurer Größe Riesenbau zerfällt;
Schnell vermelkt der Ruhm, den Ihr erworben,
Unbedauert ist der Mensch gestorben
Und vergessen modert nun der Held.

Friedrich der Große.

Die Verbündeten hatten während des Winters neue Pläne zur Fortsetzung des Krieges gemacht. Frankreich verwickelte, um England zur Zurückgabe der eroberten Kolonien zu nöthigen, Spanien in seine Sache und verhieß ihm für seine Opfer Entschädigungen in Portugal; Maria Theresia aber hielt die Eroberung des übrigen Theils von Schlesien für so leicht, daß sie, um Ersparnisse zu machen, 20,000 Mann abdankte. Alle diese Pläne aber wurden durch die Nachricht erschüttert, daß die Kaiserin Elisabeth am 5. Januar mit Tode abgegangen sei. Sie hatte ihren Haß gegen den König von Preußen mit ins Grab genommen: denn noch auf dem Todbette ließ sie sich vom Senate einen Eid ablegen, daß mit Preußen ohne Zustimmung der Bundesgenossen

Digitized by Google

kein Friede geſchloſſen werden ſolle. Ihr Thronfolger, Peter III., aber vergötterte den König in eben dem Maaße, als Eliſabeth ihn gehaßt hatte, und kehrte ſich an dieſen Eid nicht. Er gab den Gefühlen der Achtung und Liebe für Friedrich ſich ganz hin, und begnügte ſich nicht damit, ſeine Truppen aus Schleſien und Pommern abzuberufen und die preußiſchen Kriegsgefangenen zurückzugeben: er ſuchte auch auf anderem Wege die Freundſchaft des Königs zu gewinnen und ſo entſtand bald zwiſchen beiden ein Wettſtreit der Großmuth. Peter unterſagte das fernere Aushauen der preußiſchen Wälder, ſchenkte Geld an das ausgeſogene Pommern und verzichtete auf ſeine Magazine in Stargard; Friedrich zahlte den Bewohnern des Fürſtenthums Anhalt-Zerbſt (des Geburtslandes der neuen Kaiſerin Katharina) die ihm abgenommenen Brandſchatzungen und Lieferungen zurück. Und am 5. Mai wurde in Petersburg ein Bündniß geſchloſſen, in Folge deſſen der Graf Czernitſchef den Befehl erhielt, mit 20,000 Mann, die er nach Polen geführt, zu dem Heere des Königs zu ſtoßen.

Wer mag die Gefühle des letztern beſchreiben! die Nachricht von Eliſabeths Tode traf ihn in der düſterſten Stimmung, in einer faſt hoffnungsloſen Lage; er hatte ſich zurückgezogen, ſpeiſete allein, ging auf keine Parade, machte keinen Spazierritt und trennte ſich ſogar von ſeiner Flöte. Und nun erblühten ihm die ſchönſten Hoffnungen! Er gab die Stoa auf und griff zu dem dritten Buche des Lukrez. Die Bücher wurden ihm wieder lieb und namentlich ſtudirte er in dieſer Zeit Fleury's Kirchengeſchichte und Gaſſendi's Natur-Philoſophie; dabei dachte er mit größerer Sehnſucht als bisher an ſein geliebtes Sans-Souci.

Der Friede mit Rußland hatte zur Folge, daß die ſchwediſche Regierung ebenfalls vom Kriegsſchauplatze abtreten mußte, auf welchem ſie ſo wenig Ehre erworben. Dieſer Friede wurde, allen Machinationen Frankreichs zum Trotz, am 22. Mai in Hamburg geſchloſſen. Der in Pommern ſtehende General Belling ſtieß jetzt zum Heere des Prinzen Heinrich in Sachſen; der gefangene General Werner und der Prinz von Würtemberg wurden nach Schleſien berufen und auch der ausgelöſete Herzog v. Bevern wieder in Thätigkeit geſetzt. Der König hatte, mit Einſchluß der Ruſſen, wieder 60,000 Mann Truppen und durfte hoffen, die Oeſtreicher in kurzer Zeit aus Schleſien und Sachſen zu

Digitized by Google

vertreiben. Der Verlust der englischen Subsidien schlug ihn nicht mehr nieder.

Die nächste Aufgabe Friedrichs war, den Oestreichern Schweidnitz wieder zu entreißen. Daun, welcher wiederum an der Spitze der Feinde in Schlesien stand, lehnte seinen rechten Flügel an den Zobtenberg, während der linke durch das Korps des Generals Ellrichshausen auf dem Pitschenberge gesichert wurde. Friedrich beschränkte sich einstweilen darauf, bis zur Ankunft der Russen, sein Heer an den beiden Ufern der Lohe in Kantonnirungs-Quartiere zu legen, die er durch verschiedene vorgeschobene Korps deckte; und so verstrich einige Zeit unter kleinen Vorposten-Gefechten. Als nun aber Czernitschef herbeikam, setzten sich die Preußen in Bewegung und lagerten sich bei Sagschütz, jenseit des Schweidnitzer Wassers. Ein Angriff, welcher auf die linke Flanke des Feindes gemacht wurde, brachte zwar, vermöge des von dem General Brentano geleisteten Widerstandes, nicht die erwarteten Resultate, hatte aber doch den Erfolg, daß die Oestreicher auf dieser Seite von Schweidnitz abgeschnitten wurden. Nur von Burkersdorf her, bestand die Verbindung mit dieser Festung noch, hier aber schien, vermöge des ungünstigen Terrains, jeder Angriff bedenklich.

In diesem Moment erhielt Friedrich einen neuen Schlag des Schicksals, den er gar nicht erwartet hatte: Czernitschef brachte ihm die Nachricht, daß Peter III. entthront sei, und er, der Feldherr, von dem Senate den gemessenen Befehl erhalten habe, seine Truppen der Kaiserin Katharina II. den Eid der Treue schwören zu lassen und sie dann alsbald nach Polen zurückzuführen. Peter hatte diese gewaltsame Umwälzung, die mit seiner Ermordung endigte, durch seine heftigen, mit den Regeln der Klugheit nicht vereinbaren Maßregeln selbst verursacht, und das größte Unglück für ihn war, daß seine eigne Gemahlin sich in die Verschwörung einließ.

Für den König von Preußen ließen die Folgen eines Verlustes von 20,000 Mann sich gar nicht berechnen und er schwankte einige Zeit, was er zu thun habe. Schon wollte er die Russen entwaffnen lassen, um wegen der Folgen ihres Abzuges gesichert zu sein, als der Kabinets-Rath Köppen ihn glücklicher Weise von diesem raschen Entschlusse abbrachte. Man ergriff nun einen

Digitized by Google

andern Ausweg: in einer zweistündigen Unterredung gelang es dem Könige, Czernitschef zu bestimmen, daß er seinen Abmarsch um drei Tage verzögerte, um bei dem Angriff, welcher auf die rechte Seite des Feindes stattfinden sollte, wenigstens gegenwärtig zu sein.

Am 21. Juli erfolgte denn das Treffen bei Burkersdorf. Es war blutig, brachte aber für den König die gewünschten Resultate hervor. Die Russen nahmen keinen andern Antheil daran, als daß sie, scheinbar schlachtfertig, vor ihrem Lager aufmarschirten. Als es beinahe beendigt war, begegnete Friedrich einem verwundeten Musketier. „Wie geht es, mein Sohn?" — Gottlob! es geht Alles gut; die Feinde laufen, und wir siegen. — „Du bist verwundet, mein Sohn; hier nimm mein Taschentuch und laß Dich verbinden." Czernitschef ritt nebenbei; gerührt von der Güte des Königs, rief er aus: „Nun wundere ich mich nicht mehr über den Eifer, womit man Ew. Majestät dient; denn ich sehe, wie liebreich Sie Ihre Soldaten behandeln."

Daun hatte sich nach dem Gefecht von Schweidnitz zurückgezogen und ließ dem Könige Spielraum, diese Festung zu belagern. Um die Belagerung zu decken, nahmen die Preußen eine Stellung von Peterswaldau bis Seitendorf. Zu der ersteren selbst waren 22 Bataillone und 20 Schwadronen bestimmt: denn die Besatzung bestand aus nicht weniger als 11,000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals Guasco, während der General Gribauval die Vertheidigung leitete. Von preußischer Seite war der Oberbefehl über die Truppen dem General Grafen Tauentzien, die Belagerung dem General le Févre übertragen. Der letztere machte hier einen Versuch mit den Belidor'schen Druckkugeln, um die Minengänge einzustürzen; dadurch entstand ein sechswöchentlicher unterirdischer Krieg. Daun versuchte vergeblich, die Festung zu entsetzen; seine Maßregeln waren unzweckmäßig und unter seinen Generalen herrschte eine große Eifersucht. Nach dem Treffen bei Reichenbach (16. August) zog er sich in die Grafschaft Glatz zurück und überließ es Guasco, die Festung zu übergeben, wenn er für seine zahlreiche Besatzung freien Abzug gewinnen könne.

Neun Wochen hatte die Belagerung im Ganzen gedauert und viel Arbeit, Geld und Blut waren aufgewendet worden, als

Digitized by Google

eine, in das Jauernicker Fort geworfene Haubitz-Granate einen Pulverthurm mit mehrern Offizieren und 200 Grenadieren in die Luft sprengte. Dies, und der Mangel an brauchbarem Geschütz, sowie an Schieß- und Mundvorräthen, bewogen den General Guasco zu einer Kapitulation (11. Oktober), bei welcher er sich und die Besatzung kriegsgefangen ergab. So wurde Schlesien dem Feinde wieder entrissen.

Die Kaiserin Katharina hatte anfänglich Lust gehabt, den Krieg mit Preußen fortzusetzen, in der Meinung, daß Friedrich der Rathgeber Peters III. bei seinen Neuerungen und harten Maßregeln gewesen sei. Allein man fand in dem Nachlasse des ermordeten Kaisers mehrere Briefe Friedrichs, worin dieser seinen unbedachtsamen Freund auf das dringendste zur Behutsamkeit ermahnte und ihm namentlich eine edlere Behandlung seiner Gemahlin empfahl. Diese Entdeckung besänftigte die Kaiserin: sie entsagte dem Kriege und begnügte sich mit der Abberufung ihrer Truppen.

Nur in Sachsen war diesen Sommer noch etwas geschehen. Hier standen dem Prinzen Heinrich der Feldmarschall Serbelloni, Oberfeldherr der Oestreicher, und der Prinz v. Stolberg, Anführer der Reichs-Armee entgegen. Jener verhielt sich, nachdem er mehrere Abtheilungen nach Schlesien hatte entsenden müssen, passiv und zog, längs der Mulde, eine Postenkette, die seine von der Elbe bis ins Erzgebirge reichenden Quartiere decken sollte; im Erzgebirge nahmen die Quartiere der Reichs-Armee ihren Anfang. Prinz Heinrich sprengte jene Postenkette, eroberte Freiberg und trennte die Reichs-Armee von den Oestreichern; Seydlitz übernahm es, das Erzgebirge vollends von der ersteren zu reinigen, und zog sich dann nach Böhmen, wo seine leichten Truppen das platte Land brandschatzten. Das Geschrei der Böhmen über ihre Noth drang bis nach Wien und hatte die Abberufung Serbelloni's zur Folge; an seine Stelle wurde Haddick gesetzt, ihm jedoch ausdrücklich untersagt, sich, ohne die augenscheinlichsten Vortheile, in eine Schlacht einzulassen. Der neue Oberbefehlshaber, thätiger als der vorige, bemühte sich zunächst, den Prinzen Heinrich aus seiner Stellung bei Pretschendorf zu verdrängen, und dies gelang ihm, durch geschickte Märsche, am Schlusse des September wirklich. Heinrich zog sich theils hinter der Frei-

Digitized by Google

berger Mulde, theils hinter der Triebse in die verschanzte Stellung bei Schlettau zurück; Haddick, durch die Reichs-Armee verstärkt, benutzte dies, um Freiberg wieder zu erobern. Dies war aber auch der Gipfel seines Glücks. Denn jetzt erhielt Heinrich eine Verstärkung aus der Lausitz und traf Vorkehrungen zu einer entscheidenden Schlacht. Am 29. Oktober fand diese bei Freiberg statt. Seydlitz und Kleist erwarben sich hier neue Lorbeern; die Reichs-Armee unter dem Grafen v. Stolberg wurde vollständig geschlagen und Freiberg wieder eingenommen, während der genannte Heerführer nach Altenburg entfloh. Kleist drang nun durch das Erzgebirge in Böhmen ein, machte die Besatzung von Saaz zu Gefangenen, zerstörte das daselbst befindliche Magazin und wendete sich sodann nach Franken. Seydlitz verfolgte die Trümmer der Reichs-Armee nach allen Richtungen. Beide Generale wurden das Schrecken der zeither mit Oestreich verbündet gewesenen deutschen Staaten. Dies hatte zur Folge, daß der Wunsch nach Frieden auch hier rege wurde und man sich von Oestreich zu trennen begann. Mit diesem letztern Staate hatte Friedrich inzwischen einen Waffenstillstand geschlossen (24. November), worauf er sein Heer dergestalt in Winter-Quartiere legte, daß es, von Thüringen an, durch Sachsen und die Lausitz bis nach Schlesien eine Kette bildete. Er selbst verweilte einige Zeit in Meißen, worauf er sein Winterquartier in Leipzig nahm.

Noch haben wir des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zu gedenken, der, auch im Laufe dieses Jahres, sich rühmlich gegen die Franzosen gehalten hatte. Er endigte den Feldzug mit der Eroberung von Kassel (1. Nov.) und wenige Tage darauf machte die Nachricht von dem zwischen Frankreich und England geschlossenen Frieden seiner dermaligen Feldherrn-Laufbahn ein Ende. Es war ihm gelungen, die Anführer der verschiedenen Truppen, aus welchen sein Heer bestand, für sich zu gewinnen, indem er jedem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und, uneigennützig, immer nur das allgemeine Interesse im Auge hatte. Nicht selten, wenn er eine Schlacht gewonnen, belohnte er die Offiziere aus seinem eigenen Vermögen. Wie Friedrich, fesselte er Alle durch die Bande der Ehre, und auch die Gefangenen wußte er, wie Jener, für sich zu gewinnen. Als er einige Tage nach dem Gefecht bei Wilhelmsthal die gefangenen französischen Offiziere, welche

Digitized by Google

sämmtlich ihr Gepäck verloren hatten, zur Tafel zog, öffnete er zum Nachtisch einen verdeckten Aufsatz und ermunterte sie, zuzugreifen; sie fanden darin, zu ihrem Erstaunen, eine Menge goldener Uhren, Dosen, Ringe, Börsen und sonstige Kostbarkeiten.

Wie traurig hatte dieses Jahr für Friedrich begonnen, und mit wie ganz andern Aussichten wurde es vollendet.

Digitized by Google

Achtzehnter Abſchnitt.

Der Friede zu Hubertsburg.

O ſenk' einmal, gerührt durch unſer Flehen,
Aus dem Olymp Dich, goldner Friede, nieder!
Laß uns die Dämm'rung beß'rer Tage ſehen,
O komm, verſchließ' den Janus-Tempel wieder!
Verbanne Habſucht, Rach' und Neid,
Laß vom Parnaß die Muſen niederſteigen!
Gern tauſchen wir mit Deines Oelbaums Zweigen
Den Lorbeer um, den Menſchenblut entweiht!

Friedrich der Große.

Friedrich rüſtete ſich mit aller Macht zu einem neuen Feldzuge, der den Kampf für immer entſcheiden ſollte. Da er nur noch gegen Oeſtreich zu kämpfen hatte, konnte er nunmehr alle ſeine Streitkräfte auf einen Punkt konzentriren. Er gedachte ſein Heer durch Anwerbung der Truppen, die von andern Mächten entlaſſen worden waren, auf 200,000 Mann zu bringen und Sachſen mußte dazu ſeine letzten Hülfsmittel aufbieten. Die Stadt Leipzig ſollte eine außerordentliche Kriegsſteuer von 400,000 Dukaten erlegen; die Fürbitten des ſchon gedachten Berliner Kaufmanns Gotzkowski bewogen den König jedoch, mit geringeren Opfern ſich zu begnügen. Aehnliche Kriegsſteuern mußten die übrigen Städte und Kreiſe aufbringen, und es war daher nicht zu verwundern, daß der ſächſiſche Hof, wenn er ſein Land nicht gänzlich aufgezehrt haben wollte, endlich auch an den Frieden dachte.

Digitized by Google

Der König wünschte dieſen ſehnlich, aber gerade diesmal durfte der erſte Schritt zu einer Annäherung nicht von ihm ausgehen.

Maria Thereſia, von ihren Bundesgenoſſen verlaſſen, mit einer ungeheuren Staatsſchuld und manchen andern Uebeln belaſtet, konnte die ſchlechte Lage ihrer Sache ſich unmöglich verbergen; ihr ſtolzes Herz gab der Nothwendigkeit nach und ſie that einen Schritt zur Verſöhnung, wobei ſie ſich des Kur-Prinzen Friedrich Chriſtian Leopold von Sachſen bediente. Noch als der König ſich in Meißen aufhielt, brachte ihm der ſächſiſche Geheime Rath Fritſch ein Schreiben dieſes Prinzen, worin derſelbe, ſcheinbar aus eigner Bewegung, wegen eines abzuſchließenden Friedens die erſte Anfrage that. Friedrich zeigte anfänglich Mißtrauen, erklärte aber zuletzt, daß er die Eröffnungen der Kaiſerin-Königin mit Vergnügen anhören und jede Bedingung eingehen werde, die zu einem billigen, ehrenvollen und dauerhaften Frieden führen könne. Das Jagdſchloß Hubertsburg, zwiſchen Meißen und Wurzen, wurde zum Zuſammenkunfts-Orte beſtimmt und noch im December 1762 fanden ſich hier der preußiſche Legations-Rath Herzberg, der kaiſerliche Hofrath Kollenbach, und der ſächſiſche Geheime Rath Fritſch als Bevollmächtigte ein. Die Verhandlungen begannen am letzten Tage des Jahres.

Zur Grundbedingung des Friedens hatte der König es gemacht, daß der Zuſtand vor dem Kriege wiederhergeſtellt werde, wogegen er dem Könige von Polen das Kurfürſtenthum Sachſen wieder herauszugeben verſprach. Vergebens bemühte ſich der Wiener Hof, ein den alten Verhältniſſen zu den Reichsfürſten entſprechendes Uebergewicht geltend zu machen und unter andern theils verfänglichen, theils übertriebenen Forderungen auch Anſpruch auf die Grafſchaft Glatz zu machen: Friedrich, der ſich im Felde nicht beſiegen laſſen, wollte noch weniger auf dem Papiere den Kürzern ziehen. So wurde denn ſeine Forderung zuletzt ohne Einſchränkung zugebilligt, ja der kaiſerliche Bevollmächtigte verſprach ſogar, auch die von den Oeſtreichern in Glatz neu angelegten Feſtungswerke nicht zu zerſtören, ſondern mit übergeben zu laſſen. Friedrich machte ſich anheiſchig, bei der bevorſtehenden römiſchen Königs-Wahl dem Erzherzoge Joſeph ſeine Stimme zu geben. Am 16. Februar wurde die Friedens-Urkunde unterzeichnet.

Prinz Heinrich hatte die vorläufige Nachricht von dem

Digitized by Google

Frieden schon am 6. Januar nach Berlin gebracht; der erste Friedensbote seit 7 Jahren, war er mit Enthusiasmus empfangen worden. Der Abschluß des Vertrages vom 16. Februar wurde in den Straßen der Hauptstadt durch einen Herold verkündigt. Am 17. Februar kam Friedrichs Gemahlin nach Berlin zurück; die Bürger holten sie feierlich ein und gaben ihre Freude über dieses Ereigniß auf alle Weise zu erkennen. Andere Mitglieder der königlichen Familie kehrten ebenfalls zurück. Am 25. Februar kam das erste Regiment — Forcade — in Garnison; leider kannte man es nicht wieder und Mancher suchte in seinen Reihen vergeblich die alten Bekannten! Am 6. März wurde das Tedeum unter Kanonendonner und Gewehrfeuer gesungen und zwei andere Infanterie-Regimenter, Zeuner und Lottum, rückten ein; sie führten verschiedene Freikorps bei sich, die noch an demselben Tage entwaffnet wurden. Am 16. März langte auch der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen an, der sich seit dem Anfange des abgelaufenen Jahres bei dem Heere befunden und durch Tapferkeit und Geistesgegenwart ausgezeichnet hatte.

Nur der König selbst zögerte noch, die lange verwaisete Residenz wiederzusehen. Ach! wie sehr hatte er sich verändert! „Sie werden mich abgelebt und kindisch finden," schrieb er am 8. März an die Frau v. Camas: „grau, wie einen Esel, und wie einen Mann, der alle Tage ein Jahr verliert, und durch das Podagra halb invalide geworden ist." Alles gerieth in freudige Bewegung, als der Ruf von seiner Annäherung erscholl. Um die Mitte März war er von Torgau, seinem letzten Hauptquartiere, nach Schlesien gegangen, um hier, von Breslau aus, noch mancherlei Anordnungen zu treffen. In Berlin rüstete man unterdessen, ihn würdig zu empfangen; der vornehmste Theil der Bürgerschaft stand, vom Königs-Thore an bis zum Schlosse, in zwei Reihen; Ehrenpforten waren errichtet und der alte Marquis d'Argens stand an der Spitze derer, die den Helden begrüßen wollten. Aber Friedrich war nicht mehr der Sieger von 1746. Er kehrte wohl als Sieger heim, aber im Stillen blutete sein Herz ob der verlornen Jahre und des vergossenen Bluts! Er hatte in dieser Zeit das Walten der Vorsehung erkannt, und hielt es für angemessener, dieser still zu danken, als sich laut zu freuen. Nicht durch die Königsstraße, sondern auf einem Umwege durch die Vorstädte kam er

Digitized by Google

nach dem Schloſſe. Der große Haufe verſtand ſeine Geſinnungen nicht zu deuten, murrte und glaubte ſich vernachläſſigt. Was Friedrich in dem geräuſchvollen Berlin nicht finden konnte — Einſamkeit — ſuchte er in Charlottenburg; dorthin ging er und ließ auf der vom Feinde zertrümmerten Orgel der Schloß-Kapelle Graun's Tedeum aufführen. Die Spielleute und Sänger glaubten den ganzen Hof zu finden; aber der König erſchien ganz allein, ſetzte ſich, ſtützte den Kopf auf die Hand und verbarg die Augen, um ſeinen Thränen freien Lauf zu laſſen. Gewiß die würdigſte Siegesfeuer für ihn!

Am 4. April wurde das Friedensfeſt allgemein begangen. Das Land war gerettet, wenn gleich verwüſtet; man hatte viel verloren, aber die Ehre und den Preußenſtolz behalten. Von jetzt an war Friedrichs Aufgabe, den Unterthanen alle Noth vergeſſen zu machen und einen neuen blühenden Wohlſtand hervorzurufen.

Digitized by Google

Friedrich der Große.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Neunzehnter Abschnitt.

Friedrich, der Landesvater und Regent.

Will ein Monarch des Throns sich würdig zeigen,
Nicht des Regierens Arbeit scheun,
Und der Verwaltung Gang in allen Einzelnheiten
Verfolgen, kurz, den Staat mit eignen Händen leiten:
Dann freilich warten große Müh' und Sorgen sein.
Friedrich der Große.

Nach der eigenen Rechnung des Königs kostete der 7jährige Krieg ihn 180,000 Soldaten; und über 1500 Offiziere, 31 Generale und 161 Stabs-Offiziere waren theils vor dem Feinde geblieben, theils an ihren Wunden gestorben. Die Einwohnerzahl hatte sich im Ganzen um eine halbe Million vermindert; viele Gegenden glichen einer Wüste. Eine merkwürdige Thatsache aber ist es, daß Friedrich, während alle seine Feinde sich durch Kriege erschöpft und ihre Länder mit ungeheuren Schulden belastet hatten, nicht nur, nach Beendigung des Krieges, schuldenfrei dastand, sondern auch noch Millionen zur Erleichterung seiner Unterthanen und auf kostspielige Bauten verwenden konnte. Dieses unglaubliche Resultat erreichte er durch sein verschrieenes, unter den gegebenen Umständen am Ende aber doch zweckmäßiges Münzwesen.

Dieses Münzwesen war im Jahre 1750 durch Graumann geordnet, jedoch im Laufe des Krieges zerrüttet worden. Die Münze wurde verpachtet und kam in die Hände des Juden

Digitized by Google

Veitel Ephraim, dessen Andenken durch die unter dem Namen der Ephraimiten bekannte schlechte Münze verewigt worden ist. Wiewohl diese Münzen selbst in den königlichen Kassen angenommen wurden, entstanden doch große Verwirrungen und Verluste für das Publikum, welche auszugleichen und zu beseitigen, der König gleich nach der Wiederherstellung des Friedens durch den Münzfuß von 1764 bedacht war. In den Jahren 1765 bis 1766 sollen allein in Freiberg an 5000 Zentner schlechter Münze eingeschmolzen worden sein.

Friedrichs Aufgabe war, Fonds zu finden, die zum Retablissement des Landes, zur Herstellung einer imposanten Waffenmacht und zur Anlegung eines neuen Schatzes erforderlichen großen Ausgaben zu bestreiten. Seine Minister hielten dafür, daß die Abgaben vermindert, nicht aber vermehrt werden müßten; damit war dem Könige nicht geholfen. Unzufrieden mit diesen seinen Rathgebern, sann er hin und her. Schon während des Krieges hatte er mehrmals Ursache gehabt, dem General-Direktorium sein Mißfallen zu bezeugen; der schleppende Geschäftsgang und die Unbeholfenheit der Mitglieder paßten nicht in seine Ideen. So schrieb er im Jahre 1761 aus Leipzig an den General-Lieutenant v. Wedell in Berlin: „Ich bitte Ihn, nehm' Er sich doch der Sachen an, denn es ist kein vernünftiger Mensch, dem ich sie anvertrauen kann." Jetzt, wo der Monarch in einer ihm so wichtigen Angelegenheit ebenfalls bei seinen eignen Ministern keine Hülfe fand, beschloß er, sich an die, in dieser Sache klügeren Franzosen zu wenden und berief den berühmten Helvetius, der als General-Pächter mit Ehren reich geworden war, nach Berlin. So kam denn die sogenannte, später berüchtigt gewordene, französische Regie (General-Administration der königlichen Gefälle) ins Dasein, die das Accise- und Zoll-Departement zu verwalten haben sollte (1766). Mit der Oberaufsicht wurde ein Herr v. Launay beauftragt. Unter ihm standen eine Menge Franzosen, die zum Theil als Bettler und Abentheurer ihr Vaterland verließen und im elendesten Aufzuge nach Preußen strömten, um hier eine wichtige Rolle zu spielen. Durch ihre Unbekanntschaft mit der Landessprache, durch Windbeutelei und Uebermuth machten sich die Meisten bald überlästig, durch ihre Raubbegier Viele verhaßt und unerträglich. Die nicht selten in Lumpen gehüllten Ankömmlinge

Digitized by Google

fingen nach kurzer Zeit an, ſich prächtig zu kleiden, Aufwand zu machen und unverſchämt zu betragen. Nicht die Sache ſelbſt, ſondern ihre Verwalter erregten allgemeines Murren und bittern Tadel. Seit der Schlacht bei Roßbach waren die Preußen gewohnt, die Franzoſen über die Achſel anzuſehen, und nun ſollte der Ausſchuß dieſes Volks ſie beherrſchen, ihnen im Innern der Wohnung befehlen, in die verborgenſten Gemächer eindringen! Um der geringfügigſten Sachen willen wurden koſtſpielige Prozeſſe erregt, deren Opfer der ehrliche Deutſche war *). Unmöglich konnten dem Könige dieſe Mißverhältniſſe verborgen bleiben; er unterſagte alle Plackereien auf das ſtrengſte, doch konnte er ſich nie zur Wiederabſchaffung der Regie entſchließen.

Eine andere Finanz-Operation Friedrichs war die Einrichtung der General-Tabaks-Adminiſtration. Er fiel darauf, den Tabak, als einen Gegenſtand des Luxus, zur Erwerbsquelle zu machen, wie dieſer denn längſt in andern Ländern, z. B. Frankreich, Portugal, Spanien, Sicilien und Oeſtreich, ein ſehr einträgliches Monopol war. Ein Kaufmann Roubaud aus Marſeille erbot ſich, die Fabrikation und den Verkauf des Tabaks in Pacht zu nehmen. Der Kontrakt mit ihm wurde am 4. Mai 1765 auf 15 Jahre geſchloſſen und die Pacht-Summe ſollte 1100,000 Thaler betragen, wofür der Unternehmer das ausſchließliche Recht erhielt, im preußiſchen Staate Tabak zu fabriciren und (aus erſter Hand) zu verkaufen. Dieſer Kontrakt kam jedoch nicht zur Ausführung, vielmehr trat Roubaud ſeine Rechte gegen eine Entſchädigung von 20,000 Thalern an eine Societät preußiſcher Kaufleute (Iſaak Salingre & Co.) ab. Die Pacht begann mit dem 1. Nov. 1765. Der Direktor, Geheime Finanzrath v. Calzabigi, entwarf den Verwaltungs-Plan, welcher die höhere Genehmigung erhielt, und worin gleich anfangs die Gehalte des erforderlichen Beamten-Perſonals auf mehr als 200,000 Thaler feſtgeſetzt waren. Das Betriebs-Kapital ſollte durch Aktien à 1000 Thaler

*) In Kroſſen hatte einſt ein Kaufmann ein Stück Stangen-Tabak von dem Werthe eines Groſchen an einen Bauer verkauft; es fehlte das Siegel daran, weil es von einer ganzen Rolle abgeſchnitten war und natürlich nicht jeder Abſchnitt ein Siegel haben konnte. Ein franzöſiſcher Kommis nahm dem Bauer den ungeſiegelten Tabak ab und denuncirte den Kaufmann. Dieſer bewies ſeine Unſchuld, mußte aber mehr als hundert Koſten bezahlen.

Digitized by Google

Gold und 10 pr. C. Zinsen zusammengebracht werden. Es zeigte sich aber bald, daß das Publikum zu dem Unternehmen (vielleicht auch in Erwägung der politischen Verhältnisse des Staats) das nöthige Vertrauen nicht besaß; es wollten sich in den Provinzial-Städten nicht einmal Detailliſten finden, weil mit der Uebernahme des Detail-Verkaufs eine Kautions- und Eidesleiſtung und manche andere Beſchwerlichkeiten verbunden waren. Die Aktien wurden nicht abgeſetzt und ſchon bei der erſten Pacht-Zahlung gerieth die Geſellſchaft in nicht geringe Verlegenheit. Die Uneinigkeit der Unternehmer vollendete das Mißverhältniß; die Pacht-Kompagnie wurde daher am 1. Juli 1766 aufgelöſt und eine königliche Tabacks-Adminiſtration eingeführt. Dieſe übernahm mehr als eine halbe Million Thaler Verluſte, und dennoch beſtand ſie nicht nur, ſondern brachte noch einen ſehr anſehnlichen Gewinn, der in 21 Jahren an 21 Millionen betrug. Von jetzt hoben ſich der Tabacksbau und die Tabacks-Fabrikation im preußiſchen Staate, und wie drückend auch das Monopol in mancher Hinſicht ſein mochte, ſo hat es doch dieſen Zweig der Induſtrie auf die hohe Stufe geführt, die er jetzt im freien Verkehr einnimmt. „Es iſt nicht möglich," ſagt Rödenbeck, „daß ein Privatmann ſeinem von Jugend an erlernten und einzigen Brot-Erwerbe, ſei es Handlung oder Fabrikation, mit mehr Thätigkeit, Einſicht und Ordnung vorſtehe, und ihm mehr Aufmerkſamkeit widmen kann, als Friedrich auch dieſem Zweige der Staats-Oekonomie bei ſeinen ſo vielen andern Arbeiten widmete. Das Rechnungsweſen, den Ein- und Verkauf, die Veredlung des inländiſchen Tabacks, die Fabrikation, ja ſelbſt die Amtsführung der Angeſtellten, kurz Alles beaufſichtigte, ordnete und durchſchaute er mit ſcharfem Blick, und ſeine verſchiedentlich gemachten Vorſchläge, Anordnungen, und erlaſſene zweckmäßige Verfügungen beweiſen, wie richtig er Alles bis ins kleinſte Detail zu beurtheilen verſtand."

Eine dritte, für die Kaufleute unangenehme und für das Publikum läſtige Neuerung war die Kaffee-Lieferung, welche der König ſeit 1767 ſich ausſchließlich zueignete, und die hohe Abgabe, welche er auf den Verbrauch dieſes Lieblingsgetränks legte. Er, der ſelber „mit Bierſuppe aufgezogen" worden war, wollte durch dieſe Maßregel das Geld im Lande behalten, die Unterthanen von unnützen Bedürfniſſen entwöhnen und den Kunſtfleiß der

Digitized by Google

inländischen Manufakturen beleben. Aber auch hier wurde das Mittel bald verhaßter als die Sache; und als den Unterthanen im Jahre 1782 gar das eigne Brennen des rohen Kaffees untersagt und zur Aufsicht darüber sogenannte Kaffeeriecher angestellt wurden, entstand ein lautes Murren, der Schleichhandel griff um sich und Friedrich mußte noch in seinen alten Tagen die getroffenen Maßregeln mildern *).

Mochten diese und andere Einrichtungen wirklich drückend und lästig sein; so wurden sie doch nicht, wie ähnliche Abgaben in Frankreich, eingeführt, um das Volk auszusaugen und das erlangte Geld zu verprassen. Was Friedrich mit der einen Hand einnahm, gab er mit der andern eben so bereitwillig wieder hin, um das Vaterland zu vertheidigen, den Nothleidenden zu helfen, die Landkultur zu verbessern und Schätze für den Augenblick der Noth zu sammeln. Niemand ist, der ihm vorwerfen könnte, auch nur einen Pfennig vergeudet zu haben! —

Friedrichs Verwaltung hat in neuerer Zeit manche Tadler gefunden, aber in der Regel waren es nur Stubengelehrte, die ihn angriffen und seinen großen praktischen Standpunkt gar nicht zu würdigen wußten. So hat man ihm zur Last gelegt, daß er die Gewerbe auf Kosten des Landbaues begünstigt und daß er namentlich diesen letztern durch Beschränkung der Ausfuhr der Wolle und des Getreides benachtheiligt hätte. Allein Friedrich hat für seine Zeit das Beste gethan, was ein tüchtiger Herrscher im Interesse seiner Unterthanen zu thun vermochte; und Rödenbeck in seinen Beiträgen **) hat sich die Mühe genommen, die Ansichten seiner Tadler zu widerlegen.

---

*) Es war zur Zeit dieser Kaffee-Regie, als der König einst, indem er die Jägerstraße in Berlin heraufritt, in der Nähe des sogenannten Fürstenhauses einen großen Auflauf fand. Er erfuhr, daß man eine Karikatur angeschlagen habe, auf welcher er, der König, in höchst kläglicher Gestalt auf einem Fußschemel saß, zwischen den Beinen eine Kaffeemühle hatte und diese mit einer Hand emsig drehte, während er mit der andern die herausgefallenen Bohnen auflas. Kaum hatte Friedrich das Bild gesehen, als er mit der Hand winkte und rief: „Hängt es doch niedriger, damit die Leute besser sehen können!“ Ein allgemeiner Jubel brach nun aus; das Bild wurde heruntergeholt, in tausend Stücke gerissen, und ein allgemeines Vivat! folgte dem langsam dahinreitenden Monarchen.

**) Th. II. S. 360 ff.

Digitized by Google

Friedrich war der Erste, welcher die inländische Schafzucht durch Einführung der spanischen Böcke zu verbessern suchte; die Neuheit der Sache und manche Umstände waren Schuld, daß die gehofften Resultate damals nicht erzielt wurden, sondern sich erst in neuerer Zeit gezeigt haben. Die Gegenwart hat geerntet, was Friedrich sä'te.

Ebenso richtete der König sein Augenmerk auf die englische Landwirthschaft, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Aufsehen zu machen begann. Er ließ durch einen englischen Oekonomen, Namens Brown, auf seinen Domainen Versuche damit machen, wozu er oftmals Gelder hergab; als sich fand, daß die Sache Fortgang hatte, ermunterte er die unbemittelten adlichen Gutsbesitzer und städtischen Grundbesitzer zur Einführung derselben Wirthschaftsart, indem er ein Kapital von 100,000 Thalern, welches die Kurmärkische Städte-Kasse ihm angeboten hatte, zu einem Fonds bestimmte, aus welchem jenen Grundbesitzern Darlehne zu 4 p. Ct. Zinsen gemacht werden könnten *). Doch wurden die Zwecke des Monarchen nicht erreicht, und zwar, wie Thaer sagt, nicht, weil seine Ideen und Plane, sondern weil die Ausführung derselben verfehlt war. Dennoch hatte der Versuch sein Gutes gehabt; der Anbau der Futterkräuter und die Stallfütterung waren mehr in Aufnahme gekommen, die Acker-Werkzeuge und manches Verfahren verbessert und überhaupt der Trieb zu Verbesserungen in den Landbesitzern angeregt worden. Der König unterließ nicht, den guten Willen durch Prämien zu unterstützen.

Friedrich bemühte sich ferner, die Vorurtheile, welche man damals noch immer gegen die Kartoffeln hegte, zu beseitigen und den Anbau dieser Wurzelgewächse zu befördern. Fast überall mußte hierbei Zwang angewendet werden; was man am Tage pflanzte, wurde oft des Nachts wieder ausgerissen und selbst das Gesinde wollte die Kartoffeln nicht essen **). Friedrichs Be-

*) „Ich finde es billig," schrieb der König, „dieses ersparte, und von dem Lande eigentlich aufgebrachte Kapital wieder zum Besten des Landes anzuwenden."

**) Eigene Ansichten über die Kartoffeln finden sich in dem „Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes in Preußen bis zum 14. Oktober 1806," (Berlin 1808). Es wird erzählt, wie die arme Klasse sich ausschließend damit gesättigt, und zum Frühstück, zum Mittag- und zum Abendbrot Kartof-

Digitized by Google

mühungen blieben nicht ohne Erfolg; in den Marken wurden 1765 nur 5800, und 1773 schon 21,300 Wispel Kartoffeln gewonnen; in Schlesien, wo man 1770 nicht mehr als 227,000 Scheffel baute, hatte die Produktion sich im Jahre 1798 bis auf 2,114,000 Scheffel vergrößert.

Durch den Kartoffelbau hatte Friedrich seinen Ländern eine unermeßliche Wohlthat gleichsam aufgezwungen, denn es war den Folgen einer Miß-Ernte vorgebeugt. Er that noch mehr: dem Princip seines Vaters getreu, sorgte er beständig für gefüllte Magazine. Nicht lange nach dem Antritt seiner Regierung schrieb er an Voltaire: „Die meiste Mühe habe ich mit der Anlage neuer Magazine in allen Provinzen, die so beträchtlich sein sollen, daß sie auf anderthalb Jahr Getreide für das ganze Land enthalten."

Fast unermeßlich waren die Kosten, welche Friedrich auf Landes-Verbesserungen, namentlich Dämme, Urbarmachung wüster Gegenden u. s. w. verwendete. Vom dreißigjährigen Kriege her fand er im Jahre 1770 allein in den Städten der Kurmark noch 1317 wüste Stellen. Neue Verwüstungen und Entvölkerungen entstanden durch die schlesischen Kriege, und der König selbst sagt, daß nach dem Hubertsburger Frieden der Zustand des Landes fast so traurig gewesen sei, wie zu Ende des dreißigjährigen Krieges. Der Verlust an Menschen wurde, wie gesagt, von ihm auf eine halbe Million geschätzt. Diese Lücken auszufüllen und das öde liegende Land zu kultiviren, wurden fremde Ansiedler herbeigezogen und auf alle Weise unterstützt. Sie erhielten nicht nur verhältnißmäßige Vergütigung der Reisekosten, sondern bekamen nach Verhältniß ihres mitgebrachten Vermögens und der Stärke ihrer Familien 10 bis 90 Morgen Land eigenthümlich in Erbzins gegen einen niedrigen jährlichen Kanon eingeräumt; sie erhielten freies

---

feln genossen habe; eine Lebensweise, die man übrigens noch heut in vielen Gegenden, z. B. in Schlesien, unter der ärmeren Klasse auf dem Lande findet. Sodann heißt es Th. I. S. 96: „Immer ist so viel gewiß, daß die Nation durch den häufigen Genuß der Kartoffeln sich nicht verbessert hat. Das Einzige, was man zum Lobe dieser Frucht sagen kann, ist, daß durch sie jener Muth vermindert worden ist, der sich gegen einen allzuweit getriebenen Druck auflehnt." Man sieht, daß es nicht der Hunger war, der den Verf. die Kartoffeln essen lehrte.

Digitized by Google

Bauholz, auch wohl Vieh, waren mehrere Jahre von Steuern und Abgaben, außerdem aber auch von Dienſten und Frohnen, Kriegsfuhren und Lieferungen, ſo wie vom Militairdienſt befreit, und erhielten für ihre Kinder freien Unterricht in Kirche und Schule. Ins Magdeburgſche kamen alle Jahre eine Menge Arbeiter aus dem ſächſiſchen Voigtlande, um ſich bei der Ernte Erwerb zu verſchaffen und dann wieder nach Hauſe zu ziehen. Der König ſiedelte ſie an; viele von ihnen kamen nach Berlin, um hier bei den Bauten Beſchäftigung zu finden; ſie gaben hier Veranlaſſung zu einem großen Etabliſſement, indem 1752 eine eigne Vorſtadt, „das neue Voigtland" für ſie angelegt wurde. — So gewährte der König Tauſenden von armen Leuten Arbeit, Nahrung und Obdach, und am Schluſſe ſeiner Regierung zählte man in mehr als 600 neu angelegten Dörfern und Vorwerken 42,609 fremde Koloniſten-Familien, ſo daß Friedrich wohl ſagen durfte, er habe für ſein Geld eine neue Provinz gewonnen. Außer den von ihm ſelbſt bewirkten Etabliſſements waren auch noch von Edelleuten und Gutsbeſitzern neue Kolonien angelegt und mit Ausländern beſetzt worden, wozu der König ihnen mehr als eine Million Thaler, theils als Geſchenk, theils als Vorſchuß gegeben hatte.

Wegen des Anbau's der Maulbeerbäume erging ſchon am 1. Auguſt 1740 eine Verordnung, wonach derjenige, der auf eigne Koſten 5000 Pflanzen anlegen oder 1000 Bäume unterhalten würde, durch 10 Jahre lang eine Unterſtützung von 50 Thalern erhalten ſollte. Die Plätze zu ſolchen Anlagen wurden unentgeltlich hergegeben, Beſchädigungen derſelben mit harter Strafe bedroht. In der erſten Zeit brachten dieſe Anlagen, wegen der Kriege und der kalten Witterung, keinen großen Nutzen; der König beharrte aber dabei und im Jahre 1757 hatte man es bereits bis zu einem Gewinne von 700 Pfund Seide gebracht.

Mit gleichem Eifer ſorgte der König für die Anpflanzung von Obſtbäumen, Weiden, Linden und für den Anbau von Farbekräutern. In Pommern ließ er Hopfengärten anlegen und überall, wo ſich eine Gelegenheit dazu fand, trat er ſelbſt ins Mittel und ließ Muſter-Anlagen etabliren. — Damit auch die armen Leute auf dem Lande und deren Kinder in den Winter-Monaten nicht aus Mangel an Arbeit und Verdienſt müſſig gingen, beförderte Friedrich das Spinnen, ließ Spinnſchulen anlegen und zur Auf-

Digitized by Google

munterung Prämien ertheilen. Er kannte den Hang des Landmannes zur Faulheit, der ihn abhielt, seine Kinder zu der ihm selbst lästigen Arbeitsamkeit anzuhalten. Zur Trägheit gesellte sich das Vorurtheil, daß das Spinnen für einen Mann keine anständige Beschäftigung sei, und so waren denn hierbei nicht geringe Hindernisse zu beseitigen.

Um dem Adel aufzuhelfen, errichtete Friedrich nach Beendigung des siebenjährigen Krieges die noch heut bestehenden landschaftlichen Kredit-Systeme und machte damit in Schlesien den Anfang. „Der Adel," sagt Friedrich selbst, „und der Bauer waren von so vielen verschiedenen Armeen ausgeplündert und durch Kontributionen und Lieferungen ausgesogen, der Feind hatte ihnen nichts als das Leben und elende Lumpen zur Bedeckung ihrer Blöße gelassen. Da war kein Kredit, um nur die täglichen Bedürfnisse zu beschaffen. Viele Gläubiger kündigten ihre Kapitale, und verloren solche, während der Gutsbesitzer selbst dabei zu Grunde ging. Der König unterstützte den Adel mit ansehnlichen Summen, um dessen gänzlich gesunkenem Kredit wieder aufzuhelfen. Viele Familien, die vor dem Kriege, oder durch denselben, in Schulden gerathen waren, standen auf dem Punkt, ihre Güter in Konkurs verfallen zu sehen; die Gerichtshöfe bewilligten ihnen Indult auf zwei Jahre, damit sie Zeit gewinnen möchten, ihre Güter zu verbessern und wenigstens die Zinsen zu bezahlen. Aber die Indultbriefe richteten den Kredit des Adels vollends zu Grunde. Der König bezahlte 300,000 Thaler Schulden für ihn, allein die Summen, womit die Güter belastet waren, beliefen sich auf 25 Millionen Thaler. Für den Adel in Pommern und der Neumark wurden 500,000 Thaler Schulden bezahlt und eine gleiche Summe zum Retablissement der Güter geschenkt." Daß unter solchen Umständen ein Kredit-Institut zur allgemeinen Wohlthat gereichte, bedarf keiner Erwähnung.

Das schlesische Kredit-System hatte den Erfolg, daß schon im Jahre 1782 in Schlesien für 11 Millionen Thaler Pfandbriefe ausgegeben waren. Dabei ließ aber der König es nicht bewenden, sondern vertheilte ungeheure Summen hauptsächlich zur Verbesserung der Landgüter. Die Kurmark erhielt allmählig 2,674,000 Thaler, die Neumark 3,002,000 Thaler (darunter 1,073,000 Thaler zur Verbesserung der Landgüter), Pommern 4,828,000 (darun-

Digitized by Google

ter 2,347,000 Thaler zu gleichem Zweck), Schlesien 6,200,000 Thaler (von denen die Hälfte dazu bestimmt war), Westpreußen 3,000,000 Thaler. Friedrich wollte auch dem Rustikal-Stande aufhelfen, was durch Kredit-Systeme nicht anging. Er ließ den Bauern ihre ruinirten Gebäude wieder herstellen, gab ihnen Geld, Vieh, Getreide, Steuer-Erleichterungen und bemühte sich auch noch sonst, durch Gesetze, so weit Zeit und Umstände es zuließen, ihre Lage zu verbessern. „Wenn Sie," schrieb er an Voltaire, „die Zahl der zerstörten Häuser wissen wollen, so kann ich Ihnen sagen, daß ich in Schlesien überhaupt 8000, und in Pommern und der Neumark 6500 habe aufbauen lassen."

Auch das Handels-System des Königs hat, selbst noch in neuerer Zeit, viele Tadler gefunden, und namentlich hat man die Beschränkungen angegriffen, die er den Kaufleuten auflegte. Als ob Friedrichs Zeitalter zu einer vollständigen Handelsfreiheit reif gewesen wäre! Als ob er sich nicht nach den Maßregeln fremder Staaten eben so gut hätte richten müssen, wie man dies noch im Jahre 1840 muß, wo die Zoll-Schranken in Deutschland mehr oder weniger gefallen sind!

„Die Freiheit des Handels," sagt Montesquieu, „ist keine den Kaufleuten zugestandene Befugniß, zu thun was sie wollen; dies würde vielmehr die Knechtschaft des Handels sein." Und in diesem Sinne hatte auch Friedrich die Handelsfreiheit aufgefaßt. Wenn er den inländischen Handel einschränkte, so geschah es, um die einheimische Industrie zu beleben und den Absatz der inländischen Produkte zu vermehren. Wenn er die fremden Manufaktur-Waaren mit hohen Zöllen belegte, so wollte er damit nicht seinen Schatz, sondern seine Unterthanen bereichern. Diese sollten zur Selbstfabrikation der gesuchten Artikel hingeleitet, sie sollten durch die großen Summen, die er ihnen von den erhobenen Zöllen zufließen ließ, in den Stand gesetzt werden, selbst zu arbeiten und zu handeln. „Sie wissen," sagte er zu de Launay, „daß ich von dieser Einnahme nichts sammele."

Friedrich hielt sich an das Princip von der Handels-Bilanz. „Ein Land," sagt Montesquieu, „welches beständig weniger Kaufmannsgüter oder Lebensmittel versendet, als es erhält, setzt sich selbst aus dem Gleichgewicht und macht sich arm." Kraus, der in seiner Staatswirthschaft sich zum Lehrer des großen Monarchen auf-

Digitized by Google

wirft, sagt darüber: „Wenn eine Nation in einem Jahre 11 Millionen Güter ausführt und 8 Millionen Werth einführt, und den Unterschied von 2 Millionen in Gold und Silber empfangen hat, so heißt es nach der Lehre der Handels-Bilanz, es habe diese 2 Millionen die Nation gewonnen und das Ausland an sie verloren. Von der sonst im Handel üblichen Art zu sprechen, weicht dies gänzlich ab. Kein Kaufmann, der für weggesandte Güter, 10,000 Thaler an Werth, eine Rückladung, die (bei ihm) nur für 8000 Thaler verkäuflich ist, sammt noch 2000 Thalern baar empfängt, wird sagen, daß er 2000 Thaler gewonnen habe. Er hat nicht gewonnen, und wenn er für 10,000 Thaler, die er in Gold und Silber wegschickt, Waaren empfängt, die an seinem Ort 12,000 Thaler werth sind, so sagt er nicht, daß er 10,000 Thaler verloren, sondern daß er 2000 Thaler gewonnen habe. Nennt man also jene 2 Millionen gewonnen, obgleich sie ihrem ganzen Werthe nach mit Gütern bezahlt sind, und verloren, obgleich der volle Werth dafür in Waaren empfangen ist, so setzt man offenbar voraus, daß Güter nur als Mittel, Geld zu bekommen, einen Werth haben und daß nicht sie, sondern das dafür gelöste Geld oder Metall eigentlich Vermögen sei. Das Irrige dieser Vorstellung aber ergiebt sich von selbst."

Rödenbeck hat das Unrichtige in dieser Deduktion hinlänglich widerlegt. „Nach obigen Beispielen," sagt er, „soll der Kaufmann, welcher für 10,000 Thaler Güter ausführt, und dagegen 2000 Thaler baar und andere Waaren, die er für 8000 verkauft, einführt, nichts gewonnen haben; es hätte also auch die Nation, welche für 10 Millionen Güter ausführt und dafür 2 Millionen baar und 8 Millionen in andern Waaren einführt, nichts gewonnen, mithin wäre es für diese Nation ganz gleich, ob sie diese Güter, 10 Millionen an Werth, ausgeführt oder an sich behalten hätte! Daß aber in beiden Fällen die Folgen ganz verschieden sein müssen, fällt in die Augen, denn wenn 10 Millionen Güter, Natur- oder Kunst-Erzeugnisse, nach dem Auslande versandt werden, so hat das Inland, außer den Kosten des Materials und der Bearbeitung, in der Regel auch noch einen Ueberschuß vom Auslande erworben, also gewonnen; und selbst in dem gar nicht anzunehmenden Falle, daß diese Güter nur für den Werth, den ihre Gewinnung und Bearbeitung gekostet, dem Auslande verkauft worden, würde immer noch wenigstens ein negativer Gewinn dabei stattfinden; denn wären im entgegengesetzten

Digitized by Google

Fall diese Waaren im Lande geblieben, so mußte nothwendig ihr Preis sinken, mithin auf Landbau und Industrie nachtheilig wirken, und die Betriebsamkeit, so wie die Cirkulation lähmen. Hierbei ist noch der wichtige Umstand in Betracht zu ziehen, nämlich: daß das ins Land gezogene Geld (hier die 2 Millionen) nicht so, wie die eingeführten Waaren, dem gänzlichen Verbrauch unterworfen ist, sondern damit ein fortdauernder Vortheil für das Land erzielt werden kann. Hierdurch unterscheidet sich auch das Geld sehr wesentlich von der Waare, und ist daher der Grundsatz, daß das Geld überall nur als Waare zu betrachten sei, offenbar falsch."

Friedrich wußte den Werth des Geldes zu schätzen. Er hielt es für den Stab, durch den der Zauberer Wunder thut. „Wer am längsten Geld haben wird," sagte er im siebenjährigen Kriege, „wird das Feld behaupten." Man muß aber dabei nicht aus den Augen lassen, daß Friedrich das Geld nicht als Ziel und Zweck, sondern als Mittel betrachtete. „Des Königs ganzer Staatshaushalt beweiset," wie Rödenbeck bemerkt, „daß er überall nicht sowohl das Geld, als vielmehr das viele Gute, das mit dem Gelde bewirkt werden kann, im Auge hatte. Es kann nichts Thörigteres geben und Nichts mehr die Unwissenheit oder den bösen Willen der Tadler des Königs beweisen, als daß sie ihn beschuldigen oder es auch nur glauben können, er habe blos aus Eigennutz und Habsucht, oder aus übel verstandener Staatswirthschaft Geld ins Land zu ziehen gesucht und den Grundsatz gehabt, der Reichthum und das Glück eines Landes bestehe allein darin, Geld in Masse zu besitzen und es aufzuhäufen."

Was Friedrich für die Beförderung des Handels that, ergiebt sich aus Folgendem. Bald nach seiner Thronbesteigung wurde der Swine-Kanal erbaut und später der von den Schweden fast ganz unbrauchbar gemachte Hafen wieder hergestellt. Durch diese Bauten, sowie durch die Herabsetzung der Oder-Zölle gewann der Handel bedeutend und namentlich kam Stettin außerordentlich in Aufnahme. In den Jahren von 1743 bis 1751 wurde der Finow-Kanal gegraben und dadurch die Havel mit der Oder verbunden; die Ausdehnung dieses Bauwerks in die Länge erstreckt sich auf mehr denn 5 Meilen. — Zu derselben Zeit (von 1743 bis 1745) wurde die Elbe mit der Havel in Verbindung gebracht, indem man den Plauenschen Kanal von $4\frac{1}{4}$ Meilen Länge grub. Im Jahre 1772

Digitized by Google

wurde, im Interesse des Handels mit Polen, der Bromberger Kanal von ebenfalls 4 Meilen Länge begonnen; er verbindet die Netze bei Nakel mit der Brahe in der Gegend von Bromberg, welche dann bei Fordon in die Weichsel fällt. Noch andere kleinere Kanäle wurden angelegt oder wiederhergestellt und verbessert; so 1745 der Templiner Kanal, 1764—1766 der Johannsburgsche in Ostpreußen, 1774 der Nuthe-Kanal bei Trebbin, 1778 der Gilge-Kanal in Litthauen, 1785 der Kraffohl-Kanal in Westpreußen; 1770 erfolgte die Schiffbarmachung der Ruhr. Kunststraßen legte Friedrich nur da an, wo für jene Zeit der Land-Verkehr am wichtigsten war und es am dringendsten nöthig machte; diese Kommunikationsmittel waren zu kostbar, als daß sie damals sich schon bezahlt gemacht, oder auch nur die aufgewendeten Opfer durch einen entsprechenden Nutzen für den Handelsstand vergütet hätten.

Die Erwerbung von Ostfriesland mit dem Hafen von Emden gab dem Könige Veranlassung, auch auf einen preußischen Seehandel zu denken, denn bis jetzt hatte ein solcher nicht eigentlich bestanden, und mehrere frühere Unternehmungen, namentlich die vom großen Kurfürsten gestiftete afrikanische Handels-Kompagnie waren verunglückt. Friedrich erklärte den Emdener Hafen zum Freihafen (15. Nov. 1751) und oktroyirte mehrere, dort entstehende asiatische Handelsgesellschaften; aber nur der ältesten von ihnen, von einem Ritter de la Touche gestiftet, gelang es, einige Schiffe nach China zu senden. Sie gingen wieder ein, da das Uebergewicht der andern Seehandel treibenden Nationen, namentlich der Engländer, Holländer und Franzosen zu groß war und es in Preußen an solchen Haupthandelsplätzen fehlte, wo die mit Retour-Waaren ankommenden Schiffe eines leichten und schnellen Absatzes versichert sein konnten; endlich auch, weil im dritten schlesischen Kriege Emden von Oestreichern und Franzosen besetzt und gebrandschatzt wurde. Erst im Jahre 1783 lebte eine neue asiatische Kompagnie in Emden wieder auf und machte ziemlich gute Geschäfte.

So wurde auch in Emden (1769) auf Aktien eine Heringsfischerei-Gesellschaft etablirt, und ihr das ausschließliche Recht verliehen, die Heringsfischerei sowohl in Hinsicht auf Ostfriesland, als alle übrigen preußischen Provinzen, nach holländischer Art zu treiben. Die Geschäfte dieser Gesellschaft breiteten sich so aus, daß sie im Jahre 1796 schon 47 und später noch mehr Schiffe auf den

Digitized by Google

Heringsfang aussendete. Aus dem Mindenschen kamen alle Jahre 180 bis 200 arme Menschen, um bei der Fischerei zu arbeiten und kehrten in der Regel mit einem Verdienste von 16—18000 Gulden in die Heimath zurück. Erst zu Anfang des 19ten Jahrhunderts löste diese Gesellschaft sich auf.

Eine andere Anstalt zum Besten des Handels war die im Jahre 1765 errichtete Assekuranz-Kompagnie in Berlin; in demselben Jahre fand auch die Errichtung einer Bank statt, deren erste, nachher sehr veränderte Organisation dem Geheimen Kommerzien-Rathe Wurmb zugeschrieben wird. Die veränderte Gestalt derselben, nach dem revidirten Edikt von 1766 ist das Werk des Geheimen Finanz-Rathes Calzabigi. Auch in Breslau wurde ein Bank-Komtoir begründet. Der König gab zu diesen beiden Anstalten eine Summe von 8 Millionen aus seinem Schatze her. Einige Jahre später wurden noch andere Filial-Komtoire in mehrern Städten etablirt.

Bald nach dem Hubertsburger Frieden wurden in Berlin, Hamburg, Amsterdam und Kadix Kommanditen zur Beförderung des schlesischen Leinenhandels errichtet, bei denen der König mit 800,000 Thalern betheiligt war. Allein die Unternehmer fallirten zum Theil, die Gelder gingen verloren und das Mißtrauen des Königs wuchs. 1782 gründete er dennoch eine neue Kommandite in Hamburg, ohne davon erhebliche Früchte zu sehen.

Schon 1766 bildete sich in Berlin auch eine Gesellschaft zur Versorgung der Städte Berlin und Potsdam mit Brennholz: sie machte so lange gute Geschäfte, als die Umgebungen dieser Städte den Holzbedarf zu liefern vermochten. Als er später aus entfernteren Gegenden entnommen werden mußte, vertheuerten sich die Preise und 1785 übernahm der König die Holzlieferung für Berlin und Potsdam auf eigene Rechnung, indem er eine königliche Brennholz-Administration in Berlin errichtete, die bis zum Jahre 1809 bestand. Auch eine im Jahre 1766 auf Aktien in Berlin gegründete Nutzholzhandlung übernahm der König 1771 und übergab sie einer Haupt-Nutzholz-Administration, die ebenfalls bis zum Jahre 1809 bestand.

Den Getreide-Vertrieb nach dem Auslande begünstigte Friedrich ebenfalls, und namentlich oktroyirte er im Jahre 1770 in Magdeburg und Stettin Getreidehandels-Gesellschaften, die sich auf

Digitized by Google

Aktien gebildet hatten. Doch kam die letztere nicht zu Stande und die erstere löste sich 1786 wieder auf, nachdem ihr Dasein zu solchen Mißverständnissen Anlaß gegeben, daß der König unterm 12. Febr. 1770 öffentlich erklären ließ: wie diese zum allgemeinen Besten des Landes getroffenen Veranstaltungen keineswegs als ein Monopol anzusehen, der Getreidehandel vielmehr ganz frei sei, so daß einem Jeden nach Gutbefinden Theil zu nehmen frei und unbenommen bleibe.

Ein besonderes Interesse nahm Friedrich an der Fabrikthätigkeit Schlesiens und namentlich wollte er der Fabrikation leinener Damast-Waaren aufhelfen. Die für diesen Zweck erforderlichen Geldmittel sollten durch eine Handlungs-Kompagnie vermittelst 800 Aktien, jede von 50 Thalern, zusammengebracht werden. Den dadurch erlangten disponiblen Fonds von 40,000 Thalern wollte man zum Betriebe des Geschäfts benutzen. Dieser Handlungs-Gesellschaft ertheilte der König unterm 28. August 1772 ein Oktroy, nach welchem es 1) innerhalb 20 Jahren in Schlesien und der Grafschaft Glatz außer den einzelnen im Lande sich etablirenden Webern, welche auf eigne Rechnung die Fabrikation betrieben, Niemandem gestattet sein sollte, eine Leinen-Damast-Fabrik zu errichten; 2) war die Kompagnie von allen Abgaben und Ausfuhrzöllen in Rücksicht der durch sie zur Exportation gelangenden schlesischen Leinen-Damast-Waaren befreit: auch war ihr 3) eine Ausfuhr-Prämie von 6 Prozent, sowie die Aufrechthaltung des Einfuhr-Verbots aller ausländischen Waaren ähnlicher Art auf die Dauer von 20 Jahren zugesichert. Leider fanden in jener Zeit Aktien-Unternehmungen nicht den Anklang, dessen sie sich heut erfreuen; mit Mühe und Noth wurden 18,350 Thaler zusammengebracht und mit diesen geringen Mitteln 1776 das Unternehmen begonnen. Allein es hatte keinen Bestand; binnen zwei Jahren waren 10,000 Thaler Schulden gemacht, man gab, um sich nicht weiter zu verwickeln, die Sache in Privathände und es ist über deren weiteres Schicksal nichts bekannt *).

Von größerer Wichtigkeit als alle diese Anstalten wurde für den Staat die im Jahre 1772 gegründete Gesellschaft zum Betriebe des Handels mit Seesalz, und die der Seehandlungs-Societät. Schon 1774 ward die erstere mit der letztern vereinigt.

*) Schlesische Kronik 1838. S. 481.

Digitized by Google

Der Zweck war, unmittelbar und unter königlicher Flagge, von preußischen Häfen aus, die Häfen von Spanien und alle andern Plätze zu beschiffen, wo sich vernünftige und sichere Aussichten zu einem tüchtigen Gewinn von Aus- und Einfuhr für die preußischen Staaten vorfinden möchten. Der Fonds wurde durch 2400 Aktien à 500 Thaler zusammengebracht, von denen der König allein 2100 übernahm. Da die beiden ersten Dirigenten des Instituts, und namentlich der Minister v. Görne mit den Geldern desselben übel gewirthschaftet hatten, entstanden anfänglich Verluste, die eine neue Organisation des Instituts zur Folge hatten und seitdem verschwanden.

Aus diesen wenigen und dürftigen Umrissen läßt sich entnehmen, wie der König unablässig für das Wohl seines Landes bemüht war, und daß es nicht an ihm lag, wenn Manches mißglückte. Der arbeitenden Klasse kam er durch zahlreiche und große Bauten zu Hülfe. Wie alle große Männer, suchte auch er sein Andenken durch Werke der Baukunst zu verewigen. Er selbst hatte in diesem Fache sich schätzbare Kenntnisse gesammelt, daher es nicht leicht war, ihn zu befriedigen. Als seine Baumeister kennt man unter andern v. Knobelsdorf, Dieterichs, Boumann und v. Gontard; sie fielen allmählig sämmtlich in Ungnade, denn Friedrich wollte ihrem Rathe nicht überall folgen, wenn derselbe sich auch später als zweckmäßig bewährte. Außer den Prachtgebäuden, womit die Residenzen verschönert wurden, ließ er auch ganze Reihen neuer Bürgerhäuser anlegen; nur verdroß es ihn, daß die Bürger seine guten Absichten mehr oder weniger verkannten. In Potsdam baute er 1771 das große Militair-Waisenhaus von Steinen neu auf mit einem Kosten-Aufwande von 250,000 Thalern; 1774 wendete er auf ein Armenhaus, Lazareth und Hospital 21,000 Thaler; 1780 baute er die Gewehr-Fabrik. 1776 wurde das Berliner Kadettenhaus und die Bibliothek erbaut, 1778 gab er 100,000 Thaler zur Herstellung des Landarmenhauses in Kreuzburg. Die Summen, welche Friedrich auf öffentliche Bauten verwendete, sind überhaupt zu groß, als daß sie sich alle herzählen ließen, die gegebenen Beispiele mögen nur beweisen, daß der König in dieser Beziehung kein Geld schonte.

Die Anlagen in Sans-Souci kosten Millionen, wie man weiß, aber er erpreßte sie nicht, wie ein Ludwig XIV., von seinen Unterthanen, sondern bestritt sie aus seinen Ersparnissen. Keine

Digitized by Google

Kasse durfte mehr ausgeben, als der Etat besagte; waren die Fonds erschöpft, so mußte jede weitere Zahlung so lange verschoben werden, bis wieder Geld einkam. Einst zeigte der König dem Prinzen Friedrich von Braunschweig die Zimmer in seinem neuen Schlosse bei Sans-Souci, und als der Prinz sich wunderte, daß eins derselben noch nicht gehörig eingerichtet war, antwortete ihm der Monarch, daß er in dem jetzigen Jahre nichts darauf verwenden könne, weil in der dazu bestimmten Kasse die erforderlichen 4000 Thaler nicht vorräthig wären; und daß also erst im künftigen Jahre an die innere Vollendung dieses Zimmers zu denken sei.

Mit einer wahren Pietät hatte Friedrich sich dem Ausbau von Sans-Souci gewidmet. Dieser Name bezog sich anfänglich ohne Zweifel nicht sowohl auf das Lustschloß, als auf die Absicht des Königs, nach seinem Tode hier zu ruhen. Noch ehe der Grund zum Schlosse gelegt wurde, ließ er, im Jahre 1744, in aller Stille eine Gruft graben, deren Gewölbe mit Marmor bekleiden und eine ruhende Bildsäule der Flora darauf setzen. Diese Gruft, deren Dasein nur Wenigen bekannt war, hatte Friedrich später, von seinem Studir-Zimmer aus, beständig im Auge. Noch war das Schloß nicht vollendet, als er, in einem vertraulichen Augenblicke, dem Marquis d'Argens mittheilte, wie seine Absicht gewesen sei, hier sein Grab zu bauen. **Quand je serai là**, sagte er, **je serai sans souci!** Seine Absicht kam nicht zur Ausführung. — Der Grund zu dem Schlosse selbst, zu welchem Friedrich die Idee angab und Knobelsdorf die Zeichnung machte, wurde am 14. April 1745 gelegt; am 1. Mai 1747 weihte der König durch ein prächtiges Gastmahl und ein großes Konzert das Schloß ein, welches er seitdem lebenslang bewohnte. Wie er hier noch in seinen alten Tagen lebte, sieht man aus einer Schilderung des Ritters v. Zimmermann in dem Werke über die Einsamkeit: „Zu Sans-Souci, wo jener alte Kriegsgott seine Donnerkeile schmiedet und Werke seines Geistes für die Nachwelt schreibt, wo er sein Volk regiert, wie der beste Vater sein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringsten Bürgers und Landmannes liest und seinen Landen von allen Seiten mit erstaunlichen Geldsummen aufhilft, ohne irgend eine Erstattung zu verlangen, ohne irgend etwas dabei zu suchen, als das allgemeine Beste, und wo er in der

Digitized by Google

andern Dichter ist und Philosoph: herrscht weit umher eine Stille, in der man den leisesten Hauch von jedem sanften Winde hört. Ich bestieg diesen Hügel zum ersten Mal im Winter in der Abenddämmerung. Als ich des Welt-Erschütterers kleines Haus vor mir erblickte, schon nahe war an seinen Zimmern, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür; keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sei und was ich wolle? Ich sah nichts und ging frei und froh umher vor diesem kleinen und stillen Hause."

Musterhaft war die Ordnung, mit welcher der König seine Geschäfte verrichtete, seine Pflichten erfüllte, seine Vergnügungen genoß und die Forderungen der Natur befriedigte; aber noch weit bewundernswürdiger erscheint die Standhaftigkeit, mit welcher er dieser Ordnung lebenslang treu blieb. Von Jugend auf war er an eine weise Benutzung der Zeit gewöhnt. Viel Schlaf, sagte sein Vater, mache die Kinder dumm. Er mußte um 6 Uhr aufstehen, beten, und sich sofort nach soldatischer Weise reinigen und ankleiden. Nach seiner Thronbesteigung schrieb er an Voltaire: „Ich stehe um 4 Uhr auf, trinke bis 8 Uhr den Brunnen, schreibe bis 10, lasse bis Mittag Regimenter exerciren, schreibe bis 5 Uhr und erhole mich des Abends in guter Gesellschaft." Im Sommer stand er auch wohl — in seinen jüngern Jahren — um 3 Uhr auf, was jedem Andern, der den Schlaf liebte, wie er, ein nicht geringes Opfer gewesen wäre. Nachtmütze, Schlafrock und Pantoffeln kannte er nicht, vielmehr fuhr er sogleich in die Stiefeln. Am Tische sitzend, ließ er sich den Haarzopf machen und öffnete die Postsachen, die über Nacht eingegangen waren. Briefe, welche von vornehmen, oder sonst ihm bekannten Personen kamen, oder wichtig schienen, las und beantwortete er selbst; die übrigen gingen an die Kabinets-Räthe, um einen Auszug daraus zu fertigen und diesen dem Könige vorzulegen. Jetzt empfing dieser auch die Berichte seiner General-Adjutanten und ertheilte ihnen seine Befehle.

Bis um 8 Uhr waren diese Geschäfte abgemacht und der König ging in sein Schreibzimmer, wo er auch den Kaffee genoß. War dies geschehen, so griff er nach der Flöte und phantasirte, oder blies auswendig gelernte Stücke. Diese Zeit war jedoch nicht einzig dem Vergnügen geweiht, sondern der Monarch dachte dabei zugleich über allerlei Dinge nach und fand, von den

Digitized by Google

ſanften Tönen begeiſtert, oft während des Spiels die glücklichſten Gedanken, die folgereichſten Einfälle über Geſchäfte und Regierungsſachen, die ihm zu andern Zeiten entgangen wären. Zwiſchen 9 und 10 Uhr las er die von den Kabinets-Räthen gefertigten Auszüge, ließ die Kabinets-Räthe einzeln vor ſich und ertheilte ihnen die Reſolution auf die eingegangenen Sachen, welche ſie mit Bleiſtift wörtlich auf die Eingabe ſetzten. Hatte er ſie beurlaubt, ſo legte er die Uniform an. Zwiſchen 10 und 12 Uhr wurden die Parole ausgegeben, Familienbriefe geſchrieben, die Flöte wieder vorgenommen oder ein Spazier-Ritt gemacht. Mit dem Schlage 12, oft auch noch eine Viertelſtunde früher, ging es zur Tafel, die, wenn die Geſellſchaft ſehr intereſſant war, wohl bis 4 Uhr verlängert wurde. Dann ging es wieder eine halbe Stunde zu einem Buche oder zur Flöte, worauf die Kabinets-Räthe die ausgefertigten Reſolutionen zur Vollziehung ſchickten; denn alle Eingaben mußten noch denſelben Tag beantwortet werden, und nur, wenn Todes-Urtheile zu vollziehen waren, fand ein Aufſchub ſtatt. Oft fügte der König den Beſcheiden noch eine eigenhändige Nachſchrift bei; ein Beweis, daß er ſie nicht blos unterſchrieb, ſondern auch las. Dieſe Zuſätze enthielten oft beißende, oder ſonſt empfindliche Bemerkungen und Ausdrücke, auch wohl ſogenannte Naſen, und das General-Direktorium hatte, um dergleichen Zurechtweiſungen nicht unter das Publikum kommen zu laſſen, einen eignen Verſchluß dazu angelegt, der das Naſenſpinde hieß.

Friedrich herrſchte, im vollen Sinne des Worts, allein; doch bedurfte er dabei ſehr natürlich der Gehülfen, welchen er ſein Vertrauen ſchenken konnte und die daher oft ein Gegenſtand des Neides waren. Dieſe Männer waren ſeine General-Adjutanten und Kabinets-Räthe. Die Erſtern mußten ſich ganz dem Dienſte hingeben, wogegen ihre Stellung aber auch eine höchſt wichtige war. Durch die Hände der Letztern, die Friedrich oft ſeine Schreiber nannte, gingen ſämmtliche Civil-Angelegenheiten. Der König ſah hier nicht auf gelehrte Bildung, ſondern auf Rechtlichkeit und Treue. Ihre Stellung war ebenfalls bedeutend, aber auch ſchwierig, und manche nahmen die Gunſt ihres Monarchen nicht mit ins Grab.

Die Miniſter waren in der Regel vom perſönlichen Vortrage dispenſirt. Alles ging durch Schriftwechſel, der mit der

Digitized by Google

Entſcheidung des Königs ſchloß, welche ſie demnächſt auszuführen hatten. Selbſt die auswärtigen Angelegenheiten verhandelte Friedrich in der Regel unmittelbar mit den Geſandten, und es fielen die wichtigſten Dinge vor, von denen die Chefs des auswärtigen Departements keine direkte Kenntniß beſaßen. Alle Monate mußten übrigens die Provinzialbehörden einen Immediat-Zeitungsbericht einreichen, und darin über die wichtigeren Vorgänge in ihrem Bezirke Bericht abſtatten.

In Friedrichs Leben ging keine Stunde für ſein Land verloren. Ein Kalender, welcher beſtändig auf ſeinem Schreibtiſche lag, enthielt das Verzeichniß der täglich vorzunehmenden Geſchäfte, ſo weit ſich dieſe vorausbeſtimmen ließen; jede Veränderung wurde darin nachgetragen, keine neu hinzukommende Arbeit vergeſſen. Waren die Staats-Geſchäfte beſorgt, dann lebte Friedrich den Muſen der Geſchichte und Dichtkunſt oder gab ſich dem trauten Kreiſe der Freunde hin. In ſeinen ältern Jahren machte er, ſo viel die Witterung es zuließ, täglich einen Spazierritt oder doch einen Spaziergang in den weitläuftigen Gärten bei Potsdam. Zu Pferde, wie zu Fuß, trug er ſeinen berühmten Krückſtock; ein ſpaniſches Rohr, an welchem die Krücke von Gold und reich mit Diamanten beſetzt war. Nach ſeinem Tode ſtützte noch ſeine Wittwe ſich darauf, und jetzt befindet er ſich in der Kunſtkammer.

Friedrich hatte in den Jahren von 1763 bis 1783 ſeinen Unterthanen an außerordentlichen Geſchenken 40 Millionen Thaler gegeben. Die in dieſem Zeitraume aus dem Schutt der Verwüſtung neu entſtandenen Fabriken und Manufakturen, die tauſende urbar gemachten, jetzt mit Früchten aller Art bedeckten Morgen Landes, die hunderte neu errichteter Dörfer und wieder aufgebauter Städte, die durch die Hülfe des Königs wieder empor gekommenen Gutsbeſitzer, die Menge der den Bürgern und Bauern erbauten Häuſer, die tauſende von angeſiedelten Koloniſten-Familien, geben einen unwiderlegbaren Beweis, daß Friedrichs raſtloſes Streben für das Beſte ſeines Landes nicht ohne ſegensreiche Wirkung geweſen iſt.

Digitized by Google

Zwanzigster Abschnitt.

Friedrich, die Gesetzgebung und die Justiz.

Wenn mit verlornem Gleichgewichte
Der Themis Wage schwankt, ergrimmt die Zwietracht schreit,
Dann sorgt der Herrscher, daß nach Recht und Billigkeit
Man in der vorgeschrieb'nen Zeit
Den Rechtsstreit der Parteien schlichte.
Friedrich der Große.

Die Erhaltung der Gesetze, sagte Friedrich, war der einzige Grund, der die Menschen veranlaßte, sich Obere zu geben wie dies der wahre Ursprung der Souveränetät ist. Die Obrigkeit war der erste Diener des Staats. — Hätten andere Fürsten sich denselben Grundsatz zur Richtschnur ihrer Handlungen genommen, so gäbe es keine Revolutionen und man hätte das Bedürfniß nach Constitutionen nie gekannt. Es sind also überall nicht die Völker, sondern die Fürsten, die an der Nothwendigkeit gewaltsamer Staats-Veränderungen Schuld waren.

Jener Grundsatz bestimmte Friedrichs Maßregeln in Bezug auf die Justizpflege. Leider ist dieser Zweig der Verwaltung von der Art, daß er immer mangelhaft bleiben wird und dieser Uebelstand mußte namentlich in Friedrichs Zeitalter vorwalten. Er fand beim Antritte seiner Regierung kein allgemeines, in der Landessprache geschriebenes Gesetzbuch, sondern es galt das gemeine römische Recht, in lateinischer Sprache im corpus juris enthalten; neben diesem Rechte

Digitized by Google

bestanden eine Menge einzelner Verordnungen theils für den ganzen Staat, theils für einzelne Provinzen, Kreise und Orte, welche außerdem noch ihre besondern Gewohnheits-Rechte, Statuten und Observanzen hatten. Das gerichtliche Verfahren war fast in jeder Provinz verschieden und aus dem sogenannten gemeinen Prozesse entnommen, welcher von vielen Förmlichkeiten und von der oft willkührlichen Leitung der Advokaten abhing.

Im Anfange seiner Regierung durch Kriege verhindert, konnte Friedrich zunächst nur die gröbsten Mißbräuche abschaffen. Wir haben seiner ersten Schritte bereits Seite 46. gedacht und holen hier nur nach, wie er im Großen für die Verbesserung der Gesetzgebung und Rechtspflege gewirkt. „Ein vollkommenes Gesetzbuch," sagte der König, „wäre in dem, was die Staats-Klugheit der Regierung betrifft, das Meisterstück des menschlichen Verstandes. Man müßte darin Einheit des Plans, und so genaue, verhältnißmäßige Regeln finden, daß ein darnach regierter Staat einer Uhr gliche, in der alle Triebräder nur einen Zweck haben; ferner erfordert es die tiefste Kenntniß von dem menschlichen Herzen und von dem Geiste der Nation; die Strafen müßten gemäßigt sein, so daß sie die guten Sitten erhielten, aber weder zu gelinde, noch zu strenge wären. So deutliche und bestimmte Verordnungen gäben dann nie Anlaß zu Streitigkeiten und beständen in einer auserlesenen Wahl des Besten aus allen Civil-Gesetzen, welches sinnreich und einfach auf die Gebräuche der Nation angewendet würde. Alles wäre vorausgesehen, Alles kombinirt und Nichts einer Schwierigkeit unterworfen. Doch etwas Vollkommenes gehört nicht in das Gebiet der Menschheit. — Die Nationen hätten Ursache zufrieden zu sein, wenn die Gesetzgeber in Ansehung ihrer eben die Gesinnungen annähmen, wie jene Hausväter sie hatten, die zuerst Gesetze gaben. Diese liebten ihre Kinder, und die Vorschriften, die sie denselben ertheilten, hatten nur das Glück ihrer Familie zum Gegenstande."

Friedrich fand, was die Verbesserung der Justiz betraf, in Cocceji den Mann, der seine Pläne in Ausführung zu bringen verstand. Schon im März 1743 befahl er diesem Minister, dahin zu sehen, daß die Prozesse fernerhin ohne Chikanen, nach wahrem Rechte und ohne Ansehen der Person abgemacht würden. Im Januar 1745 wurde der Befehl erneuert, die Prozesse zu beschleunigen und die Justiz auf einen achtbaren Fuß zu bringen, und als der König auch davon

Digitized by Google

keine rechte Frucht ſahe, erklärte er im Jahre 1746, nachdem der Dresdener Frieden ihm von außen Ruhe verſchafft, daß er ſelbſt mehr als je zum Rechten ſehen werde. Die Reform begann nun wirklich, und zwar zuerſt in Pommern, wo Cocceji in Zeit von 8 Monaten an 2400 alte Prozeſſe abthat, und darauf, nach einem vom Könige ausgearbeiteten Plan, ſich an das Werk machte, eine Prozeß-Ordnung für Pommern zu ſchaffen, die denn auch in dem Projekt des codicis Fridericiani Pomeranici zu Stande kam, und, nachdem ſie ſich bewährt, im folgenden Jahre auch in der Mark und ſodann in allen übrigen Provinzen eingeführt wurde. Cocceji wurde für ſeine Anſtrengungen mit Gnade überhäuft. Der König machte ihn 1747 zum Großkanzler, gab ihm den ſchwarzen Adler-Orden und erhob ihn in den Freiherrn-Stand. Der Prozeß-Ordnung ſollte ein Landrecht für die ſämmtlichen preußiſchen Staaten folgen und wirklich erſchien 1749 Cocceji's Entwurf deſſelben unter dem Titel Corpus juris Fridericiani. Allein es fand ſich, daß ein Werk von ſolchem Umfange nicht ſo ſchnell in gediegener Weiſe herzuſtellen ſei, und das Projekt des Geſetzbuchs blieb daher vor der Hand nur — ein Projekt; ein Uebelſtand, der gewiß dem Könige nicht zur Laſt zu legen iſt. Die Prozeß-Ordnung war allein ſchon ein ſo großer Gewinn, daß Friedrich über deren Herſtellung eine Denkmünze prägen ließ und ſie dem Großkanzler überſandte. Auch ſchenkte er ihm mehrere Güter in Pommern und ließ, als er 1755 geſtorben war, ſein Bruſtbild aus Marmor im Kammergerichts-Gebäude aufſtellen.

Gewiß war Friedrich nicht der Mann, der ſich von ſeinen Behörden die Hände binden ließ; aber ſo groß war ſeine Achtung vor einer guten Juſtiz, daß er in der gedachten Prozeß-Ordnung im Voraus auf alle Machtſprüche verzichtete und anordnete, jeden ſeiner Befehle, welcher einen Eingriff in die Rechtspflege oder auch nur in den geſetzlichen Gang derſelben enthalten möchte, für erſchlichen und nichtig anzuſehen. Ein großes Zeichen der Zeit; denn einen Fürſten, der ſich von freien Stücken ſelbſt unter das Geſetz ſtellte, kannte man in Deutſchland noch nicht. Kein Wunder, daß die Juſtiz-Reform auch in den Nachbarländern angeregt wurde.

Immer wachte Friedrich auf Abſtellung alter barbariſcher Mißbräuche. So befahl er 1750, daß Diebſtähle und andere Verbrechen, die blos aus Unbeſonnenheit, Armuth und ähnlichen Veranlaſſungen begangen würden, nicht mit der Härte des ſchuldbaren Verbrechens

Digitized by Google

bestraft werden sollten. Als man ihm 1753 ein Urtel einsendete, wodurch ein Wilddieb zu 6jähriger Festungs-Arbeit verurtheilt wurde, erklärte er, wie er diese Strafe ganz unverhältnißmäßig finde, da ein Beamter, der seine Kasse bestohlen, sich weit schwerer vergangen und doch nur 1 Jahr Festungs-Arrest verwirkt habe.

Die obengedachte Gerichts-Ordnung, wiewohl sie durch einen Anhang vom Jahre 1761 verbessert wurde, entsprach doch mit der Zeit ihrem Zwecke nicht, daher Friedrich durch eine berühmt gewordene Kabinets-Ordre vom 14. April 1780 eine totale Justiz-Reform anordnete und eine Gesetz-Kommission einsetzte, welche ein neues Gesetzbuch und eine neue Gerichts-Ordnung anfertigen sollte. Diese Kommission arbeitete zuerst unter dem Vorsitze des Großkanzlers Grafen v. Carmer eine Prozeß-Ordnung aus, welche 1781 (Corpus juris Fridericianum 1stes Buch) erschien und bis zum Jahre 1793 galt, wo die jetzige allgemeine Prozeß-Ordnung eingeführt wurde. Sodann schritt sie zu einem materiellen Gesetzbuche, wovon jedoch der Entwurf erst in den Jahren 1784 bis 1789 zu Stande kam, so daß der König denselben nicht ins Leben treten sah. Nur eine Depositat-Ordnung (1783) und eine Hypotheken-Ordnung (1784) wurden zu seiner Lebenszeit noch emanirt.

Am meisten verdroß es den König, wenn er seine oft erlassenen Mandate, daß Jedermann sich einer pünktlichen und gerechten Rechtspflege zu erfreuen haben sollte, umgangen oder verhöhnt sah. In dieser Beziehung hat der Prozeß des Müller Arnold ein welthistorisches Interesse. Friedrich ist darüber lange verkannt worden; Sietze*) hat jedoch seine Ehre gerettet und nachgewiesen, daß ein Eingriff in die Rechtspflege keinesweges stattgefunden habe, wie denn ein solcher durchaus nicht in der Absicht des Monarchen gelegen haben kann, da er alle Machtsprüche verpönt hatte.

„Durch die damaligen Gesetze selbst," sagt der gedachte Schriftsteller, „hatte sich der König die Stellung des obersten Richters über alle Justizbehörden gegeben, so daß er sich vorbehalten, nicht nur die Richter, welche der Ungerechtigkeit beschuldigt würden, darüber zu hören und zu vernehmen, sondern auch sie

*) Ausübung oberstrichterlicher Gewalt des Staats, und Kabinets-Justiz in wesentlicher Differenz dargestellt. Potsdam 1835.

Digitized by Google

nach Beschaffenheit der Umstände mit Leibes- oder gar mit Lebensstrafe zu belegen. Es sollte dabei kein Unterschied gemacht werden, ob Ungerechtigkeiten durch Bestechung bewirkt, oder aus Animosität hervorgegangen; falls dieselben aber durch Ignoranz veranlaßt wären, sollten sie mit Entlassung und mit Ersatz der Prozeßkosten bestraft werden. Es lag ferner in der Verfassung, daß die Prozesse von Untergerichten von dem Richter von Amtswegen geleitet, und die Parteien hierbei gehörig angewiesen werden mußten, was sie zu beweisen hätten, um zum Rechte zu gelangen. Besonders durch Uebersehen dieser beiden Hauptpunkte hat man sich zu dem Schlusse verleiten lassen, als ob Friedrich die Richter bestraft habe, weil sie den Prozeß nicht richtig entschieden, der in Folge seines Befehls, den Müller klaglos zu stellen, erst eingeleitet worden, nachdem der Müller sich bereits beschwert hatte. Der Wahrheit gemäß ist aber, daß der Monarch die Richter strafte, weil sie nichts gethan hatten, die Fehler zu verbessern, die bereits in einem früheren Prozeß begangen, und zu deren Abhülfe die Gerichte von dem Monarchen ausdrücklich aufgefordert waren. Durch diesen falschen Schluß ist fast in allen Berichten der Blick von dem früheren Prozeß abgelenkt und die Frage ganz umgangen, ob die Gerichte nicht ein wesentliches Interesse gehabt, zur Verbergung der Fehler des früheren Prozesses, später einen Prozeß einzuleiten, der weder nothwendig, noch von dem Monarchen gewollt war."

Der Müller Arnold hatte von seinem Vater im Jahre 1762 die sogenannte Krebsmühle zu Pomerzig in der Neumark durch einen sogenannten Erbkauf-Kontrakt an sich gebracht, den der Patrimonial-Richter des Guts, Hoffiskal Schlecker, aufgenommen. Der Grenz-Nachbar seines Grundherrn, von Gersdorf auf Kay, leitete mehrere Jahre später durch eine neugebaute Schleuse aus dem Mühlenfließ einen Theil des Wassers hinweg und in einen oberhalb der Mühle befindlichen, auf Kay'schem Grunde liegenden Teich, der bis dahin in solcher Art nicht bewässert worden war. Arnold blieb nun seit Ostern 1773 seinem Grundherrn, dem Grafen v. Schmettau, die sämmtlichen Abgaben schuldig und wurde deshalb bei dem Patrimonial-Richter Schlecker verklagt. Er weigerte sich der Zahlung unter der Behauptung, daß ihm das Mahlwasser durch den v. Gersdorf entzogen werde, stellte auch seiner Seits wider den Grafen Schmettau bei dem Obergericht (der Neumärkschen Regierung zu

Digitized by Google

Küſtrin) Klage an, daß derſelbe, weil er die Anlegung des nachbarlichen Teichs geſtattet, ihm den dadurch erlittenen Schaden erſetze und die Zuwerfung des Teichs bewirke. Beide Prozeſſe gingen für den Arnold verloren; er wurde ausgepfändet und die Mühle ſollte meiſtbietend verkauft werden. Auf ſeinen Einwand des Waſſermangels nahm man keine Rückſicht, unterſuchte auch nicht, ob der Nachbar durch ſeinen Teich der Mühle wirklich das Waſſer entzogen habe. Die Richter gaben als Grund der Verurtheilung blos an, „daß der Grundherr an der Ableitung des Waſſers nicht ſchuld und der Arnold Eigenthümer ſeiner Mühle ſei," während er doch in der That nur Erb-Pächter war. Das Prozeß-Verfahren war ſonach in aller und jeder Hinſicht mangelhaft. Die Mühle ließ der v. Gersdorf durch eine dritte Perſon, den Land-Einnehmer Kuppiſch, für ſich kaufen; vier Wochen ſpäter übernahm er ſie in Folge einer von dem Kuppiſch ausgeſtellten Abtretungs-Urkunde und verkaufte ſie, mit einem Gewinn von 200 Thalern an eine Wittwe Bölicke. Arnold war ein Bettler, während v. Gersdorf ſich mit ſeiner Mühle bereicherte!

Arnold beſchwerte ſich und griff das Prozeß-Verfahren, namentlich aber das Benehmen des Hoffiskal Schlecker in dieſer Sache an. Er fand aber nirgend Gehör, wie es denn ein noch heute nicht ausgerotteter Mißbrauch iſt, daß die höhere Behörde ſich immer auf den Bericht der angeklagten Unterbehörde verläßt, während doch dieſer Bericht nothwendig nicht anders als parteiiſch ſein kann. Es hieß, da in der Sache rechtskräftig erkannt ſei, ſo könne darin nichts mehr geſchehen; daran, daß als letztes Auskunftsmittel noch die Nullitäts-Klage zuläſſig ſei, dachte Niemand. In dieſer Noth wendeten ſich die Arnoldſchen Eheleute zu wiederholten Malen an den König und erregten endlich die Aufmerkſamkeit des letztern, der ſich von ihrer Sache näher unterrichtete. Wohl wiſſend, daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushackt, übertrug Friedrich die vorläufige Unterſuchung der Thatſache, ob dem Müller das Waſſer entzogen ſei, einem Offizier, dem Oberſten v. Heucking, und befahl zugleich der Neumärkſchen Regierung, dieſem ihrer Seits einen Civil-Kommiſſarius beizugeſellen. Dieſes war der Regierungsrath Neumann, wahrſcheinlich daſſelbe Mitglied des Kollegii, das die Sache zu bearbeiten gehabt und ſo ſchlecht bearbeitet hatte.

Sietze weiſet nach, daß v. Heucking ſich ſeines Auftrages als Mann von Ehre entledigte und ſeinen Bericht erſt nach eigener

Digitized by Google

Anſicht des Orts und unparteiiſcher Erkundigung abſtattete. Dieſer Bericht ging dahin, daß der Teich der Mühle ſchädlich ſei. Der König befahl hierauf dem Juſtiz-Departement: „dem Arnold Gerechtigkeit wiederfahren und ihm promte Juſtiz angedeihen zu laſſen, damit ſeinen Beſchwerden gänzlich abgeholfen und derſelbe ohne Anſtand klaglos geſtellt werde.“ Inzwiſchen erſtattete auch die Regierung ihren Bericht an den König, worin ſie des Militair-Kommiſſarius gar nicht einmal gedachte, ſondern mit gewöhnlichem Vornehmthun behauptete, daß die Mühle gehe und Waſſer genug habe. Hierauf erhielt ſie folgende Kabinets-Ordre: „Se. Majeſtät laſſen Dero Neumärkſchen Regierung hierdurch Dero äußerſtes Mißfallen, und zugleich zu erkennen geben, daß ſie nicht einen Schuß Pulver da nutze ſind. Hätten ſie die Sache ſelbſt beſſer und gründlicher unterſucht und nach Recht und Billigkeit abgemacht, ſo hätten Höchſtdieſelben nicht nöthig gehabt, andere Leute dahin zu ſchicken. Es iſt ja wider alle geſunde Vernunft in der Sache zu Werke gegangen: denn, nimmt man dem Müller das Waſſer weg zum Karpfenteich, und er kann nicht mahlen, ſo kann er ja auch nicht ſeine Abgaben entrichten, ſondern er muß vielmehr Vergütigung haben. Statt deſſen iſt mit dem Arnold auf eine ſo harte und höchſt ungerechte Weiſe verfahren, und er und ſeine Frau nicht nur geprügelt und in harte Gefängniſſe geworfen, ſondern überdem den Leuten alles Ihrige weggenommen worden. Das iſt ja nicht zu verantworten. Se. M. werden ſie (die Mitglieder der Regierung) alle zum Teufel jagen und Andere dahin ſetzen, denn ſie ſind nicht das Brot werth. Vor jetzt aber wird der Regierung hierdurch auf das nachdrücklichſte anbefohlen, die Sache mit dem Arnold ſogleich in Ordnung zu bringen, ihn ſofort gänzlich klaglos zu ſtellen und allen ſeinen Beſchwerden ohne den mindeſten Anſtand abzuhelfen, wonach ſie ſich alſo stricte zu achten hat.“

Abermals erhielt nun Neumann den Auftrag, ſich an Ort und Stelle zu verfügen, ſämmtliche Beſchwerden des Arnold zum End-Urtheil einzuleiten, beſonders auch mit Zuziehung eines Sachverſtändigen gründlich auszumitteln, ob der Mühle das Waſſer wirklich genommen werde. Man kann leicht denken, in welchem Sinne Neumann die Sache nothwendig betreiben mußte; denn fielen ſeine Ermittelungen zu Gunſten des Müllers aus, ſo müßte er ſich ſelbſt in Bezug auf die früheren Verhandlungen der gröbſten Fahr-

Digitized by Google

läſſigkeit beſchuldigen. Um ſich doch den Schein zu geben, als ob Arnold einen rechtsverſtändigen Beiſtand habe, beſtellte man ihm einen Armen-Advokaten — das ſchofelſte Subject, welches ſich auftreiben ließ. v. Gersdorf wurde als alleiniger Verklagter betrachtet. Als Sachverſtändigen zog Neumann den Teich-Inſpektor Schade zu, welcher ebenfalls die Meinung ausſprach, daß der Teich dem Müller, wenigſtens in trockener Jahreszeit, das Waſſer nehme. Acht Zeugen ſprachen in ähnlichem Sinne für den Arnold; v. Gersdorf ſtellte dagegen fünf Zeugen auf, die zum Theil bei der Sache ein Intereſſe hatten.

Bei dem nun ergehenden Urtel der Regierung zu Küſtrin drang doch wieder die Meinung des Neumann durch; Arnold wurde mit ſeinem Anſpruche gegen den v. Gersdorf abgewieſen und nur wegen einiger Gegenſtände, die man ihm bei dem Verkauf der Mühle entzogen, ſprach man ihm 44 Thaler zu. An das Juſtiz-Departement wurde ein Bericht erſtattet, der unter andern die Beſchuldigung enthielt, daß der Oberſt v. Heucking die Sache nicht gründlich unterſucht habe.

Arnold appellirte und wandte ſich gleichzeitig wieder an den König, der dem Kammergericht befahl, die Sache ſchleunigſt abzumachen und ihm von deren Ausfall Bericht zu erſtatten. Zum Referenten ernannte der Präſident den Kammergerichts-Rath Ransleben, auf deſſen Vortrag das erſte Urtel bis auf einen Punkt wegen des Kornes, welches man den Arnoldſchen Eheleuten bei dem Verkauf der Mühle mit weggenommen hatte, und welches v. Gersdorf erſtatten ſollte, beſtätigte. Dem Könige zeigte man vornehmer Weiſe nur kurz an, daß die Sache erledigt und das Urtel zur Publikation nach Küſtrin geſendet ſei. Eine Abſchrift des Urtels fügte man nicht bei.

Friedrich ließ ſich damit nicht abſpeiſen, als er jedoch nochmals ſchriftlich bei dem Präſidenten nach den Gründen des Erkenntniſſes anfragte, ſoll jener ſich ausgelaſſen haben: „Wir haben ſo erkannt, und dies muß genügen, denn im Codice Fridericiano ſteht, daß der Richter ſich an Kabinets-Ordres nicht kehren ſoll.“

Der König forderte hierauf den Präſidenten des Kammergerichts, Staats-Miniſter v. Dörnberg, vor ſich, der ſich jedoch durch Krankheit entſchuldigte. Hierauf ließ er von ihm das Erkenntniß einfordern und den Groß-Kanzler v. Fürſt nebſt den drei Räthen,

Digitized by Google

welche das Urtel abgefaßt hatten, zu sich bescheiden. Der Präsident des Appellations-Senats bestimmte dazu den Referenten und zwei andere Räthe, welche an dem Votiren Theil genommen hatten. Friedrich nahm über die Konferenz in eigner Person eine Verhandlung auf. Indem er sich lediglich an die Hauptsache hielt, stellte er den Erschienenen nur die Fragen:

„Ist es gerecht, ein Urtheil gegen einen Bauer zu sprechen, dem der Pflug und Alles genommen?" — Antwort der Räthe: Nein!

„Ist es gerecht, einem Müller, dem das Mahlwasser entzogen ist, die Mühle zu nehmen, weil er keinen Pacht bezahlt hat?" — Antwort der Räthe: Nein!

„Hier ist aber nun ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser zu haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen. Und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage, und im späten Herbst noch 14 Tage mahlen kann. Dennoch wird prätendirt, der Müller solle seine Zinsen nach wie vor geben, weil er die Einnahme nicht hat. Was thut die Küstrinsche Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt. Und das hiesige Kammergerichts-Tribunal approbirt solches. Das ist höchst ungerecht und Sr. königlichen Majestät landesväterlichen Intention ganz und gar entgegen."

Bei dieser Verhandlung hielt der Monarch das Urtel, welches nach damaligem Gebrauch in seinem Namen abgefaßt war, in seiner Hand. Mehrmals schlug er zornig darauf und sagte: „Meinen Namen cruel gemißbraucht!" Der Groß-Kanzler fiel ihm einmal ins Wort, und wurde darauf mit der Aeußerung entlassen, daß seine Stelle anderweit besetzt sei. Die Räthe gingen zum Stadt-Gefängnisse und auch die vier ersten Räthe der Neumärkschen Regierung, nebst dem Fiskal, der an dieser Ungerechtigkeit Theil genommen, wurden gefänglich eingezogen. Das Kriminal-Departement erhielt den Befehl, nach der Schärfe der Gesetze verfahren und zum mindesten auf Kassation und Festungs-Arrest erkennen zu lassen, damit ein Exempel statuirt werde. Der Präsident der Neumärkschen Regierung wurde seines Postens sofort entsetzt. Die Räthe

Digitized by Google

und der Fiskal sollten schließlich für das Kaufgeld der Mühle und den Schaden des Müllers aufkommen; der letztere sollte sofort wieder eingesetzt werden, und der v. Gersdorf demselben entweder eine Windmühle bauen, um ihm seinen bisherigen Verdienst zu gewähren, oder dem Arnold das volle Wasser lassen.

Die Untersuchung bei dem Kriminal-Kollegium (ersten Senate des Kammergerichts) ging vor sich und wurde, wie Sietze ausführt, eben so mangelhaft als merkwürdig geführt. Die Meinung des Gerichts lief schließlich darauf hinaus: daß keinem der angeschuldigten Richter ein Verbrechen oder etwas Sträfliches zur Last zu legen sei, daß aber, wenn ja eine, durch keine Gesetze für strafbar erklärte irrige Einsicht oder Beurtheilung der Sache, welche jedoch anzunehmen noch kein Grund vorhanden, in der dritten Prozeß-Instanz, als welche in dieser Sache rechtlich noch offen, erfindlich sein sollte, Se. K. M. der gemeinen menschlichen Schwachheit solches in Gnaden zu übersehen geruhen möchten. Dabei wurde die Bitte ausgesprochen, daß der König, im Fall etwaniger Zweifel über die Richtigkeit der Anzeigen und Beurtheilung des Kollegii, diese, mehrentheils einen Civil-Prozeß betreffende Sache dem Geheimen Ober-Tribunal zur weitern Entscheidung zufertigen lassen möge.

Der König schrieb dem Kriminal-Minister auf dessen Bericht: „Es ist mir Euer Bericht zwar zugekommen, aber meint Ihr denn, daß ich Eure Advokaten-Streiche nicht kenne? und daß ich nicht weiß, wie man eine üble Sache verbessern und durch Hyperbolen vergrößern und verkleinern kann, wie man es à propos findet? Das Feder-Zeug versteht nichts. Wenn Soldaten was untersuchen und dazu Ordre kriegen, so gehen sie den geraden Weg und auf den Grund der Sache, und da wissen sie denn immer ein Haufen dran auszusetzen. Allein Ihr könnet das nur gewiß sein, daß ich einem ehrlichen Officier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube, als alle Eure Advokaten und Rechte. Also wollet Ihr hierin nicht nach meiner Ordre gehen, so nehme ich einen Andern an Eure Stelle, denn davon gehe ich nicht ab. Also dürft Ihr das nur sagen. Ich sehe wohl, daß sie sich fürchten und nicht gern wollen, daß welche bestraft werden. Und müsset Ihr nur wissen, daß Euer miserabler Styl, so Ihr da anbringet, nicht den mindesten Eindruck auf mich macht. Hiernach nun könnet Ihr Euch richten und nur sagen, ob Ihr nach meiner Ordre gehen wollet; denn davon gehe ich keinesweges ab."

Digitized by Google

Eigenhändig fügte der König noch hinzu: „Der Herr wird mir nichts weiß machen. Ich kenne alle Advokaten-Streiche und lasse mich nicht verblenden. Hier ist ein Exempel nöthig, weil die Kanaillen enorm von meinem Namen Mißbrauch haben, um gewaltige und unerhörte Ungerechtigkeiten auszuüben. Ein Justitiarius, der chikaniren thut, muß härter als ein Straßen-Räuber bestraft werden. Denn man vertraut sich an dem Erstern, und vor Letzterem kann man sich hüten."

Jetzt erst überreichte der Minister dem Könige das Gutachten des Kriminal-Senats mit den Akten, indem er schrieb: „Ich habe Ew. K. M. Gnade jederzeit als das größte Glück meines Lebens vor Augen gehabt und mich eifrigst bemüht, solche zu verdienen; ich würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Ueberzeugung vornehmen könnte. Aus den von mir und auch vom Kriminal-Senate angezeigten Gründen werden Ew. K. M. zu erwägen geruhen, daß ich außer Stande bin, ein kondemnatorisches Urtheil wider die in der Arnoldschen Sache arretirten Justizbedienten abzufassen."

Am folgenden Tage (1. Jan. 1780) erfolgte die berühmte Entscheidung des Königs: „Mein lieber Etats-Minister, Freiherr v. Zedlitz! Es befremdet mich sehr, aus Eurem Schreiben vom gestrigen Dato zu ersehen, daß Ihr Euch weigert, wider die in der Arnoldschen Sache arretirte Justizbedienten, meiner Ordre gemäß ein Urtheil abzufassen. Wenn sie also nicht sprechen wollen, so thu Ich es und spreche das Urtel nachstehendermaßen:

„Erstlich soll der Küstrinsche Regierungs-Rath Scheibler, welcher nach dem Gutachten des Kriminal-Kollegii einer entgegengesetzten Meinung gewesen und dahin votirt hat, daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtigt sei, und daß daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchirt werden müsse, des Arrests entlassen sein und auf seinen Posten nach Küstrin zurückgehen."

„Desgleichen soll auch der Kammergerichts-Rath Ransleben, welcher nach dem Inhalt des Gutachtens bei der Sache sich alle Mühe gegeben, um alle vorkommende Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasser-Verhältnisses und der vorgegebenen Schädlichkeit des Teichs mit einer ganz sichtbaren Unpartheilichkeit vorgetragen hat, ebenfalls des Arrests entlassen werden."

Digitized by Google

„Was hingegen zweitens die andern arretirten Justizbedienten sind, so werden solche hiermit kassirt und zum einjährigen Festungs-Arrest kondemnirt."

„Ueberdem sollen sie den Werth der Arnoldschen Mühle sowohl, als auch ihm selbst allen seinen gehabten Verlust und Schaden, der ihm bei dieser Sache verursacht worden, nach der von der Neumärkschen Kammer davon anzufertigenden Taxe, aus ihren eigenen Mitteln bezahlen und solchergestalt drittens der Müller Arnold völlig in integrum restituirt werden."

„Hiernach nun muß alles weiter Erforderliche sofort ausgefertigt und zu meiner Vollziehung eingereicht werden. Welches also ohne Anstand Ihr besorgen werdet. Uebrigens will ich Euch noch sagen, wie es mir lieb ist, daß ich Euch bei dieser Gelegenheit so kennen lernen, und werde nun schon sehen, was ich weiter mit Euch mache. Wonach Ihr Euch also richten könnt, und bin ich sonsten Euer wohl affektionirter König." Eigenhändig war noch (in Bezug auf das Kriminal-Gutachten) darunter gesetzt: „Ficfaquereien bei den Herren, weiter nichts."

Die Verurtheilten gingen nach Spandau und auch der Schaden-Ersatz wurde geleistet, jedoch nicht ohne neue Umgehungen des königlichen Willens. Unglaubliches Aufsehen machte diese Sache in der Welt und Friedrichs Justiz wurde durch ganz Europa gepriesen. Die Folge war, daß Schaaren von Bauern, die durch die Justiz an den Bettelstab gerathen waren, sich um das Schloß in Berlin lagerten. Vielen von ihnen mochte es übler ergangen sein, als dem Müller, aber der König vermied es, ferner in ähnlicher Weise einzuschreiten. Am Rande des Grabes stehend, erkannte er, daß eine vollendete Gerechtigkeit auf Erden ein Phantom sei und daß man der göttlichen Gerechtigkeit auch einen Theil des Strafamts überlassen müsse.

Kaum hatte er die Augen geschlossen, als die Verurtheilten eine Revision ihres Prozesses nachsuchten. Friedrich Wilhelm II. bewilligte sie, man legte das oben gedachte Kriminal-Gutachten der Entscheidung zum Grunde und fand, daß die Bestraften unschuldig seien. Arnold wäre in seine alte schlimme Lage zurück versetzt worden, wenn nicht der König seine Entschädigung aus Staatskassen befohlen hätte.

Digitized by Google

Einundzwanzigster Abschnitt.

Die erste Theilung von Polen. Der baiersche Erbfolge-Streit. Der Fürstenbund.

O theurer Name: Vaterland! Mein Herz,
Mein trauernd Herz gelebt und opfert dir
In deiner Noth den matten Ueberrest
Von meinem unglücksvollen Leben gern.
Friedrich der Große.

Friedrichs nächster Zweck nach dem Hubertsburger Frieden war zwar das innere Wiederaufblühen seines Landes; dies hinderte ihn jedoch nicht, den nach außen erlangten Einfluß zu behaupten und an den politischen Ereignissen Europa's einen thätigen und kräftigen Antheil zu nehmen. Und damit er nicht auch im Frieden, wie früher im Kriege ganz vereinzelt dastehe, während Oestreich an dem einmal geschlossenen Bunde mit Sachsen und Frankreich festhielt, suchte er sich dem russischen Hofe anzuschließen. Oestreich legte ihm hierbei zwar Hindernisse in den Weg, weil es Ursache hatte, eine solche Verbindung nicht gern zu sehen, doch vermochte es diese letztere nicht zu hintertreiben. August III., König von Polen, war im Jahre 1763 mit Tode abgegangen, sein Sohn folgte ihm bald darauf ins Grab und nur ein minderjähriger Enkel, den die Polen nicht wieder wählen konnten, blieb übrig. Die Kaiserin Katharina wollte dies benutzen, um ihren Liebling Stanislaus Poniatowski auf den polnischen Thron zu erheben. Friedrich unterstützte sie dabei und erregte dadurch

Digitized by Google

eine solche Vorliebe für sich bei der russischen Herrscherin, daß sie den Anträgen seiner Gesandten gern Gehör gab und, allen Bemühungen Oestreichs zuwider, mit Preußen am 11. April 1764 ein Schutz- und Trutzbündniß schloß. Beide Mächte verbürgten sich darin gegenseitig ihre Staaten, und versprachen, im Fall eines Angriffs, sich mit 12000 Mann Truppen oder jährlich 480,000 Thaler Hülfsgeldern zu unterstützen. In einem geheimen Artikel war gemeinschaftlicher Widerstand verabredet, falls die Polen ihre Verfassung monarchischer, oder die Königs-Würde erblich machen wollten. Die Folge dieses Bündnisses und der darauf getroffenen Maßregeln war die Wahl Poniatowski's zum Könige von Polen.

Katharina mischte sich von nun an in die inneren Angelegenheiten dieses Landes und dies verdroß einen Theil des Adels so sehr, daß sich im Mai 1768 zu Bar eine Konföderation bildete, die dem neuen Könige seine Krone und den von Rußland begünstigten Dissidenten ihre Rechte wieder entreißen wollte. Durch die Ränke des französischen Ministers v. Choiseul zum Widerstande entflammt, griffen die Insurgenten die russischen Truppen an, wurden aber allenthalben geschlagen und zuletzt auf das türkische Gebiet verfolgt, bei welcher Gelegenheit die Stadt Balta in Brand gerieth. Dies benutzte Choiseul, um die Pforte gegen Rußland in Harnisch zu bringen; sie erklärte der Kaiserin den Krieg, eröffnete jedoch die Feindseligkeiten erst im Frühjahre des folgenden Jahres (1769). Rußland gewann dadurch hinlänglich Zeit, sich zu rüsten und konnte den Türken mit einem Nachdruck entgegentreten, daß sie im Feldzuge von 1770 die Moldau und die Wallachei verloren.

Preußen hatte bei diesem Kriege, der eingegangenen Allianz zufolge, die Hülfsgelder für das erste Jahr gezahlt, wurde jedoch bei den großen Erfolgen der russischen Waffen besorgt, daß dieser ohnehin furchtbare Staat zu mächtig werden und ihm dereinst selbst Gesetze vorschreiben möchte. Gleiche Besorgnisse wurden am Wiener Hofe rege, und dies hatte zur Folge, daß Maria Theresia ihren Haß gegen Friedrich zügelte und sich ihm zu nähern suchte. Joseph II. stattete dem Könige zu Neiße einen Besuch ab, welchen Friedrich im folgenden Jahre im Lager bei Mährisch-Neustadt erwiederte. Man überbot sich dabei in gegenseitigen Artigkeiten. Während der zweiten Zusammenkunft traf ein Eilbote aus Konstantinopel mit der Bitte ein, daß Preußen und Oestreich die Vermittelung des

Digitized by Google

Friedens zwischen der Pforte und Rußland übernehmen möchten. Dies geschah, jedoch ohne Erfolg, weil Katharina ihre Forderungen zu hoch spannte. Schon drohte ein allgemeiner Krieg auszubrechen, als die Sache plötzlich eine andere Wendung nahm.

Der Prinz Heinrich, Bruder des Königs, kam nämlich im Oktober 1770 nach Petersburg und erwarb sich durch sein geschicktes Benehmen das ganze Vertrauen der Kaiserin. Unwillig über die Anmaßungen Oestreichs, welches Truppen nach Polen geschickt hatte, äußerte Katharina einst: wenn der Wiener Hof Polen zersplittern wolle, so hätten die andern Nachbarn ein Recht, dasselbe zu thun. Heinrich faßte diesen Gedanken, der ihm alle Schwierigkeiten zu lösen schien, auf, und theilte ihn, mit Zustimmung der Kaiserin, seinem Bruder mit, dem er eben so annehmlich schien. Man unterhandelte weiter über die Sache und das Resultat dieser Unterhandlungen war die erste Theilung von Polen. Rußland erhielt das Land zwischen der Düna, der Drutsch und dem Dnieper; Preußen das im Jahre 1466 im Thorner Frieden von dem deutschen Orden an Polen abgetretene Polnisch-Preußen (West-Preußen) mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und einen Strich Landes von Groß-Polen (den Netz-Distrikt); Oestreich bekam das heutige Galizien und Lodomirien. Der Theilungs-Vertrag wurde am 5. August 1772 zu Petersburg vollzogen. Während Rußland und Oestreich sich dabei wirklich an fremdem Gute bereicherten, nahm der König von Preußen nur zurück, was von den ihm gehörigen Landen im Jahre 1466 abgerissen worden war, und überließ es seinem Minister Herzberg, diesen Schritt durch ein Manifest zu rechtfertigen.

Hatte Friedrich schon zur Zeit des siebenjährigen Krieges, wo Oestreich, der verfassungsmäßige Beschützer Deutschlands, sich mit den Feinden Deutschlands verband, für die Aufrechthaltung des Gleichgewichts von Europa und der hergebrachten Verfassung in den deutschen Staaten gesorgt: so that er dies noch einmal im Jahre 1778 zur Zeit des baierschen Erbfolge-Streits. Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern war am 30. December 1777 kinderlos verstorben und mit ihm erlosch der ganze baiersche Hauptstamm. Den eingeführten Rechten zufolge gebührte die Succession dem nächsten Wittelsbachschen Stamm-Vetter, Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, welcher denn auch noch am Sterbetage

Digitized by Google

des vorigen Regenten von den Ständen als gesetzmäßiger Nachfolger anerkannt und ausgerufen wurde. Kaiser Joseph jedoch, der die Aussicht hatte, durch den Tod seiner Mutter bald Alleinherrscher zu werden, fand die Gelegenheit sehr günstig, den ohnehin beträchtlichen Umfang seiner Monarchie noch um ein Bedeutendes zu vergrößern, überredete die alte, der politischen Händel fast schon überdrüssige Kaiserin, ihre Einwilligung dazu zu geben und traf demnächst mit seinen mühsam aufgesuchten, unbegründeten und längst verjährten Ansprüchen auf einen Theil von Baiern hervor, indem er die angesprochenen Provinzen gleichzeitig durch Truppen besetzen ließ. Karl Theodor, der rechtmäßige Erbe, besaß zum Widerstande nicht den Muth und die Energie; man versprach ihm, für seine zahlreichen natürlichen Kinder sorgen zu wollen, und so ließ er sich zu einem Vertrage bewegen, worin er Oestreichs Rechte an ganz Nieder-Baiern und noch einige andere Gebiets-Theile anerkannte.

Die Willkühr, mit welcher der Wiener Hof in dieser Sache zu Werke ging, erregte Aufsehen und Besorgnisse bei den deutschen Reichsfürsten; denn war dieses Beispiel einmal gut geheißen, so konnte dasselbe sich bei ähnlichen Gelegenheiten erneuern. Friedrich war der Einzige, der die Kraft und den Willen hatte, auch die Uneigennützigkeit besaß, solchen Anmaßungen mit Nachdruck entgegenzutreten. Der nächste Lehns-Erbe des ebenfalls kinderlosen Kurfürsten Karl Theodor war der Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken; Friedrich ließ ihn ermuntern, sich bei dem eingegangenen Vertrage nicht zu beruhigen und bei Preußen Hülfe zu suchen. Dies geschah; die Herrscher von Sachsen und Meklenburg, von denen jener das Allode des verstorbenen Kurfürsten, dieser die Landgrafschaft Leuchtenberg in Anspruch nahm, folgten dem Beispiele, und Friedrich hatte nun hinlängliche Veranlassung, in der Sache einzuschreiten.

Friedrich begann mit Unterhandlungen und ermahnte in einem gelinden, aber festen Tone zur Zurücknahme der getroffenen willkührlichen Maßregeln. Doch predigte er tauben Ohren; Joseph berief im Frühjahre 1778 seine Truppen aus Ungarn, Italien und Flandern nach Böhmen, und nöthigte dadurch den König, die seinigen ebenfalls aufbrechen zu lassen. Zwei preußische Heere, jedes 80,000 Mann stark, versammelten sich; das eine sollte von Berlin aus in Sachsen, das andere von Schlesien aus in Böhmen einrücken. Am 4. April ging der König selbst nach Breslau ab und ließ das

Digitized by Google

schlesische Heer in der Grafschaft Glatz ein verschanztes Lager beziehen. Von hieraus unterhielt er mit Joseph noch einen lebhaften Briefwechsel, den er aber zuletzt mit der Erklärung abbrach, jede längere Weigerung des Wiener Kabinets, dem Kurfürsten von der Pfalz die besetzten Provinzen herauszugeben, als eine Kriegs-Erklärung betrachten zu wollen. Joseph, der die Gelegenheit, sich Kriegsruhm zu erwerben, begierig ergriff, hatte ein solches Ende der Verhandlungen erwartet, es blieb bei der Weigerung und beide Heere setzten sich in Bewegung.

Einige Märsche und Scharmützel hatten bereits stattgefunden, als, im Monat August, die alte Kaiserin Maria Theresia ihren Minister Thugut zum Könige nach Braunau sandte, um, ohne Vorwissen ihres Sohnes, nochmals zu unterhandeln. Der König entwarf einen billigen Vergleichsvorschlag, theilte diesen auch sofort dem russischen und französischen Hofe mit, damit man hier, wo man ihm freie Hand gelassen hatte, klar sehen, seine Uneigennützigkeit erkennen und sich durch falsche Insinuationen des Wiener Kabinets nicht irre führen lassen möge. Joseph, der die geheimen Unterhandlungen seiner Mutter erfuhr, war unwillig darüber und erklärte ihr, daß, wenn sie Frieden mache, er nie wieder einen Fuß nach Wien setzen wolle.

So blieb es bei der alten Lage der Dinge, der kleine Krieg dauerte fort; die Stellung der Oestreicher war zu vortheilhaft, als daß Friedrich, der nichts bei der Sache zu gewinnen hatte, sich gern in ernsthafte Unternehmungen eingelassen hätte. Vom Alter gebeugt, durch Mühseligkeiten entkräftet, vom Jugendfeuer verlassen, mußte er nothwendig zweifelhaft sein, einen ungewissen und langwierigen Kampf zu wagen, und da er wußte, daß Maria Theresia gleiche Bedenken hege, griff er nicht an und vermied den fremden Angriff, und begnügte sich, die Last, fremde und eigne Armeen auf seinem Boden zu erhalten, dem Feinde aufgelegt zu haben. Doch mußte er, aus Mangel an Futterung, im September wieder nach Schlesien zurückziehen, worauf in Oberschlesien noch einige Reiter-Gefechte geliefert wurden.

Inzwischen gab die Kaiserin Katharina von Rußland der Sache den Ausschlag dadurch, daß sie im November erklärte, mit Preußen gemeinschaftlich handeln zu wollen, wenn Oestreich sich nicht zum Ziele lege. So nahm denn Maria Theresia die dargebotene Vermittelung an; der französische Gesandte in Wien, Baron von Breteuil, ent-

Digitized by Google

warf ein neues, auf Friedrichs Vorschlag gegründetes Friedens-Projekt, welches Maria Thereſia genehmigte. Sie ſchloß einen Waffenſtillſtand und veranſtaltete den Kongreß zu Teſchen, wo am 13. Mai 1779 der Friede unterzeichnet wurde. Oeſtreich erhielt von Baiern den von der Donau, Inn und Salza umſchloſſenen Bezirk, gab das übrige Land zurück und entſagte auf ſeine Anſprüche; der Kurfürſt von Sachſen wurde mit 6 Millionen Gulden abgefunden; Friedrich aber war großmüthig genug, auf den Erſatz ſeiner Kriegskoſten von 13 Millionen Thalern zu verzichten. Rußland, Frankreich und das deutſche Reich übernahmen die Gewährleiſtung des Friedens.

Joſeph konnte es indeſſen nicht verſchmerzen, ſeinen Plan geſcheitert zu ſehen, und als er im folgenden Jahre durch den Tod der Kaiſerin Alleinherrſcher wurde, nahm er ihn in anderer Weiſe wieder auf, indem er, jetzt begünſtigt von Rußland und Frankreich, dem Kurfürſten von der Pfalz den Vorſchlag machte, ihm Baiern zu überlaſſen und dafür die öſtreichſchen Niederlande, unter dem Titel eines Königreichs Burgund anzunehmen. Auf dieſen lockenden, aber bei näherer Betrachtung ſchädlichen Vertrag wäre der ſchwache Kurfürſt abermals eingegangen, wenn nicht der König von Preußen die Sache hintertrieben hätte.

Dieſe und ähnliche Handlungen der Willkühr, durch welche die deutſchen Reichsfürſten in Beſorgniß geſetzt wurden, brachten bei Friedrich den Plan zur Reife, zum Schutze der einzelnen Fürſten gegen die Anmaßungen eines um ſich greifenden Reichs-Oberhaupts einen Fürſtenbund zu ſtiften. Er ließ ſich über dieſen Gegenſtand in einem eigenhändigen Aufſatze vom 24. Oktober 1784 folgendermaßen aus:

„Da dieſes Bündniß nicht offenſiv ſein ſoll, ſo muß es in der einzigen Abſicht geſchloſſen werden, die Rechte und Freiheiten der deutſchen Fürſten, und zwar ohne Unterſchied der Religion, unverletzt zu erhalten. Es verſteht ſich, daß Alles nur auf die Rechte und Privilegien ankommen wird, welche theils durch das alte Herkommen, theils durch die goldene Bulle feſtgeſetzt ſind. Ich darf nicht an die alte Fabel erinnern, worin es heißt, man könne einem Pferde die Haare leicht ausreißen, wenn man eins nach dem andern nähme; man ſei es aber nicht im Stande, wenn man den ganzen Schweif auf einmal faſſe. Das Bündniß, welches ich vorſchlage, hat lediglich den Endzweck, einem Jeden ſeine Beſitzungen zu ſichern, und zu ver-

Digitized by Google

hindern, daß es einem ehrsüchtigen und unternehmenden Kaiser gelinge, die deutsche Konstitution dadurch umzustoßen, daß er sie Stück für Stück zerstört. Wenn man nicht bei Zeiten Maßregeln nimmt, so wird der Kaiser alle seine Neffen mit den sämmtlichen Bisthümern, Erzbisthümern und Abteien in Deutschland versorgen; bald wird er sie dann sekularisiren und durch die Stimme seiner Neffen auf dem Reichstage sich für immer das Uebergewicht sichern. Das beträfe denn die katholischen geistlichen Fürsten, die wir, unserer Konstitution gemäß, in ihren Rechten beschützen müssen. Was nun die weltlichen Fürsten von beiden Konfessionen betrifft, so haben sie gleiches Interesse, ihren Länderbesitz zu behaupten; und dieses Bündniß hindert und beschränkt den Kaiser in allen den Ansprüchen, die er etwa auf ihre Staaten machen könnte, wie wir an dem, was in Baiern vorgegangen ist, ganz neuerlich ein Beispiel davon gehabt haben. Nicht minder kommen der Regensburger Reichstag und die Wetzlarsche Justiz als wichtig in Anschlag. Wenn man nicht bei Zeiten gute Maßregeln nimmt, diese alten Einrichtungen in ihrer Kraft zu erhalten, so wird der Kaiser es benutzen, um in ganz Deutschland seinen Despotismus zu begründen. — Dies sind, roh hingeworfen, die wichtigen Punkte, welche alle Fürsten zu diesem Bündnisse vereinigen müssen, weil sie einerlei Interesse haben und weil, wenn sie einige ihres Gleichen unterdrücken lassen, die Reihe ganz gewiß auch an sie kommen, und ihnen weiter nichts bleiben wird, als das Vorrecht von Polyphem's Grotte: zuletzt verschlungen zu werden. Der Vortheil dieses Bundes besteht darin, daß, wenn der Kaiser seine Macht mißbrauchen will, die vereinigte Stimme aller deutschen Fürsten ihm Ehrfurcht und Mäßigung einflößen wird; oder daß er, wenn er widerspenstig ist, eine hinlänglich starke Partei findet, die ihre Kräfte den seinigen entgegenstellen kann: die Alliirten nicht einmal mit in Anschlag gebracht, welche das deutsche Reich bewegen könnte, auf seine Seite zu treten. Das sind, glaube ich, Gedanken, die reiflich erwogen zu werden verdienen. Ich habe mich nur bei den hauptsächlichsten Punkten aufgehalten; aber man könnte noch mehr Specielleres hinzufügen und dies noch mehr erläutern. Beides thue ich nicht, weil es mich zu weit führen würde; allein, was in einem nur skizzirten Plane unbedeutend ist, wird, wenn man es mit Sachkenntniß behandelt, wichtig, und ich glaube, daß Herr von Herzberg sehr geschickt dazu wäre, diese Ideen auszuführen und ihnen die letzte Sanktion zu geben."

Digitized by Google

Der Fürſtenbund kam, wenigſtens unter einer großen Zahl der deutſchen Reichsfürſten, zu Stande und hinderte Joſeph II., weiter um ſich zu greifen. Mit dem in Folge der franzöſiſchen Revolution eintretenden Umſturz aller Verhältniſſe gerieth er in Vergeſſenheit; Napoleon führte die Idee, zum Beweiſe, wie gut und fruchtreich ſie ſei, anderweit in dem von ihm geſchaffenen Rheinbunde aus, wiewohl dieſer eine ganz andere Tendenz hatte.

Digitized by Google

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Friedrichs letzte Tage und Tod.

Wenn endlich meine Bahn durchlaufen ist,
Und über meiner Gruft die Lästerung
Ihr wüthendes Geschrei erhebt; dann sprich:
Daß Alles, was ein tadelsüchtiger,
Verschrobner, herber, dosheitsvoller Sinn,
Von meinen Schwächen Böses sagen kann,
Mich nicht zum Zorn, nur zur Verachtung reizt;
Daß ich, von Lob und Tadel nicht gerührt,
Die Ruhe meiner Seele nie verlor,
Und es getrost der Nachwelt überließ,
Mit unbeschränkter Freiheit mich zu richten.

Friedrich der Große.

Das Projekt des Fürstenbundes war Friedrichs politischer Schwanengesang. Seine besten Freunde waren ihm in die Ewigkeit vorangegangen, und hatten ihn, gleichsam eine Ruine aus besserer Zeit, einsam in der Welt zurückgelassen; Andere hatten ihn betrogen und ihm ein gerechtes Mißtrauen gegen die Menschheit eingeflößt, welches seine alten Tage verbitterte; manche seiner gutgemeinten Einrichtungen hatten sich nicht bewährt, und ihm die niederschlagende Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit aller menschlichen Weisheit, der Nichtigkeit aller irdischen Entwürfe beigebracht. Körperliche Leiden kamen hinzu; Gicht, Wassersucht, Verschleimung des Unterleibes, Kolik und Hämorrhoiden fielen ihn in den letzten Jahren mit vereinigter Stärke an. Wir bemerkten schon früher, daß der König

Digitized by Google

von Hause aus nur eine schwächliche Konstitution hatte, daß sein Körper jedoch durch die militairischen Uebungen im Felde und durch die Strapazen der Kriege abgehärtet wurde. Wenn er sich also auch im Allgemeinen einer erträglichen Gesundheit erfreute, so plagten ihn doch Gicht und Hämorrhoiden schon seit seinem 28. Jahre und im Februar 1747 bekam er gar eine Anwandlung von Schlagfluß, die sich jedoch in Folge der angewendeten Mittel wieder verlor. Er vervielfältigte seine Körper-Uebel durch die rücksichtslose Befriedigung einer großen Eßlust und durch unverdauliche Lieblings-Speisen, wohin die italienische Polenta, Aal-Pasteten und Rindfleisch in Branntwein gekocht gehörten; die erstere bestand aus türkischem Weizen, Parmesan-Käse, Knoblauch, Butter und Gewürzbrühe, Alles so heiß aufgetragen, als wenn es im höllischen Feuer gekocht wäre. Nicht selten fühlte Friedrich sich so schwach, daß er den Tod vor Augen sah; dann sprach er als Soldat und Philosoph derb und gefaßt: „ich bin ein alter abgelebter Kerl, die Maschine will nicht mehr aushalten;" setzte auch wohl hinzu: „der Mensch muß nicht so unbillig sein und ewig zu leben verlangen. Eine Thurm-Uhr ist von Eisen und Stahl, und dauert doch nicht über zwanzig Jahre; wie kann denn ein Mensch, der nur aus Koth und Speichel zusammengesetzt ist, mehr als dreimal so lange zu leben begehren?" Je mehr der Monarch das Menschliche an sich fühlte, desto herablassender wurde er gegen seine Diener.

Einst erwachte er mitten in der Nacht und der bei ihm wachende Bediente erschien am Bette, um zu fragen, ob er etwas begehre. „Wie hoch ist es an der Zeit?" fragte der König. — Eben hat es 12 geschlagen. — „Ach! ich kann nicht schlafen! Wenn du mir doch etwas erzählen könntest?" — Dem Bedienten, einem ehrlichen Pommer, fehlte dieses morgenländische Talent gänzlich; er erfüllte jedoch den Wunsch des Monarchen so gut es ihm möglich war, und erzählte, was er nur wußte. Natürlich fehlte seinen Mittheilungen das Interesse. Der König unterbrach ihn daher bald und verwandelte die Erzählung in ein Gespräch. „Wo bist du her?" — Aus Zorzig bei Stargard. — „Hast du noch Aeltern?" — Der Vater ist todt; er war Soldat in Stargard. Die Mutter aber und eine Schwester leben noch. — „Womit ernähren sich diese?" — Mit Spinnen. — „Wieviel verdienen sie denn damit?" — Wenn es gut geht, alle Tage vier Groschen. — „Das ist wenig.

Digitized by Google

Können ſie denn davon leben?" — O ja, es iſt nicht, wie in Berlin oder Potsdam. In Pommern iſt gut und wohlfeil leben. — „Schickſt du ihnen denn zuweilen etwas?" — O ja, dann und wann ein Thälerchen zur Hausmiethe. — „Das iſt brav. Du biſt ein guter Sohn; das muß ich loben. Mit mir haſt du jetzt deine Noth; aber du mußt Geduld haben. Ich werde deiner gedenken, wenn du dich gut aufführſt." —

Einige Tage ſpäter hatte dieſer Lakei wieder den Dienſt bei dem Könige. Dieſer erinnerte ſich der nächtlichen Unterredung, ließ ihn näher treten und ſagte freundlich: „Geh nach dem Fenſter; da liegt etwas, das ich für dich geſammelt habe." Es lagen dort einige Friedrichsd'or, der Lakei brachte zwei und fragte: darf ich die nehmen? — „Nimm ſie alle; und deiner Mutter habe ich auch ſchon etwas geſchickt." Der Bediente erfuhr bald darauf, daß der König ſeiner Mutter eine jährliche Penſion von hundert Thalern hatte anweiſen laſſen. —

Einſt äußerte ein Leibhuſar, der bei dem ſchlaflos liegenden Könige die Wache hatte, mit theilnehmender Freimüthigkeit, und den Kopf bedenklich ſchüttelnd: Es ſcheint mir, als wenn Ew. Majeſtät Aerzte doch nicht auf dem rechten Wege wären. — „Wie ſo?" — Ich bin früher Chirurgus geweſen, und ich glaube, einige Stunden Schlaf würden Ew. Majeſtät weit mehr helfen, als alle Medicin. Den ſollten ſie Ihnen verſchaffen. — „Du magſt wohl Recht haben; ich fühl' es. Aber wie iſt das anzufangen?" — Ich wüßte dazu wohl Rath, wenn Ew. Majeſtät eine Arznei von mir annehmen wollten, die nicht nur den Schlaf, ſondern auch den Appetit befördert. — „Meinſt du das?" — Ja! ich weiß aus Erfahrung, daß ſie ſchon gute Dienſte gethan hat. Ich wollte mein Leben darum geben, wenn ich Ew. Majeſtät helfen könnte, ſetzte er hinzu, und die Thränen traten ihm in die Augen. — „Gut! heut Abend will ich von deiner Medicin nehmen. Ich wills doch verſuchen, ob du die Wahrheit geſprochen haſt." — Der Leibhuſar brachte dem Könige die Arznei und dieſer verſank in einen ſechsſtündigen erquickenden Schlaf. Als er erwachte, fühlte er ſich beträchtlich geſtärkt, ſah den Kammerhuſaren an und ſprach: „Nun! das heißt einmal ordentlich geſchlafen!" Dann füllte er eine Doſe mit Goldſtücken und reichte ſie ihm, indem er hinzuſetzte: „Da! dies iſt für deine Theilnahme und die gute Wirkung deiner Medicin.

Digitized by Google

Ich sollte dich zwar auch noch zu meinen Leib-Medikus ernennen; aber darüber muß ich erst mit meinen Doktoren Rücksprache nehmen."

In einer andern schlaflosen Nacht rief der König den im Vorzimmer wachenden Bedienten, fragte nach der Uhr und hörte, daß es zwei geschlagen habe. „Das ist noch sehr früh! Aber ich kann nicht schlafen! Sieh doch zu, ob meine Leute wachen. Wecke aber keinen; die armen Menschen sind gewiß sehr müde. Findest du aber Neumann (einen Leibhusaren), so sag' ihm: du glaubtest, der König würde bald aufstehen. Aber wecke Niemand; hörst du?"

In den ersten Tagen des April 1786 war sehr schönes helles Wetter und die Sonne warf ihre wärmenden Strahlen auf die Erde. Der König wohnte in Potsdam auf dem Schlosse und fühlte sich sehr schwach. Er ließ sich auf die sogenannte grüne Treppe tragen, um sich an den Strahlen der Sonne zu erquicken.

Als er einige Zeit dort gesessen, bemerkte er, daß die beiden Schildwache stehenden Grenadiere das Gewehr noch am Fuß hielten und steif wie die Bildsäulen da standen. Er winkte einen davon zu sich und sprach mit mildem Tone: „Geht nur immer auf und nieder; Ihr könnt nicht so lange auf einem Fleck stehen, als ich hier sitzen kann."

Eine Truppenbesichtigung in Schlesien am 24. August 1785 hatte den Zustand des Königs sichtbar verschlimmert. Viele Fremde, namentlich eine große Zahl englischer, französischer, sächsischer und polnischer Officiere machte diese Musterung zu einem glänzenden Schauspiel, und der König sah sich veranlaßt, bei dem unangenehmsten Wetter, bei einem anhaltenden durchdringenden und kalten Regen ohne alle Schonung seiner Person länger als gewöhnlich auf dem Felde zu verweilen, so daß er ganz durchnäßt und stark erkältet nach Hause kam und Nachmittags in ein Fieber verfiel. Mit anscheinender Besserung kehrte er zwar nach Potsdam zurück, mußte aber im September wegen neuer Zufälle die dortigen Herbst-Uebungen aussetzen. Von nun an blieb er bis zu seinem Tode siech und elend, ohne doch irgend eine seiner Regenten-Pflichten zu vernachlässigen. Sein Leibarzt Selle hatte das schwere Geschäft, den Zustand des königlichen Kranken nach Möglichkeit zu erleichtern. Im Februar 1786 schwollen die Füße und im Sommer stellte sich die Brustwassersucht ein. Unfähig, im Bette auszudauern, brachte

Digitized by Google

er Tage und Nächte im Lehnstuhl zu. Die ärztlichen Vorschriften waren nicht nach seinem Sinne und er befolgte sie schlecht; er verlangte schnell wirkende Mittel. Am 17. April verließ er sein Schloß zu Potsdam und zog nach Sans-Souci. Hier erschien, auf Veranlassung seiner geliebten Schwester, der verwittweten Herzogin von Braunschweig, im Juni der berühmte hannöversche Arzt Zimmermann, der sich durch sein freies Benehmen, seine angenehme Unterhaltung, seine fließende Beredtsamkeit bei dem Könige insinuirte, als Arzt ihm aber wenig nützte. Er erkannte, gleich wie Selle, den Sitz der Krankheit in den verstopften Eingeweiden des Unterleibes und verschaffte dem Patienten einige Erleichterung, indem er ihm den eingekochten Saft vom Löwenzahn verordnete. Aber Friedrich vernichtete den guten Erfolg immer wieder durch seine unverdaulichen Speisen. Hatte der Löwenzahn ihm guten Appetit gemacht, so benutzte er diesen dazu, um die gewürzreichsten, hitzigsten Lieblingsschüsseln zu genießen, und er befliß sich dabei so wenig der Mäßigkeit, daß man seinen Appetit mit Schrecken sah. Zimmermann erkannte die nahe Auflösung des Königs und fand es für sich zuträglich, seine letzten Tage nicht abzuwarten, sondern wieder abzureisen. Friedrich schrieb seiner Schwester am 10. August: „Der hannöversche Arzt hat sich einen Dank bei Ihnen verdienen wollen, aber die Wahrheit ist, daß er mir nicht helfen können. Die Alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jedes Menschenalter seine Stelle finde, und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ist es nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen finde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben, meine gute Schwester."

Elf Monate hatte der König gelitten und kein Gefühl des Schmerzes hatte ihn bewegen können, in seinen Neigungen, Gewohnheiten und Beschäftigungen die geringste Aenderung vorzunehmen. Bis an das Ende blieb er sich gleich; beklagte sich niemals über sein schweres Leiden, widmete seinem Lande unausgesetzt die alte Vatersorge, beschäftigte sich nebenbei mit seinen Lieblings-Studien und Unterhaltungen, zeigte ein heiteres und ruhiges Gemüth, und seine Gespräche waren wie gewöhnlich, angenehm, verständig und freimüthig. Er glaubte sein Ende gar nicht so nahe, als es war, oder er sah doch seiner Auflösung mit Ruhe und Heiterkeit

Digitized by Google

Digitized by Google

entgegen. „Bald werde ich dir näher kommen," sagte er in seinen letzten Tagen, wenn er sich an die wärmende Sonne bringen ließ und ihren wohlthätigen Einfluß spürte *).

Bis zum 15. August 1786 wurde die Thätigkeit des Königs auch von den stärksten Anfällen der Krankheit nicht unterbrochen; er diktirte am Morgen noch diplomatische Depeschen und unterschrieb am Abende die von den Kabinets-Räthen ausgefertigten Briefe und Befehle. Erst am 16. August unterlag er der Gewalt der Krankheit; er verlor das Bewußtsein, erkannte die Umstehenden nicht mehr und konnte sich auf keine Regierungs-Sachen besinnen, die ihm doch seit 46 Jahren täglich am Herzen gelegen hatten. Unbewußtsein, Schlummer, Phantasien, abgebrochene, fast unverständliche Worte wechselten mit einzelnen hellen Augenblicken ab. „Mir ist wohl; der Berg ist überstiegen, ich will mich ordentlich niederlegen," dies waren seine letzten Ausrufungen. Er röchelte noch einigemal und seine große Seele entfloh, ihm selbst unbewußt, am Donnerstage den 17. August, zwanzig Minuten nach 2 Uhr Morgens. Nur der Arzt und einige Bediente waren gegenwärtig. Die Uhr des Königs, — dieselbe, welche Napoleon mit nach St. Helena nahm und später dem Herzoge von Reichsstadt vermachte — war eben abgelaufen und stand still. —

Friedrichs Volk und seine Freunde vernahmen die Kunde von seinem Hinscheiden mit banger Trauer. Kein Feind frohlockte über Preußens großen Verlust, selbst das Ausland theilte die Ehrfurcht für den erhabenen Verblichenen und den tiefen Schmerz, der an seinen Unterthanen sich offenbarte. Das schönste Denkmal aber hat Friedrich sich selbst in seinem Testamente gesetzt: „Mein letzter Wunsch," sagt er darin, „in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, wird die Glückseligkeit meines Reichs sein. Möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möchte es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möchte es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möchte es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein; o! möchte es doch in höchster Blüte bis an das Ende der Zeit fortdauern!"

*) Siehe den mit der dritten Lieferung ausgegebenen Stahlstich.

Digitized by Google

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Was sind große Namen, Würden, Ehren?
Nichts als Farben, deren Glanz verbleicht;
Schätze häufen, heißt die Sorgen mehren;
Ruhm ist Dunst, der jedem Lüftchen weicht.
Schönheit welkt, des Witzes Quell versieget;
Eitel ist, was unterm Monde lieget;
Eitel Alles, Alles mangelhaft!
Nein! nichts Dauerndes wird hier gefunden;
Selbst die größten Reiche sind verschwunden
Und berühmte Völker hingerafft.

Friedrich der Große.

Mit Friedrich ist die Sonne untergegangen, an der das achtzehnte Jahrhundert sich wohlthätig erwärmte. Von den Sternen, die neben ihr standen, waren die schönsten und leuchtendsten ebenfalls schon verblichen; nur wenige schimmerten noch, um bald ganz zu erlöschen und einer neuen Sonne, die im Westen aufging, und einem neuen prächtigen Sternenheere Platz zu machen. Wir könnten nun also mit Friedrichs Tode unser Werk beschließen; allein wir sind auch den Personen, die das große Drama seiner Zeit spielen halfen, einige Rücksicht schuldig, und können uns nicht von ihnen trennen, ohne sie etwas näher ins Auge zu fassen. Noch Manches ist nachzuholen, was im Kreise der Familie und Freunde des Königs vorfiel und zur genaueren Karakteristik des letztern dient. Können wir auch eine vollständige Uebersicht der Personen, die irgend mit dem Könige in Berührung gestanden, nicht liefern, so werden wir doch die bemerkenswerthsten davon zusammenstellen und manche Lebens-Umstände derselben

Digitized by Google

kennen lernen, die theils zerstreut, theils wenig bekannt sind. Wir werden dabei noch manche Züge finden, die Friedrichs Verstande, wie seinem Herzen Ehre machen, die den Landesvater, den Menschen, den Freund uns in einer oft rührenden Weise vor Augen führen. So wird das Bild des Monarchen auch in seinen Umgebungen wieder erkannt werden, die Nachkommen der hier vorkommenden Personen aber mögen sich ihrer Ahnen mit Wohlgefallen erinnern. Um das Auffinden der einzelnen Personen zu erleichtern, wählten wir die alphabetische Form und beschränkten uns übrigens, in der Regel nur solche Thatsachen aus ihrem Leben mitzutheilen, die sich auf den König beziehen und in andern Biographien nicht hervorgehoben sind.

Achard, Anton, 1696 in Genf geboren, kam als französischer Prediger nach Berlin und wurde in den Abendgesellschaften der Frau von Rocoulles dem Kron-Prinzen Friedrich bekannt, der ihn achten und lieben lernte und sich späterhin mündlich und schriftlich mit ihm über theologische Dinge, insbesondere über die Unsterblichkeit der Seele unterhielt. Er wurde Ober-Konsistorial-Rath und Mitglied der Akademie und starb, berühmt als Prediger und als Gelehrter, im Jahre 1772.

Albrecht, Prinz von Braunschweig, geb. 1725, Schwager Friedrichs II., fiel als Preußischer Oberst bei Sorr, während sein älterer Bruder Ludwig in den östreichschen Reihen focht und schwer verwundet wurde.

Alembert, Jean le Rond d', 1717 zu Paris geb., uneheliches Kind des Artillerie-Kommissars Destouches und der Frau v. Tencin, wurde von dieser ausgesetzt und von einer armen Glasers-Frau erzogen. Dann von seinem Vater mit einer kleinen Rente unterstützt, kam er 1721 in eine Pension. Er zeigte einen ungemein begabten Kopf, setzte 1729 seine Studien im Collège Mazarin fort und legte sich, von der Theologie abgehend, auf die Mathematik. Nächst Voltaire der berühmteste Gelehrte in Europa, zog er die Aufmerksamkeit Friedrichs auf sich. Dieser bemühte sich, ihn für Berlin zu gewinnen, aber wiewohl sein Vaterland ihn vernachlässigte, liebte d'Alembert die Unabhängigkeit viel zu sehr, als daß er sich durch äußern

Digitized by Google

Glanz hätte feſſeln laſſen. Auch die Kaiſerin Katharina machte ihm ehrenvolle Anerbietungen. — Friedrich ſprach ihn zuerſt 1755 in Weſel, dann kam d'Alembert 1763 auf einige Wochen nach Berlin. Er bezog von hier ſeit 1754 eine Penſion von 1200 Livres. Friedrich korreſpondirte fleißig mit ihm, und beide Theile bewahrten ſich gegenſeitig die größte Achtung, bis auch dieſer geiſtreiche Freund dem Könige dahin ſtarb (1783)! „Schlachten haben viel Menſchen gewonnen," ſchrieb ihm Friedrich einſt, „viele haben ganze Länder erobert; aber wenige haben ein ſo vollkommenes Werk, wie die Vorrede zur Encyklopädie, geſchrieben." Dagegen, wenn d'Alembert in ſeinen alten Tagen ſeines Aufenthalts in Sans-Souci gedachte, ſo glänzte ſein Auge und ſein Ausdruck erwärmte ſich; er äußerte dann: „man kenne dieſen König nur durch ſeine Thaten und die Geſchichte werde ſie nicht verſchweigen; doch das, was er für die Wenigen ſei, die ſeinen näheren Umgang genöſſen, verkündige ſie nicht: wie er durch treffenden Witz entzücke, durch reine Vernunft unterrichte, allen Gram und alle Wonne der Freundſchaft theile, zärtlich liebe und wieder geliebt werde!" d'Alembert lebte arm und in einer elenden Wohnung, während Friedrich ihm zum Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften machen wollte. Als der König ihm von einem Denkmale ſagte, welches er ihm errichten laſſen wollte, antwortete der beſcheidene Weiſe: „Ich will nur einen Stein auf mein Grab mit den Worten: „„Der große König hat ihn mit Güte und Wohlwollen beehrt."""

Algarotti, Francesco, 1712 in Venedig von reichen bürgerlichen Aeltern geboren, ſtudirte in Bologna und ging 1735 nach Paris, wo er Fontenelle, Maupertuis, Voltaire u. A. kennen lernte, die ſeiner gegen Friedrich erwähnten. Mit dem Lord Baltimore machte er 1739 eine Reiſe nach Petersburg und beſuchte bei der Rückkehr den Kron-Prinzen auf 8 Tage in Rheinsberg. Dieſer gewann ihn ſehr lieb, machte ihn unter dem Namen cher Cyno de Padoue zum Mitgliede des Bayard-Ordens, und lud ihn, ſchon vier Tage nach der Thronbeſteigung, zu ſich nach Berlin, gab ihm den Verdienſt-Orden und den Kammerherrn-Schlüſſel und erhob ihn in den Grafenſtand, indem er ihm zwei Schwäne zu Schildhaltern gab. Aber Algarotti ertrug den Zwang der Höfe nicht und konnte daher für Berlin nicht gewonnen werden. Er lebte in Venedig und Bologna und ſtarb in Piſa 1764. Hier ließ ihm Friedrich auf

Digitized by Google

dem Kirchhofe durch den berühmten Bildhauer Biancone ein schönes Denkmal setzen. Dasselbe besteht aus der Büste des Verstorbenen en rélief; neben dem Medaillon steht rechts die Psyche, als Symbol der Unsterblichkeit, links der Genius mit gesenkter Fackel. Unter dem Medaillon steht die Inschrift: Algarottus non omnis.

Amalie (Anna Amalie), Friedrichs Schwester, 1723 geb. sollte Gemahlin des Großfürsten Peter von Rußland werden, was aber Friedrich ablehnte. Sie blieb unvermählt und wurde 1756 Aebtissin des Stifts Quedlinburg, nachdem sie bereits 1744 zur Koadjutorin ernannt war. Sie starb 1787. Friedrich hat bis zu seinem Ende in immer gleicher zärtlicher Freundschaft mit ihr gelebt und oft seine Verse an sie gerichtet. Kirnberger hatte sie zu einer vortrefflichen Klavierspielerin gebildet, und auch in der Komposition war sie nicht unerfahren.

Andreae, Hof-Prediger in Berlin, gab dem Kron-Prinzen Friedrich den ersten Unterricht in der Religion. Er ließ 1724 das Glaubensbekenntniß der Prinzessin Wilhelmine — 18 Bogen stark — drucken, und man kann daraus auf den Religions-Unterricht schließen, welchen Friedrich empfing.

Anhalt, Wilhelm Gustav, ältester Sohn des Fürsten Leopold von Dessau, geb. 20. Juni 1699, erhielt bereits 1703 das Patent als Kornet im Preußischen Regiment Gensd'armes, focht 1715 in Pommern, 1719 gegen die Türken und 1734—1735 am Rheine als Freiwilliger im östreichschen Heere. Seit 1726 war er mit Johanna Sophia Herr, der Tochter eines Brauherrn in Dessau, verbunden, und erhielt von ihr 6 Söhne und 3 Töchter, die später in den Reichsgrafenstand erhoben wurden. Außerdem hatte er mit der Tochter eines General-Superintendenten Schardius zwei Söhne erzeugt, welche Friedrich unter dem Namen von Anhalt in den Adelstand erhob. Er starb 1737 als Preußischer General-Lieutenant.

Anhalt, Wilhelm, Reichsgraf v., Sohn des Vorigen, geb. 1727, diente im Preuß. Heere und blieb als Oberstlieutenant und Flügel-Adjutant bei Torgau. Friedrich schätzte ihn sehr und sagte, als ihm der Verlust dieses Officiers gemeldet wurde: „Tout va mal aujourd'hui; mes amis me quittent!"

Anhalt, Leopold Ludwig, Reichsgraf v., Bruder des Vorigen, 1729 geb., starb im Jahre 1794 als Preußischer General

Digitized by Google

der Infanterie mit dem Rufe eines trefflichen aber strengen Kriegers. Bei Prag wurde ihm durch eine Flintenkugel das Bein zerschmettert.

Anhalt, Gustav, Reichsgraf v., Bruder des Vorigen, geb. 1730, starb als Preußischer Grenadier-Kapitain in der Schlacht bei Breslau am 22. Nov. 1757.

Anhalt, Friedrich, Reichsgraf v., Bruder des Vorigen, geb. 1732, wurde General-Major in Preußischen Diensten und machte den siebenjährigen Krieg mit. Bei Görlitz blessirt, ging er 1776 als General-Lieutenant in sächsische und 1783 in russische Dienste, und starb 1794 zu Petersburg als General-Adjutant der Kaiserin Katharina.

Anhalt, Albrecht, Reichsgraf v., Bruder des Vorigen, geb. 1735, trat früh in Preußische Kriegsdienste, wurde bei Kunersdorf von einer Kugel getroffen, die ihm jedoch nur eine Quetschung verursachte, und starb als Preußischer General-Major 1802 zu Dessau.

Anhalt, Heinrich, Reichsgraf v., Bruder des Vorigen, 1736 geb., blieb im Jahre 1758 als Hauptmann vor Dresden.

Anhalt, Heinrich Wilhelm von, Sohn des Prinzen Wilhelm Gustav von Anhalt und der Schardius, 1734 in Kapelle bei Radegast im Dessauischen geb., erhielt eine bürgerliche Erziehung, und da der Vater schon 1737 starb, nahm der Prinz Moritz ihn als Jäger unter dem Namen Wilhelmi zu sich. Der Jüngling verrieth gute Anlagen und war zu Mancherlei zu gebrauchen; daher der Prinz im Jahre 1756 den König bat, ihn zum Lieutenant zu ernennen. Dies geschah, und Wilhelmi, dessen Abstammung Niemand kannte, blieb 4 Jahre lang im Gefolge des Prinzen. Als dieser 1759 das Heer verließ, empfahl er seinen Schützling dem General Hülsen, entdeckte diesem die wahren Verhältnisse und nahm ihm sein Ehrenwort ab, das Geheimniß zu bewahren. — Wilhelmi begleitete nun seinen neuen Gönner nach Sachsen. Hier lieferte Hülsen einst den Oestreichern ein Gefecht, dessen glücklicher Ausgang für Friedrich so wichtig schien, daß er selbst zu dem General kam, die ganze Gegend übersah und einem seiner Ingenieurs den Auftrag gab, einen genauen Plan derselben anzufertigen. Wilhelmi hörte diesen Befehl und bat den General, ihm die Erlaubniß zu verschaffen, daß auch Er einen Plan anfertigen dürfe.

Digitized by Google

Friedrich bewilligte dies und Wilhelmi lieferte seinen Plan früher ab, als der Ingenieur. Dem Könige gefiel die Arbeit, er erkundigte sich nach dem jungen Manne und befahl Hülsen, ihn zu ihm zu schicken. — Hülsen fürchtete, daß diese Zusammenkunft zu Entdeckungen führen möchte, die sein gegebenes Ehrenwort kompromittiren könnten, und schwieg gegen Wilhelmi, in der Hoffnung, daß der König den gegebenen Befehl vergessen werde. Darin hatte er sich jedoch getäuscht. Friedrich wurde des jungen Mannes bei der Parade ansichtig und fuhr ihn an: „Warum ist Er nicht, meinem Befehle gemäß, gestern zu mir gekommen?" — Ich weiß von keinem solchen Befehl, Ew. Majestät. — „Hat Ihm denn Sein General nichts gesagt?" — Nicht ein Wort, Ew. Majestät. — „Folg' Er mir!" — Wilhelmi mußte mit in das Zimmer des Königs treten. Dieser legte ihm mehrere Pläne vor, sprach viel mit ihm, und da er bestimmte Antworten erhielt, fragte er ihn endlich, ob er sich wohl getraue, einige dieser Zeichnungen zu kopiren? Wilhelmi bejahte es und erhielt einen Plan zum Abzeichnen. — Er konnte ein Mißtrauen gegen den General nicht unterdrücken, daß er ihm den Befehl des Königs verschwiegen, und glaubte seiner Seits dadurch von der Verpflichtung entbunden zu sein, ihm das Gespräch mit dem Könige und den erhaltenen Auftrag mitzutheilen. Er vollendete seine Arbeit mit Aufopferung des nächtlichen Schlafs und überreichte sie dem Könige, der sie mit Wohlgefallen betrachtete. „Wer ist Er denn eigentlich?" fragte Friedrich: „Wo ist Er her?" — Ew. Majestät, ich heiße Wilhelmi und bin ein Sohn des verstorbenen Prinzen Gustav von Dessau. — „Was sagt Er?" rief der König aus und warf die Zeichnung auf den Tisch: „Er ist ein Sohn des Prinzen Gustav? Ihm soll der Teufel auf den Kopf fahren, wenn das nicht wahr ist!" — Wie würd' ich mich unterstehen, Ew. Majestät eine solche Unwahrheit zu sagen? — „Weiß es Sein General?" — Ja, Ew. Majestät. — „Gut! Sag' Er Seinem General, daß er heute Mittag bei mir speisen soll." — Der Lieutenant überbrachte Hülsen des Königs Befehl, verschwieg aber alles Uebrige, und der General fand sich ein. „Weiß Er nicht," fragte ihn Friedrich, „wo Sein Lieutenant Wilhelmi her ist?" Die Frage fiel dem General auf; er antwortete: „Nein, Ew. Majestät. Der Prinz Moritz, bei dem er früher war, hat ihn mir empfohlen. — „So? Er weiß es also nicht, wo er her ist? Wenn

Digitized by Google

Er's nicht weiß, so will ich's Ihm sagen: der Lieutenant Wilhelmi ist ein Sohn vom Prinzen Gustav." — Hülsen war äußerst verlegen. Er gestand dem Könige, was er wußte, und daß er durch sein gegebenes Ehrenwort gebunden gewesen sei. Friedrich verlangte nun, daß er ihm diesen Officier abtrete und sich dafür einen andern wähle; Hülsen that dies ungern, aber sein Widerspruch fruchtete nichts. In sein Quartier zurückgekehrt, machte er Wilhelmi die härtesten Vorwürfe, daß er dem Könige seine Abkunft entdeckt und ihm die Unterredungen mit demselben verschwiegen habe. „Herr General!" erwiederte der Lieutenant dreist: „Sie haben mir den Befehl des Königs, zu ihm zu kommen, auch verschwiegen, und da mich der König nach meinem Herkommen fragte, hielt ich es für einen sehr günstigen Zeitpunkt, mein Glück zu machen. Warum sollt' ich ihn nicht benutzen?" — Wilhelmi trat nun in das Gefolge des Königs, wurde auf dem Schlachtfelde von Liegnitz (1760) zum Hauptmann ernannt und mit den Geschäften eines General-Quartiermeisters beauftragt, in welcher Eigenschaft er sehr gute Dienste leistete. Er machte dem Könige einen Plan zur Herstellung eines leichten Artillerie-Korps, konnte aber nicht belohnt werden, weil höhere Militair-Stellen grundsätzlich nicht an einen Bürgerlichen vergeben werden durften. „Hör' Er einmal," sagte Friedrich zu ihm: „so wie es jetzt mit Ihm steht kann nichts aus Ihm werden; ich werd' Ihn adeln. Welchen Namen will Er führen?" — Wilhelmi wählte den Namen seines Geburtsortes Gröbzig. — „Nein, das ist ein häßlicher Name. Weiß Er was! Er soll von Anhalt heißen; damit aber die Fürsten dieses Namens nichts dagegen haben, so bewerb' Er sich um ihre Einwilligung." — Wilhelmi erhielt diese ohne Schwierigkeit und brachte sie dem Könige. „Hat Er noch Geschwister?" fragte ihn dieser. — Ja, Ew. Majestät, noch einen Bruder. — „Wo ist der?" — In Offenbach. — „Was ist er?" — Ein Bader. — „Wie kann Einer so dumm sein und ein Bader werden! Schreib Er ihm gleich und laß Er ihn kommen." — Beide Brüder wurden nun in den Adelstand erhoben, und der andere, Philipp, trat ebenfalls ins Heer. Wilhelm aber stieg mehr und mehr in der Gunst des Königs. So griff er 1762 den östreichschen Posten auf dem Gebirge bei Leutmannsdorf mit einer solchen Geschicklichkeit und Bravour an, daß er dem Feinde, obgleich mit bedeutendem Verluste, entrissen wurde. Friedrich ernannte ihn dafür zum Oberstlieutenant und händigte

Digitized by Google

ihm 8 Verdienst-Orden für seine Officiere ein. Nach dem Frieden wurde er erster General-Adjutant (1768), fiel jedoch später in eine Art von Ungnade. Er wurde 1783 General-Lieutenant und Gouverneur von Königsberg und starb 1801 in Zieſar.

Anhalt, Philipp von, Bruder des Vorigen, ebenfalls bürgerlich erzogen, lebte als Bader in Offenbach und wurde mit seinem Bruder geadelt. Dieſer behielt ihn bei sich, ließ ihn in allen militairischen Wiſſenſchaften unterrichten und als Lieutenant bei dem neu errichteten Artillerie-Korps anſtellen. Er wurde als General-Major penſionirt.

Aprarin, Graf v., ruſſiſcher Feldmarſchall, kommandirte im ſiebenjährigen Kriege das erſte ruſſiſche in Oſt-Preußen eindringende Heer, ſiegte 1757 bei Groß-Jägerndorf über Lehwald, benutzte jedoch, auf Veranlaſſung des Vice-Kanzlers Beſtuſchew, dieſen Sieg nicht, weshalb er ſpäter vor ein Kriegsgericht geſtellt wurde. Er ſtarb jedoch noch vor Beendigung der Sache am Schlage.

Argens, Jean Baptiſte de Boyer, Marquis d', 1704 zu Aix geb., Sohn des General-Prokurator beim Parlamente, wurde gegen deſſen Willen Soldat, dann Geſandtſchafts-Kavalier in Konſtantinopel; nach ſeiner Rückkehr wegen Liebeshändeln von neuem Soldat, 1734 aber durch einen Sturz mit dem Pferde dienſtunfähig. Von ſeinem Vater enterbt, ging er nach Holland, ernährte ſich durch Schriftſtellerei und ſchrieb unter anderm die „jüdiſchen Briefe." In Geſellſchaft der verwittweten Herzogin von Würtemberg, Marie Auguſte, kam er im December 1741 nach Berlin, wurde durch Jordan mit dem Könige bekannt und durch dieſen an Berlin gefeſſelt. Friedrich machte ihn zum Kammerherrn und Mitdirektor der Akademie und — was noch mehr war, zu ſeinem Buſenfreunde. d'Argens beſaß die ſeltene Gabe, der treueſte Freund ſeines königlichen Gönners zu ſein und doch nicht einen Augenblick den König in ihm zu vergeſſen. Dieſer nannte ihn um ſeiner Liebenswürdigkeit willen le divin Marquis und richtete zahlreiche poetiſche Epiſteln an ihn. Wir theilen hier eine Einladung nach Sans-Souci mit, die zugleich eine treue Beſchreibung dieſes Muſenſitzes liefert:

Soll ich mit ein paar leichten Zügen,
d'Argens, mein kleines Luſtrevier
Dir malen! dieſen Sitz der Ruh, in welchem mir

Digitized by Google

Der Parzen sanfte Hand aus Unschuld und Vergnügen
Die schönsten Tage spinnt? Ein Hügel überschaut
Die Gegend weit umher. Auf dieses Hügels Spitze
Erhebt mein Wohnhaus sich in edlem Stil gebaut;
Atlanten dienen ihm zugleich zur Zier und Stütze,
In mannichfacher Form aus Stein
Gehau'n. Aurorens Rosenschein
Strahlt mit des jungen Tages Frühe
Auf dies Gebäu. Du kannst, auf Stufen, ohne Mühe
Durch sechs Terrassen, die gemach
Sich senken, zu der Ebne steigen;
Hier nimmt des Waldes Schattendach,
Gewölbt aus dicht verflochtnen Zweigen,
Dich auf; das Auge reizt ein mannichfaches Grün;
Du athmest süße Balsamdüfte;
Aus kleiner Nymphen Urnen sprühn
Krystallne Strahlen in die Lüfte;
Den Blick des Kenners anzuziehn,
Stehn, halb verborgen von Gesträuchen,
Statüen, die der Kunst des Alterthums nicht weichen. —
Hier ist es, wo die Zeit mir unvermerkt verstreicht
Und jeder Tag dem andern gleicht.
Die Thorheit jener großen Feste,
Von der tyrannischen Gewohnheit eingeführt,
Bei denen Ueppigkeit und gleicher Zwang regiert
Und jeder der verlegnen Gäste
Dem Feinde, den man ihm zum Nachbar ausgesucht,
Mit kaltem Lächeln heimlich flucht,
Ist hier verbannt. Mein Tisch wird zum bescheidnen Mahle
Mit wenig Schüsseln nur besetzt;
Statt daß beim wilden Bacchanale
Ein neuer Midas zecht, ergötzt
Uns trauliches Gespräch, mit heiterm Witz durchwebet.
Man ißt und trinkt nicht mehr, als die Natur bedarf;
Und wenn zuletzt der Wein den kleinen Kreis belebet,
So geißelt man wohl auch zugleich, jedoch nicht allzuscharf,
Die Narren jeder Art, und findet mehr Behagen
Ein scherzhaft Wörtchen bald zu hören, bald zu sagen,

Digitized by Google

Als wenn, verwöhnt zur Ueppigkeit,
Apiciusse unsrer Zeit
Mit hundert Speisen sich den Magen überladen
Und ihren leckern Gaum in theuren Weinen baden. — —
Auch gegen das Geschmeiß der Schmeichler, und die Menge
Der Schwätzer schützet mich die Einsamkeit;
Die Stille dieses Orts entweiht
Kein Lärm von wildem Volksgedränge,
Der in der Stadt den Freund der Musen oft zerstreut. —

d'Argens kehrte im Jahre 1769 in sein Vaterland zurück, wo er 1771 starb.

Arnaud, d', aus einer vornehmen Familie zu Paris 1718 geb., kam auf Voltaire's Empfehlung und auf die poetische Einladung des Königs im April 1750 nach Berlin und war einige Zeit in der näheren Gesellschaft Friedrichs, die er aber, wie es scheint, um Voltaire's willen wieder verließ. Einst, als alle Gäste an der Tafel wetteiferten, ihren Atheismus zu zeigen, und der König endlich Arnaud's Meinung zu hören verlangte, sagte dieser: „Sire, ich glaube an ein Wesen, das über alle Könige ist." — Er wurde Legationsrath in Dresden, kehrte in sein Vaterland zurück, wo er die Revolution überlebte, und starb erst 1805.

August III., Friedrich, Kurfürst von Sachsen, Sohn König Augusts des Starken, 1696 geb., trat von der protestantischen zur katholischen Religion über und vermählte sich mit Marie Josephe, Tochter Kaiser Josephs I. Dem russischen Einflusse verdankte er die Krone von Polen (1734). Er hatte die pragmatische Sanktion anerkannt, trat aber dennoch, nach Karls VI. Tode, der Verbindung zwischen Frankreich und Baiern gegen Oestreich bei und machte Ansprüche auf einen Theil der östreichschen Erbschaft. Später schlug er sich dagegen zu Oestreich und stürzte solchergestalt seine Erblande in unsägliches Elend. Sein Vertrauter und Günstling war der Graf v. Brühl, der ihn in dem Wahne zu erhalten wußte, daß er Selbstherrscher sei, während doch Brühl die ganze Regierung führte. Er starb 1763.

Bachmann, General bei den im Jahre 1760 die Residenz Berlin okkupirenden russischen Truppen, zeichnete sich durch seinen Edelmuth aus, während Oestreicher und Sachsen Alles plünderten und verwüsteten. Er wies ein Geschenk von 10000 Thalern zurück,

Digitized by Google

welches ihm der Stadt-Rath für seine humane Gesinnung anbot. „Ich bin," sagte er, „durch die Ehre hinlänglich belohnt, drei Tage lang Kommandant in Berlin gewesen zu sein."

Balbi, v., Oberst, seit 1757 Chef des Ingenieur-Korps, gehörte zu den Vertrauten des Königs. Im Jahre 1754 begleitete er denselben auf der Inkognito-Reise nach Amsterdam. Nach der Schlacht bei Kollin ging er, als Amtmann verkleidet, in das Lager des Herzogs v. Richelieu, um ihn mit einem Geschenk von 100,000 Thalern für den Frieden zu gewinnen. Dies war zwar, bei dem Hasse des französischen Hofes gegen Friedrich, nicht zu erreichen, doch wurden die Provinzen des Königs möglichst geschont. Nach der fehlgeschlagenen Belagerung von Olmütz fiel Balbi in eine kurze Ungnade, gehörte aber doch später wieder zum näheren Umgange des Königs. — Im Alter schon ziemlich vorgerückt, hatte er sich leidenschaftlich in eine junge, schöne und geistreiche Dame verliebt, die ihn auch mit ihrer Gegenliebe beglückte. Er verlobte sich mit ihr und bat den König um den Heiraths-Konsens. Friedrich versagte ihm, wider Erwarten, denselben nicht nur, sondern spottete bei Tafel über die Leidenschaft des alten Liebhabers, der dies Alles geduldig anhören mußte. Einst, nachdem ebenfalls davon gesprochen worden, kam die Rede auf einen Gegenstand, über welchen der Oberst eine genaue Nachricht in seiner Schreibtafel hatte. Er zog also solche hervor, öffnete sie und in demselben Augenblick griff auch der König halb scherzweise darnach. Nun hatte Balbi einige Briefe seiner Geliebten darin; fürchtend, daß der König sie finden und laut und schonungslos seine Bemerkungen darüber machen möchte, vergaß er sich und riß dem Monarchen die Schreibtafel ziemlich heftig aus der Hand. „Das ist zu viel!" rief Friedrich entrüstet aus, verließ die Tafel und ging in das anstoßende Kabinet. Die Gäste waren verlegen, hielten Balbi für einen verlornen Mann und gingen stumm auseinander. Indem trat der Geheime-Kämmerer Zeising herein, der bei dem Könige viel galt; der unglückliche Oberst machte ihn zum Vertrauten seiner Sache und bat ihn, sich für ihn dahin zu verwenden, daß er nur noch einmal den König sprechen und ihn um Verzeihung bitten dürfe; er sei fest entschlossen, wie ein Hund so lange vor der Schwelle der Thür zu liegen, bis der König ihn höre oder über ihn wegtrete. Zeising versprach sein Bestes zu thun und ging in das Kabinet. Als er dem Könige die Worte des Obersten hinterbrachte, schien derselbe

Digitized by Google

ſich zu beſänftigen und erlaubte, den Supplikanten hereinzulaſſen. Balbi ſtürzte zu den Füßen des Königs. „Sire," ſagte er, „ich habe mich ſchwer vergangen, aber ich erkenne mein Unrecht mit tiefer Reue. Hier iſt meine Schreibtafel; ſie iſt noch ſo unberührt, wie vorher, als ich ſie ſo unbeſcheiden Ihren Händen entriß. Sie enthält nichts, was mich ſtrafbar machen könnte; nichts als die Briefe meiner Geliebten." Friedrich beſah die Schreibtafel, als wollte er die Wahrheit der Betheuerung des Oberſten erforſchen, lächelte und gab ſie ihm mit den Worten zurück: „Schon gut, es iſt Alles vergeben und vergeſſen!" Dann ließ er noch eine Taſſe bringen, und der Oberſt mußte — eine ſeltene Begünſtigung — Kaffee mit ihm trinken. — Am Abende erſtaunten die wiederkehrenden Gäſte nicht wenig, den Oberſten wieder im Saale zu finden; ſie bewunderten ſeine Frechheit und hielten ſich ſcheu von ihm zurück. Einſam ſtand er in der äußerſten Ecke des Saales. Da trat Friedrich herein und überſah mit einem Blick die Lage der Dinge. Schnell ging er auf den Oberſt zu, faßte ihn am Arme, zog ihn in ein Fenſter, unterhielt ſich lange mit ihm und wandte ſich dann erſt zu den Uebrigen. — Balbi ſtarb im Jahre 1779 und der Freundeskreis des Königs hatte ſich wieder verengert.

Balke, ſeit 1761 Feld-Probſt der Armee, verdankte dieſe Stelle der Empfehlung des Generals von Seydlitz. Als nämlich einſt an der Tafel des Königs das Geſpräch auf die Schlacht bei Roßbach kam und Friedrich äußerte, daß er den Sieg hauptſächlich Seydlitz und ſeinem Regimente verdanke, bemerkte der General: nicht nur die Officiere und das Regiment, ſondern auch der Feld-Prediger Balke hätten tapfer eingehauen; dieſer habe ſich einen entbehrlichen Reiter-Degen umgeſchnallt und unerſchrocken mit angegriffen. „Der Teufel auch!" rief der König aus: „der verdient wohl beſonders dafür belohnt zu werden. Der Feld-Probſt iſt ſo eben geſtorben; er ſoll die Stelle haben."

Barberina, Signora, eine berühmte Tänzerin, war in Ausübung ihrer Kunſt bereits in Paris, London und Venedig bewundert und dadurch reich geworden, als ſie, zu Anfang Mai 1744 auch nach Berlin kam. Ihre körperliche Schönheit, ihre heitere, geiſtreiche und feine Unterhaltung brachten ihr auch hier tauſend Anbeter zuwege, und der König erwies ihr die Ehre, zuweilen in einer kleinen vertraulichen Geſellſchaft bei ihr zu Abende zu ſpeiſen. Sie

Digitized by Google

hatte hier 5000 Thaler Gehalt. Der Geheime-Rath v. Cocceji war der Glückliche, der sie heimführte (1749) und doch nicht glücklich machte: die Ehe wurde 1789 getrennt und die Barberina unter dem Namen Campanini in den Preußischen Grafenstand erhoben. Sie vermachte ihre schlesischen Güter Barschau, Porschütz und Polach zu einem Fräulein-Stifte, welches noch jetzt besteht.

Baronay, Joh. Gfr., ein östreichscher Reiter-General, war Zieten's Lehrmeister in der Rhein-Kampagne von 1734 und 1735 und machte sich in dem ersten schlesischen Kriege als Parteigänger und Anführer der ungarischen leichten Reiter berühmt. Er brandschatzte von Neisse aus bis gegen Breslau hinab, wurde bei Rothschloß erreicht und wäre hier beinahe von Zieten gefangen worden (Th. I. S. 64). Das erste Heft enthält die bildliche Darstellung dieser Scene.

Bastiani, Abt, Sohn eines venetianischen Schneiders, verließ sein Vaterland und gerieth in so große Dürftigkeit, daß er Gras essen mußte. Nach mancherlei Abenteuern fiel er in Frankfurt Preußischen Werbern in die Hände, wurde nach Breslau gebracht, fand hier Gelegenheit, mit dem Kardinal Sinzendorf bekannt zu werden, und dieser machte ihn, indem er ihn vom Militairdienst befreite, zu seinem Sekretair. In dieser Eigenschaft wurde Bastiani dem Könige bekannt, der in ihm den geschickten Mann und liebenswürdigen Gesellschafter herausfand. Er sandte ihn nach Rom zum Papste und würdigte ihn später eines vertrauten Umgangs. Bastiani starb 1787 in Potsdam.

Beausobre, Isaac de, geb. zu Niort 1659, wurde 1683 reformirter Prediger zu Chatillon in Touraine, flüchtete 1685, trat im folgenden Jahre als Kabinets-Prediger in Dienste der Prinzessin von Oranien in Dessau, kam 1694 als französischer Prediger nach Berlin und starb hier 1738 als Ober-Konsistorial-Rath und Inspektor der französischen Kirchen und Schulen. Friedrich unterhielt sich als Kron-Prinz gern mit ihm, mündlich und schriftlich, über religiöse Wahrheiten und hörte seine Predigten. So schrieb er ihm 1737: „Mein System besteht darin, daß ich das Höchste anbete, welches allein gut, barmherzig und deshalb aller meiner Verehrung würdig ist; daß ich die Lage der unglücklichen Menschen, die mir bekannt sind, mildere und erleichtere, alles Uebrige aber dem Willen des Schöpfers unterwerfe, der über mich verhängen wird,

Digitized by Google

was ihm gut scheint, und von dem ich, geschehe auch, was da wolle, nichts zu fürchten habe." Friedrich sorgte nach Beaufobre's Tode für den ältesten Sohn desselben, wie ein Vater.

Beerfeld, Hans Sigismund v., im siebenjährigen Kriege Adjutant des Generals Tauentzien, wurde dem Könige von einer vortheilhaften Seite bekannt und zog sich nach dem Friedens-Schlusse auf sein Gut Lossow bei Frankfurt a. O. zurück. Noch nach vielen Jahren, 1781, erinnerte sich Friedrich seiner und empfahl ihn den Ständen des Lebuser Kreises zum Landrathe, worauf er auch zu diesem Amte gewählt wurde. Er stiftete viel Gutes, Friedrich sprach ihn gern bei den Truppen-Musterungen und zog ihn über manche Angelegenheiten zu Rathe; der Landrath erwies sich zu jeder Zeit freimüthig und bieder. Nun wurde 1784 im Staats-Ministerium eine Stelle erledigt und Beerfeld erhielt die Anweisung, sofort in Berlin zu erscheinen. Unbekannt mit dem Zwecke seiner Reise, erschien er vor dem Könige. „Guten Morgen, mein Lieber! Ich hab' Ihn lange nicht gesehen, wie geht es Ihm? Ist Er auch mit seinem Posten zufrieden?" — Vollkommen, wenn ich ihn zu Ew. Majestät Zufriedenheit verwalte. — „Das ist mir lieb, mein lieber Beerfeld, und ich muß Ihm sagen, daß ich recht sehr mit Ihm zufrieden bin; recht sehr bin ich mit Ihm zufrieden! Er weiß das. Ich muß Ihm aber sagen, daß ich Ihn noch besser gebrauchen kann. Hört Er wohl? — Ich brauche hier einen ehrlichen Mann und ich weiß, Er ist ein solcher. Ich will Ihn zum Chef-Minister im Fabriken- und Handels-Departement machen und da soll Ihm Niemand etwas zu befehlen haben." — Ich hab' Ew. Majestät nur im Militair-Stande gedient. — „Ich weiß das; ich weiß das, mein lieber Beerfeld, und ich dank' Ihm dafür. Er will damit sagen: Er hat nicht studirt, und da glaub' Er mir, das ist gar nicht nöthig. Ich brauche blos einen ehrlichen Mann. Seh' Er nur, ich verstehe das Ding auch nicht, aber sie machen es mir doch nicht recht, das weiß ich. Seh' Er nur: die ordinaire Wolle 9 Thaler und die feine 7. Ich verstehe das nicht, aber so kann's doch nicht recht sein. Das muß anders heraus, und da muß ich einen ehrlichen Mann haben, der mir das ins Reine bringt, und Er ist der ehrliche Mann." — Halten Ew. Majestät zu Gnaden: ich habe Jahre und bin in der Sache gar nicht bewandert. — „Er fürchtet sich nur; aber fürcht' Er sich nur nicht, sie sollen Ihm nichts thun. Ich werd' Ihn in

Digitized by Google

Allem unterſtützen. Wend' Er ſich nur immer an mich und kehr' Er ſich an ſonſt nichts." — Bei dem beſten Willen würd' ich unfehlbar große Fehler machen und Ew. Majeſtät Gnade verſcherzen. — „Das wird Er nicht, mein lieber Beerfeld, das kann Er nicht; Er iſt ein ehrlicher Mann. Seh' Er nur, ich habe ſonſt keinen andern, wenn Er mich verläßt. Da hab' ich wohl in meinem Lande noch zwei Landräthe, die ich brauchen könnte. Aber der Eine iſt mir noch zu jung und noch viel zu hitzig in ſeinen Sachen; der muß ſich erſt noch etwas verſuchen und noch mehr Erfahrung ſammeln; der Andere aber hat einen ungerechten Prozeß mit ſeiner Mutter gehabt. Das wird Er ſelbſt wiſſen, mein lieber Beerfeld, wer die Pflichten gegen ſeine Mutter aus den Augen ſetzt, wie wird der ſeinem Könige und ſeinem Vaterlande als ehrlicher Mann dienen? Alſo das geht nicht, und ich bitt' Ihn, verlaſſ' Er mich nicht!" — Ew. Majeſtät — „Beſinn' Er ſich, ich will Ihm Bedenkzeit geben." — Ew. Majeſtät machen mich unendlich glücklich, wenn Sie erlauben, daß ich Ihnen in meinem gegenwärtigen Poſten ferner dienen darf. Ich bitte allerunterthänigſt darum. Ew. Majeſtät werden mir Ihre Gnade entziehen. — „Das werd' ich nicht, mein lieber Beerfeld! Er iſt aber ein eiſerner Mann." — Es entſtand eine Pauſe; dann wandte ſich der König wieder zu Beerfeld und ſagte in einem faſt wehmüthigen Tone: „So geh' Er in Gottes Namen. Ich bleibe doch Sein Freund. Hört Er wohl! und wend' Er ſich nur immer an mich; geradezu an mich, und ſchreib' Er mir Alles!"

Belle-Isle, Graf v., 1684 in Frankreich geb., zeichnete ſich in Italien und beſonders in der Schlacht bei Turin (1706) aus, ward 1708 vor Lille verwundet und nach geſchloſſenem Frieden Gouverneur von Hüningen. Nach beendigtem ſpaniſchen Erbfolge-Kriege ſetzte ihn der Herzog von Orleans in die Baſtille; dieſe Gefangenſchaft dauerte jedoch nicht lange und Belle-Isle wurde ein Günſtling *Fleury's*, 1731 General-Lieutenant, 1733 Gouverneur von Metz. Noch in dieſem Jahre zeichnete er ſich in dem Kriege wegen der polniſchen Königswahl aus und trug viel zu dem vortheilhaften Frieden von 1735 bei. Er erhielt den Marſchallsſtab und wurde nun ein Hauptwerkzeug in dem erſten öſtreichſchen Succeſſions-Kriege zu Gunſten Karls VII. — Er befehligte 1741 das franzöſiſche Heer in Deutſchland, nahm Prag mit Sturm, konnte ſich jedoch, von allen Bundesgenoſſen verlaſſen und im kläglichſten Zuſtande, in dieſem

Digitized by Google

Orte nicht halten und zog sich nach Eger zurück; durch seine Umsicht rettete er den Rest des französischen Heeres. Karl VII. machte ihn zum Reichsfürsten und verlieh ihm den Orden des goldenen Vließes. Nachdem er einige Zeit in Frankreich verweilt, kam er nach Deutschland zurück, wurde 1744 auf einer Inkognito-Reise zu Elbingerode von einem hannöverschen Amtmann gefangen genommen, nach England gebracht und erst im folgenden Jahre wieder eingelöst. 1746 kommandirte er in Italien, ward nach dem Aachener Frieden Pair von Frankreich und Kriegs-Minister und veranstaltete als solcher die Eroberung von Minorca. Sein Tod fällt in das Jahr 1761.

Belling, Wilh. Seb. v., zu Altena um 1719 geb., erhielt eine Stelle im Kadetten-Korps zu Berlin, trat 1737 als Fähndrich in die Armee, zeichnete sich in den beiden ersten schlesischen Kriegen in einem Husaren-Regimente so aus, daß er schon 1749 den Majors-Rang und 1758 den Oberbefehl über fünf Eskadrons schwarzer Husaren (Todtenköpfe, später das Regiment Blücher) erhielt. Mit diesen machte er sich dem Feinde bei vielen Gelegenheiten furchtbar. Daß er Veranlassung zum Eintritt Blücher's in Preußische Militairdienste war, ist im Art. Blücher gesagt. Er starb 1779 als General-Lieutenant in Stolpe.

Benda, Franz, in Jung-Bunzlau geb., Sohn eines Leinwebers, zeichnete sich als Violinist aus und kam 1738 in die kronprinzliche Kapelle zu Rheinsberg. Er starb 1786, wenige Monate vor dem Tode des Königs, als Konzertmeister in Potsdam. Er und sein unten folgender Bruder spielten oft in Privat-Konzerten mit dem Könige. Als dieser im baierschen Erbfolge-Kriege einen seiner vordern Zähne verloren hatte und die Gicht ihm die Hände lähmte, so daß er die geliebte Flöte bei Seite legen mußte, sagte er gerührt zu dem alten Benda: „Mein lieber Benda! ich habe meinen besten Freund verloren."

Benda, Georg, 1721 in Jung-Bunzlau geb., wurde 1742 Violinist in der königlichen Kapelle und 1748 Kapellmeister in Gotha. Die letztere Stelle legte er 1772 aus Eigensinn nieder, machte Kunstreisen in Italien und Deutschland und starb 1795 in Köstritz.

Benedikt XIV., Lambertini, seit 1740 Papst, ein Liebhaber der Wissenschaften und der weisen Mäßigung, stand mit Friedrich fast stets im besten Vernehmen und erkannte dessen Verdienste um

Digitized by Google

die katholische Kirche an. Man sehe die Artikel Sinzendorf und Schafgotsch.

Benkendorf, v., Major, vertheidigte 1760 das offene Köslin gegen Tottleben so heldenmüthig, daß die Stadt endlich nur durch eine sehr rühmliche Kapitulation an den Feind überging.

Bevern, Aug. Wilh., Herzog von Braunschweig-Lüneburg, 1715 geb., nahm Preußische Kriegsdienste, wohnte 1734 dem Feldzuge am Rhein bei, focht nicht ohne Auszeichnung in den beiden ersten schlesischen Kriegen und in der Schlacht bei Lowositz, schlug die Oestreicher bei Reichenberg (29. April 1757) und war bei den Schlachten von Prag und Kollin. Während Friedrich gegen Soubise zog, befehligte er die Preußischen Truppen in Schlesien und der Lausitz und verschuldete mehr oder weniger den frühen Tod Winterfelds. Seitdem verfolgte ihn das Unglück. Er war ohne Rathgeber, vermochte nicht, den Fall von Schweidnitz zu verhindern und wurde bei Breslau geschlagen. Um dem Zorne zu entgehen, ließ er sich von den Oestreichern gefangen nehmen und blieb bei ihnen fast ein ganzes Jahr. Friedrich machte ihn dann zum Kommandanten von Stettin und gab ihm 1762 den Oberbefehl über ein besonderes Korps bei Reichenbach, wo er die Oestreicher schlug (7. August). Nach dem Frieden lebte er größtentheils in Stettin und starb hier 1782.

Bielefeld, Jakob Fr., Freiherr v., 1717 zu Hamburg geb., Sohn eines Lakenhändlers, genoß eine gute Erziehung, machte Reisen durch England und Frankreich, und wurde bei der Aufnahme des Kron-Prinzen Friedrich in den Freimaurer-Orden, zu Braunschweig 1738, demselben bekannt; der Prinz gewann ihn lieb und lud ihn im Sommer 1739 nach Rheinsberg, wo Bielefeld auch ankam und bis zur Thronbesteigung verblieb. Dann trat er als Legations-Rath in des Königs Dienst, wurde 1741 zweiter Hofmeister des Prinzen Ferdinand und 1748 in den Freiherrn-Stand erhoben. Später zog er sich ins Privatleben zurück und starb 1770 auf seinem Gute Treben im Altenburgschen.

Blochmann, ein Schlesier, Hofrath in Küstrin, zur Zeit der dortigen Gefangenschaft des Kron-Prinzen Friedrich, hatte die Speisen für den Prinzen zu besorgen. Wie schlecht sie waren — die ganze Rechnung für 4 Wochen betrug 12 Thaler — trug ihm Friedrich dies nicht nach. Er machte ihn 1741 zum Kriegsrath in Schlesien

Digitized by Google

und bald darauf in Breslau zum (ersten königlichen) Direktor des Magistrats. Er erhielt den Titel als Geheimer Kriegsrath und wurde in den Adelstand erhoben.

Blücher, Gebhard Lebrecht v., nachheriger Fürst von Wahlstatt, zu Rostock am 16. December 1742 geb., nahm im Anfange des 7jährigen Krieges, ohne Wissen seines Vaters, bei dem schwedischen Husaren-Regimente v. Mörner Dienste, wurde auf einem Streifzuge bei Spanteckow in Pommern von dem Husaren Landeck (der erst im Jahre 1821 in Gramenz gestorben ist) zum Gefangenen gemacht und zu dem Obersten v. Belling gebracht, der ihn lieb gewann, ihn, nach erhaltenem Ehrenwort, bei sich behielt und bald nachher seine Entlassung aus dem schwedischen Dienste bewirkte. Blücher trat nun in das v. Belling'sche Regiment, wurde Adjutant seines Chefs und rückte bis zum ältesten Stabs-Rittmeister auf. Durch Einschub gekränkt, fiel er in Ungnade, nahm seinen Abschied und wurde Landwirth und Landrath in Pommern. In dieser Eigenschaft hatte Friedrich ihn gern; seine militairische Anstellung erfolgte aber erst wieder unter Friedrich Wilhelm II. Die weitere Laufbahn dieses Kriegers ist bekannt. Als er im Jahre 1808, als General-Lieutenant, Treptow a. R. besuchte, nahm er den alten Kriegsgefährten Landeck gastlich bei sich auf, ließ ihn bei Tafel neben sich sitzen und stellte ihn den Tischgenossen als seinen alten Freund vor. (Preuß II. 267.)

Boden, v., Geheimer Rath unter Friedrich Wilhelm I., leistete große Dienste im Kabinet, wurde 1739 geadelt und an v. Grumbkow's Stelle Finanz-Minister. Bei Friedrichs Regierungs-Antritt zeichnete er sich durch eine rührende Anhänglichkeit an das Preußische Königshaus aus (Th. I. S. 43), behielt seine Stelle, und der neue König wußte seine Einsichten zu schätzen. Sein Nachfolger im Kabinet war Lautensack.

Borcke, Adrian Bernh. v., aus einer alten adlichen Familie Hinterpommerns, 1668 in Döbritz geb., wohnte den Feldzügen der Brandenburger in den Niederlanden bei und wurde nach dem Utrechter Frieden Gesandter in Wien. Friedrich Wilhelm I. ernannte ihn zum General-Major, 1713 zum Gouverneur von Stettin, 1715 zeichnete er sich bei der Belagerung von Stralsund aus, wurde General-Lieutenant und 1728 Staats-Minister. Er unterhandelte die Verbindung Friedrichs mit Elisabeth, brachte 1732 den wichtigen

Digitized by Google

Vergleich mit dem Fürsten von Nassau-Diez über die oranische Erbfolge zu Stande, nahm 1740 die Baronie Herstal für Preußen in Besitz und starb im folgenden Jahre als Feldmarschall. Friedrich hat ihn durch eine Lobrede verewigt.

Borcke, Kaspar Wilh. v., Sohn des Vorigen, 1704 zu Gersdorf geb., trat in Preußische Dienste, wurde 1730 Oberst-Lieutenant und befehligte die Wachen, welche den Kron-Prinzen von Wesel nach Mittenwalde führten. 1740 zum Obersten und General-Adjutanten ernannt, begleitete er den jungen König nach Westphalen, wurde später Gesandter in Dresden, Wien und London, und starb als Minister der auswärtigen Angelegenheiten 1747. Er übersetzte den Julius Cäsar von Shakspeare und Lukan's Pharsalia.

Borcke, Heinr. Adrian v., 1715 geb., Bruder des Vorigen, wurde General-Major und Erzieher des Prinzen von Preußen (nachher Friedrich Wilhelms II.), seiner Aemter jedoch im Jahre 1764 schleunig entbunden und auf seine Güter verwiesen. Nichtsdestoweniger schätzte Friedrich ihn und berief ihn seit 1771 alljährlich zum Revue nach Stargard, um ihn in allerlei Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Er hat sich als ökonomischer Schriftsteller bekannt gemacht.

Bornstedt, Bernh. Heinr. v., gehörte als Hauptmann zu den Freunden des Kron-Prinzen, machte 1734 den Feldzug am Rhein mit, befehligte bei Hohenfriedberg und Sorr als General-Major ein Kürassier-Regiment auf rühmliche Weise, nahm 1751 als General-Lieutenant den Abschied und starb im folgenden Jahre.

Boumann, Joh., 1706 in Amsterdam geb., widmete sich der Baukunst und wurde 1732 nach Potsdam berufen, um hier die sogenannten holländischen Häuser zu bauen. 1750 baute er den Dom in Berlin, 1764 das Palais des Prinzen Heinrich, und 1773 vollendete er die katholische Kirche daselbst.

Boumann, George Fr., Sohn des Vorigen, 1736 in Potsdam geb., wurde ebenfalls ein berühmter Baumeister und baute unter andern die königliche Bibliothek in Berlin.

Bredow, Asmus Ehrenreich v., 1693 im Brandenburgschen geb., zeichnete sich in den beiden ersten schlesischen Kriegen, namentlich bei Kesselsdorf aus, wurde General und Mitglied der Berliner Akademie und starb 1756.

Bredow, Joachim Leopold v., 1699 geb., erwarb sich in den

Digitized by Google

drei schlesischen Kriegen ebenfalls große Verdienste, wurde General, bei Kollin verwundet und starb 1759 in Dresden.

Bredow, Kaspar Ludwig v., zeichnete sich im spanischen Erbfolge-Kriege und bei der Belagerung von Stralsund aus, führte, als Oberst-Lieutenant, die Oekonomie des Kron-Prinzen Friedrich während des Feldzuges am Ober-Rhein 1734, machte die beiden ersten schlesischen Kriege mit, wurde General-Lieutenant und Ritter des schwarzen Adler-Ordens und starb 1773 im Alter von 88 Jahren.

Bredow, Jak. Fr. v., trat 1740 in Preußische Kriegsdienste und zeichnete sich auf mancherlei Weise aus, wurde 1757 vom Oberst-Lieutenant zum General-Major und 1758 zum Chef eines Kürassier-Regiments befördert, bis er das Unglück hatte, bei Maren mit gefangen zu werden. Er wurde 1769 ohne Pension verabschiedet und wollte sich aus Mangel an Unterhalt erschießen; die Kugel glitt aber an der Hirnschale ab und er blieb am Leben. Seydlitz bewirkte hierauf, daß er 1000 Thaler Pension erhielt.

Brenckenhoff, Franz Balthasar Schönberg v., 1723 in der Gegend von Halle geb., war anfangs Page bei dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, später Adjutant und Kammer-Direktor. Als Friedrich nach der Schlacht bei Roßbach durch das Dessauische kam, fand er in den Dörfern eine auffallende Ordnung; Häuser, Ställe, selbst Umzäunungen waren gehörig im Stande. Dies fiel ihm auf, weil er sonst in der ganzen Umgegend nur Spuren der Verwüstung gefunden, und man sagte ihm, es sei dies das Werk Brenckenhoffs, der während der Minorennität des Landesherrn die Verwaltung leite. Friedrich ließ ihn kommen. „Wie geht es zu," fragte er, „daß das Fürstenthum sich so gut konservirt hat, da sich doch allenthalben die Folgen des Krieges so deutlich zeigen?" — „Ew. Majestät," war die Antwort, „ich habe zum Besten des Landes stets Magazine von Brodkorn, Heu, Stroh und Hartfutter unterhalten. Kam nun ein Besuch von feindlichen Truppen, so wandte ich mich stets an den kommandirenden General und versprach ihm, alles Nöthige zu liefern; dagegen verbat ich mir aber auch alle Gewaltthätigkeiten, weil ich in diesem Falle die Bauern aufbieten müßte, jeden Marodeur gefangen zu nehmen. Dies letztere geschah einige Mal wirklich. Dadurch verhütete ich den Ruin des Landes." — Friedrich verlangte von ihm Verpflegungsmittel auf drei Tage und erhielt sie, wiewohl notorisch ein Mangel an Getreide und Pferdefutter vorhan-

Digitized by Google

den war. Er merkte ſich dieſen Mann und zog ihn 1762, alles Widerſpruchs ungeachtet, in ſeine Dienſte. Friedrich gab ihm den Auftrag, in Pommern und der Neumark die Spuren des Krieges durch weiſe Einrichtungen zu verwiſchen und verwendete ihn ſpäter zur Verwaltung von Weſtpreußen. Brenckenhoff erwarb ſich Reichthum und große Verdienſte, legte den Netze-Kanal an und ſtarb 1780.

Broglio, François Maria, Herzog v., Sohn des franzöſiſchen Marſchalls, Marquis v. Broglio, geb. 1671, nahm frühzeitig Kriegsdienſte, machte den ſpaniſchen Erbfolge-Krieg mit, ging 1723 als Geſandter an den engliſchen Hof und unterhandelte den Frieden von 1725. Im J. 1733 ging er im polniſchen Succeſſions-Kriege nach Italien, erwarb ſich 1734 den Marſchallsſtab und befehligte mit Coigny die Armee; 1739 kam er als Gouverneur nach Strasburg, wo er, als König Friedrich inkognito dort erſchien, wider deſſen Willen ihm königliche Ehren erzeigen ließ. Zwei Jahre ſpäter befehligte er im öſtreichſchen Erbfolge-Kriege und zeichnete ſich in einer höchſt bedrängten Lage durch ſeine muthige Vertheidigung von Prag und den Rückzug über Eger nach Franken aus; er befehligte das Heer in Baiern und führte es über den Rhein zurück. Sein König hatte ihn kurz vorher zum Herzoge ernannt; nach jenem Rückzuge fiel er in Ungnade, legte deswegen den Oberbefehl nieder und ſtarb 1746 auf ſeinen Gütern.

Broglio, Viktor François, Herzog v., Sohn des Vorigen, bekannter unter dem Namen des Grafen v. Broglio, 1718 geb., diente 1734 in Italien und dann in Böhmen, Baden und den Niederlanden. Im 7jährigen Kriege befehligte er die Franzoſen in Deutſchland, gewann die Schlacht von Bergen und wurde dafür vom Kaiſer zum Reichsfürſten ernannt; dann eroberte er Minden, verſchuldete aber den Verluſt der Schlacht bei dieſer Stadt. Deſſen ungeachtet, und obwohl von Neidern umgeben, wurde er Marſchall; Mißverſtändniſſe mit der Pompadour zogen ihm 1762 die Verweiſung auf ſeine Güter zu. Zwei Jahre ſpäter erhielt er das Gouvernement von Metz. Ludwig XVI. machte ihn zum Kriegs-Miniſter; der Ausbruch der Revolution veranlaßte ihn zur Auswanderung. Er ſtarb 1804 in Münſter.

Browne, Max Ulyſſes, Graf v., aus einer engliſchen Familie ſtammend, in Baſel 1705 geb., hatte es in öſtreichſchen Dienſten bis zum Feldmarſchall gebracht (1756), als er auf den Kampfplatz gegen

Digitized by Google

die Preußen gestellt wurde. Er lieferte ihnen im J. 1756 die Schlacht bei Lowositz, eilte darauf nach Sachsen, um die bei Pirna eingeschlossene sächsische Armee zu befreien, was ihm jedoch mißglückte, und verlor im folgenden Jahre die Schlacht bei Prag, wo er überdem den Verdruß hatte, sich unter den Befehl des Schwagers der Kaiserin gestellt zu sehen. Tödtlich verwundet vom Schlachtfelde weggebracht, starb er in Prag am 26. Juni 1757.

Browne, George, Reichsgraf v., Neffe des Vorigen, 1698 in Irland geb., stand in russischen Diensten und befehligte im 7jährigen Kriege das den Oestreichern zu Hülfe gesendete Korps. Bei Zorndorf wurde er verwundet und dann zum Feldmarschall ernannt. Er starb als Gouverneur von Liefland.

Brühl, Heinrich, Graf v., 1700 zu Gangloff-Sömmern bei Weißensee geb., war Page bei der Herzogin Elisabeth in Dresden, erwarb sich die Gunst Königs August II. und begleitete ihn als Kammerherr auf allen seinen Reisen. Nach dem Tode dieses Königs wußte er August III. die polnische Krone zu verschaffen und schmeichelte sich dergestalt bei ihm ein, daß der König gar keinen eignen Willen mehr hatte. Er stürzte den Günstling desselben, Sulkowski, und trat, seinem Herrn zu gefallen, zum Katholicismus über. Seine Verschwendung und seine falsche Politik brachte Sachsen im 7jährigen Kriege an den Rand des Abgrunds; er haßte Friedrich II. bitter und wies alle Versuche einer Annäherung hartnäckig zurück. Er ging während des Krieges mit seinem Könige nach Warschau, kam nach dem Hubertsburger Frieden krank zurück und starb 1763, kurz nach August III., und nachdem ihm dessen Nachfolger seine Entlassung zugesendet hatte. — Friedrich verwandelte nach der Besitznahme von Dresden das glänzende Palais des Ministers in ein Wachthaus. In der Garderobe fand man unter andern eine ganze Kammer voll Perücken. „Wie viel Perücken," rief Friedrich, „für einen Mann, der keinen Kopf hat."

Buddenbrock, Wilh. Dietrich v., 1672 in Litthauen geb., diente unter den Preußen in den Niederlanden, machte 1715 den Feldzug in Pommern mit, leistete in dem Desertions-Prozesse des Kron-Prinzen diesem wichtige Dienste (Th. I. S. 29) und begleitete denselben 1734 in dem Feldzug am Rhein. Im ersten schlesischen Kriege zeichnete er sich bei Chotusitz, im zweiten bei Prag und Sorr aus und starb 1757 als Feldmarschall.

Digitized by Google

Buddenbrock, v., stand als Officier im Regimente des Kron-Prinzen zu Neu-Ruppin und wurde dem letztern bald befreundet. Er wurde nach Friedrichs Thronbesteigung mit Majors-Rang zum Flügel-Adjutanten erhoben und erhielt 1750 die wichtige Stelle eines ersten General-Adjutanten, die er bis 1754 verwaltete. Er genoß das Vertrauen des Königs, avancirte bis zum General-Lieutenant und starb 1781.

Büring, Kaufmann in Berlin, gest. 1810, Besitzer einer Bleiweiß-Fabrik, hatte in seiner Jugend in Holland gelebt und machte sich um den Preußischen Staat durch einen Plan verdient, welcher den von Friedrich II. gestifteten landschaftlichen Kredit-Instituten zum Grunde gelegt wurde.

Büsching, Anton Fr., in Stadthagen 1724 geb., studirte in Halle, hielt hier Vorlesungen, ging als Erzieher eines Grafen Biron nach Petersburg und Kopenhagen und wurde Professor in Göttingen, 1761 aber lutherischer Prediger in Petersburg. 1765 ließ er sich in Altona nieder und wurde im folgenden Jahre als Ober-Konsistorialrath und Direktor des Gymnasiums zum grauen Kloster nach Berlin berufen, wo er 1793 starb. Seine Erdbeschreibungen sind bekannt. Er hat den König ohne näheren Nachweis der griechischen Liebe beschuldigt.

Calzabigi, de, aus Livorno, war in Neapel angestellt, half 1757 dem berüchtigten Casanova des genuesische Lotto in Paris einführen und kam dann nach Berlin, wo er den König zu einem ähnlichen Unternehmen verleitete, so daß 1763 erst die Zahlen-Lotterie, 1767 auf weitere Veranlassung eines gewissen Kaufmanns Dietrich die Klassen-Lotterie eingeführt wurde. Calzabigi wurde Geheimer Finanzrath und Chef des Lotterie-Wesens.

Camas, v., Oberst, 1688 in Wesel geb., besaß die Zuneigung Friedrichs schon, als dieser noch Kron-Prinz war; er kam oft von seiner Garnison Frankfurt a. O. nach Rheinsberg. Am 18. März 1740 schrieb er ihm: „O Camas, der du mich von Kindheit auf gekannt und die thörichten Verirrungen meiner Jugend gesehen hast, sei immer ohne Nachsicht, schonungslos und unerbittlich gegen meine Fehler und Laster; so nur läutert sich, mit Hülfe des Feuers, das Gold und scheidet sich von den unedlen Metallen, mit denen es vermischt war.“ Nach Friedrichs Thronbesteigung ging der Oberst, mit der Nachricht davon, als Gesandter nach Paris, bei

Digitized by Google

welcher Gelegenheit er Voltaire in Brüssel ein Fäßchen Ungarwein überlieferte. Camas hatte nur eine Hand; der französische Hof erwiederte die Gesandtschaft, indem er Friedrich durch den einhändigen Marquis de Beauveau beglückwünschen ließ. Camas starb schon 1741 in Breslau an einem hitzigen Fieber.

Camas, Sophie Karoline v., Gemahlin des Vorigen, eine Tochter des General-Lieutenants v. Brandt, besaß zeitlebens die Gunst des Königs, wiewohl sie 22 Jahre älter war als er. Er machte sie 1742 zur Oberhofmeisterin seiner Gemahlin, erhob sie in den Grafenstand, korrespondirte mit ihr und sandte ihr häufig freundschaftliche Geschenke. So schickte er ihr einst mehrere Pfund Spaniol, mit der Bemerkung, welches Paket sie zuerst anbrechen solle. Sie öffnete dieses und fand ein Handbillet des Königs mit einer goldenen, reich mit Diamanten besetzten Dose. Ein anderes Mal bekam sie einen Diamantring, auf welchem zwei verschlungene Herzen angebracht waren; ein beigeschlossenes Billet sagte: da der Uebersender stets ihr Anbeter gewesen, so habe er diese beiden Herzen auf dem Ringe vereinigen lassen. Was man auch davon sagen möge, es sei ihm gleichgültig, und sie möge sich ebenfalls darum nicht bekümmern. Die Gräfin war die wohlwollende Vermittlerin zwischen ihm und seiner Gemahlin und besaß einen großen Geist und ein treffliches Herz. Ihr Tod erfolgte 1766 in Schönhausen. — Folgende Verse zeigen, wie Friedrich sie noch in hohem Alter ehrte:

Dir, edle Camas, Dir ersetzt die Tugend
Ganz den Verlust von Schönheit und von Jugend.
Hab' auch die Zeit all' Deinen Reiz verzehrt;
Dein beßres Selbst, Dein wahrer inn'rer Werth,
Was wir an Dir bewundern, schätzen, lieben,
Dein Geist und Herz sind unversehrt geblieben.
Du darfst des Lebens späten Herbst nicht scheun,
Er wird nicht Deine heitre Seele, rein
Von Leidenschaft und Wahn und Thorheit, trüben.
Du lachst der ängstlich steifen Gravität,
Mit der sich manche Gouvernante bläht.
Mit froher Laun' ist Dein Verstand gepaart
Und Deine Weisheit von der sanftern Art,
Die nicht der Stoa strengem Kaltsinn huldigt,

Digitized by Google

Den Schwachen trägt, den Fehlenden entschuldigt;
Noch mehr, Du bist, was man so selten fand:
Religiös und dennoch tolerant. —
Sieh hier Dein Bild! Kein Zug ist übertrieben.
Vortreffliche, wer sollte Dich nicht lieben?
Die Einfalt glaubt, daß Du einfältig seist;
Scharfsinnige bewundern Deinen Geist.
Du weißt Dich leicht in jede Form zu schmiegen,
Und jedem Stand' und Alter zu genügen;
Du lachst und scherzest in der Jugend Kreis;
Die reifere Vernunft legt Dir den Preis
Der Klugheit bei; Du trägest alle Schwächen
Des hohen Alters mit Gefälligkeit,
Und ach, dein liebevolles Herz verzeiht
Dem Kind gewordenen Greis die Sucht zu sprechen.
Auf Achtung muß sich wahre Freundschaft gründen,
Und Achtung wird durch Tugend nur erstrebt.
Die Welt schätzt Dich um Deiner Tugend willen,
Man liebet Dich in Deiner Freunde Kreis,
Dich, die uns Alle zu bezaubern weiß.
O, Dein Verdienst — laß mich's der Welt enthüllen!
Ja, mein Gesang sei Deiner Trefflichkeit
Und Deinen Tugenden fortan geweiht!
Dein Bild soll mit Begeistrung mich erfüllen,
Und wenn ich künftig dichte, wend' ich mich
Statt an Minerven, edles Weib, an Dich.

Carmer, Joh. Heinr. Kasimir, Graf v., 1720 in Kreuznach geboren, widmete sich nach vollendeten Studien dem Staatsdienste, wurde 1768 Justiz-Minister in Schlesien, später Großkanzler und 1798 in den Grafenstand erhoben. In seine Zeit fiel die Errichtung der ritterschaftlichen Kredit-Systeme, sowie die Verbesserung des Justizwesens und des Preußischen Gesetzbuches, und Carmer hat um alle diese Institutionen vielfache Verdienste. 1798 legte er seine Aemter nieder und starb 1801 auf seinem Gute Rützen bei Glogau.

Charlotte (Philippine Charlotte), Schwester Friedrichs, war 1716 geb. und wurde 1733 mit Karl, Herzoge zu Braunschweig-Wolfenbüttel, vermählt. Friedrich schrieb in Bezug auf sie an Voltaire:

Digitized by Google

„Sie hat vom Himmel jenes glückliche Geschenk, jenes Feuer des Geistes empfangen, jene Lebendigkeit, durch die sie Ihnen gleicht, und womit die Natur unglücklicher Weise gegen den größten Theil der Menschen nur zu karg ist.“ Charlotte starb im J. 1801. Ihr Sohn, der Prinz Leopold, Chef eines Infanterie-Regiments in Frankfurt, verunglückte 1785 in der Oder, als er einige Menschen retten wollte.

Chazot, Franz Isaak, Ritter v., aus der Normandie gebürtig, erscheint schon in Rheinsberg als ein geschätzter Gesellschafter des Kron-Prinzen und machte sich dem jungen Könige bald auch durch militairische Dienste beliebt. In der Schlacht bei Hohenfriedberg zeichnete er sich im Markgräflich Baireuthschen Regimente dergestalt aus, daß Friedrich ihm, wie dem Grafen Geßler, ein mit der Zahl 66 vermehrtes Wappen ertheilte. Chazot lieferte im J. 1746 ein Beispiel, wie Friedrich streng es sich versagte, als König der Freundschaft ein Opfer zu bringen. Der Major bat ihn um ein kleines Grundstück, um sich einen Ruhesitz bauen zu können; Friedrich schlug es ab, weil die Domainen auch nicht um einen Fußbreit Landes geschmälert werden sollten. Chazot hatte das Unglück, den Major v. Bronikowski im Duell zu tödten und flüchtete; Friedrich gab ihm zwar den erbetenen Pardon, befahl aber zugleich, sobald er wiederkomme, die Strenge des Gesetzes gegen ihn anzuwenden. Chazot kam auf die Festung und nur in Rücksicht seiner im Kriege gezeigten großen Bravour und übrigen Verdienste ließ ihn der König schon nach einigen Monaten wieder frei. 1752 nahm Chazot als Oberst-Lieutenant den Abschied und ging in dänische Dienste, wo er es bis zum General-Lieutenant und Kommandanten von Lübeck brachte. Von hier aus besuchte er den verwaiseten König noch im Jahre 1785. Ein Jahr früher feierten beide das 50jährige Jubiläum ihrer Freundschaft.

Clemens XIII. (Rezzonico), seit 1758 Papst, wich von dem Verhalten seines Vorgängers Benedikt XIV. gegen die Preußische Regierung ab und schloß sich den Feinden des Königs an. Er legte der Königin von Ungarn und ihren Nachfolgern den Titel eines apostolischen Königs bei, sandte dem Feldmarschall Daun für den Sieg bei Hochkirch einen geweihten Hut und Degen, worüber Friedrich eine Satire schrieb, weil Daun seitdem keinen Sieg

Digitized by Google

mehr über ihn gewann. Die poetischen Werke des Königs enthalten folgende Zuschrift an den Papst:

Ich falle reuevoll am Throne hin,
Worauf der Affe Gottes residirt;
Ich will geloben, ihm in Babylon,
Ertheilt er mir die Absolution,
Den heiligen Pantoffel noch zu küssen.

Cocceji, Sam., Freih. v., 1679 zu Heidelberg geb., wurde 1703 Professor der Rechtswissenschaft zu Frankfurt a. O., 1704 Regierungs-Rath in Halberstadt, 1710 Regierungs-Direktor, 1714 Geheimer Justiz-Rath in Berlin, 1723 Präsident des Kammergerichts, 1727 Staats- und Kriegs-Minister, 1738 erster Justiz-Minister und 1747 Groß-Kanzler. Seine Verdienste um die Preußische Justiz-Verbesserung sind bleibend, namentlich schuf er den Codex Fridericianum (1747). Auch ist er Verfasser der Deduktion, durch welche Friedrich im J. 1741 sein Recht auf Schlesien zu erweisen suchte. Er starb 1755.

Cocceji, K. Ludwig, Freih. v., Sohn des Vorigen, hatte Rechtswissenschaft studirt und wurde darauf vom Könige zum Hof- und Legations-Rathe ernannt. Ein baumstarker riesiger Mann, gehörte er zu den Verehrern der schönen Tänzerin Barberini, und suchte sich, so oft sie tanzte, einen Platz dicht an der Bühne zu verschaffen. Dasselbe that ein anderer Anbeter, und so traf es sich, daß beide zuweilen Nachbarn wurden. Einst schien es Cocceji, als ob die schöne Tänzerin seinem Rival freundlichere Blicke zuwerfe, denn ihm. Von der Wuth der Eifersucht erfaßt, ergreift er den ins Anschauen versunkenen Nachbar plötzlich, hebt ihn mit gewaltiger Faust wie ein Kind in die Höhe und schleudert ihn auf das Theater. — Es versteht sich, daß der Auftritt allgemeine Sensation erregte, doch folgte das Publikum dem Beispiele des Königs und verhielt sich ruhig; die Oper wurde bis zu Ende gespielt. — Der Großkanzler v. Cocceji erfuhr den Vorfall noch an demselben Abende und war außer sich vor Schreck. Am folgenden Morgen fuhr er zum Könige und bat um eine Audienz. „Sire!" sagte er mit zitternder Stimme, „ich komme als ein sehr unglücklicher Vater, tief gebeugt durch die Aufführung meines ungerathenen Sohnes. Er hat sich gestern Abend, in Ew. Majestät Gegenwart, einen Frevel erlaubt, an den ich kaum zu denken wage. Eine solche

Digitized by Google

Verletzung der Ehrfurcht gegen Ew. Majestät und des Anstandes gegen den gebildeten Theil des Publikums verdient die strengste Rüge, und ich flehe Ew. Majestät um die einzige Gnade, mich eine solche strafbare Handlung nicht entgelten, den Verbrecher aber exemplarisch bestrafen zu lassen." — „Sei Er ganz ruhig, mein lieber Cocceji," sagte der König, der ihn ruhig angehört hatte, in freundlichem Tone, „was kann Er dafür? Aber sein Wunsch soll erfüllt werden; ich werde den Brausekopf auf eine Festung schicken, da wird er schon zur Raison kommen." — Cocceji bedankte sich unterthänigst für den gnädigen Bescheid und ging erleichtert davon; bald darauf kam, zu seiner großen Ueberraschung, der Befehl, daß der Legations-Rath Cocceji als Geheimer Justiz-Rath nach Glogau versetzt sei (1748). Er heirathete später die schöne Tänzerin und wurde 1764 Präsident der Oberamts-Regierung in Glogau.

Contades, zu Ende des 17. Jahrhunderts geb., trat früh in französische Dienste und stieg von Stufe zu Stufe bis zum Marschall von Frankreich. 1757 befehligte er unter d'Etrées ein französisches Korps in Hessen und drängte die Hessen bedeutend. Ein Jahr später erhielt er den Oberbefehl über die französische Armee in Westphalen, ward aber 1759 von dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig bei Minden geschlagen, und deshalb, sowie wegen Zwistigkeiten mit dem Herzoge von Broglio, zurückberufen. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Cothenius, Chr. Andr., 1708 in Anklam geb., wurde Arzt und Bürgermeister in Havelberg, trat dann als Feldarzt in die Armee und gewann das Zutrauen Friedrichs, der ihn 1747 als Hof-Medikus nach Potsdam kommen ließ, wo er die Fürsorge über das große Waisenhaus erhielt. 1758 ward er königlicher Leibarzt und Generalstabs-Medikus der königlichen Armeen, auch Direktor aller medicinisch-chirurgischen Anstalten des Königreichs. Er starb 1788.

Courbière, Wilh. René, Freih. de l'homme v., 1733 in Gröningen geb., Sohn eines holländischen Majors, nahm, 14 Jahre alt, Preußische Kriegsdienste, zeichnete sich als Ingenieur-Kapitain 1758 bei der Belagerung von Schweidnitz aus und befehligte seit 1759 als Major ein Freibataillon, mit dem er sich in Hinter-Pommern und vor Dresden so auszeichnete, daß der König ihm den Verdienst-Orden gab. Nach dem Frieden garnisonirte er in

Digitized by Google

Ostfriesland, wurde 1780 General-Major, später General der Infanterie und zeichnete sich noch 1807 als ein würdiger Zögling Friedrichs aus. Als der Marschall Victor ihn zur Uebergabe von Graudenz mit dem Bemerken auffordern ließ, daß die Russen über den Niemen getrieben, und der König samt der Königin nach Memel geflüchtet seien, antwortete er: „Und wenn mein König das ganze Land verloren hat, will ich doch versuchen, wie lange ich König von Graudenz bleiben kann."

Crillon, Herzog v., ein Nachkomme des berühmten Marschalls, geb. 1718, diente im 7jährigen Kriege als Brigadier und Maréchal de Camp und wird von Friedrich in seinen Werken ehrenvoll erwähnt. Als nämlich am 31. Oktober 1757 Crillon über die Brücke bei Weißenfels sich zurückziehen und in die ihm bestimmten Kantonnements einrücken sollte, hatte er zwei Officiere, Canon und Brunet, zur Beobachtung der ihn verfolgenden Preußen aufgestellt, während er selbst, auf den Rasen gelagert, ein Frühstück zu sich nahm. Da erschien Brunet mit der Frage, ob es erlaubt sei, den König von Preußen todt zu schießen, den man, vom Hinterhalte der Beobachtenden aus, an den Pfeilern der zerstörten Saalbrücke bemerke. Crillon reichte dem Officier eine Erfrischung, schickte ihn auf seinen Posten zurück und sagte ihm dabei: „Ich habe Sie und Ihren Kameraden dorthin gestellt, um Acht zu haben, ob die Brücke gehörig abbrennt; nicht, um einen Heerführer zu tödten, der einzeln sich sehen läßt, um zu rekognosciren; noch weniger die geheiligte Person eines Königs, welche stets respektirt werden muß."

Curas, Hilmar, ein Deutscher, war 12 Jahre lang Kirchen-Aeltester bei der deutsch-reformirten Parochial-Kirche in Berlin gewesen und hatte gegen 20 Jahre Unterricht in der französischen Sprache gegeben, als er den Auftrag erhielt, dem Kron-Prinzen Friedrich und seiner Schwester Unterricht im Schönschreiben und in den Anfangsgründen der Geschichte zu geben. Das Buch, in welchem Friedrich 1717 unter Curas Leitung die ersten Schriftzüge gemacht, befindet sich in der kurfürstlichen Bibliothek in Kassel. Auch die Gymnasial-Bibliothek in Soest und die Bibliothek des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin bewahren Schreibebücher des Prinzen.

Darget, 1712 geb., ein geistreicher und muthiger Mann, machte als Sekretair des französischen Gesandten, Marquis de Valori

Digitized by Google

im Gefolge der Preußischen Armee, den zweiten schlesischen Krieg mit und ließ sich, kurz vor der Schlacht bei Sorr, als wäre er der Gesandte, von den Panduren gefangen nehmen, wodurch er seinen Herrn und dessen Papiere rettete. Friedrich nahm ihn nach der Schlacht bei Hohenfriedberg als Lekteur und literarischen Sekretair in Dienst, und beide waren stets wohl mit einander zufrieden. Darget starb 1778. — Als er im Jahre 1749 über den Verlust seiner Gattin sehr bekümmert war, schrieb ihm der König: „Geben Sie sich nicht dem Schmerze hin; die Vernunft muß Ihnen sagen, daß wir nicht unsterblich sind, daß das Leben kurz und die wenige Zeit, die wir zu leben haben, der Betrübniß nicht werth ist. Die Begebenheiten liegen über uns, und wir handeln sündlich, wenn wir als Philosophen gegen die Gesetze der Natur, als Christen gegen die Rathschlüsse der Vorsicht murren. Bedenken Sie, daß der Himmel Ihnen nur einen Theil dessen nimmt, was er Ihnen gegeben hat, und daß Sie ihm unrecht thun, wenn Sie das viele Gute, welches er Ihnen noch läßt, verachten. Sie haben einen Sohn, und es ist Ihre Pflicht, für seine Erziehung und gute Bildung zu sorgen."

Daun, Leopold Joseph Maria, aus einem alten gräflichen Geschlecht abstammend, das seinen Ursprung vom Flecken Daun bei Trier herleitet, wurde 1705 geb. und als jüngster Sohn zum geistlichen Stande bestimmt, nahm aber, aus Neigung zu den Waffen, das Maltheser-Kreuz und trat in östreichsche Dienste. Er wurde 1725 Oberst, 1737 im Kriege gegen die Türken unter Seckendorf General-Major und Feldmarschall-Lieutenant, focht darauf in Schlesien gegen die Preußen, dann aber unter dem Prinzen Karl von Lothringen gegen die Franzosen und ward Feldzeugmeister. Jetzt legte er das Maltheser-Kreuz ab und heirathete die Gräfin Fux, eine Favorite der Kaiserin. Im J. 1746 kommandirte er in den Niederlanden, ward 1748 Geheimer Rath und 1751 Feldmarschall. Im 7jährigen Kriege erfocht er den Sieg bei Kollin (1757), entsetzte Olmütz (1758), leitete den Ueberfall bei Hochkirch (1758), nahm bei Maxen den General v. Fink gefangen (1759) und erwarb sich dadurch einen großen Ruhm, der nur durch die Niederlagen bei Leuthen (1757) und bei Torgau (1760) verdunkelt wurde. Seine Bedächtigkeit ließ ihn seine Siege nie verfolgen. Am meisten legten die Oestreicher es ihm zur Last, daß er im Jahre 1763, mit einer großen Armee bei Schweidnitz stehend, unthätig zusahe, wie diese wichtige

Digitized by Google

Festung von den Preußen genommen wurde. Der Wiener Pöbel begrüßte die Staatswagen seiner Gemahlin mehrere Male mit einem Hagel von Schlafmützen. Es erschienen Karikaturen, deren eine die Belagerung von Schweidnitz vorstellte. Der General Guasco, auf den Wällen der Festung stehend, schrie um Hülfe. In einer großen Entfernung sahe man die Daunsche Armee als Zuschauer der Belagerung in Parade aufgestellt. Daun saß vor der Fronte in einem Armstuhl mit einer großen Nachtmütze auf dem Kopfe, wobei er den vom Papste empfangenen geweihten Degen mit beiden Händen emporhielt, als wenn er den Truppen seinen Segen geben wollte. Dieser Degen steckte in der Scheide, auf welcher man die Worte las: „Du sollst nicht tödten." Zur Linken stand Laudon mit niedergeschlagenen Augen und mit auf den Rücken gebundenen Händen, zur Rechten Lascy mit einer Pergament-Rolle in der Hand mit der Ueberschrift: „Plan des Feldzugs von 1763." Die übrige Generalität war in drei Gruppen vertheilt, von denen eine sich schlaftrunken die Augen wischte, die zweite die Hände über dem Kopfe zusammenschlug und die dritte höhnisch lächelte. — Daun starb im Jahre 1776.

Derschau, v., Oberst, General-Adjutant und Liebling Friedrich Wilhelms I., hinterbrachte 1730 auf der Reise nach Frankfurt dem Könige die erste Nachricht von der aus dem Dorfe Steinsfurt im Badenschen beabsichtigten Flucht des Kron-Prinzen, der nun insgeheim unter Aufsicht gestellt wurde. Er saß bei dem vorläufigen Verhör des Prinzen in Mittenwalde, sowie bei dem Kriegsgericht in Köpenick und stimmte im Sinne des Königs. Friedrich ließ ihn dies nicht entgelten; er machte ihn, der im Allgemeinen wenig beliebt war, zum General-Major, hob seinen jüngsten Sohn aus der Taufe und beförderte den ältesten noch in späten Jahren zum Minister und General-Postmeister. v. Derschau starb 1742.

Diebitsch, Hans, Freih. v., 1738 zu Wittenberg geb., trat 1756 in Preußische Kriegsdienste, wurde 1765 als Adjutant und Quartiermeister-Lieutenant in das Gefolge des Königs versetzt und ging 1792 als Oberst-Lieutenant in russische Dienste, wo er 1822 in Pargola bei Petersburg starb. Er verfaßte auf Kaiser Pauls Befehl eine specielle Zeit- und Geschäfts-Eintheilung Friedrichs II., welche 1802 im Druck erschienen ist und worin er den König ebenfalls der griechischen Liebe beschuldigen zu wollen scheint.

Dieterichs, Oberbau-Direktor unter Friedrich II., 1702 im

Digitized by Google

Lüneburgschen geb., baute unter andern die sechs prächtigen Terrassen in Sans-Souci. Er zog sich 1752 zurück und starb 1784.

Dietrich, Fürst zu Anhalt Dessau, zweiter Sohn des Fürsten Leopold I., wurde am 2. August 1702 geboren, ging 1716 in holländische, 1718 in Preußische Dienste, zeichnete sich im ersten und zweiten schlesischen Kriege bei mehrern Gelegenheiten aus, wurde 1747 Feldmarschall, nahm 1751 den Abschied und regierte in Dessau während der Minderjährigkeit seines Neffen bis 1758 Im folgenden Jahre starb er unverheirathet.

Dohna, Christoph, Graf zu, 1702 geb., 1751 General-Lieutenant, befehligte in der Schlacht bei Zorndorf den rechten Flügel des ersten Treffens, focht dann allein gegen die Schweden und Russen und vertrieb den General Haddick aus Sachsen. Er starb 1762.

Driesen, v., General-Major, war im Jahre 1754 Kommandeur des Kürassier-Regiments Prinz von Preußen, mit welchem der König bei der Revue so zufrieden war, daß er dem Kommandeur sofort 2000 Thaler zahlen ließ. Als v. Driesen am Tage darauf sich bei dem Könige dafür bedankte, nahm ihn dieser freundlich bei der Hand und sprach: „Sein Diensteifer muß belohnt werden. Dies ist nur eine Kleinigkeit; ich werde mehr für Ihn thun, mein Lieber!" Am nämlichen Tage machte ihm der König durch ein eigenhändiges Schreiben bekannt, daß er ihm die Amtshauptmannschaft Osterode in Preußen und eine jährliche Pension von 1000 Thalern verliehen habe. — Später erfuhr der König, daß unter dem Dohnaschen Regiment in Wesel ein Junker stehe, der ein unehelicher Sohn des General-Majors v. Driesen sei und ein tüchtiger Officier zu werden verspreche; da er als uneheliches Kind nicht zu avanciren vermochte, legitimirte ihn der König, machte ihn zum Hauptmann und führte ihn seinem Vater zu, der von diesem seinem Kinde gar nichts wußte. Der junge v. Driesen starb mitten in der besten Karriere an 11 Wunden, die er in einem Scharmützel erhalten, zum großen Bedauern des Königs.

Duhan de Jandun, der Sohn eines französischen Staats-Raths, war 1685 in Champagne auf dem väterlichen Gute Jandun geboren; sein Vater ging, in Folge des Edikts von Nantes, 1687 nach Berlin und wurde hier Sekretair beim großen Kurfürsten. 1690 folgten ihm Gattin und Kind. Der junge Jacques genoß unter la Croze die beste Erziehung, wurde 1716 Präceptor des Kron-

Digitized by Google

Prinzen, in welcher Eigenschaft er ihn mit Geschichte und französischer Literatur vertraut machte. Sein Lieblings-Vergnügen war das Schachbret, welches Friedrich ebenfalls lieb gewann. Im Jahre 1727 wurde Duhan bei der Kammer und dem französischen Obergericht als Rath angestellt, nach der Flucht des Kron-Prinzen (1730) fiel er jedoch in Ungnade und mußte seinen Wohnsitz in Memel nehmen. Friedrich erbat ihn sich später von seinem Vater zurück und Duhan kam an den Braunschweig-Wolfenbüttelschen Hof. Nach Friedrichs Thronbesteigung erschien er wieder in Berlin und lebte hier, im Genusse der vollen Liebe des Königs, bis an seinen Tod (4. Jan. 1746). Die interessante Scene an seinem Sterbebette ist Th. I. S. 21 mitgetheilt. — Duhan war über den Aberglauben seiner Zeit erhaben, jedoch nicht irreligiös. Er wohnte in Berlin in der Adlerstraße Nr. 7, und Friedrich selbst machte, um sein Andenken zu ehren, eine, in der Akademie der Wissenschaften vorgelesene, Lobrede auf ihn. Einst sandte er dem noch Lebenden folgende Verse aus der Henriade, den Inhalt auf sich selbst beziehend:

Ich bin Dir Alles schuldig, Herr, und ich gesteh' es gern;
Und wenn Europa mich um ein'ge Tugend lobt,
So bist Du's, theurer Duhan, dem ich es verdanke.

Dumoulin, Peter Ludwig, war Oberst im Heere Friedrich Wilhelms I., wurde 1730 dem flüchtigen Lieutenant v. Keith nachgeschickt und hätte ihn fast eingeholt. Er erwarb sich in den schlesischen Kriegen große Verdienste und wurde 1750 General. Auch hatte er das Amt eines General-Quartiermeisters, wiewohl Friedrich die Geschäfte eines solchen selbst besorgte, bis Schmettau sie ihm abnahm.

Eichel, im Halberstädtschen geb., war Kammer-Sekretair in Halberstadt, kam ins Kabinet und wurde nach Friedrichs Thronbesteigung Geheimer Kriegs-Rath (Kabinets-Rath). Er genoß das Vertrauen des Königs bis an seinen Tod (1768). Da er selbst keine Angehörigen hatte, hinterließ er sein bedeutendes Vermögen der Tochter des Großkanzlers v. Jariges.

Elisabeth Christine, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern, 1715 geb., wurde durch den Willen Friedrich Wilhelms I. und Seckendorfs Ränke die Gemahlin Friedrichs (1732). Vergl. Th. I. S. 33 ff. Als Kron-Prinzessin lebte sie mit ihrem Gemahl in Rheinsberg, trug zum Vergnügen der dortigen

Digitized by Google

Gesellschaft bei und soll sogar auf den Kronprinzen einigen Einfluß gehabt haben; als Königin dagegen entbehrte sie alles ehelichen Umgangs, und der König hat sie nur einmal auf ihrem Landsitze Nieder-Schönhausen besucht. Doch kam sie von Zeit zu Zeit nach Berlin und genoß alle Achtung, die man der regierenden Königin schuldig war. Die Markgräfin von Baireuth sagt von ihrer Persönlichkeit: „Die Kron-Prinzessin ist groß, aber von schlechter Haltung und Wuchs; sie ist blendend weiß und dieser Teint von den lebhaftesten Farben gehoben; ihre Augen sind von einem blassen Blau und versprechen nicht viel Geist; ihr Mund ist klein; alle ihre Züge sind niedlich, ohne schön zu sein, und das gesammte Ganze ihres Gesichts ist so reizend und so kindlich, daß man glauben sollte, dieser Kopf gehöre einem Kinde von 12 Jahren an; ihre Haare sind blond und natürlich gelockt; aber alle ihre Schönheiten sind durch schwarze und übel gestaltete Zähne entstellt. Sie hat wenig Anstand, viel Unbehülfliches in Sprache und Ausdruck, so daß man errathen muß, was sie will." Sie starb am 13. Jan. 1797.

Elisabeth Petrowna, 1709 geb., Tochter Peters des Großen und Katharina's I., wurde von dieser zur Nachfolgerin ihres Sohnes, Peter II., bestimmt, der Senat aber erklärte nach dessen Tode die verwittwete Herzogin von Kurland, Anna (Nichte Peters des Großen) zur Kaiserin, welche dann den Sohn des Prinzen Anton von Wolfenbüttel, Iwan, zum Nachfolger unter Birons Regentschaft ernannte. Biron wurde durch Münnich verdrängt, und des neuen Kaisers Mutter, Anna Karlowna, zur Regentin erklärt. Diese hielt Elisabeth für zu unbedeutend und der Liebe und den Ausschweifungen zu sehr ergeben, als daß sie ihr hätte politische Ränke zutrauen sollen. Nichtsdestoweniger beabsichtigte Elisabeth, von ihrem Wundarzte l'Estocq und dem Kammerjunker Grafen Woronzow geleitet und von dem französischen Gesandten de la Chétardie mit Geld unterstützt, in der That, sich in den Besitz des ihr zukommenden Throns zu setzen. Friedrich II. warnte die Regentin, und Elisabeth wurde in Folge dessen befragt: diese leugnete jedoch jedes Vorhandensein einer Verschwörung. Am 6. December 1741 kam diese zum Ausbruch. Elisabeth fuhr in die Kaserne der Preobraschenskyschen Garde, zog diese in ihr Interesse, rückte mit einigen hundert Mann nach dem Palaste der Regentin und nahm diese mit ihrer ganzen Familie und ihrem Sohne, dem jungen Kaiser, gefangen. Der letztere wurde als

Digitized by Google

wahnsinnig des Thrones für verlustig erklärt und in Schlüsselburg gefangen gesetzt, seine Aeltern auf eine Insel der Dwina verbannt, Ostermann, Golowkin und Münnich aber anfänglich zum Tode verurtheilt, später begnadigt und nach Sibirien geschickt; Biron endlich wurde zurückberufen und Elisabeth zur Kaiserin erklärt. Sie wußte sich auf dem Throne zu behaupten, ungeachtet einer Verschwörung, in welcher 1743 der östreichsche Gesandte, Marquis v. Botta und viele andere Große verwickelt waren. Elisabeth führte Krieg mit Schweden, den sie durch den Frieden von Abo endigte, und beförderte 1748 den Frieden von Aachen, indem sie der Kaiserin Maria Theresia ein starkes Hülfskorps zuschickte. In demselben Jahre wurde l'Estocq, das vornehmste Werkzeug ihrer Erhebung auf den Thron, gestürzt und Bestuschew erhielt das Ruder; aber auch er fiel, weil er, von Peter III. bestochen, den König von Preußen heimlich begünstigt, in Ungnade (1758). Am 7jährigen Kriege nahm Elisabeth thätigen Antheil; sie haßte den König um jener an die Regentin Anna gesendeten Warnung willen und weil er sich über ihre Liebschaften spöttisch geäußert. Friedrich hatte nämlich einen Kammerhusaren von sehr schönem Aeußern. Dieser trat einst ins Zimmer, als der König sich eben mit einem Franzosen unterhielt. „Das ist der schönste Mann in meinen Staaten," sagte er: „ich werde ihn nächstens als Gesandten nach Rußland schicken." Der östreichsche und sächsische Hof sorgten dafür, daß dergleichen Aeußerungen der Kaiserin hinterbracht wurden, und diese vergaß sie nie. Der Tod erlöste den König von dieser gefährlichen Feindin im Jahre 1762. Sie war schön, von Natur sanft und gütig, aber eifersüchtig und putzsüchtig, so daß man auch in ihrem Nachlasse 30000 Kleider fand.

Eller, Joh. Th., 1689 zu Plesken im Anhalt-Bernburgschen geb., war seit 1735 Preußischer Leibarzt, in einer, wie es scheint, nicht sehr glänzenden Stellung (Th. I. S. 13). Unter Friedrich II. wurde er Geheimer Rath und Direktor der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Berlin und wirklicher erster Leib-Medikus. Er starb 1760.

Ephraim, Veitel, ein reicher Jude, übernahm im 7jährigen Kriege die Pacht der Münze und wurde durch die ausgeprägten schlechten Stücke berüchtigt. Die von ihm ausgegebenen

Digitized by Google

½ Stücke (Ephraimiten oder Blechklappen) brachten das Epigramm zuwege:

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.

Fasch, K. Fr. Chr., 1736 in Zerbst geb., zeigte frühzeitig große Neigung zur Musik, kam 1756 als Kammer-Musikus nach Berlin und spielte oft in den Privat-Konzerten des Königs. Er wurde Kapellmeister und dirigirte seit 1774 die Oper. Im Jahre 1789 stiftete er die berliner Sing-Akademie und starb 1800.

Faulhaber, Pater der Franziskaner in Glatz, wurde in die Geschichte der unglücklichen Uebergabe dieser Festung durch den Kommandanten d'O verwickelt, oder trug durch sein Schicksal wenigstens dazu bei, daß die katholische Geistlichkeit und Bevölkerung von Glatz gegen die Preußen erbittert wurde. Einige Zeit vor der Blokade durch die Oestreicher gestand nämlich ein Soldat von der Preußischen Besatzung jenem Franziskaner in der Beichte sein Vorhaben, zu desertiren, und begehrte von ihm die Absolution über den dabei stattfindenden Meineid. Faulhaber suchte ihn von seinem Vorsatze abzubringen und verweigerte, da dies nicht gelang, die begehrte Absolution; mehr zu thun und dem Gouvernement Anzeige zu machen, hielt er nach dem Lehrbegriffe seiner Kirche nicht für erlaubt. Der Soldat desertirte, wurde ergriffen und erwähnte im Verhör jener Beichte. Faulhaber wurde arretirt und auf Befehl des Generals Fouqué nach der Strenge der Kriegs-Artikel gehangen. In den Augen des Volks starb er als Märtyrer; man hielt es für ein Wunder, daß der Leichnam nicht verweste, und fühlte sich dadurch zur Rache an seinen Mördern entflammt.

Favrat, Franz Andreas v., 1734 in Schlesien geb., war im 7jährigen Kriege Hauptmann und avancirte nach und nach zum General der Infanterie und Gouverneur von Glatz. Seine körperliche Stärke übertraf die des Königs August des Starken; er brach einem durchgehenden Pferde, indem er ihm nur in die Mähne griff, den Hals, spaltete einem feindlichen Husaren-Officier den Kopf bis auf die Schultern, hob Reiter und Pferd empor und exercirte mit einer dreipfündigen Kanone wie mit einer Muskete. Er starb 1804.

Ferber, Geheimer Rath und Preußischer Resident in Danzig, wurde, überführt, landesverrätherische Nachrichten erdichtet und ver-

Digitized by Google

breitet zu haben, am 22. Oktober 1746 zu Spandau enthauptet und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt.

Ferdinand, Herzog von Braunschweig, vierter Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht, geb. 1721, war früh zum Waffenwerk bestimmt, trat, nach einer Reise durch Deutschland, Holland Frankreich und Italien, 1740 als Oberst in Preußische Dienste und machte die ersten beiden schlesischen Kriege mit, die für ihn eine gute Schule waren. Er begleitete Friedrich, als dieser das Schlachtfeld von Mollwitz verließ, bekam 1742 den schwarzen Adler-Orden, wurde 1743 General-Major, 1744 Kommandeur des ersten Bataillons Garde und 1750 General-Lieutenant. Bei Sorr kämpfte er gegen seinen ältern Bruder Ludwig und vertrieb ihn aus seiner Stellung. Friedrich gab ihm auf die schmeichelhafteste Weise die Anwartschaft auf die Herrschaften Pleß und Beuthen; Ferdinand aber verkaufte sein Recht daran für 30,000 Thaler. Im 7jährigen Kriege entschied der Prinz die Schlacht von Prag, zeichnete sich bei mehrern andern Gelegenheiten aus, wurde 1758 General und bald darauf General-Feldmarschall. Georg II. von England hatte ihn sich zum Heerführer für die bei Stade stehenden Truppen erbeten, und hier entwickelte der Prinz ein seltenes Feldherrn-Talent, indem er jedoch — wie man sagt — nur alle die Pläne und Operationen ausgeführt haben soll, welche ihm sein Geheimer Sekretair Westphalen angab. Er vertrieb die Franzosen aus Niedersachsen, Hessen und Westphalen, schlug sie bei Krefeld, Minden und in mehrern andern Gefechten, reinigte das Land zwischen Elbe, Rhein und Main mehrmals von Feinden und behielt, ungeachtet mancher Unfälle, hier doch immer die Oberhand. Nach dem Frieden nahm er, wegen eines Mißverständnisses mit Friedrich, seinen Abschied; der Hergang soll folgender gewesen sein. Als der Prinz in der Eigenschaft eines General-Inspekteurs der Magdeburgschen Truppen-Inspektion das Leibkürassier-Regiment von Lentulus sehr vernachlässigt fand (1766), befahl er dem Kommandeur, dasselbe zwei Stunden lang nachzuexerciren. Dies geschah nicht und der Herzog gab ihm Arrest. Der Kommandeur meldete dies an den General Lentulus in Potsdam, und der damalige General-Adjutant v. Anhalt trug die Sache so vor, daß der König den Kommandeur seines Arrests entließ, ohne den Herzog davon zu benachrichtigen. Dieser, der sich überhaupt in seiner jetzigen Stellung

Digitized by Google

nicht gefallen mochte, schrieb sofort an den König: „Ew. Majestät haben die ersten Grundsätze der Gerechtigkeit, der Politik und der Subordination verletzt, indem Sie einen sehr nachlässigen Officier, den ich nicht ohne Ursache zum Arrest verdammt hatte, losgelassen haben, während er wegen seines Ungehorsams eine weit größere Strafe verdiente. Indem Sie ihm auf diese Weise, blos auf den ungetreuen Bericht einiger Hofleute, und ohne daß Sie mich zu hören würdigten, eine Art Triumph über seinen Inspekteur verschaffen, bewilligen Sie dem Strafbaren Straflosigkeit und vernichten die Autorität, die Sie mir anvertraut hatten. Von nun an kann Ihrem Dienste ich nicht ferner nützlich sein u. s. w." — Der Herzog zog sich auf sein Schloß Vechelte bei Braunschweig zurück und widmete sich hier den schönen Wissenschaften und den Geheimnissen des Freimaurer-Ordens. Er starb 1792, nachdem ihm noch der Kaiser das Patent als Feldmarschall und das Regiment Kolowrat gegeben hatte.

Fermor, Wilh., Graf v., 1704 in Pleskow geb., befehligte als russischer General im Jahre 1756 die in Preußen einfallende Armee und gewann die Schlacht bei Kunersdorf, hatte jedoch nicht Lust, im Interesse der Oestreicher seine Lorbeeren zu vermehren und zuletzt „mit dem weißen Stabe allein" nach Rußland zurückzukehren. Peter III. entfernte ihn von der Armee und Katharine II. ernannte ihn zum Statthalter von Smolensk und Mitgliede des Senats. Er starb 1771.

Fink, Fr. Aug. v., 1718 in Strelitz geb., nahm 1735 östreichsche, dann russische und 1743 als Major und Flügel-Adjutant Preußische Dienste, zeichnete sich in den schlesischen Kriegen aus, ward 1756 General-Major und 1757 Kommandant von Dresden, welches Amt ihn in eine schwierige Stellung zwischen Friedrich und dem sächsischen Hofe setzte. So mußte er z. B. der Königin von Polen die verrätherischen Briefe vorlegen, die von ihr aufgefangen worden waren. 1759 wurde er General-Lieutenant und, nicht ohne Schuld des auf seinem Kopfe bestehenden Königs, bei Maxen von den Oestreichern umzingelt und mit 9 Generalen, 549 Officieren, 10 bis 12000 Soldaten gefangen genommen, wobei auch 71 Geschütze und 96 Fahnen verloren gingen. Er blieb in der Gefangenschaft bis zum Hubertsburger Frieden, wurde hierauf — so schwer lastete der Zorn des Königs auf ihm — vor ein Kriegsgericht gestellt, kassirt und auf ein

Digitized by Google

Jahr nach Spandau geschickt. Nach wiedererhaltener Freiheit ging er als General der Infanterie in dänische Dienste, starb aber, wie es scheint aus Gram, schon 1766. Friedrich verzieh seinem Korps die Niederlage nicht; „es ist," hatte er an Fink geschrieben, „bis dato ein ganz unerhörtes Exempel, daß ein Preußisches Korps das Gewehr gestreckt, von dergleichen Vorfall man vorhin gar keine Idee gehabt." Keiner der gefangen gewesenen Generale erfreute sich weiter einer Gunst des Königs. Als dieser aber den Tod Finks erfuhr, schien er dennoch gerührt; er ernannte den Bruder desselben, welcher seit 1762 Kompagnie-Chef beim Regimente des Herzogs Ferdinand in Magdeburg war, außer der Reihe zum Major und versetzte ihn nach Berlin, wo er 1769 starb.

Finkenstein, Albrecht Fink v., 1660 in Preußen geb., nahm erst holländische, dann französische und 1689 brandenburgsche Dienste, zeichnete sich in den Niederlanden und am Rhein, sowie im spanischen Erbfolge-Kriege aus und brachte es bis zum General-Lieutenant. Seit 1702 war er Ober-Hofmeister Friedrich Wilhelms I., der ihn, auf den Wunsch der Königin, 1718 zum Ober-Hofmeister des Kron-Prinzen Friedrich machte. Er besaß einen vortrefflichen Karakter, war übrigens kalt und ganz Soldat und starb 1735 als Feldmarschall.

Finkenstein, Karl Wilh., Reichsgraf Fink v., Sohn des Vorigen und Spielgenosse Friedrichs II., geb. 1714, wurde im Alter von 21 Jahren als Gesandter nach Stockholm und 1740 nach Kopenhagen geschickt, 1749 aber zum dirigirenden Geheimen Staats- und Kabinets-Minister ernannt. Er besaß das ganze Vertrauen des Königs, ihm schrieb dieser nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf, daß man in Berlin auf Sicherheit denken möge. „Alle meine Truppen sind ins Gefecht gekommen und haben Wunder gethan; ich habe sie dreimal wieder gesammelt; endlich wäre ich selbst beinahe gefangen worden und ich habe das Schlachtfeld räumen müssen. Mein Rock ist von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde sind mir unter dem Leibe getödtet; mein Unglück ist, daß ich noch lebe. Auf ewig Lebewohl!" — Finkenstein lebte bis 1800, nachdem er 1798 wegen Altersschwäche entlassen worden war.

Forcade, Friedrich Wilh. Querin, 1699 in Berlin geb., 1746 bei Sorr General, wurde hier verwundet und darauf bei der Kour in Berlin so ausgezeichnet, daß der König ihm selbst einen Stuhl brachte. Friedrich sagte einst von seinem Regimente: „Wenn ich

Digitized by Google

Soldaten sehen will, muß ich dieses Regiment sehen." Er starb 1765 als General-Lieutenant in Berlin, und der König sorgte väterlich für die Seinigen.

Formera, Gräfin, eine Geliebte Königs August von Polen, die dieser im Jahre 1728 in Dresden dem Kron-Prinzen zuführte. Eine Handlung, die nachtheiligen Einfluß auf die Sitten des Prinzen hatte, indem er sich früher nicht gekannten Leidenschaften hingab.

Formey, Joh. Heinr. Dan., in Berlin geb., war Prediger an der französischen Friedrichstädtschen Kirche daselbst, 1737 Direktor und erster Lehrer am französischen Gymnasium, 1739 Professor der Philosophie an demselben, 1748 Sekretair der neuerrichteten Akademie der Wissenschaften und später daran Historiograph bis an seinen Tod (1797). Er führte auch den Titel eines Geheimen Raths, war Mitglied des französischen Ober-Direktorii und Mitstifter der école de Charité. Friedrich würdigte ihn seines nähern Umgangs, wird von ihm aber, wiewohl nur leise, des Lasters der griechischen Liebe beschuldigt.

Fouqué, Heinrich August, Baron de la Motte, 1698 im Haag geb., wurde Page beim Fürsten von Anhalt und lernte hier sowohl seine Bildung, wie Konsequenz des Karakters. Nachdem er sich im Pommerschen Feldzuge ausgezeichnet, erhielt er den Orden de la générosité und wurde Kompagnie-Chef bei dem Regimente seines Gönners. 1730 erwarb er sich in Küstrin die Gunst des Kron-Prinzen (Th. I. S. 27), dessen Gesellschafter er in Rheinsberg wurde, der ihn zum Großmeister des Bayard-Ordens machte und ihm den Beinamen le Chaste gab. Mißverständnisse mit dem Fürsten von Dessau bewogen ihn 1738, als Major die Preußischen Dienste zu verlassen und als Oberst-Lieutenant in Dänische zu gehen; nach Friedrichs Thronbesteigung aber kehrte er zurück, wurde Oberst und zeichnete sich in den schlesischen Kriegen aus. Im 7jährigen Kriege wurde er von Laudon bei Landshut angegriffen, überwältigt und gefangen und kam erst nach dem Friedensschlusse wieder frei. Von der Pietät, mit welcher der König diesen Jugendfreund liebte, ist es ein rührendes Beispiel, daß er im Dezember 1758, fast selbst von allen Mitteln entblößt, ihm zur Erleichterung seiner Lage 2000 Thaler schickte. „Hier sende ich Ihnen, mein lieber Freund, das Scherflein der Wittwe; nehmen Sie es mit so gutem Herzen an, als ich es für Sie bestimme; es ist eine kleine Unterstützung, die Sie in diesen bedrängten

Digitized by Google

Zeiten wohl bedürfen mögen." — Als er am 15. April 1763 aus Kroatien, wo er sich Kriegsgefangen befand, in Glatz ankam, fand er wiederum Geld, alten Ungarwein und eine Einladung seines königlichen Freundes nach Potsdam. Hier vergaß er mehrere Wochen lang alle Trübsale der Vergangenheit und ging dann nach Brandenburg, wo der König ihm die behagliche Stelle eines Dom-Probstes verliehen hatte; auch erhielt er 5000 Thaler zum Ankauf eines Wohngebäudes, das nöthige Meublement und Alles, was ihm sonst Bedürfniß sein konnte, um den Rest seines Lebens sich angenehm zu machen. Gern gewährte ihm Friedrich die Bitte, sich für immer hieher zurückziehen zu dürfen; „Sie müssen mich aber bisweilen besuchen," schrieb er, „es ist nicht weit, und wenn Sie mir Ihre Ueberkunft zu wissen thun, werde ich Ihnen meine Pferde auf den halben Weg entgegenschicken." Fouqué erhielt Orangerie und köstliche Früchte aus Sans-Souci und Charlottenburg, Vorräthe von den ältesten und edelsten Weinen u. s. w., Alles, um seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen. Als er nicht mehr reisen konnte, besuchte Friedrich ihn, oder übernachtete hier auf seiner gelegentlichen Durchreise, und nie hat man etwas Rührenderes gesehen, als die Zusammenkünfte der beiden Männer. Zuletzt, als er auch nicht mehr sprechen konnte, verständigte er sich seinem königlichen Freunde durch eine Maschine, und der große Monarch wurde nicht ungeduldig, sich dem wackern Diener mitzutheilen. So lange man sich nicht persönlich sah, half man sich durch Korrespondenz. „Sehr oft," schrieb der greise General einst, „mache ich meine Betrachtungen und frage mich: welche Beweggründe muß dieser große König, dieser liebe und würdige Fürst haben, daß er mich mit so viel Gnade überhäuft, ja noch mehr, daß er mich seit länger denn 30 Jahren mit einer beständigen Freundschaft beehrt? Verzeihen Sie diesen Ausdruck, Sire; aber ich kenne nichts Kostbareres, nichts Ruhmvolleres für mich. Meine Eigenliebe findet sich dabei zu sehr geschmeichelt, und so verliere ich mich in den Gedanken, ohne den Grund zu finden, der mich zu so sichtbaren Vorzügen berechtigt; denn so sehr Sie Sich auch auf die Karaktere der Menschen verstehen, Sire, so können Sie doch nicht jederzeit das Innerste meines Herzens sehen, was mich allein zu beruhigen vermöchte, da ich auf keine andere Weise Ihnen das Wesentliche meiner Empfindungen darzulegen im Stande bin." — Am 24. Febr. 1766 schrieb ihm der König: „Ich sehe wohl, mein

Digitized by Google

lieber Freund, Sie bedürfen der Stärkung. Vor einigen Tagen probten wir alten Ungarwein von meinem Großvater und fanden ihn gut. Ich setzte die Flasche weg und schicke sie Ihnen; es ist die letzte; möchte sie Ihnen doch recht wohl bekommen!" — Im Januar 1769 schickte der Monarch ihm Gehörwerkzeuge und Fouqué schrieb: „Die beiden größten entsprechen ihrem Zweck. Die Probe daran werde ich in der Kirche machen und dabei zugleich für das Wohlergehen meines erhabenen Wohlthäters beten." — So von seinem Könige geliebt, starb der Biedermann am 3. Mai 1774; es war der älteste von seinen Freunden, den Friedrich zu Grabe tragen sah, und man kann denken, wie schmerzlich ihn dieser Todesfall ergriff.

Franz, Stephan, Herzog von Lothringen, nachheriger Kaiser Franz I., 1708 geb., kam im Alter von 12 Jahren nach Wien, wo ihn Kaiser Karl VI. als bestimmten Schwiegersohn und Nachfolger betrachtete. Im J. 1729 nahm er von der Erbschaft seines Vaters Besitz, die er aber an Frankreich abtrat und wofür er (1737) Toskana erhielt. Im Jahre 1732 besuchte er, auf seiner Rückkehr von England und Frankreich, Berlin, um sich die Gunst des Königs zu seiner bevorstehenden Wahl zum römischen Könige zu erwerben. Er wurde mit großen Ehren aufgenommen und war Zeuge der Verlobung des Kron-Prinzen, der mit ihm Bekanntschaft machte und im Jahre 1736, bei der Vermählung des Prinzen mit Maria Theresia, ihm einen Rheinlachs zum Geschenk sandte. Ein weiterer Verkehr fand zwischen beiden nicht statt. 1740 erklärte Maria Theresia ihren Gemahl zum Mit-Regenten und übertrug ihm die böhmische Kur-Stimme; sie duldete jedoch keine direkten Einmischungen in ihre Regierung. Franz hinterließ 5 Söhne und 4 Töchter; eine der letztern war die unglückliche Maria Antoinette von Frankreich. Er starb 1765.

Fredersdorf, Michael Gabriel, war der Sohn des Stadt-Musikanten in Garz a. O. und stand als Musketier beim Regiment v. Schwerin in Frankfurt. Hier beurlaubt, ging er bei dem Stadt-Musikus in Frankfurt in Dienst und blies die Flöte, als die Studenten dem Kron-Prinzen Friedrich bei seiner Durchreise eine Abend-Musik brachten. Der Prinz bemerkte ihn, ließ ihn kommen, fand Gefallen an ihm und machte ihn zum Lakai, Kammerdiener und endlich zum Kämmerer. Im Jahre 1750 ließ er ihn nach Frankreich reisen. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit einer Tochter

Digitized by Google

des reichen Banquiers Daum, wozu der König ihm die Erlaubniß anfangs vorenthielt. Er wurde zuletzt Alchymist, baute ein großes Laboratorium und betrieb, gemeinschaftlich mit einem gewissen Düsterhaupt, das Goldmachen eifrig. Sein Tod erfolgte 1758.

Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Schwedt, Sohn des Markgrafen Albrecht Friedrich, wurde 1710 geb. und blieb, als Preußischer Oberst und Kommandeur des Markgräflich Karlschen Regiments, am 10. April 1741 in der Schlacht bei Mollwitz.

Friedrich, Markgraf von Baireuth, 1711 geb., trat im Jahre 1735 die Regierung an und verwickelte durch Prachtliebe und Verschwendung sein Land in große Schulden, wiewohl er auch manches Gute für dasselbe that. Im Jahre 1731 heirathete er die Prinzessin Wilhelmine von Preußen, Friedrichs des Großen Schwester, die ihm bei ihrem Tode (1758) nur eine Tochter hinterließ. Ein Jahr später vermählte er sich zum zweiten Mal mit Sophie Karoline von Braunschweig-Lüneburg. Er war Chef des berühmten Preußischen Dragoner-Regiments, das seinen Namen führte und sich in der Schlacht bei Striegau so vorzüglich auszeichnete. Sein Tod fällt in das Jahr 1763.

Friedrich, Landgraf von Hessen-Kassel, 1720 geb., in Genf erzogen, trat 1756 in Preußische Dienste und ging 1760 als Feldmarschall ab. Er starb 1785.

Friedrich Karl Albrecht, Sohn des Markgrafen Albrecht Friedrich von Brandenburg-Schwedt, geb. 1705, wurde Heermeister des Johanniter-Ordens, Preußischer General von der Infanterie und Feldzeugmeister, und starb 1762 in Breslau.

Friedrich Wilhelm II. König von Preußen, geb. 1744, findet hier nur in Bezug auf seine Jugendjahre eine Stelle. Er war der Sohn des zum Thronfolger bestimmten Prinzen Wilhelm. Friedrich ließ ihn durch den Obersten von Borcke trefflich erziehen, und der Hof-Prediger Sack gab ihm Religions-Unterricht. Zu Ende des 7jährigen Krieges ließ der König ihn zu sich kommen, damit er vom Kriegswesen etwas lerne. Er vermählte sich zum ersten Male mit Elisabeth Christine Ulrike, Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, von der er jedoch 1769 geschieden wurde. Seine zweite (1805 gestorbene) Gemahlin war Friederike Luise, Tochter des Landgrafen Ludwig XI. von Hessen-Darmstadt, die ihm 1770 den jetzigen König gebar.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm III. König von Preußen, Sohn des Vorigen, 1770 geboren. Die Geburt desselben war auch für Friedrich den Großen ein freudiges Ereigniß, da die Thronfolge zu jener Zeit nur noch auf wenigen Augen stand. Am 29. Juli 1777 ertheilte er ihm das Patent als Fähndrich. Die Anekdote, daß Friedrich dem kleinen Prinzen einst den Ball versteckt und dieser ihn mit Nachdruck zurückgefordert habe, worauf der König lächelnd gesagt: „Du wirst dir Schlesien nicht wieder nehmen lassen!" soll nicht begründet sein.

Friedrich Wilhelm, Markgraf von Brandenburg-Schwedt, 1700 geb., war erst 11 Jahre alt, als sein Vater Philipp Wilhelm starb; der König Friedrich Wilhelm I. erzog ihn und pflanzte ihm seinen ganzen harten Karakter ein, ohne ihm jedoch eine Neigung für den Soldatenstand einflößen zu können. 1734 gab ihm der König seine jüngere Tochter Sophie Dorothee Marie (geb. 1714) zur Gemahlin und machte diese dadurch sehr unglücklich. So oft der Markgraf sich beklagte, Soldat zu sein und das große Reithaus in Schwedt gebaut zu haben, setzte er jedesmal hinzu: wie er noch mehr bedauern müsse, Friedrichs des Großen Schwester zur Gemahlin zu haben. Während des Lebens des alten Königs that sich der Markgraf noch einigen Zwang an; warf aber diesen beiseite, als Friedrich zur Regierung kam. Oft flüchtete die Markgräfin nach Berlin und suchte den Schutz ihres Bruders. Dieser sandte zuletzt den General Meier mit der unumschränkten Vollmacht nach Schwedt, die Markgräfin gegen die rohen Ausbrüche der Leidenschaft ihres Gemahls zu schützen. Meier besaß die nöthige Karakterstärke, diesen Auftrag zu erfüllen. Einst wollte die Markgräfin ausfahren; allein ihr Gemahl schwur, jeder Kutscher, der Miene mache, anzuspannen, solle 50 Prügel haben. Sophie beklagte sich bei Meier, dieser ging sogleich nach dem Marstalle und drohte mit 100 Prügeln, wenn dem Befehle der Fürstin nicht auf der Stelle Folge geleistet würde. 50 Prügel waren leichter zu tragen als 100; der Wagen kam und der Markgraf lachte überlaut, als er die weinerliche Entschuldigung seiner Kutscher hörte. Einige Tage später kamen acht treffliche Kutsch-Pferde von Berlin, und schon freute sich der Markgraf über das herrliche Präsent, als ein Kabinetsschreiben ihm den Irrthum benahm. Die Pferde waren für die Markgräfin bestimmt, er mußte 2000 Thaler dafür bezahlen und sie unterhalten. — Im Jahre 1764 starb Sophie. Sie wohnte

Digitized by Google

damals in Monplaisir, und ihr Gemahl wünschte sie noch zu sprechen. Aber er hatte geschworen, den Heinersdorfer Forst, in welchem das Lustschloß lag, nie wieder zu sehen, weil er seinetwegen einen kostspieligen Prozeß verloren. Da setzte er sich rückwärts in den Wagen, fuhr nach Monplaisir, ließ sich anmelden, stieg aber aus Ungeduld gleichzeitig durch das Fenster in die Krankenstube. Die Zusammenkunft soll wirklich rührend gewesen, die Markgräfin aber in eine Sänfte gehoben und nach Schwedt getragen worden sein, wo sie in den Armen des versöhnten Gatten starb. — Wie sein großer Erzieher haßte der Markgraf allen Müßiggang und ließ oft die Spaziergänger von der Freiheit vertreiben. Einst belauschte er eine Dame, welche behaglich in ihrem Fenster lag. „Warte Sie," rief er ihr zu: „wenn Sie Langeweile hat, werde ich Ihr zu thun geben." Sofort schickte er ihr zwei große Pack Leinwand, woraus sie Hemden für die Kürassiere nähen mußte. — Sein Stock war eben so gefürchtet, wie der seines königlichen Erziehers, und die Geistlichen wurden von ihm mit Prozessen, Spott und Neckereien verfolgt. Seine Justiz war grausam; Friedrich II. sah sich genöthigt, einzuschreiten und ihm zuletzt die Jurisdiktion ganz zu entziehen. — Im Jahre 1760, als die Russen zum dritten Male nach Schwedt kamen, fiel ihnen der Markgraf mit seinem in der Schlacht bei Kunersdorf verwundeten Schwiegersohne, dem Herzoge Eugen von Würtemberg, durch den Verrath eines Juden in die Hände. Dieser Kerl hatte die Frechheit, mit den Feinden zugleich in des Markgrafen Kabinet einzudringen und ihn am Arme zu fassen, wofür er aber mit Riesenkraft geschüttelt wurde. Zu Königsberg in der Neumark lösten beide Fürsten sich aus. Der Markgraf starb im Jahre 1771.

Fürst, K. Jos. Max., Freih. v., in Schlesien geb., 1740 vom Könige aus eigener Bewegung zum Geheimen Justiz- und Tribunals-Rathe ernannt, wurde 1763 wirklicher Justiz-Minister und 1770 Groß-Kanzler. Unzufrieden mit ihm in der Müller Arnoldschen Sache, entließ ihn Friedrich 1779 als Groß-Kanzler, doch behielt er im Staats-Rathe als Minister Sitz und Stimme, wovon er jedoch nicht Gebrauch machte. Er starb 1790.

Galster, Geheimer Kriegsrath, war bei Friedrichs Thronbesteigung dessen Kabinets-Rath und früher Winterfeldts Geheimer Sekretair. Nach langen Diensten fiel er beim Könige in Ungnade, indem

Digitized by Google

er, was jedoch nicht gewiß iſt, in die Betrügereien des Miniſters v. Görne verwickelt geweſen ſein ſoll. Friedrich ſchickte ihn (1775) nach Spandau; als der Kollege des Unglücklichen, Laspeyres, den Verhaftsbefehl erhielt, ſtieß er den Seufzer aus: „Der arme Galſter!“ und dieſer Ausruf ſoll beim Könige nicht ohne Eindruck geblieben ſein. Der Bruder des Verhafteten war Prediger in Alten-Platow; dieſer ſchrieb nach Jahresfriſt an den König: „Ich bin der Bruder des unglücklichen Galſter, deſſen Vergehungen Ew. Majeſtät mit Recht ſtrafen, dem ich aber mehr zu verdanken habe, als meinem Vater. Ich habe ſieben lebende Kinder, bei einer Einnahme, die nicht hinreicht, ſie zu erhalten. In ſeinem Wohlſtande that dies mein Bruder reichlich. Anjetzt hätte ich Gelegenheit mich dankbar zu erzeigen, da ich zu einigen Mitteln gekommen bin. Mein Bruder iſt alt, arm und gefangen. Schenken mir doch Ew. Majeſtät dieſen elenden Mann, damit ich ihn kann zu mir nehmen und als Bruder verpflegen.“ — Der König antwortete: „Ich gebe Euch Euren Bruder los, und da Ihr ſagt, daß er arm iſt, ſo habe ich ihm eine Penſion von 500 Thalern zugelegt. Er ſoll aber bei Euch und in Eurem Bezirk bleiben, weder an mich ſchreiben, noch auswärtige Korreſpondenz führen. Handelt er hierwider, ſo kommt er auf lebenslang nach Spandau.“ Galſter beſchäftigte ſich in Alten-Platow mit den Wiſſenſchaften, ſtarb 1800 und wurde in Zabakuk begraben.

Gaudi, v., 1725 in Spandau geb., war im 7jährigen Kriege Adjutant bei dem General v. Hülſen, und in mancher Rückſicht, in Stelle ſeines Chefs, kommandirender General, da er vermöge ſeiner militairiſchen Talente und taktiſchen Kenntniſſe den alten wackern General leitete. Friedrich wußte dies und hatte Gaudi, den er früh achten lernte, deshalb dem General Hülſen zugeordnet. Der König erfuhr, daß Gaudi ein Tagebuch über die Kriegs-Ereigniſſe führe, und befahl Hülſen einſt, ihm daſſelbe vorzulegen. Der General vergaß dieſen Befehl und nur erſt, als er am andern Tage in Begleitung ſeines Adjutanten wieder zum Könige ging, erinnerte er ſich des ihm gewordenen Auftrages. Glücklicher Weiſe hatte Gaudi das Tagebuch bei ſich; Hülſen ließ es ſich geben und ſteckte es in die Taſche, während der Eigenthümer nur beiläufig erfuhr, daß der König es ſehen wolle. Gaudi erſchrak: das Tagebuch enthielt freimüthige Urtheile über manche militairiſche Ope-

Digitized by Google

rationen und selbst über den König; in Bezug auf den Ueberfall bei Hochkirch war darin bemerkt: „Hier hat Friedrich einen recht dummen Streich gemacht.“ — Er beschwor den General, ihm das Buch zurückzugeben; Hülsen aber ließ sich, aus Furcht, beim Könige in Ungnade zu fallen, darauf nicht ein und überlieferte es. — Friedrich behielt es mehrere Tage, während deren Gaudi in beständiger Furcht lebte, entweder verhaftet, auf die Festung geführt, oder gar kassirt zu werden. Endlich gab Friedrich dem General das Buch zurück, indem er mit vielem Wohlwollen äußerte: „Ich dank' Ihm! Gaudi's Tagebuch hat mir sehr gefallen; sag' Er ihm dies, und daß ich ihn für einen klugen Officier halte; nur schade, daß er selber dies wisse.“ — Seit der Schlacht von Roßbach, wo der König eine von ihm gemachte richtige Meldung falsch gescholten, hatte Gaudi sich aus der Nähe desselben zurückgezogen. Später machte er im Hülsenschen Korps die Schlachten von Kunersdorf und Torgau mit. Nach dem Frieden wurde er General-Major und Kommandant von Wesel. Der alte Groll war von der Zeit vertilgt; im Jahre 1781 besuchte er den König auf einige Wochen, und als dieser ihn fragte, ob er noch an die Schlacht von Roßbach gedenke, erwiederte er bieder und fein: „Ich weiß von diesem Tage nichts mehr, als daß Ew. Majestät sich mit Ruhm bedeckt haben.“ Er starb 1788 als General-Lieutenant in Wesel.

Gerlach, aus Brieg geb., evangelischer Prediger in Schönbrunn, wurde der Rathgeber des Jägers Kappel bei der Entdeckung der Warkotschischen Verrätherei und das Werkzeug zur Rettung Friedrichs. Er erhielt eine gute Pfarre zu Tschepplowitz und Groß-Neudorf bei Brieg.

Geßler, v., General-Lieutenant, kommandirte in der Schlacht bei Hohenfriedberg das Dragoner-Regiment Baireuth, welches ganz allein 2500 Gefangene machte und 67 Fahnen und 4 Kanonen eroberte. Geßler wurde in den Grafenstand erhoben und erhielt ein vermehrtes Wappen, darin die Zahl 20 (wegen der 20 ruinirten feindlichen Bataillons) und 67 (wegen der erbeuteten Fahnen). Bei Kesselsdorf trug er durch seine Reiter-Angriffe viel zum guten Ausgange der Schlacht bei. Er starb 1751 als Feldmarschall.

Glasow, Sohn eines Feuerwerkers und nachherigen Zeuglieutenants, war Soldat in Brieg, als Friedrich ihn 1755 als Kammer-Husaren bei sich anstellte. Nicht lange darauf wurde er

Digitized by Google

Kammerdiener und folgte dem Könige in den Feldzug von 1756. Hier soll er, wie Archenholz meldet, den König durch eine Tasse Chokolate haben vergiften wollen, die Sache jedoch durch einen Knaben entdeckt worden sein. Andere (Büsching) erzählen, Glasow habe sich des königlichen Petschafts bedient und mit Hülfe des königlichen Cafetiers Völker einige Befehle im Namen des Königs ausgefertigt. Preuß (Th. II. S. 36) schließt sich der letztern Ansicht an. Glasow kam auf die Festung und starb, noch ehe er ein Jahr hier zugebracht hatte.

Gleim, Joh. Wilh. Ludw., 1719 zu Ermsleben geb., wurde Sekretair des Markgrafen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt und 1745 des Fürsten Leopold von Dessau; er verließ diesen aber, als er sahe, daß der Fürst im Lager bei Dieskau am 6. December 1745 einen nach Gleims Meinung ganz unschuldigen Juden hängen ließ, blos weil er einen Kundschafter in ihm argwöhnte. Er privatisirte jetzt einige Jahre in Berlin, wurde 1747 Sekretair des Dom-Kapitels in Halberstadt und starb als Kanonikus in Walbeck 1803. Seine Kriegslieder sind Friedrichs schönstes Denkmal. — Am 22. December 1785 hatte er eine Audienz beim Könige; beim Weggehen äußerte er zum Herzoge Friedrich August von Braunschweig: „O! wie so gern hätte ich den alten Hut, den der Monarch trug, als ich ihn sprach!" Der Herzog versprach, ihm nach Friedrichs Tode diesen Hut zu verschaffen, und hielt Wort.

Görne, Friedrich Christoph v., aus der Mark Brandenburg gebürtig, wurde Kriegs- und Domainen-Rath bei der Kurmärkschen Kammer, ging 1760 als solcher nach Breslau, forderte hier jedoch bald seinen Abschied. 1767 wurde er königlicher Kammerherr und Landes-Direktor des Fürstenthums Brieg; 1774 wirklicher Staats-, Kriegs- und dirigirender Minister des General-Direktoriums, wobei er unter andern als Chef der See- und Salz-Kompagnie fungirte. Seine unbegrenzte Eitelkeit veranlaßte ihn zu thörichten Unternehmungen, wobei er die ihm anvertrauten Fonds angriff, bis Friedrich ihn 1782 nach Spandau bringen ließ. Der Staat verlor durch ihn mehr als 1 Million Thaler; dennoch überließ der König das gesammte Vermögen des Schelms den Privatgläubigern, indem er erklärte: „Es ist meine Schuld, daß meine Wahl auf ein so schlechtes Subjekt gefallen ist."

Görz, Joh. Eustach., Graf v., 1737 zu Schliz geb., wurde

Digitized by Google

Geheimer Rath und Ober-Hofmeister der verwittweten Herzogin von Sachsen-Weimar, trat 1778 als Staats-Minister in Preußische Dienste und wurde zur Anerkennung wichtiger diplomatischer Leistungen bei Gelegenheit des baierschen Erbfolge-Streits zum grand Maître de la Garderobe ernannt. Er fungirte an verschiedenen Höfen als Gesandter, war um den König in dessen letzten Lebenstagen und privatisirte zuletzt in Regensburg. Er starb 1821.

Götze, Ernst Ludwig v., Major, zeichnete sich bei der Einnahme von Glogau (1741) so rühmlich aus, daß Friedrich ihm den Verdienst-Orden und eine Präbende in Westphalen gab; bei Mollwitz wurde er am Kopfe verwundet und erhielt dafür 300 Thaler Pension und eine der vier goldenen Sieges-Madaillen, welche der König hatte prägen lassen. Er wurde Oberst-Lieutenant und bei Czaslau Oberst, indem der König bekannt machen ließ, daß Niemand sich über dieses schnelle Avancement aufhalten solle, weil außerordentliche Verdienste auch außerordentliche Belohnungen erforderten. Er starb 1745 als General-Major. Sein Sohn Karl Ludwig Bogislaw wurde General-Lieutenant und Kommandant von Berlin.

Götzen, Fr. Wilh. v., gab dem Könige in der Schlacht bei Kunersdorf sein Pferd, wurde Oberst, 1784 Regiments-Chef, 1787 Gouverneur der Festung Glatz. Friedrich hatte ihm mehrere Güter in der Grafschaft Glatz geschenkt.

Golz, Georg Konrad v. d., 1704 zu Parsow bei Köslin geb., erhielt in Thorn und Halle wissenschaftliche Bildung, trat 1725 in sächsische Staatsdienste, begleitete 1727 den Grafen von Hoym als Legations-Sekretair nach Paris und ging, als 1730 sein Oheim, der sächsische Premier-Minister v. Manteuffel gestürzt worden, in Preußische Dienste, wo er eine Kompagnie Dragoner im Regimente Baireuth bekam. Friedrich Wilhelm I. erkannte sein Talent und schickte ihn 1738 nach Warschau, um die Parteien am Polnischen Hofe zu beobachten. Friedrich II. ernannte ihn 1741 zu seinem General-Adjutanten und gebrauchte ihn zu mehrern Sendungen, doch starb er schon 1747. Friedrich nennt ihn seinen Ulysses. Er vergoß Thränen, als er die Nachricht von seinem Tode erhielt. „Warum," rief er aus, „mußte ich diesen Mann verlieren!" Er schrieb eine Lobschrift auf ihn, in welcher er ihn einen von denjenigen Geistern nennt, davon drei oder vier auf einmal zureichen, eine ganze Regierung berühmt zu machen.

Digitized by Google

Gontard, K. v., 1738 in Mannheim geb., war Baumeister in Potsdam und baute das neue Palais nach Friedrichs Ideen und 1787 auch das Marmor-Palais. Er starb 1791.

Gottsched, Joh. Christoph, 1700 in Preußen geb., machte sich seit 1724 in Leipzig als Aesthetiker bekannt, wurde dort Professor der Philosophie und Dichtkunst und 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Als Philosoph machte er sich um die Verbreitung des Wolfschen Systems verdient, als Dichter vergaß er mit der Zeit fortzuschreiten und machte sich lächerlich. Er erhält hier nur um der Gespräche willen, die Friedrich in Leipzig mit ihm führte und die im zehnten Abschnitt des ersten Theils mitgetheilt worden sind, eine Stelle.

Gotzkowski, Joh. Ernst, 1710 in Konitz geb., lernte in Berlin die Handlung, wurde mit Friedrich II. schon in Rheinsberg bekannt und nach dessen Thronbesteigung ein Werkzeug desselben, das Land mit Künstlern, Fabrikanten und nützlichen Handwerkern aller Art zu bevölkern. Er selbst begründete in Berlin, auf den Wunsch des Königs, bedeutende Fabriken, legte 1745 mit 30000 Thalern die erste Sammet-Manufaktur im Staate an und brachte dieselbe, da die ausländischen Sammete verboten wurden, bis auf 120 Stühle. Im Jahre 1753 übernahm er eine mit Unterstützung des Staats errichtete Seiden-Fabrik, beschäftigte in beiden Anlagen 154 Menschen auf 250 Stühlen und setzte jährlich für 100000 Thaler Waaren im Auslande ab. Seine Fabriken wurden das Muster zu spätern ähnlichen Unternehmungen. Im Jahre 1755 ging er nach Italien, Holland, Frankreich und kaufte eine Menge kostbare Gemälde zusammen, welche die neue Gallerie von Sans-Souci bilden sollten. Große Verdienste um Berlin erwarb er sich bei dem Einfalle der Russen und Oestreicher im Jahre 1760. Tottleben's Adjutant, v. Brink, wohnte in Gotzkowski's Hause, und so wurde es diesem möglich, durch Brink's Vermittelung der Stadt unglaubliche Erleichterungen zu verschaffen. Der Magistrat schrieb ihm am 4. März 1761: „Es ist ein Beispiel ohne Beispiel, daß ein Mann für seine Mitbürger das übernimmt und ausstehet, was Sie ohne alles Interesse übernommen haben." Auch die Stadt Leipzig hatte ihm viel zu verdanken. 1761 etablirte er auf den Wunsch des Königs eine Porzellan-Manufaktur, die ein Jahr später schon 150 Menschen beschäftigte, und die der König selbst für 225000 Thaler

Digitized by Google

übernahm. Sie lieferte beſſeres Porzellan, als die Anſtalt in Meißen, und beſteht noch heut für die königliche Rechnung. — 1766 hatte Gotzkowski das traurige Loos, inſolvent zu werden. Zwei Jahre ſpäter beſchrieb er ſein Leben unter dem Titel: „Geſchichte eines patriotiſchen Kaufmanns," welches Buch in der erſten Auflage verboten wurde. Er ſtarb 1775 in Armuth.

Graumann, Joh. Phil., ſtand anfangs als Kammer-Kommiſſar in Braunſchweigſchen Dienſten, wurde aber 1750 von Friedrich II. zum Geheimen Finanz- und Domainen-Rathe und zum Chef des Preußiſchen Münzweſens ernannt. Der von ihm berechnete (Graumannſche) Münzfuß wurde 1750 eingeführt und 1764 nach dem Kriege von neuem ins Leben gerufen (Münzfuß von 1764). Graumann ſtarb 1762.

Graun, K. Heinr., 1701 zu Wahrenbrück in Sachſen geb., kam 1713 auf die Kreuzſchule in Dresden und erregte hier Aufſehen durch ſeine ſchöne Stimme. Als dieſe mit dem Jünglings-Alter einen andern Karakter annahm, begann er die Kunſt des Satzes zu ſtudiren und bildete ſeinen Geſchmack durch die ſchon damals (1719) treffliche Oper in Dresden. 1720 verließ er die Kreuzſchule und komponirte fleißig für die Kirche; 1725 kam er als Tenoriſt nach Braunſchweig an Haſſe's Stelle. Da ihm die Arien in der ihm zugeſchickten Debüt-Rolle nicht gefielen, ſetzte er andere und ſah dieſe vom Hofe mit großem Beifall aufgenommen. Er erhielt die Stelle eines Vice-Kapellmeiſters, bis der Kron-Prinz von Preußen ihn 1755 als Sänger nach Rheinsberg berief. Nach Friedrichs Thronbeſteigung wurde er Kapellmeiſter und erhielt den Auftrag, eine Oper zu errichten und die nöthigen Sänger aus Italien zu holen. Nach ſeiner Zurückkunft wurde ſein Gehalt anſehnlich erhöht, und Graun komponirte bis zu ſeinem Tode (1759) ſowohl für Kirche als Theater. Sein „Tod Jeſu" iſt berühmt. Er, der dem Könige innig zugethan war, ſtarb vor Schrecken und Theilnahme, als er die Nachricht von dem Verluſte der Schlacht bei Züllichau (23. Juli) erhielt; und Friedrich wiederum vergoß Thränen, als er den Tod ſeines Kapellmeiſters erfuhr.

Gribauval, 1715 zu Amiens geb., trat 1732 in die franzöſiſche Artillerie, wurde 1752 als Kapitain im Mineur-Korps nach Berlin geſchickt, um die neu errichtete Preußiſche reitende Artillerie zu beſichtigen. Als Oberſt-Lieutenant begleitete er 1757 den

Digitized by Google

Grafen von Broglio nach Wien, trat als General des Artillerie- und Mineur-Korps in östreichsche Dienste und befehligte die Artillerie bei der Belagerung von Glatz. 1761 kommandirte er unter Guasco in Schweidnitz, während sein Jugenfreund le Fèbvre Preußischer Seits die Belagerung befehligte. Er starb 1789 in Frankreich als General-Inspekteur des großen Arsenals.

Grimm, Friedrich Melchior, Freih. v., 1723 zu Regensburg von armen Aeltern geb., wurde Sekretair des Herzogs von Orleans und später Resident des Herzogs von Gotha in Paris; hierauf kurze Zeit russischer Staats-Rath und Minister-Resident in Hamburg. 1795 nach Gotha zurückgekehrt, starb er hier im Jahre 1807. — Friedrich lernte ihn 1769 in Berlin kennen und freute sich dieser Bekanntschaft. „Es ist mir ungemein angenehm," schreibt er an d'Alembert, „die Bekanntschaft dieses jungen Mannes gemacht zu haben. Er besitzt viel Verstand, hat einen philosophischen Kopf, und sein Gedächtniß bewahrt treffliche Kenntnisse." 1773 kam Grimm abermals nach Berlin und blieb seitdem in brieflicher Verbindung mit dem Könige.

Grumbkow, Fr. Wilh. v., 1678 in Berlin geb., bildete sich auf deutschen Lehr-Anstalten und auf Reisen, trat dann in Preußische Staatsdienste und stieg unter Friedrich Wilhelm I. bis zum Feldmarschall und zum fast Alles vermögenden Minister empor. Ein Mann von vielem Geiste, beherrschte er, neben dem alten Fürsten von Dessau, den König ganz. Bei dem Projekt der Wechsel-Heirath mit England schlug er sich auf die östreichsche Seite und brachte dadurch Mißhelligkeiten in der königlichen Familie zuwege, so daß auch die Königin ihn haßte. England verlangte seine Entlassung; darüber zerschlugen sich aber die Unterhandlungen gänzlich. v. Grumbkow präsidirte bei dem Verhör des Kron-Prinzen in Mittenwalde, verfeindete sich aber auch um diese Zeit mit dem alten Dessauer, so daß er sich an den Kron-Prinzen, die neu aufgehende Sonne, anzuschließen suchte. Der Prinz trug ihm das, was er an ihm verschuldet, nicht nach, vergab ihm vielmehr und trat seit 1732 mit ihm in Briefwechsel über innere und äußere Staats-Angelegenheiten. Aus dieser Korrespondenz lernte Friedrich so viel, daß er schon 1736 mit einer Schrift: „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staaten-Systems," hervortreten konnte.

Digitized by Google

v. Grumbkow, aus der Gunst seines Herrn verstoßen, starb im Jahre 1739.

Guasco, Franz, Graf v., 1711 in Piemont geb., war im 7jährigen Kriege östreichscher General-Feldzeugmeister, befehligte als zweiter Kommandant in dem von Friedrich II. belagerten Dresden, leitete dann die Belagerung von Wittenberg, vertheidigte 1761 Schweidnitz ruhmvoll gegen Friedrich, kam nach der Einnahme dieser Festung als Kriegsgefangener nach Königsberg und starb hier 1763.

Günther, Freih. v., 1736 geb., Sohn eines Feld-Predigers bürgerlichen Standes, studirte in Halle, wurde beim Ausbruche des 7jährigen Krieges im Feld-Kriegskommissariate angestellt, diente in einigen Freikorps, wurde 1762 Adjutant des Generals Bawr, 1763 Stabs-Rittmeister im Kürassier-Regiment Vasold, bekam 1764 eine Kompagnie, avancirte 1773 zum Major, wurde geadelt und 1783 Oberst-Lieutenant und Kommandeur im schwarzen Husaren-Regiment. Später wurde er noch in den Freiherrn-Stand und zum General-Lieutenant erhoben und starb 1803.

Guibert, Apollon, Graf v., zu Montauban 1743 geb., folgte seinem Vater im dreizehnten Jahre in den 7jährigen Krieg, wurde Hauptmann und ging, 24 Jahre alt, als Oberst nach Korsika. Er wußte sich höchst liebenswürdig zu machen, schrieb den essai générale de Tactique und kam 1773 nach Berlin, wo er vom Könige überaus freundlich aufgenommen wurde. Er starb 1790 in Paris.

Guischard, Karl Gottlieb, 1724 in Magdeburg geb., Sohn eines Fayence-Fabrikanten, studirte Theologie und später in Leyden und Herborn alte Sprachen, auch orientalische; trat 1747 als Fähndrich in holländische Dienste, avancirte bis zum Hauptmann, nahm aber, um sich gelehrten Untersuchungen über das Militairwesen der Alten zu widmen, seinen Abschied und ging nach England. Hier schrieb er „Kriegerische Denkwürdigkeiten der Griechen und Römer," schickte dieses Werk an Friedrich und gab ihm den Wunsch zu erkennen, in dessen Dienste zu treten. Der König ging darauf ein, und Guischard kam im Februar 1758 nach Breslau, machte den Feldzug dieses Jahres als Hauptmann im Gefolge des Königs mit und wurde diesem um seiner gelehrten Kenntnisse willen bald lieb. Einst sprach man von der Schlacht bei Pharsalus und gedachte der schönen That des Quintus Icilius; Friedrich nannte diesen Mann Quintus Caecilius, und Guischard erlaubte sich,

Digitized by Google

diesen Irrthum zu berichtigen. Als der König sich zuletzt wirklich überzeugte, daß er unrecht habe, äußerte er lächelnd: daß Guischard nun zeitlebens Quintus Icilius heißen solle. Er ernannte ihn unter diesem Namen zum Major und Chef eines Freibataillons und Guischard führte denselben zeitlebens, wiewohl es bekannt war, daß der König eine Abneigung gegen alle lateinisch klingenden Namen hatte. — Quintus Icilius erhielt den Auftrag, mit seinem Freikorps das Jagdschloß Hubertsburg aufzuräumen; ein Unternehmen, das der General Saldern beharrlich abgelehnt hatte. Er vollzog die Plünderung, doch ohne einen Dank vom Könige zu erhalten; im Gegentheil sagte ihm dieser einst lange nachher: „Wenn ich mit Ihm spreche, mein lieber Quintus Icilius, so fällt mir immer Hubertsburg ein, und ich halte mechanisch meine Taschen zu.“ — Friedrich wünschte, daß der Major eine reiche Heirath machen möchte und ließ ihm dazu eine bejahrte reiche Wittwe vorschlagen; aber Quintus Icilius hatte bereits eine andere Wahl getroffen und sich in ein armes, aber geistreiches und hübsches Fräulein (v. Schlabrendorf) aus einer alten adlichen Familie verliebt (1770). Friedrich schlug ihm den Konsens zu dieser Heirath ab und sagte einst übelgelaunt bei Tafel: „Stell' Er sich vor, da hat neulich ein lumpiger Töpfer von mir die Erlaubniß verlangt, ein Fräulein vom ältesten Adel heirathen zu dürfen.“ „Darin sind' ich nichts Besonderes,“ antwortete der Major, der die Anspielung merkte: „wir sind alle aus einem Thon gemacht.“ Gekränkt durch die Aeußerung des Königs, bat er noch am nämlichen Tage um seine Entlassung, der König aber warf das Gesuch bei Seite und gab ihm keine Resolution. Dadurch noch mehr gekränkt, vermied Quintus Icilius es sorgfältig, an der Tafel des Monarchen zu erscheinen, wozu er ein für allemal eingeladen war; auch ließ er sich sonst nicht vor ihm sehen. Indessen hatte er, einige Zeit vor diesem Vorfalle, den Auftrag erhalten, den Antinous, eine schöne Antike, in Italien für den König anzukaufen; der Handel war abgeschlossen worden und die Bildsäule kam in Potsdam an. Der Major meldete dies dem Monarchen und fragte schriftlich an, wohin das Kunstwerk abgeliefert werden sollte. „Es ist mir sehr angenehm gewesen,“ schrieb ihm Friedrich, „zu erfahren, daß die Statue des Antinous endlich angekommen ist. Ich erwarte nun, daß Ihr mir solche selbst abliefern und den Platz, wo sie

Digitized by Google

aufgestellt werden kann, aussuchen werdet, weil dies Niemand besser versteht, als Ihr." Quintus Icilius, der nun das Zusammentreffen nicht mehr vermeiden konnte, ließ die Bildsäule auf das Schloß bringen und übergab sie dem Könige. Dieser empfing ihn sehr freundlich, lobte die Wahl des Orts, wo die Statue aufgestellt werden sollte, setzte hinzu: „Ich bin Ihm für Seine Mühe großen Dank schuldig," und drückte ihm ein Papier in die Hand. Es war der Heiraths-Konsens. — Quintus Icilius lebte stets in der Nähe des Königs, und es war für diesen ein schmerzlicher Verlust, als der literarische Freund im Jahre 1775 starb.

Hacke, Graf v., Oberst, erhielt 1740 zuerst die wichtige Stelle des ersten General-Adjutanten bei dem jungen Könige und war auch der Erste, welcher den Orden pour le mérite empfing.

Hackert, Phil., ein berühmter Landschafts-Maler, 1737 in Prenzlau geb., wurde durch Zufall Zeuge der großen Verehrung, die man dem Könige in fremden, selbst katholischen Ländern zollte. Er reiste im Frühjahr 1777 mit den Engländern Henry Knight und Charles Gore in Sicilien. Als man nun eines Vormittags in einem kleinen Städtchen anhielt und sich hier das Gerücht verbreitete, daß ein Unterthan des Königs von Preußen angekommen sei, erschien vor den Reisenden eine Deputation der Ortsbehörde, die, um ihre Ehrfurcht vor dem großen Könige an den Tag zu legen, dessen Unterthan mit einigen Körben Wein und Früchten zu beschenken wünschte.

Haddick, Andreas, Graf v., 1710 in Ungarn geb., Sohn eines kaiserlichen Rittmeisters, vertauschte die Rechtswissenschaft mit den Waffen, zeichnete sich im Türkenkriege und im östreichschen Erbfolge-Kriege aus, wurde 1744 Oberst und bald darauf General-Major. Während des 7jährigen Krieges stieg er zum Feldmarschall-Lieutenant und erhielt ein Husaren-Regiment, mit welchem er sich bei mehrern Gelegenheiten, besonders bei Hochkirch, sehr hervorthat. Während Friedrich 1757 in Sachsen stand, fiel Haddick mit 4000 Kroaten aus der Oberlausitz in das Brandenburgsche, erpreßte in Berlin, welches seit dem 30jährigen Kriege keinen Feind gesehen hatte, 200,000 Thaler Brandschatzung, zog aber schon am andern Morgen sich nach Kottbus wieder zurück. Der Sage nach hatte er von der Berliner Kaufmannschaft auch 24 Paar Damen-Handschuhe für die Kaiserin verlangt; sie wurden ihm wohlverpackt über-

Digitized by Google

geben, paßten aber alle nur auf die linke Hand. — Später eroberte Haddick Pirna und den Sonnenstein, wurde zu Ende des Krieges General der Kavallerie, nach dem Frieden Gouverneur von Transsylvanien und später von Galizien, 1774 Hofkriegsraths-Präsident und Feldmarschall. Nachdem er noch 1789 auf einige Zeit die Reiterei gegen die Türken befehligt, starb er 1790 altersschwach in Wien.

Haerd, ein schwedischer Graf, verließ 1755 sein Vaterland, wo er in politische Umtriebe verwickelt war, trat 1757 als Oberst in Preußische Dienste und errichtete in Stargard ein Freikorps. Bald nach der Schlacht bei Kunersdorf gerieth er in russische Gefangenschaft, wurde in Petersburg eingekerkert und erst 1762 nach der Thron-Veränderung freigelassen.

Hagen, Kund Fr. v. d., geb. 1736 zu Hohen-Nauen bei Rathenau, war Adjutant des Prinzen (August Wilhelm) von Preußen; doch ist es unrichtig, daß er dem Könige die Nachricht von dem Tode des Prinzen überbracht haben soll. Er wurde 1758 Premier-Lieutenant, diente bei der Belagerung von Olmütz, zog dann mit gegen die Russen nach der Neumark und zeichnete sich in der Schlacht bei Zorndorf so aus, daß er den Orden pour le mérite empfing. Als er dafür dem Könige seine Dankbarkeit zu erkennen gab, erwiederte ihm dieser: „Er hat nicht Ursach; Er hat ihn verdient, weil Er sich hervorgethan; ich werde für Ihn sorgen." Schon am folgenden Tage wurde er General-Adjutant des Fürsten Moritz, avancirte 1760 zum Hauptmann und blieb 1762 in dem Gefecht bei Burkersdorf.

Hanau, war Bibliothekar des Kron-Prinzen Friedrich und wurde in Folge der Flucht des Letztern nach Memel verwiesen. Nach Jahresfrist kehrte er zurück und starb als Küster an der Friedrichs-Werderschen Kirche.

Haude, Gottfried Fabian, war Handlungsdiener bei dem Kaufmann Hübsch in Konstantinopel gewesen, wurde bei dem dortigen östreichschen Gesandten einige Zeit beschäftigt, nahm östreichsche Militairdienste als Kornet und kam 1754 in sein Vaterland Schlesien zurück. Er wurde Friedrich II. bekannt, der ihn in sein Gefolge nahm, ihm Namen und Wappen der ausgestorbenen Familie v. Rexin gab und ihn bei den Unterhandlungen mit der Pforte zu gebrauchen beschloß. Unter dem Titel eines Kommerzien-Raths

Digitized by Google

schickte er ihn 1755 mit einem lateinischen Glückwünschungsschreiben an den neuen Sultan Osman III. nach Konstantinopel. Wiewohl der Mufti sich für Friedrichs Wunsch nach einem Freundschaftsbündnisse günstig erklärte, widersprach doch der Reis Efendi Raghib, und die Sache kam für diesmal nicht zu Stande. Bei der Thronbesteigung Mustaphas III. (welcher Friedrichs Anti-Machiavel zu seinem und seiner Söhne Unterricht benutzt hatte) kam v. Rexin abermals nach Konstantinopel (1757). Raghib war inzwischen Groß-Vesir geworden und zeigte sich bereit, die Wünsche des Unterhändlers zu befördern; die französischen und englischen Gesandten hintertrieben jedoch seine Erfolge, so daß der Abschluß des Freundschaftsbündnisses mit der Pforte sich bis 1761 verzögerte und nur mit großer Mühe und Kosten zu Stande kam. v. Rexin lebte seitdem als außerordentlicher Preußischer Gesandter in Konstantinopel.

Haude, Buchhändler in Berlin, lieferte dem Kron-Prinzen Friedrich seinen Bücherbedarf. Nach der Thronbesteigung veranlaßte ihn der junge König, das Journal de Berlin, ou Nouvelles politiques et literaires herauszugeben; es ging jedoch nach Jahresfrist ein. Dann gab Haude die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" heraus; die erste Nummer datirt vom 30. Juni 1740. Sie führte über dem gekrönten Adler den Wahlspruch: Wahrheit und Freiheit. Der König selbst schrieb dann und wann einen Artikel für diese Zeitung. Mit dem Ende des Jahres 1742 legte Haude jenen Wahlspruch ab und ersetzte ihn durch die noch heut auf der Vignette stehenden Worte: Mit Königlicher Freiheit.

Hedhessi, ein junger Ungar, reformirter Religion, studirte in Frankfurt Theologie und wollte sodann in sein Vaterland zurückkehren. Zuvor besuchte er jedoch Berlin und Potsdam. In den Garten von Sans-Souci begegnete ihm der König; dieser ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fand in dem jungen Manne einen denkenden, vorurtheilsfreien und in seinem Fache sehr unterrichteten Kopf. Friedrich bot ihm ein Amt an; doch schlug der Ungar wegen Familien-Verhältnissen dies aus. „Etwas aber," sagte der Kandidat, „könnten Ew. Majestät für mich thun, wenn Sie die Gnade haben wollten. Ich habe mir verschiedene theologische und philosophische Bücher gekauft, die, nie ich glaube, in Wien verboten sind. Die Jesuiten haben die Revision unter sich und sind sehr scharf. Wollten nun Ew. Majestät die Gnade für mich haben — " —

Digitized by Google

„Nehm' Er Seine Bücher nur in Gottes Namen mit," fiel ihm der König in die Rede: „kauf' Er ſich noch dazu, was Er denkt, das in Wien recht verboten iſt und was Er nur brauchen kann! Hört Er? Und wenn ſie Ihm in Wien die Bücher wegnehmen wollen, ſo ſag' Er nur, ich habe ſie Ihm geſchenkt! Darauf werden die Herren Patres wohl nicht viel geben; dies ſchadet aber nichts. Laſſ' Er ſich die Bücher nur wegnehmen, geh' Er aber gleich zu meinem Geſandten und erzähl' Er dem die ganze Geſchichte und was ich Ihm geſagt habe. Hernach geh' Er in den vornehmſten Gaſthof und leb' Er recht koſtbar! Er muß aber täglich wenigſtens einen Dukaten verzehren, und da bleib' Er ſo lange, bis ſie Ihm ſeine Bücher wieder ins Haus ſchicken; das will ich ſchon machen; hört Er? ſo mach' Er's! Sie ſollen Ihm ſeine Bücher ins Haus ſchicken, dafür ſtehe ich Ihm, verlaſſe Er ſich auf mein Wort; aber einen Dukaten muß Er, wie geſagt, alle Tage verzehren!" — Der König ging jetzt ſchleunig in das Schloß und kam mit einem Zettel zurück, auf welchen er eigenhändig die Worte geſchrieben hatte: Bon pour rester à Vienne au dépens de moi. Fréderic. „Da!" ſagte er, „hier hat Er meinen Namen; zeige Er dies meinem Geſandten, und damit iſt's gut! Er kriegt Seine Bücher wieder; aber leb' Er flott in Wien! Ich ſag' es Ihm." — Aber, Ew. Majeſtät — „Nichts aber! Verlaſſ' Er ſich auf mich und Er ſoll auch noch die beſte Pfarre in Ungarn kriegen. Nun reiſe Er in Gottes Namen und ſchreib' Er mir einmal." — Der Kandidat reiſete ab, und Alles kam, wie vorhergeſehen; die Bücher wurden ihm an der Grenze verſiegelt und in Wien weggenommen. Als er ſagte, daß der König von Preußen ſie ihm geſchenkt habe, erwiederten die Jeſuiten: „Was geht uns hier in Wien der König von Preußen an?" — Hedheſſi meldete ſich nun beim Geſandten, dem Friedrich inzwiſchen dieſerwegen geſchrieben hatte. Der Geſandte ließ durch einen ſeiner Bedienten den Kandidaten in den beſten Gaſthof bringen und dem Wirthe andeuten: daß der junge Mann auf Koſten der Preußiſchen Geſandtſchaft aufs Beſte verpflegt werden ſolle. Sodann ging die Nachricht von dem Geſchehenen nach Berlin. Sofort ließ Friedrich durch eine aus Militairs und Civilbeamten beſtehende Kommiſſion die Bibliothek des Jeſuiter-Kollegii in Breslau verſiegeln und zwei Mann Schildwache vor die Thür ſtellen. Zugleich war der Befehl gegeben, daß die Siegel jeden

Digitized by Google

Morgen durch einen Subaltern-Officier und einen Kammer-Kalkulator visitirt werden sollten; für die Kommissarien wurden täglich 4 Thaler Diäten, für die Versiegelung 30 Thaler Kosten auf Rechnung der Jesuiten geschrieben. Diese erschraken über solches Verfahren nicht wenig; bis jetzt hatten sie sich des königlichen Schutzes zu erfreuen gehabt und sie wußten nicht, wodurch sie die Gnade des Monarchen verscherzt hätten; auch die Behörden kannten die Ursache nicht. Die Brüder Jesu beschlossen also, eine Deputation nach Potsdam zu schicken, und wählten dazu zwei Patres, die der König kannte und wohl leiden mochte. In Potsdam angekommen, mußten sie vier Wochen warten, ehe sie zur Audienz gelassen wurden. Als dieses endlich geschah, sprach der König von ganz gleichgültigen Dingen mit ihnen, und als sie es endlich wagten, auf den Gegenstand ihrer Reise zu kommen, antwortete Friedrich ganz kurz: „Aha! wegen der Bibliothek? wegen der Versiegelung? Ganz recht, das habe ich befohlen. Die Veranlassung dazu wird Euch mein Gesandter in Wien sagen. Adieu, Messieurs; ich lasse mich Ihren Herren Konfratres, den Herren Bücher-Revisions-Kommissarien in Wien empfehlen. Wider Euch habe ich nichts. Adieu!" Damit mußten sie abziehen. Von Breslau aus ging nun eine andere Deputation nach Wien. „Ja, meine Herren," sagte Ihnen hier der Gesandte, „den Zusammenhang der Sache weiß ich selbst nicht, es ist aber ein junger Mensch hier, dem haben Ihre hiesigen Herren Konfratres, die Bücher-Revisions-Kommissarien, einen Kasten mit Büchern weggenommen." — Jetzt ging den Herren ein Licht auf; sie eilten zu ihren Kollegen, und nach Ablauf einer Stunde hatte der ketzerische Ungar seine Bücher im Hause. Das Beste aber war, daß die Herren Patres für ihn 96 Dukaten Zehrungskosten bezahlen mußten. Mit den Zeugnissen des Gesandten, daß die Bücher zurückgeliefert und die Zehrungskosten bezahlt seien, ging die Deputation wieder nach Potsdam und wurde sogleich vorgelassen. Nachdem noch 134 Thaler Kosten in Breslau bezahlt waren, erhielten die Jesuiten ihre Bibliothek wieder frei; der König versicherte den Konvent seiner Gnade und schrieb dem Pater Rektor: „Er wird Seine Herren Konfratres in Wien und das Personale des dortigen Konsistorii wohl warnen, daß sie an dem Kandidaten Hedhessi keine Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dem Wohlsein dieses Menschen erkundigen; bekommt er nicht die beste Pfarre in Ungarn,

Digitized by Google

oder werden er und die Seinigen, oder überhaupt die Reformirten koujonirt und chikanirt, so müßt Ihr und Euer Kloſter dafür ſtehen, ich halte mich an Euch.“ — Der Kandidat blieb nicht allein ungekränkt, ſondern bekam auch eine der beſten Pfarren.

Heine, Dom-Organiſt in Berlin, Friedrichs erſter Muſiklehrer (Th. I. S. 22), ſah ſich von ſeinem königlichen Jünglinge geſchätzt und oft mit Wohlthaten bedacht. Seinen Sohn machte Friedrich zum Accis-Einnehmer, doch verwaltete er ſeine Stelle ſchlecht und wurde wegen Defekten zur Unterſuchung gezogen. Als der König dies erfuhr, ließ er den alten Heine zu ſich kommen. „Wie geht's Ihm denn, mein Lieber? Wundere Er ſich nicht, daß ich Ihn zu mir kommen laſſe; ich muß doch meinen alten Muſiklehrer wieder einmal ſehen.“ — Ach! nicht zum beſten! verſetzte der Alte ſeufzend und mit trauriger Miene. — „Das iſt einmal ſo im menſchlichen Leben; Glück und Unglück wechſeln mit einander. Niemand hat das mehr erfahren als ich; aber man muß den Muth nicht verlieren. In trüben Augenblicken ſind die ſchönen Künſte ein großer Troſt. Er muß ihn bei der Muſik ſuchen.“ — Friedrich ließ ſich nun mit ihm in eine Unterhaltung über die Leiſtungen der damaligen Tonkünſtler ein, doch zeigte der Alte offenbar, daß er keinen rechten Sinn mehr für den Gegenſtand hatte. „Ich kann mir das erklären, lieber Heine. Er hat keine Freude an Seinem Sohn erlebt. Beruhige Er ſich. Der Menſch kann keinem Kaſſen-Poſten vorſtehen, das merk' ich nun wohl; ich werd' ihn auf eine Art verſorgen, wobei er ein ehrlicher Mann bleiben kann.“ — Dieſe Worte nahmen plötzlich eine ſchwere Laſt von dem Herzen des gebeugten Vaters; er konnte keine Worte finden, ſeine Dankbarkeit auszudrücken. „Laß Er das gut ſein,“ ſagte Friedrich. „Es iſt mir lieb, daß ich Seinen Kummer ſtillen kann. Nun geh' Er in Gottes Namen. Ich will hoffen, daß Ihm Sein Sohn künftig nicht mehr ſolche Sorge machen wird.“ — Heine ging vom Könige zu dem Kapellmeiſter Sydow. Ganz berauſcht von Freude, erzählte er dieſem die gehabte Unterhaltung, riß die Perücke vom Kopf, warf ſie auf die Erde und rief aus: „Solchen König hat die Welt noch nie geſehen!“

Heilsberg, v., Lieutenant im Infanterie-Regimente v. Grabow, hatte mit ſeinem Gefährten, dem Lieutenant v. Stubenfoll, in der Schlacht bei Kunersdorf das Unglück, ſchwer verwundet zu

Digitized by Google

werden. Dem Ersteren wurde eine ganze Kartätschen-Ladung gehacktes Eisen ins Gesicht und in den Leib geschossen, dem Letztern riß eine Kanonenkugel mehr als die Hälfte des Armes weg. Beide wurden halbtodt ins nächste Dorf gebracht, wo sie sich wieder erholten: kein Chirurgus wollte sich aber dazu verstehen, die gräßlichen Wunden zu verbinden. Da trat — nachdem die Schlacht verloren worden — der König in das Gemach und sahe beide in ihrem Blute liegen. „Kinder!" rief er, „Ihr seid wohl schwer blessirt?" — Ja, Ew. Majestät; aber dies ist das Wenigste; wenn wir nur wüßten, ob Sie gesiegt hätten? Wir hatten schon zwei Redouten hinter uns und waren bei der dritten, als uns dies Unglück traf. — „Ihr habt bewiesen, daß Ihr brav seid; das Uebrige ist Zufall. Laßt den Muth nicht sinken; es wird Alles, und auch Ihr werdet besser werden. Seid Ihr schon verbunden? Hat man Euch zur Ader gelassen?" — Kein Teufel will uns verbinden! — Der König befahl sogleich einen Feldarzt herbeizuholen. Als dieser erschien, überhäufte er ihn zornig mit Vorwürfen über die schlechten Anstalten und befahl ihm, für die beiden Verwundeten alle seine Sorge aufzuwenden. Der Arzt zuckte die Achseln und meinte, daß hier jede Hülfe vergeblich sei. Der König faßte die Verwundeten bei der Hand und sagte: „Seh' Er nur! Die Leute haben noch kein Fieber; bei solchem jungen Blute und frischem Herzen pflegt die Natur Wunder zu thun." Er befahl, ihnen zur Ader zu lassen; man verband sie, versorgte sie mit Erfrischungen und brachte sie mit möglichster Behutsamkeit ins Haupt-Lazareth. Als man sie forttrug, sprach der König: „Kinder, geht in Gottes Namen! Es mag mit Euch werden, wie es will, ich werd' es erfahren, und wenn Ihr nicht mehr dienen könnt, so soll Euch nichts abgehen. Ich werde nicht vergessen, Euch zu versorgen." — Die Beiden wurden — lediglich durch Friedrichs Fürsorge — geheilt, dienten noch bis zum Frieden, wurden abermals verwundet und wieder geheilt, und dann als Invaliden auf des Königs ausdrücklichen Befehl gut versorgt.

Heinrich, Prinz von Preußen, dritter Sohn Friedrich Wilhelms I., und Bruder Friedrichs II., 1726 zu Berlin geb., genoß zwar unter seinem Vater nur eine rauhe Erziehung, die aber doch den Keim des Genies nicht ganz zu ersticken vermochte. Er studirte mit großem Eifer die Kriegskunst, ohne die schönen Wissenschaften und namentlich die Literatur der Franzosen zu versäumen,

Digitized by Google

machte den Feldzug von 1742 als Oberst mit und focht bei Czaslau. 1744 fand er, im Gefolge des Königs, Gelegenheit sich auszuzeichnen; er vertheidigte die blos mit einer Mauer umgebene Stadt Tabor gegen die Angriffe Nadasti's, erwarb sich bei Hohenfriedberg noch größere Verdienste und wurde dann General-Major. Nach dem Frieden wohnte er in Potsdam und legte sich mit neuem Eifer auf das Studium der Kriegskunst. Friedrich vermählte ihn mit der Prinzessin Wilhelme von Kassel und machte ihm das Schloß Rheinsberg zum Geschenk; in Berlin ließ er einen stattlichen Palast, das heutige Universitätsgebäude, für ihn erbauen. Da es an einem Waffenkriege fehlte, führte Heinrich mit seinem Bruder August Wilhelm einen Federkrieg in der Weise, wie man eine Schach-Partie auf dem Papiere spielt. Zu Anfang des 7jährigen Krieges begann seine eigentliche Heldenlaufbahn. Er befehligte eine Brigade unter dem Könige, stand vor Pirna, nahm Antheil am Siege von Prag und zog sich nach der Schlacht bei Kollin geschickt und glücklich zurück. Bei Roßbach, wo er ein Korps Infanterie befehligte, zeichnete er sich von neuem aus und wurde verwundet, worauf er nach Leipzig ging. 1757 befehligte er das in Sachsen zurückbleibende Korps, deckte 1758 mit 25000 Mann die südlichen Grenzen des Preußischen Staats gegen eine oft dreimal größere Macht und entwickelte hier eins der größten Talente. Friedrich war vollkommen mit ihm zufrieden, doch fehlte es in seiner damaligen drückenden Lage nicht an Mißverständnissen, so daß Heinrich sich vom Kommando zurückziehen wollte. Friedrich aber sah sein Unrecht ein, versöhnte sich mit ihm, und Heinrich setzte sein Kommando in Sachsen fort. Kurz vor Beendigung des Krieges (1762) gewann er noch die Schlacht bei Freiberg, worauf der Frieden folgte. Heinrich lebte jetzt in Rheinsberg den Wissenschaften und Künsten und genoß die volle Achtung seines königlichen Bruders. Nur Mißhelligkeiten mit seiner Gemahlin, die von Rheinsberg entfernt wurde, störten seinen Frieden. Es heißt, daß die polnische Reichs-Versammlung ihm 1764 die polnische Krone habe anbieten wollen, daß Friedrich seinem Bruder dies verschwiegen habe, und daß Heinrich ihm dadurch von neuem entfremdet worden sei. 1771 finden wir ihn in Petersburg, wo der nachherige Vertrag über die erste Theilung Polens vorbereitet wurde. Im baierschen Erbfolge-Kriege zog Heinrich noch einmal ins Feld und ging 1784 zur Abschließung eines Bündnisses nach Paris. Unter Fried-

Digitized by Google

rich Wilhelm II. war er ganz unthätig. Er starb 1802 in Rheinsberg.

Heinrich Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Schwedt, Enkel des großen Kurfürsten, wurde 1709 geb. und vermählte sich 1739 mit Leopoldine Marie, Tochter des Fürsten Leopold v. Dessau, die sich aber schon 1751 von ihrem Gemahle zurückzog. Den Krieg haßte der Markgraf aus Feigheit und er hat also der Würde eines Preußischen Generals der Infanterie keine Ehre gemacht. Kaum war der Sieg bei Mollwitz erkämpft, so schickte sein königlicher Vetter ihn nach Hause, weil er sich von dem Verdachte nicht zu reinigen vermochte, während der Schlacht in einem tiefen Graben versteckt und vom Kanonenfieber geplagt gewesen zu sein. Ja er soll das Gelübde gethan haben, eine Kirche zu bauen und jährlich am 10. April strenge zu fasten, wenn ihm die Freude würde, das Schlachtfeld mit gesunden Gliedmaßen zu verlassen; und in der That hat er Wort gehalten. Er fastete nicht nur jährlich an jenem Tage, sondern baute die kleine französische Kirche in Schwedt. Sonst besaß er mancherlei Kenntnisse und beschützte Kunst und Wissenschaft. Nach dem Tode seines Bruders Friedrich Wilhelm übernahm er 1771 die Regierung der Herrschaft Schwedt und starb 1788, worauf diese Herrschaft an den König fiel.

Herrmann, ein Bauer aus dem Dorfe Wiesenberg in Schlesien, machte im 7jährigen Kriege den Führer des Generals Braun nach Hohenfriedberg und des Königs nach Kunersdorf und Ullersdorf. Auf dem letztern Wege sahen sich die Preußen von dem Kleingewehr-Feuer der Oestreicher belästigt, weshalb Friedrich zu seinem Führer sagte: „Geh' auf die andere Seite meines Pferdes, hier bist Du nicht sicher." Als man bei Ullersdorf ankam und das Feuer stärker wurde, sagte der König zu ihm: „Nun sieh, ob es Dir möglich ist, nach Hause zu kommen." — Im Jahre 1780 ging der König wieder nach Hohenfriedberg, und Herrmann mußte, damals Erb- und Gerichts-Schulze in Wiesenberg, auf dem dortigen herrschaftlichen Hofe das Relais besorgen. Friedrich, vor dessen Blicke unterdessen Millionen Menschen und Gegenstände vorübergegangen waren, erkannte ihn sofort. „Du!" rief er, „wie bist Du denn im Jahre 1745 nach Hause gekommen?"

Herzberg, Ewald Fr., Graf v., 1725 zu Lottin in Pommern geb., studirte in Halle Staatswissenschaften, wurde Legations-

Digitized by Google

Sekretair, sammelte aus dem Staats-Archive die Materialien zu Friedrichs Mémoires de la Maison de Brandebourg, erhielt 1750 die Stelle eines wirklichen Geheimen Archivars beim Kabinets-Archiv und bald darauf die eines Geheimen Kabinets-Rathes und arbeitete seit 1755 als Geheimer Rath und Staats-Sekretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Friedrich bediente sich seiner zu den wichtigsten Geschäften; so schloß er 1762 den Hubertsburger Frieden ab, über welchen der König ihm sagte: „Er hat Frieden gemacht, wie ich Krieg geführt; Einer gegen Drei!" Er wurde Staats- und Kabinets-Minister, machte sich während Friedrichs Regierung vielfach um das Land verdient und war um den König in dessen letzten Tagen. Herzberg starb 1795.

Heyden, Heinr. Sigism. v. d., 1703 zu Schacksdorf in der Niederlausitz geb., nahm Preußische Kriegsdienste, wurde Major und Kommandant des Schlosses Friedrichsburg bei Königsberg, 1758 aber Kommandant in Kolberg, durch dessen Vertheidigung gegen die Russen er seinen Namen unsterblich machte. Er starb hier 1765. Friedrich ließ seine Bravour durch eine Denkmünze verewigen. Drei Belagerungen hatte der alte Mann in Kolberg durchgemacht: die erste nach der Schlacht bei Zorndorf durch die Russen. In der Festung waren nur 700 Mann Land-Miliz; Heyden aber vertheidigte den Ort mit Hülfe der Bürger so tapfer, daß der Feind, nach 29 Tagen, davon zog und ganz Pommern räumte. — Im Jahre 1760 belagerten die Russen Kolberg zum zweiten Male: gleichzeitig griff eine russisch-schwedische Kriegsflotte es von der Wasserseite an. In Zeit von 4 Tagen hatte der Feind mehr als 700 Bomben in die Stadt geworfen, ohne die Feuerkugeln zu rechnen. Der Sturm wurde vorbereitet, aber Heyden wehrte sich auch diesmal tapfer, ohne den Feuerregen zu achten, der die Stadt verheerte. Die Bürger sahen ohne Murren ihre Häuser in Rauch aufgehen: muthig erwarteten sie den General Werner, der aus Schlesien zum Ersatz herbeieilte. Der Letztere hatte nur 5000 Mann bei sich: mit diesen überfiel er, nach einem Eilmarsche von 40 Meilen, die Russen am 26. Tage der Belagerung mit dem Säbel in der Faust, und in größter Uebereilung flohen sie theils zu Schiffe, theils zu Lande davon. Die Flotte lichtete die Anker und eilte auf die hohe See. — Im folgenden Jahre kamen die Russen zum dritten Male zu Wasser und zu Lande: Heyden wehrte sich unerschütterlich. Die Flotte wurde vom

Digitized by Google

Sturm zerstreut und die Land-Truppen griffen vergeblich an. Heyden achtete nicht die Zahl seiner Feinde und fürchtete nur den Hunger. Schon waren die Rationen der Soldaten und bewaffneten Bürger herabgesetzt: allein sie beschlossen, in der Vertheidigung nicht zu ermatten. Es wurde Winter und fror sehr stark: dennoch blieben die Russen und stürmten. Heyden ließ die Mauern mit Wasser begießen, so daß sie durch den Frost spiegelglatt wurden und schlug die Feinde ab. Endlich, als das Brot völlig aufgezehrt war und die Festung zum zehnten Male aufgefordert wurde (13. December), ergab man sich nach einer viermonatlichen Belagerung auf Kapitulation.

Hille, Kriegs- und Domainenkammer-Direktor in Küstrin, unterrichtete den Kron-Prinzen Friedrich in Finanz- und Polizei-Sachen und wurde von seinem dankbaren Schüler schon 1740 als Geheimer Finanz-Rath in das General-Direktorium nach Berlin berufen. Er hatte eine schöne Tochter, die Friedrich in Küstrin kennen lernte: sie heirathete den Kriegs-Rath Hampf, welchen Friedrich 1741 ebenfalls als Geheimen Finanz-Rath nach Berlin kommen ließ.

Hocke, v., Besitzer des Ritterguts Deutsch-Kessel, soll der Erste gewesen sein, welcher Friedrich auf schlesischem Grund und Boden ein Mittagsmahl gab. Der König betrat nämlich am 16. December 1740, von Krossen aus, bei dem Grenzdorfe Lasgen, den schlesischen Boden, speiste zu Mittage bei dem Freiherrn v. Hocke in Deusch-Kessel und übernachtete bei dem Freiherrn v. Keßlitz in Schweinitz bei Grünberg. Am 17. kam er in Weichau an, von wo er am 19. nach Milkau weiter ging. — Zur Zeit ist jedoch die Richtigkeit der Thatsache von jenem Mittagsmahl noch nicht ausgemacht.

Hoditz, Albert Jos., Graf v., 1706 im Oestreichschen geb., bereiste in seiner Jugend Italien, vermählte sich nach seiner Rückkehr mit der 22 Jahre ältern Wittwe des Markgrafen George Wilhelm von Baireuth, Sophie, und zog sich mit ihr auf sein Gut Roßwalde in Mähren zurück. Er verwendete fast seine ganzen Einkünfte dazu, dieses Gut in einen großen Park umzuwandeln und imponirte durch seine Anlagen selbst Friedrich dem Großen, als dieser bei Gelegenheit der schlesischen Kriege bei ihm einsprach. Aber der gemachte Aufwand und ein epikuräisches Leben hatten ihn in Schulden verwickelt,

Digitized by Google

und so war es ihm angenehm, daß Friedrich, der seine gut Preußische Gesinnung kannte, ihn nach dem Tode seiner Gemahlin nach Potsdam einlud (1771). Der König ließ den alten gebrechlichen, von seinen Gläubigern verfolgten Mann, der eine Reise zu Lande nicht mehr machen konnte, auf einem mit allen Bequemlichkeiten versehenen, überbauten Oder-Kahne zu sich holen, und siedelte ihn vor dem Nauener Thore in Potsdam an; die Straße erhielt später den Namen Hoditz-Straße. Der Graf setzte hier sein Epikuräer-Leben fort und starb 1778. — Friedrich beklagte ihn einst wegen seines schlimmen Gesundheits-Zustandes und sagte: „Es muß doch etwas ganz Entsetzliches sein, wenn Ihn auf einmal Seine Schmerzen, Seine Gicht und andere Uebel antreten." — Das ist es freilich, Ew. Majestät, erwiederte Hoditz. — „Wie hilft Er sich denn in solchen Augenblicken?" fragte Friedrich weiter. Der Graf wollte etwas Verbindliches in seine Antwort legen und versetzte: „Sire! ich beiße die Zähne zusammen und rufe: es lebe der König! dann ist Alles gut." Lächelnd sagte Friedrich: „Nun, so wünsch' ich, daß Er so wenig als möglich Gelegenheit haben möge, das auszurufen."

Hotham, Ritter, erschien 1730 als außerordentlicher englischer Gesandter in Berlin, um die von der Königin beabsichtigte Wechsel-Heirath abzuschließen. Da der Londoner Hof aber Grumbkow's Entlassung verlangte, erregte dies den Zorn des Königs Friedrich Wilhelm I. und der Gesandte mußte unverrichteter Sache Berlin wieder verlassen. Seine dem Kron-Prinzen gegebene Versicherung, daß er am englischen Hofe mit offenen Armen empfangen werden würde, trug viel dazu bei, Friedrichs Entschluß zur Flucht zu bestimmen.

Hoym, K. G. H., Graf v., zu Poplotz in Hinter-Pommern geb., trat 1761 in Preußische Militairdienste, vertauschte sie aber gegen das Finanzfach und wurde 1770 dirigirender Minister in Schlesien, welche Stelle er bis 1806 bekleidete. Die von Friedrich II. ihm ertheilte geheime Instruktion besagte: der Adel solle glimpflich, aber mit Nachdruck behandelt werden, man solle ihn nach Schlesien zu ziehen suchen, wenn er auch in Oestreich Güter habe; Heirathen reicher Töchter ins Ausland seien nicht zu erlauben, eben so wenig der Güter-Verkauf, um das Geld nach Oestreich zu schleppen. Bei den Geistlichen müsse man Kundschafter halten und nicht zulassen, daß Stiftsstellen an Oestreicher vergeben würden. Hoym solle sich

Digitized by Google

nicht, wie Schlabrendorf gethan, von Lieferanten bestechen lassen. Er solle suchen, die Leibeigenschaft aufzuheben, oder vielmehr freie Bauern anzusetzen, damit die unfreien aus der Sklaverei und Dummheit gezogen würden. — Im Jahre 1784 war Schlesien von großen Ueberschwemmungen heimgesucht, und es gingen eine Menge Unterstützungsgesuche ein. Der Minister war zum Könige nach Potsdam beschieden worden. Er fand den Monarchen sehr nachdenkend und niedergeschlagen. Friedrich redete ihn gleich mit den Worten an: „Ein großer Theil meiner braven Schlesier ist sehr unglücklich geworden, und leider bin ich jetzt nicht im Stande zu helfen.“ — Der Minister schwieg und zuckte die Achsel. — „Wie Er mir vor einigen Tagen berichtet, ist keine Kasse im Stande etwas herzugeben. Ueber Alles ist schon disponirt.“ Er ging traurig auf und ab. Da bemerkte der Minister: es seien gestern 94000 Thaler eingekommen. „Zu welcher Kasse?“ — Es sind Chatoullengelder für Ew. Majestät — „Chatoullengelder! Gott lob, daß ich etwas thun kann! Schick Er sie doch gleich nach Schlesien; ich will mich schon einschränken.“

Hülsen, Joh. Dietrich v., 1693 in Preußen geb., nahm 1710 Kriegsdienste, zeichnete sich während der drei schlesischen Kriege vielfach aus und besetzte 1760 Torgau. Er starb 1767 als General-Lieutenant und Kommandant von Berlin.

Hyndford, John Carmichael, Graf v., wurde von Georg II. nach dem Siege bei Mollwitz als Großbritanischer Gesandter in Friedrichs Lager geschickt. Er bot dem Könige seine Dienste an, Maria Theresia zu Abtretungen zu bewegen, und führte die Unterhandlungen des ersten Breslauer Friedens, wofür er sich vom Könige, statt aller Belohnung, die Erlaubniß erbat, sein Familien-Wappen mit dem Preußischen Adler zu zieren, was Friedrich in sehr verbindlicher Weise bewilligte.

Jariges, v., Chef der Justiz, Groß-Kanzler und Staats-Minister unter Friedrich dem Großen. Dieser scheint mit ihm sehr zufrieden gewesen zu sein, denn er verlieh ihm 1763 von Schweidnitz aus eine jährliche Pension von 1000 Thalern, gab ihm auch noch in demselben Jahre eine Präbende bei dem Dom in Magdeburg. 1766 berief er ihn nach Sans-Souci, um über einen Gegenstand von Wichtigkeit seine Meinung zu hören. Der König ging, während des Gesprächs, mit ihm im Zimmer auf und ab. Jariges sah eine offene Dose auf einem Tische stehen und tauchte mechanisch einen Finger

Digitized by Google

in den Spaniol. Friedrich hatte es bemerkt; er nahm nach einer Weile die Dose und schüttete den Taback, wie aus Versehen, auf die Diele. Am andern Morgen reiste der Groß-Kanzler nach Berlin zurück, als er in seinem Zimmer eine kostbare Dose mit spanischem Taback fand. Ein Billet enthielt die Worte: „Da man weiß, daß Ew. Excellenz gut rappirten Taback lieben, so schlägt man Ihnen vor, sich dieser Dose, die Ihnen von guter Hand zukommt, zu bedienen.“ Jariges erinnerte sich jetzt seiner Unschicklichkeit und daß der Monarch den Taback auf die Erde geschüttet habe. Um aus der Verlegenheit zu kommen, schrieb er an den König: „Der großen Ueberraschung ungeachtet, welche mir gestern der Anblick einer kostbaren Dose auf meinem Tische verursacht hat, überzeugte ich mich doch bald, daß sie nur von Ew. Majestät, meinem allergnädigsten Herrn, kommen könne. Es ist mir unmöglich auszudrücken, was mein Herz bei dieser Gelegenheit empfunden hat, das schon so viele Jahre Ew. Majestät enthusiastisch verehrt.“ — Am andern Tage erhielt er zur Antwort: „Ich bin über die Dankbarkeit gerührt, die Er mir wegen der Dose versichert, die Er von mir erhalten haben will.“

Jeetz, v., 1730 Kapitain, war Mitglied des Kriegsgerichts in Köpenick und wurde später Chef des Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 30, welches sich in der Schlacht bei Kesselsdorf so auszeichnete, daß der König dem Regimente ein neues Siegel und sämmtlichen Stabs-Officieren den Verdienst-Orden gab. v. Jeetz wurde 1747 zum Feldmarschall erhoben und starb 1752. Der General v. Uchtländer erhielt das vakante Regiment. „Ich geb' Ihm,“ sagte Friedrich zu ihm, „ein gutes und braves Regiment, daß es aber gut und brav bleibt, das ist nun Seine Sache. Die Menschen arten leicht aus, wenn sie nicht in Zucht gehalten werden, und Er darf daher diese nicht vernachlässigen. Den Officieren muß Er nicht zu viel durch die Finger sehen, sonst verwildern sie. Was meint Er wohl, wenn diese Hecke (er zeigte auf eine solche) in einen oder zwei Jahren nicht beschnitten würde, ob sie wohl so aussähe, wie jetzt? — Ich mache Ihn zum Gärtner bei dem Regimente, das ich Ihm anvertraue; Er muß aber auch nichts Brauchbares wegschneiden, sondern abwarten, was daraus werden wird. Künftiges Jahr werd' ich Ihn und Sein Regiment sehen, und dann wollen wir mehr von unserer Gärtnerei sprechen.“

Ingersleben, Jos. Ludw. v., geb. 1703, studirte in Halle,

Digitized by Google

trat in Preußische Kriegsdienste und war als Lieutenant in die Geschichte der Flucht des Kron-Prinzen verwickelt, wobei er jedoch mit mehrmonatlichem Arreste davon kam. Später machte ihn Friedrich zum Hauptmann in der Garde und gab ihm 1754 die wichtige Stelle des ersten General-Adjutanten. 1756 zum General-Major avancirt, kommandirte er einige Zeit in Dresden, zeichnete sich bei Prag, Kollin und Breslau aus und starb 1757 an der in der letztern Schlacht erhaltenen Wunde.

Jordan, Charles Etienne. Die früheren Lebens-Umstände dieses Mannes sind bereits Th. I. S. 36 mitgetheilt. Er war für eine Zeitlang Lekteur und Bibliothekar des Kron-Prinzen, der ihn nach seiner Thronbesteigung zum Kurator der Akademieen machte, ihm die Direktion der neuen Berliner Polizei übertrug, dann ihn zum Geheimen Rathe und 1744 zum Vice-Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannte. Er starb 1745. Friedrich hing, wie wir aus den in diesem Werke öfter mitgetheilten Briefen gesehen haben, mit vorzüglicher Liebe an ihm und vertraute ihm alle Leiden und Freuden der ersten Feldzüge. „Jordan," sagt v. Bielefeld, „war kein Genie vom ersten Range, aber er besaß Verstand, heitern und liebenswürdigen Witz, Gelehrsamkeit und ein treffliches Herz. Liebe für alles geistig Schöne war seine Leidenschaft, und er verschmähte nicht, zuweilen ein wenig damit zu prunken. Seine Bibliothek war, seit der Gattin Tode, die Königin seines Herzens geworden. Er sprach ausgezeichnet, schrieb aber nur mittelmäßig. Seine übertriebene Lebendigkeit ließ ihm nicht Zeit, über den Gegenstand, den er abhandelte, oder über die Wahl seiner Ausdrücke reiflich nachzudenken, und noch weniger, das Geschriebene durchzusehen und zu verbessern. Eine zu große Kürze raubte seinem Stile die Annehmlichkeit; er wollte lakonisch sein und wurde trocken. Er war seinem Könige mit einer Treue, die an Anbetung grenzte, zugethan; liebte seine Freunde, hing mit Zärtlichkeit an seinen Kindern, war theilnehmend gegen Unglückliche; mit einem Worte: er war ein guter Diener, ein treuer Freund, ein liebevoller Vater, ein gefühlvoller Mensch und ein wackerer Staatsbürger." — Friedrich dichtete eine Kantate auf den Tod seines Freundes und schickte sie nach Berlin, damit Graun sie komponire. Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge wurde die Kantate in der Kapelle aufgeführt: als sie zu Ende war, ging Friedrich, ohne die Musik fortsetzen zu lassen, mit nassen Augen davon.

Digitized by Google

Joſeph II., wurde am 13. März 1741, alſo zu einer Zeit geboren, wo ſeine Mutter Maria Thereſia ſich eben in der größten Bedrängniß befand. „Noch weiß ich nicht," ſchrieb ſie zur Zeit ihrer Schwangerſchaft an ihre Schwiegermutter, „ob mir von der ganzen väterlichen Erbſchaft eine einzige Stadt übrig bleiben wird, um die unter meinem Herzen keimende Frucht abzulegen." Als der Prinz geboren war, trat die Kaiſerin, ihn auf dem Arme habend, in die Verſammlung der ungariſchen Reichsſtände, forderte ſie zur Vertheidigung der Rechte des Säuglings auf und entflammte ſolchergeſtalt die Gemüther zu mehr als gewöhnlichen Kraft-Anſtrengungen. Joſeph wurde 1764 römiſcher König und im folgenden Jahre Kaiſer; auch erklärte ihn ſeine Mutter zum Mitregenten ihrer Staaten, behielt jedoch, mit Ausnahme der Verwaltung des Heeres, die ihm übertragen wurde, die Regierung in Händen. Lange hatte er den Wunſch genährt, den König von Preußen perſönlich kennen zu lernen; die Bedenken ſeiner Mutter verhinderten dies jedoch, bis Rußlands Siege über die Türken ſowohl dem Wiener, als dem Berliner Hofe Beſorgniſſe einflößten und eine Verſtändigung über dieſen Gegenſtand dringend nöthig wurde. Man verabredete eine Zuſammenkunft in Neiſſe. Joſeph kam am 25. Auguſt unter dem Namen eines Grafen v. Falkenſtein dort an und war kaum im biſchöflichen Schloſſe abgeſtiegen, als Friedrich ihn ſchon mit einem Beſuche überraſchte. Jetzt ſeh' ich meinen größten Wunſch erfüllt! rief Joſeph aus, und Friedrich erwiederte: „Es iſt dies der ſchönſte Tag meines Lebens. Er wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuſer bezeichnen, deren gegenſeitiges Intereſſe es erfordert, ſich einander eher beizuſtehen, als ſich aufzureiben." — Für Oeſtreich, bemerkte der Kaiſer, giebt es kein Schleſien mehr. — Der Inhalt der geheimen Verabredungen, welche beide Monarchen mit einander getroffen, iſt nicht bekannt geworden. Friedrich fällte bald nach dieſer Zuſammenkunft jenes ſcharfſinnige Urtheil über Joſeph, welches ſich in der Folge ſo vollkommen bewährt hat: „Dieſer junge Fürſt affektirt eine Freimüthigkeit, die ihm natürlich ſcheint; ſein liebenswürdiger Karakter zeigt Frohſinn, zuweilen mit vieler Lebhaftigkeit des Geiſtes, aber mit dem Triebe zu lernen, fehlt ihm doch die Geduld, ſich zu unterrichten." — Ein Jahr ſpäter machte Friedrich dem Kaiſer im Lager zu Mähriſch-Neuſtadt einen Gegenbeſuch; er vermied es dabei gefliſſentlich, an ſich und ſeinem Gefolge die dunkelblaue Farbe, die aus den früheren

Digitized by Google

Kriegen noch in böſem Andenken ſein mochte, zu zeigen. Friedrich erſchien in weißer Uniform, und da er ſich dabei immer mit Schnupftaback verunreinigte, ſagte er endlich galant-ſarkaſtiſch: „Ich bin nicht reinlich genug für Sie, meine Herren; ich bin es nicht werth, Ihre Farbe zu tragen.“

Joſeph, Prinz von Hildburghauſen, geb. 1702, nahm die katholiſche Religion an, ſtieg in öſtreichſchen Dienſten bis zum Feldmarſchall und führte 1757 die Reichs-Truppen gegen Friedrich, wurde jedoch bei Roßbach gänzlich geſchlagen. Wenige Tage nachher fragte Friedrich einige ſeiner Generale bei Tafel: welcher deutſche Fürſt ſich am meiſten durch Pracht auszeichne? Niemand traf das Rechte; bis endlich der König hinzuſetzte: „Es iſt der Prinz von Hildburghauſen, denn er hält ſich 30000 Läufer.“

Käſebier, Chr., der berüchtigte Räuber, verdient hier ebenfalls eine kleine Stelle. Sohn eines Schneiders in Halberſtadt und ſelbſt ein Schneider, machte er Profeſſion vom Stehlen, wurde 1748 in Brandenburg ertappt, geſtäupt und nach Stettin auf die Feſtung gebracht. 1757 holte man ihn zur Armee und bediente ſich ſeiner als Spion bei der Belagerung von Prag.

Kalkreuth, Fr. Adolph, Graf v., 1737 in Thüringen geb., kam 1747 in das Seminar der mähriſchen Brüder zu Neuſalz, dann in eine franzöſiſche Erziehungs-Anſtalt zu Berlin und nahm hier 1751 Kriegsdienſte bei der Garde du Corps. Im 7jährigen Kriege war er Adjutant des Prinzen Heinrich und zeichnete ſich auf mancherlei Weiſe aus. Er wurde nach der Schlacht bei Freiberg Major, 1788 in den Grafenſtand erhoben und ſtarb 1818 als Gouverneur von Berlin.

Kalkſtein, Chriſtoph Wilh. v., 1682 in Preußen geb., nahm heſſiſche Kriegsdienſte, wohnte als Adjutant des Erb-Prinzen Friedrich von Heſſen-Kaſſel dem ſpaniſchen Erbfolge-Kriege bei und zeichnete ſich bei Malplaquet aus. Hierauf trat er als Oberſtlieutenant in Preußiſche Dienſte, wurde durch Vermittelung des Fürſten von Deſſau von 1719—1729 Unter-Gouverneur des Kron-Prinzen Friedrich und erhielt nach deſſen Flucht (1730) harte Vorwürfe über die ſchlecht gerathene Erziehung. Seine Söhne waren die Spielgenoſſen des Prinzen. Friedrich machte ihn 1740 zum General-Lieutenant, gab ihm bei Brieg (1741) den ſchwarzen Adler-Orden, ernannte ihn 1747 zum Feldmarſchall und übertrug ihm 1758 auf die ſchmeichel-

Digitized by Google

hafteſte Weiſe die Erziehung der hinterlaſſenen Kinder des Prinzen Auguſt Wilhelm. Er ſtarb jedoch ſchon im folgenden Jahre.

Kalkſtein, Ludw. K., jüngſter Sohn des Vorigen, 1725 zu Berlin geb., zeichnete ſich im 7jährigen Kriege mehrfach aus, befehligte im baierſchen Erbfolge-Kriege als General-Major die Avantgarde beim Einfall in Böhmen und wurde nach dem Teſchener Frieden Gouverneur von Magdeburg. 1784 nahm er ſeinen Abſchied, wurde aber unter Friedrich Wilhelm II. wieder angeſtellt und ſtarb 1800 in Magdeburg als Feldmarſchall.

Kamecke, Frau v., Ehren-Dame der Gemahlin Friedrich Wilhelms I. und Gouvernante der Kinder des Königs von Preußen, war mit der Sorge für die erſte Erziehung Friedrichs beauftragt, doch verließ ſie ſich darin hauptſächlich auf die Unter-Gouvernante Frau v. Roucolles. An ſie ſchrieb der König nach der beabſichtigten Flucht des Prinzen den Th. I. S. 26 mitgetheilten beweglichen Brief.

Kannenberg, v., war Oberhofmeiſter der Gemahlin Friedrichs und ſtarb 1792. Seine Gattin, eine Schweſter des Miniſters Grafen von Finkenſtein, wurde, nach dem Tode der Frau v. Camas, Oberhofmeiſterin der Königin und ſtarb 1795.

Kappel, Mathias, 1726 zu Mitrowitz bei Kollin geb., katholiſcher Religion, ſtand als Jäger bei dem Verräther Warkotſch in Dienſten und vereitelte deſſen Verrath. Er wurde als Hegemeiſter in Quaden-Germendorf bei Oranienburg verſorgt, lebte noch 30 Jahre, und der verſtorbene Profeſſor Zelter war ſein Schwiegerſohn.

Karl VII., Albrecht, 1697 in Brüſſel geb., älteſter Sohn des Kurfürſten Maximilian Emanuel von Baiern, vermählte ſich, nachdem er im kaiſerlichen Heere gegen die Türken gedient, mit der jüngſten Tochter Kaiſer Joſephs I., indem er bei dieſer Gelegenheit allen Anſprüchen auf die öſtreichſche Erbfolge entſagte. 1726 folgte er ſeinem Vater als Kurfürſt von Baiern. Als 1732 Oeſtreich den Reichsfürſten den Antrag machte, die pragmatiſche Sanktion zu garantiren, erhob ſich Karl dagegen mit Anſprüchen auf die künftige Erbſchaft. Dieſe gründeten ſich darauf, daß er in direkter männlicher Linie von Kaiſer Ferdinands I. Tochter Anna abſtamme, und auf das Teſtament deſſelben, welches nach der in München befindlichen Abſchrift beſtimmte, daß, Falls das Haus Oeſtreich keine männlichen Erben hätte, die öſtreichſchen Erbländer an die Nach-

Digitized by Google

kommen Annas fallen sollten; das in Wien befindliche Original des Testaments enthielt dagegen statt des Worts männliche das Wort eheliche, welches einen ganz andern Sinn gab. Kur-Pfalz und Kur-Sachsen machten ebenfalls Ansprüche auf die künftige Erbschaft, doch trat Sachsen zurück. Karls Verhältnisse zu Oestreich stellten sich immer feindlicher heraus; er schloß sich an Frankreich an und hoffte um so mehr auf einen glücklichen Erfolg, als Friedrich II. nach dem Tode des Kaisers Schlesien erobert hatte. Von Frankreich unterstützt und von Preußen begünstigt, drang er in Oestreich ein, ward in Prag zum Könige von Böhmen gekrönt und erhielt 1742 die deutsche Kaiser-Krone. Doch konnte er dieses Glücks nicht froh werden, wurde dreimal aus seiner eignen Residenz München vertrieben und starb 1745. Ueber die von ihm geführten Kriege ist schon in den früheren Abschnitten das Nöthige gesagt worden.

Karl, Herzog v. Würtemberg, 1728 in Brüssel geboren, wurde, mit seinen Brüdern Ludwig und Friedrich, unter Bewilligung der Landstände in Berlin erzogen und schon 1744, auf des Königs Vermittlung, für volljährig erklärt, auch mit des Königs Nichte, der einzigen Tochter des Markgrafen Friedrich von Baireuth, vermählt. Bei seinem Abgange von Berlin schrieb ihm der König folgende Worte, aus denen seine edle Ansicht von den Verhältnissen eines Fürsten zum Staate hervorgeht: „Denken Sie nicht, daß das Land Würtemberg für Sie geschaffen sei; glauben Sie vielmehr, daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk in jenem Lande glücklich zu machen. Ziehen Sie immer den Wohlstand desselben Ihren Vergnügungen vor. Wenn Sie schon in Ihrem zarten Alter Ihre Wünsche dem Wohle Ihrer Unterthanen aufzuopfern wissen, so werden Sie nicht nur die Freude Ihres Landes sein, sondern auch die Bewunderung der Welt erregen.“ Leider befolgte der Herzog diese Rathschläge schlecht; im 7jährigen Kriege schlug er sich gar zu den Feinden des Königs, stürzte sein Land in Schulden und machte sich dadurch lächerlich, daß er den Karls-Orden für militairisches Verdienst stiftete, um seine Officiere zu desto größerem Muthe gegen die Preußen anzuregen; man nannte ihn den König von Schwaben. Er starb 1793.

Katharina II., Alexiewna, 1729 in Stettin geb., wo ihr Vater (Christian August Fürst von Anhalt-Zerbst) Preußischer Feldmarschall war, erhielt in der Taufe die Namen Sophie Auguste,

Digitized by Google

wurde auf Friedrichs Vorschlag von der Kaiserin Elisabeth zur Gemahlin des Thronfolgers (Peters III.) gewählt, von ihrem ungebildeten Gemahl aber gemißhandelt, weswegen sie sich anderweit zu entschädigen suchte. Nachdem Peter 1762 Thron und Leben verloren, trat sie die Regierung an und führte solche durch 34 Jahre mit großem Ansehen, wenn gleich ohne sittliche Würde. Sie hatte Friedrich in Verdacht, Anstifter der Neuerungen zu sein, welche ihr Gemahl einzuführen beabsichtigt; als sie sich vom Gegentheil überzeugt, stand sie ihrer Seits von der Fortsetzung des 7jährigen Krieges ab und befreundete sich mit dem Könige.

Katte, v., Vater des unglücklichen Lieutenants dieses Namens, war General-Lieutenant in Königsberg und hatte sich vergeblich bemüht, die Hinrichtung seines Sohnes abzuwenden (Th. I. S. 30). Friedrich erhob ihn gleich nach seiner Thronbesteigung zum Feldmarschall und in den Grafenstand, indem er ihm das Patent selbst überreichte. Katte starb aber bald darauf, und 1745 und 1748 folgten ihm seine beiden Söhne. Sein Bruder und dessen Söhne erbten die Gunst des Königs.

Katte, Hans Herm. v., Sohn des Vorigen, seit 1730 Lieutenant bei den Gensd'armen in Berlin, war Jugendfreund des Kron-Prinzen Friedrich und trug viel dazu bei, diesen in seinem Widerstande gegen den väterlichen Willen zu bestärken. Pöllnitz schildert ihn als einen kleinen pockennarbigen, braunen Mann mit düsterer Physiognomie und mehr Dünkel als Geist; dabei hatte er zügellose Sitten. Ein kurz vor der Flucht des Kron-Prinzen an ihn gerichteter Brief, zufolge dessen der Prinz Katte unter fremdem Namen im Haag finden sollte, gerieth in die Hände des Königs und führte eine furchtbare Katastrophe herbei (Th. I. S. 26). Katte verlängerte ohne Noth seinen Aufenthalt in Berlin, so daß der Major v. Assenburg, als er ihn ansichtig wurde, ganz erschrocken fragte: „Sind Sie noch hier? Das wundert mich!" — „Ich reise diese Nacht," war die Antwort, er wurde aber darüber ergriffen und endete, im Alter von 26. Jahren, auf dem Schaffot.

Kaufmann, Arzt in Küstrin, behandelte den Kron-Prinzen während seines dortigen Aufenthalts. Friedrich schenkte ihm bei seinem Abgange ein von ihm selbst gefertigtes Pastell-Gemälde, den Kopf eines Greises darstellend. Wiewohl es kein Kunstwerk ist, verdient es doch als einzige Arbeit dieser Art, die dem Prinzen

Digitized by Google

seine damaligen traurigen Stunden verkürzte, hier Erwähnung. Das Bild befindet sich jetzt im Besitz des Rathsherrn Otto zu Grünberg.

Kaunitz, Wenzel Anton, Fürst v., geb. 1711, gestorben 1794, seit 1753 Hof- und Staats-Kanzler der Kaiserin, hatte auf die Geschichte Deutschlands insbesondere dadurch einen großen Einfluß, daß er vor dem Ausbruche des 7jährigen Krieges eine Allianz zwischen zwei Erbfeinden, dem Hofe von Wien und dem Hofe von Versailles zu Stande brachte. Joseph II., der ihn weniger achtete, als seine Mutter, schickte ihn vor dem Ausbruche des baierschen Erbfolge-Krieges nach Berlin, um wo möglich den König durch Entschädigungs-Offerten für die Absichten Oestreichs zu stimmen. Kaunitz erschien mit einer Landkarte vor dem Könige, auf welcher die Theilung Baierns und die für Preußen bestimmte Entschädigung angedeutet waren. Friedrich ließ den Fürsten nicht erst zu Worte kommen. „Ich weiß," sagte er, „weshalb Ihr Kaiser Sie zu mir schickt. Mein Entschluß steht fest; meine Minister sind darüber instruirt; an diese wenden Sie sich. Ich will weiter nichts davon hören." — Umsonst waren die Vorstellungen des Fürsten, Friedrich beharrte auf seiner Erklärung und weigerte sich, auch nur einen Blick auf die Karte zu werfen, von welcher Kaunitz inzwischen den Bindfaden gelöst und diesen auf den Tisch gelegt hatte. Sehr verstimmt nahm der Fürst die Karte wieder zusammen und beurlaubte sich. Noch hatte er die Thür nicht erreicht, als Friedrich ihn mit sehr freundlicher Stimme wieder zurückrief. In der Meinung, der Monarch habe sich anders besonnen, kehrte er zurück. „Nehmen Sie," sagte Friedrich, indem er ihm den zurückgebliebenen Bindfaden reichte: „ich liebe es nicht, mir das Eigenthum eines Andern zuzueignen." — Ein kurzes Kopfnicken belehrte den Fürsten, daß die Sache nun abgemacht sei.

Keith, Georg, Erb-Marschall von Schottland, bekannter unter dem Namen Lord Maréchal, um 1693 geb., wurde früh von der Königin Anna zum Garde-Kapitain befördert und diente unter Marlborough. Sein Uebertritt zu dem Prätendenten (1715) gab seiner Karriere eine andere Richtung. Er diente als spanischer General-Major im Kriege gegen den Kaiser, lebte darauf im Königreiche Valencia, unterstützte den im Jahre 1744 von Frankreich aus projektirten Zug des Prätendenten nach Schottland und suchte

Digitized by Google

dann Sicherheit in Rußland. Sie wurde ihm nicht, und er sah sich genöthigt, nach Venedig zu gehen (1746). Inzwischen hatte sich sein jüngerer Bruder, Jakob Keith, in Berlin angesiedelt; er folgte der Einladung desselben, kam nach Sans-Souci und erfreute sich bald der Achtung und Liebe Friedrichs. Dieser schickte ihn 1751 als Gesandten nach Paris und machte ihn vier Jahre später zum Gouverneur von Neufchatel; eine Stellung, die ihm ganz zuzusagen schien, die ihm jedoch durch die von Rousseau angeschürten Zänkereien der dortigen Geistlichen so verleidet wurde, daß er sich von diesem Posten zurückzog. Er gedachte den Rest seines Lebens in Schottland zuzubringen, und wider seinen Willen willigte Friedrich darein, indem er sagte: „Wenn es Ihnen in der Heimath nicht gefallen sollte, so erinnern Sie sich, daß Sie hier einen Freund haben, der Sie immer vermissen wird und dessen Kummer Sie jeden Augenblick enden können, sobald Sie es nur wollen." Später schrieb er ihm: „Hätt' ich eine Seemacht, so würd' ich Sie aufheben und aus Schottland wegführen lassen. So aber kann ich Ihnen, lieber Marshall, nur die Freundes-Arme entgegenstrecken; kehren Sie wieder in den Schoß der Freundschaft zurück, um hier zu leben." — Der Wunsch des Königs wurde erfüllt. Marshall fand in Schottland die alten Freunde nicht mehr, und das Klima wollte ihm nicht behagen; er kehrte daher nach Potsdam zurück. Hier ließ ihm Friedrich ein wohnliches Haus bauen, aus dessen Garten er nach Sans-Souci gelangen konnte. Es stand ihm frei, täglich bei dem Könige zu speisen, oder auch nach Gefallen wegzubleiben. Ließ er dem Könige melden, daß er bei ihm speisen wolle, so setzte sich dieser nicht eher zu Tische, als bis der Lord erschien. Bei Tafel legte ihm der König selbst vor, gab ihm, was er gern genießen mochte, und ließ ihn in einem abgesonderten Zimmer seine Mittagsruhe halten. Als der Lord, seines hohen Alters wegen, nicht mehr ausgehen konnte, besuchte der König ihn oft, um sich mit ihm zu unterhalten. Marshall hieß daher „Des Königs Freund."

Keith, Jakob v., 1696 in Schottland geb., trat im 18. Jahre zur Partei des Prätendenten über, wohnte der Schlacht von Scherifmuir bei, wurde verwundet und flüchtete, da die Armee sich gänzlich auflöste, nach Frankreich, wo er sich mit Mathematik beschäftigte. Er machte Reisen nach der Schweiz, Italien, Portugal, ward in Paris Peter dem Großen vorgestellt, lehnte jedoch dessen

Digitized by Google

Dienſte aus Verehrung für Karl XII. ab. Er ging nach Madrid und wurde Oberſt in einem irländiſchen Regimente. Dann begleitete er den Herzog v. Leyria auf ſeiner Geſandtſchaft nach Petersburg, wurde 1728 ruſſiſcher Brigade-General, ſpäter General-Lieutenant, zeichnete ſich in den Kriegen gegen die Türken und Schweden aus, ging nach dem Frieden von Abo als Geſandter nach Stockholm und erhielt bei der Rückkehr die Feldmarſchalls-Würde. Kabalen verleideten ihm hier ſein Daſein; er bot ſeine Dienſte dem Könige von Preußen an, der ſie gern annahm und ihn 1747 zum Feldmarſchall und 1749 zum Gouverneur von Berlin machte. Er war Geſellſchafter des Königs und fand bei Hochkirch den Heldentod; Friedrich ehrte ſein Andenken durch eine auf dem Wilhelms-Platze in Berlin aufgeſtellte Bildſäule. „Keith," ſagt er, „war ein ſanfter Mann im Umgange, er hatte Tugenden und Sitten, war in ſeinem Berufe tüchtig und verband mit der größten Feinheit eine heldenmüthige Tapferkeit am Tage des Gefechts."

Keith, Peter K. Chriſtoph, 1711 zu Poberow in Hinter-Pommern geb., wurde Page bei Friedrich Wilhelm I. und Jugendfreund des Kron-Prinzen. Als Lieutenant zum Regimente v. Doſſow nach Weſel verſetzt, wurde er in die Geſchichte der Flucht des Kron-Prinzen verwickelt, rettete ſich nach Holland, würde aber auch hier ergriffen worden ſein, wenn ihm nicht der engliſche Geſandte, Lord Cheſterfield davon geholfen hätte. v. Doſſow ließ ihn im Bilde aufhenken, während Keith in Portugal Kavallerie-Major wurde. — 1740 nach Berlin zurückgekehrt, machte ihn der König zum Oberſt-Lieutenant, Stallmeiſter und Kurator der Akademie der Wiſſenſchaften mit 1200 Thaler Gehalt; er hatte größere Erwartungen gehegt. Er vermählte ſich mit Adriane, Tochter des ehemaligen Miniſters v. Knyphauſen, und ſtarb 1756.

Keyſerling, Dietrich, Freih. v. Einige nähere Lebens-Umſtände dieſes intereſſanten Jugendfreundes Friedrichs ſind bereits Th. I. S. 35 mitgetheilt. Er ſtarb im Jahre 1745. Seine Gemahlin war eine Gräfin v. Schlieffen; ſie gebar ihm 1744 eine Tochter Adelaide, für deren Zukunft zu ſorgen, Friedrich ſich angelegen ſein ließ. — „Sie wiſſen," ſchrieb er an die Gräfin Camas, „daß ich einen Freund verloren habe, den ich wie mich ſelbſt liebte und deſſen Andenken ich noch verehre. Ich bitte Sie, bei der Achtung, die ich für Sie habe, in Gemeinſchaft mit Knobelsdorf, der

Digitized by Google

armen Adelaide als Vormund zu dienen und sowohl für ihre Gesundheit und Gedeihen Sorge zu tragen, als auch dereinst für ihre Erziehung. Da ich von Herzen wünsche, daß das Mädchen ihres Vaters würdig werde, so bitte ich Sie bei der Freundschaft, die Sie mir immer bewiesen haben, diesen Nachlaß meines theuren Keyserling unter Ihren Schutz zu nehmen, und das Kind jetzt und in seinem reiferen Alter mit Ihrem Rathe und Ihrer Sorge zu unterstützen." Adelaide wurde Hoffräulein bei der regierenden Königin, vermählte sich 1760 im Beisein des Hofes zu Magdeburg mit einem Grafen v. Alvensleben und 1771, nach Trennung dieser Ehe, mit dem Badenschen Ober-Kammerherrn Freih. v. Edelsheim. Im Jahre 1818 starb sie.

Kleist, Heinrich Aler. v., General-Major, wurde im Jahre 1734 zum rathenden Begleiter des Kron-Prinzen in dem Feldzuge am Ober-Rhein ernannt. Sein Regiment zeichnete sich später bei Mollwitz durch ausgezeichnete Tapferkeit aus. Er selbst starb im Jahre 1747 als General-Feldmarschall.

Kleist, Ewald Chr. v., 1715 zu Zeblin in Hinter-Pommern geboren, besuchte das Gymnasium in Danzig und die Universität Königsberg, wo er die Rechte studirte. Er vertauschte jedoch die Feder mit dem Degen, ging 1736 als Officier in Dänische und 1740 in Preußische Dienste, wo er, nach mancher rühmlichen Auszeichnung bis zum Major gestiegen, in der Schlacht bei Kunersdorf sein Ende fand. Er wurde hier tödtlich verwundet, von Marodeurs nackt ausgezogen, blieb eine Nacht auf dem Schlachtfelde liegen, erhielt endlich von mitleidigen russischen Husaren einen Mantel, Hut und etwas Geld zugeworfen und starb in Frankfurt a. O. den 14. August 1759. Seine lyrischen Gedichte, namentlich sein „Frühling" haben ihm eine Stelle unter den besten deutschen Dichtern verschafft.

Kleist, Fr. Wilh. v., 1758 Oberst und Chef des Regiments grüner Husaren, einer der tüchtigsten Officiere des Königs, errichtete 1760 fünf Schwadronen Frei-Dragoner und ein Kroaten-Bataillon und wurde damit einer der gefürchtetsten Parteigänger seiner Zeit. Besonders furchtbar machte er sich bei dem Heereszuge nach Franken. Der Redakteur der Erlanger Zeitung hatte, auf den Schutz der in dortiger Gegend stehenden Reichsarmee bauend, sich in seiner Zeitung bittere Aeußerungen über den König von Preußen erlaubt. Kleist schickte ein Kommando seiner Husaren nach Erlangen, ließ dem Zei-

Digitized by Google

tungsschreiber auf öffentlichem Markte 50 Stockprügel geben und ihn über deren richtigen Empfang eine Quittung ausstellen. — Dieser General starb 1767 in Herrnstadt an den Pocken, die er durch den Schauder bei dem Anblick einer Pocken-Leiche bekam.

Kletschke, war seit 1779 Feld-Probst der Armee an Balke's Stelle. Der bestehenden Einrichtung nach stand dem Regiments-Chef die Besetzung der Feldprediger-Stellen zu, insofern sie dazu einen wahlfähigen Kandidaten wählten. Kletschke bat den König, daß ihm die Besetzung dieser Stellen überlassen werden möchte, weil ihm dies besser und schicklicher scheine. Friedrich schrieb unter die Eingabe: „Sein Reich ist nicht von dieser Welt."

Klock, ein in Amsterdam geborner Schiffs-Kapitain, hatte in Emden das Bürgerrecht erworben und auf einer Fahrt nach den kanarischen Inseln an der Küste von Marokko sein Schiff durch einen Sturm verloren. Hier erfuhr er, wie Friedrichs Name unter den wildesten Barbaren geachtet sei. Man brachte ihn mit seiner Mannschaft als Sklaven nach Mogador. Der Kaiser Muley Ismael erfuhr, daß die Gefangenen die Flagge des großen Königs von Preußen führten; er ließ sie nach Marokko kommen, befragte sie über Friedrich und sprach: „Von Eurem Monarchen sind so wunderbare Dinge zu meinen Ohren gekommen, daß es mich mit Liebe und Bewunderung zu ihm erfüllt hat. Die Welt hat keinen größern Mann aufzuweisen als ihn; ich habe ihn als Freund und Bruder in mein Herz geschlossen. Ich will darum auch nicht, daß Ihr, die Ihr ihm angehört, in meinen Staaten als Gefangene angesehen werdet; vielmehr habe ich beschlossen, Euch frank und frei in Euer Vaterland zu senden, auch meinen Kreuzern befohlen, die Flagge der Preußischen Schiffe überall nach Möglichkeit zu beschützen." Klock wurde mit seiner Mannschaft bewirthet, neu gekleidet und unentgeltlich nach Lissabon geschafft. Friedrich vernahm diese Kunde mit Vergnügen und ließ sie durch die Berliner Zeitungen bekannt machen.

Knobelsdorf, Joh. George Wenzel v., 1697 in Cossar bei Crossen geb., hatte 15 Jahre in der Preußischen Armee gedient und den Feldzug in Pommern mitgemacht, als im Jahre 1730 in Küstrin der Kron-Prinz ihn kennen lernte und liebgewann. Er verkürzte die Abendstunden des Prinzen auf lehrreiche Weise, nahm bald darauf als Hauptmann den Abschied, um sich ganz der Malerei und Baukunst zu widmen und machte eine Reise nach Italien.

Digitized by Google

Wie er in Rheinsberg, Berlin und Potsdam gewirkt, ist bereits Th. I. S. 36 erwähnt.

Knobelsdorf, Alex. Fr., Freih. v., war 1737 Page beim Kron-Prinzen, nahm 1741 Preußische Kriegsdienste und wurde 1785 zum General-Lieutenant, 1798 zum Feldmarschall ernannt. Im folgenden Jahre starb er in Stendal.

Köhler, Georg Ludwig Aegydius v., Rittmeister im Zietenschen Husaren-Regimente, zeichnete sich im Feldzuge von 1762 so aus, daß Friedrich ihn 1769 zum Major ernannte und ihm bald darauf die Amtshauptmannschaft Schaaken mit dem eigenhändigen Zusatz ertheilte: „Dies ist für die Kampagne von 1762."

Krasicki, Ignatz, Graf v. Sietzen, 1735 in Dubiecko geb., widmete sich der schönen Literatur und den wissenschaftlichen Studien und fand darin seinen Trost, als er 1772 bei der Theilung Polens seine Stelle im Senat der Republik aufgeben mußte. Zum Ersatz ward er Bischof von Ermlande. Seine Verse, sein Witz und seine muntere Laune machten ihn zu einem gern gesehenen Freunde Friedrichs. Er weihte die katholische Kirche in Berlin ein und starb 1801.

Krause, Johann Viktor, ein Gelegenheits-Dichter aus Friedrichs Zeit, verdient wegen der russischen Censur, die er erhielt, hier der Erwähnung. Er war 1760 Redakteur der Haude und Spenerschen Zeitung, hatte mehrere Artikel gegen die Russen aufgenommen und wurde, bei dem Einfalle derselben in die Hauptstadt, mit dem Redakteur der Voßischen Zeitung, Kretschmer, am 12. Oktober früh 8 Uhr auf den Neumarkt geführt, wo 100 russische Soldaten, wie zur Exekution des Gassenlaufens, mit Ruthen bereit standen. Der 68jährige Krause wurde entkleidet; als er aber auf die Kniee fiel, die Perücke abnahm und sein graues Haupt zeigte, ließ man ihn laufen. Kretschmer erhielt einige leichte Hiebe.

Krockow, Anton v., zu Polzin in Pommern 1713 geb., trat in französische Kriegsdienste, aus denen Friedrich ihn zurückberief und ihn zum Obersten und Flügel-Adjutanten machte; 1757 wurde er General-Major, 1761 General-Lieutenant. Sein feines und geistreiches Wesen befreundeten ihn mit dem Könige, der seinen Umgang gern hatte und ihn oft zu sich einlud. Er hatte insofern einen wesentlichen Einfluß auf die Verwaltung des Landes, als er den König, durch seine Anpreisung der französischen Staats-Einrich-

Digitized by Google

tungen, bewog, mit Helvetius in Briefwechsel zu treten und später die Regie einzuführen. Krockow starb 1778 in Landshut.

Krusemark, v., General-Lieutenant und, in den schwierigsten Zeiten des 7jährigen Krieges, General-Adjutant des Königs, gehörte zu den befreundeten Umgebungen des Letztern und starb am 15. Mai 1775. Friedrich besuchte ihn auf seinem Sterbebette und bezeigte großen Antheil an seinen Leiden.

Lachmann, Kaufmanns-Aeltester in Greiffenberg, hatte das Glück, gleichsam den Schwanengesang des Königs als Landesvater zu hören. Als am 18. August 1785 der König auf seiner Reise durch Schlesien Hirschberg passirte, stieg er, wegen großer Schwäche, nicht erst aus dem Wagen, sondern empfing die Deputationen im Wagen sitzend. „Der königliche Greis," so erzählt der Berichterstatter, „sah, augenscheinlich von der Reise sehr angegriffen, in der schwachen Hand den Hut haltend, im großen noch Feuer strahlenden Auge den freundlichen Vaterblick, auf die unzählige Menge, die seinen Wagen umgab; er sprach mit Allen, die sich in seiner Nähe befanden, oder ihn anzusprechen wünschten, und Alle, die das Glück traf, ihn zu sprechen, waren über die väterliche Milde des großen Königs außerordentlich gerührt. Als er sich eine Zeit lang über verschiedene Gegenstände mit mehreren Kaufleuten aus dem Gebirge unterhalten hatte, fragte er zuletzt: ob ihn etwa noch Jemand zu sprechen wünsche? Da trat Lachmann vor und sagte: die abgebrannten Bürger zu Greiffenberg statteten nochmals durch ihn den unterthänigsten Dank für das königliche Gnadengeschenk zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Häuser ab; zwar sei ihr Dank von keinem Gewicht, sie bäten aber täglich zu Gott, diese königliche Huld zu belohnen. Friedrich war sichtlich gerührt und antwortete: „Sie haben nicht Ursache sich deswegen bei mir zu bedanken, es ist meine Schuldigkeit, daß ich meinen verunglückten Unterthanen wieder aufhelfe; dafür bin ich da."

La Métrie, Julien Affroy de, Sohn eines Kaufmanns, in St. Malo 1709 geb., war zum geistlichen Stande bestimmt, liebte aber schöne Wissenschaften und Dichtkunst, studirte Philosophie und später unter Boerhave Arzneiwissenschaft, wurde Feldarzt und begleitete den Herzog von Grammont in der Schlacht bei Dettingen, der Belagerung von Freiburg und der Schlacht bei Fontenoy. Seine Naturgeschichte der Seele zog ihm Verfolgungen und Absetzung zu,

Digitized by Google

und das Werk wurde vom Henker verbrannt; da eröffnete Friedrich ihm (1748) eine Freistätte in Berlin und er starb hier als Vorleser des Königs und Mitglied der Akademie 1751. Man schätzte ihn um seines unverwüstlichen Frohsinns willen, er verstand aber auch freimüthig zu sein.

Langhans, K. Gotthard, 1733 zu Landshut in Schlesien geb., wurde Oberbau-Direktor in Berlin, leitete den Bau des damaligen Schauspielhauses, sowie des Brandenburger Thors, baute auch das Armenhaus in Kreuzburg. Er starb 1808.

Lascy, Jos. Franz Moritz, 1724 zu Petersburg geb., stand als General der Infanterie in östreichschen Kriegsdiensten, war Freund und Rathgeber des Feldmarschalls Daun und theilte 1760 die Ueberrumpelung von Berlin. Seine Truppen verübten hier, sowie in Charlottenburg und Schönhausen den frevelhaftesten Uebermuth, so daß selbst die Bundesgenossen der Feinde, die Russen, auf Mittel denken mußten, dem Unfuge zu steuern. Lascy starb 1801 in Wien.

Laudon (auch Loudon), Gideon Ernst, Freih. v., 1716 in Liefland geb., stammte aus einer ursprünglich schottischen Familie, trat 1731 als Kadet in russische Dienste, machte die Belagerung von Danzig mit, ging mit einem Hülfskorps an den Rhein und dann in den Feldzug gegen die Türken, wo er Lieutenant wurde. 1739 als Hauptmann verabschiedet, bemühte er sich vergebens um seine Aufnahme im Preußischen Heere und fand dann in Wien eine Stelle bei den Trenkschen Panduren; gleich sein erster Streifzug gelang und machte ihm einen Namen. Er focht in Baiern und am Rhein, wurde bei Elsaß-Zabern verwundet und gefangen, focht bei Hohenfriedberg und Sorr, mußte, von Trenk angefeindet, den Dienst verlassen, worauf er seinen Chef denuncirte und auf die Festung brachte. Lange lebte Laudon unbekannt und dürftig, bis er eine Major-Stelle unter dem Likkaner-Regimente (in Kroatien) erhielt, heirathete und die katholische Religion annahm. Aber auch hier fand er Widerwärtigkeiten, denen er durch eine Anstellung als Oberst-Lieutenant bei den leichten, der Reichsarmee zur Hülfe bestimmten Truppen entging. Aus dieser Stelle abermals versetzt, zeichnete er sich bei mehrern Gelegenheiten aus und wurde nach den Affairen von Kollin und Prag zum General-Major ernannt. Sein Patent gerieth in die Hände Friedrichs II., der es ihm mit einem schmeichelhaften Glückwünschungs-Schreiben zuschickte. 1758 half er Olmütz

Digitized by Google

entsetzen und erhielt dafür den Theresien-Orden, drei Monate später das Großkreuz des Ordens und das Patent als Feldmarschall-Lieutenant. In den nun folgenden Feldzügen, so wie ferner in den Kriegen gegen die Türken erwarb er sich einen europäischen Ruf und wurde 1778 Feldmarschall, hatte aber auch noch in dieser Zeit mit Neid und Mißgunst zu kämpfen, indem Joseph II. ihn nicht liebte. Er starb 1790 in seinem Hauptquartier zu Neutitzschein. — 1769 war er im Gefolge Josephs, als dieser nach Neisse kam. Friedrich lud ihn ein, bei der Tafel neben ihm Platz zu nehmen, indem er sagte: „Ich sehe Sie lieber an meiner Seite, als mir gegenüber." Ein Jahr später, als Friedrich den Kaiser in Mährisch-Neustadt besuchte, vermißte er den General bei Tafel. „Das ist," sagte er, „doch ganz wider seine Gewohnheit; sonst kam er oft vor mir." An einem andern Tage vermißte er ihn bei der Kour; man sagte ihm, daß er hinter der nur halb offenen Thür stehe. „Ja freilich," bemerkte Friedrich: „bei all' seinem Verdienste bleibt er immer hinter der Thür." Er nannte ihn Feldmarschall, während Laudon damals nur noch Feldzeugmeister war, und gab dadurch zu verstehen, daß er der ersteren Stelle längst würdig sei.

Le Cat, geb. in Morsee am Genfer See, wurde mit Friedrich bekannt, als dieser 1754 von Kleve aus, in Gesellschaft des Oberst-Lieutenant v. Balbi und nur von einem Pagen begleitet, incognito nach Amsterdam ging und die dortigen Merkwürdigkeiten besah. Von hier reiste der König auf der gewöhnlichen Barke nach Utrecht, indem er sich und Balbi als reisende Musikanten bezeichnete. In dieser Barke fanden sie le Cat, damals Lehrer in einer Pensions-Anstalt. Drei Monate später lud Friedrich, als König, nicht als Musikant, le Cat in seine Dienste ein, doch verhinderte den Letztern eine Krankheit, diesem Rufe zu folgen. Nach der Schlacht bei Leuthen erhielt er eine neue Einladung, an de Prades Stelle als Vorleser einzutreten. Er traf 1758 in Breslau beim Könige ein und ist seitdem mehr als 20 Jahre um ihn gewesen.

Lefèbvre, Simon Deodatus, ein Franzose, mit Gribauval auf einer und derselben Ingenieur-Schule erzogen, trat erst in französische, dann in Preußische Kriegsdienste, ward hier Ingenieur-Major und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, versuchte 1753 bei Potsdam zum ersten Male die vom Professor Belidor in Paris erfundene Druckkugel (globe de compression), wandte sie 1762 bei

Digitized by Google

der Belagerung von Schweidnitz praktisch an und stritt hier gegen seinen Freund Gribauval, der in Bezug auf die Theorie der Minen mit ihm anderer Meinung gewesen war und nun in Schweidnitz kommandirte. Bei dem Bau einer Kasematte in Neisse, welche einstürzte, fiel er in Ungnade und nahm sich das Leben (1771).

Lehwald, Hans v., 1685 in Preußen geb., nahm 1700 Militairdienste und hatte es 1740 zum General-Major und Regiments-Chef gebracht. Jetzt zeichnete er sich in den schlesischen Kriegen aus, wurde 1742 General-Lieutenant, kommandirte 1744 in Glatz und 1745 bei Kesselsdorf. 1751 ernannte ihn der König zum General-Feldmarschall und gab ihm das Kommando in Königsberg. 1757 befehligte er, schon 72 Jahre alt, die Armee, welche Preußen gegen die Russen vertheidigen sollte, griff am 30. August das weit überlegene Heer des Generals Aprarin im Lager bei Groß-Jägersdorf an und errang anfangs Vortheile, mußte sich jedoch zurückziehen, welchem Beispiele der Feind folgte. Bald darauf wurde Lehwald nach Pommern geschickt, um diese Provinz gegen die Schweden zu vertheidigen; er drängte hier die Feinde zurück und bezog die Winter-Quartiere in Schwedisch-Pommern und Mecklenburg. Wegen Kränklichkeit ließ er sich ablösen, wurde 1759 Gouverneur in Berlin, hielt diese Stadt einige Zeit gegen die Russen und Oestreicher, zog sich aber dann, bis zum Abzuge des Feindes, nach Spandau zurück. Nach dem Frieden ging er wieder in sein Gouvernement Preußen und starb hier 1768.

Lentulus, Rupert Scipio, 1714 in Wien geb., trat in östreichsche Dienste, wurde Neippergs Adjutant, begleitete denselben 1741 zur Klein-Schnellendorfer Verhandlung und war Hauptmann, als die Preußen Prag einnahmen. Hier zerbrach er, aus edlem Unwillen, sich mit seiner Kompagnie gefangen zu sehen, den Degen. Friedrich, dem diese Handlung gefiel, zog ihn oft zur Tafel und bot ihm seine Dienste an, welche Lentulus aber erst nach dem Frieden von 1746 annahm. Er wurde Major, Flügel-Adjutant und Freiherr; 1748 verheirathete ihn Friedrich mit Mariane, Gräfin von Schwerin, Tochter des Staats-Ministers und Ober-Stallmeisters und Hofdame der regierenden Königin, und stattete ihn aus. Der König und die Königin wohnten den Festlichkeiten bei, ja der Erstere besang das Ereigniß in einem Gedicht, welches, nebst einem Schweizerkäse von außerordentlicher Größe, durch 13 schön gekleidete

Digitized by Google

Schweizer überreicht wurde. 1755 war Lentulus Oberst, überbrachte die Nachricht vom Siege bei Lowositz nach London, verfolgte nach der Schlacht bei Roßbach die Franzosen bis Erfurt, ward 1757 General-Major, Kommandeur des Leib-Regiments und stand während des ganzen 7jährigen Krieges bei Friedrich in großer Gunst. Nach der Schlacht bei Leuthen erhielt er ein Geschenk von 1000 Thaler, und nach der Schlacht bei Zorndorf dankte ihm der König dadurch, daß er seine Gesundheit ausbrachte. 1767 ernannte ihn derselbe zum General-Lieutenant, 1768 zum Gouverneur von Neufchatel, gab ihm auch den schwarzen Adler-Orden. Nachdem er noch den baierschen Erbfolge-Krieg mitgemacht, nahm er 1779 seinen Abschied und starb 1786 in Bern. Er war in seiner Blütezeit ein schöner Mann, liebenswürdig, geistreich, fein und mehrerer Sprachen mächtig; dabei ein tüchtiger Officier.

Leopold I., Fürst von Anhalt, wurde am 3. Juli 1676 geboren. Seine Mutter war eine Schwester der Gemahlin des großen Kurfürsten. Schon in seinem zwölften Jahre erhielt er vom Kaiser Leopold ein Regiment und trat im sechszehnten Jahre in Preußische Dienste. Er machte 1696 seinen ersten Feldzug am Rhein, focht rühmlich im spanischen Erbfolge-Kriege, führte in der Schlacht bei Hochstädt die Preußischen Truppen und zeichnete sich dann in Italien aus. 1712 ward er Preußischer Feldmarschall und bald darauf Liebling und Rathgeber des neuen Königs (Friedrich Wilhelms I.), mit dem er in vielen Stücken gleiche Ansichten hegte. Leopold wurde in das Geheimeraths-Kollegium eingeführt, erwarb sich aber noch größere Verdienste um die Disciplin und Ausbildung des Heeres (Th. I. S. 10). Im Kriege gegen Schweden (S. 15) machte Leopold den Hauptanführer. Er opferte sein eigenes Interesse für das des Preußischen Heeres, doch giebt man ihm Schuld, daß dies anfangs in eigennütziger Absicht geschehen sei, indem er angeblich bezweckt haben soll, nach dem um das Jahr 1720 nicht unwahrscheinlichen Aussterben der männlichen Linie in Preußen, seinen Neffen, den hartherzigen Markgrafen Friedrich, auf den Thron zu bringen. Die Markgräfin von Baireuth beschuldigt ihn sogar, zu diesem Zwecke Anschläge gegen das Leben des Königs und des Kronprinzen gemacht zu haben; eine Beschuldigung, die Preuß (I. 36) wohl mit Recht für ungegründet erklärt. Dem Interesse Oestreichs, dessen Herrschern er seinen ersten Kriegsruhm verdankte, und das ihn 1728 zum zweiten,

Digitized by Google

1745 zum ersten Reichs-General-Feldmarschall erhob, eifrig ergeben, ließ er sich zum Werkzeuge Seckendorfs in dessen Umtrieben am Preußischen Hofe gebrauchen und trat in die Partei gegen die Königin, die ihn wegen seiner Einmischung in ihre Familien-Angelegenheiten haßte. Nachdem er früher beabsichtigt, die älteste Preußische Prinzessin an den schon gedachten Markgrafen Friedrich zu bringen, half er die Verbindung derselben mit dem Markgrafen von Baireuth und die Ehe des Kron-Prinzen mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig ins Werk setzen. Eingenommen gegen den Kron-Prinzen, interessirte er sich doch 1730 für die Aussöhnung desselben mit seinem Vater, bewarb sich aber erst bei Friedrichs Thronbesteigung um dessen persönliche Gunst. Diese wurde ihm zwar nicht zu Theil, doch wußte Friedrich die Kriegs-Erfahrenheit des alten Feldherrn zu schätzen und benutzte ihn, indem er für jede gute Lehre, die er von ihm erhielt, sich dankbar bewies, übrigens aber ihn sich nicht zu Kopfe wachsen ließ. Der schlesische Krieg lag natürlich gar nicht im Plane Leopolds, und es verdroß ihn sehr, daß er darum nicht gefragt wurde. Friedrich gab ihm für diesmal den Auftrag, die Erbstaaten gegen einen Einfall von Honnover aus zu decken, und ertheilte ihm nach der Eroberung Schlesiens das Kommando in dieser Provinz. Beim Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges äußerte Leopold seine Unzufriedenheit laut darüber, daß der König sich an die Spitze der Armee stellen wolle. Friedrich schrieb ihm: „Wenn Ew. Liebden einmal selbst eine Armee halten, dann können Sie das Ober-Kommando geben, wem Sie wollen. Ueber meine Armee übernehme ich das Kommando, und Sie, mein Fürst, gehen, Ihrer Instruktion gemäß, nach Halle, und übernehmen den Befehl über den Theil meiner Armee, welcher Sachsen bewacht." — Später führte Leopold sein Armee-Korps nach Schlesien, nöthigte das an der dortigen Grenze befindliche östreichsche Heer zum schleunigen Rückzuge (1745) und gewann am 15. December 1745, gleichsam zum 50jährigen Jubiläum seiner kriegerischen Laufbahn, die ruhmvolle Schlacht bei Kesselsdorf. Er betete vor dieser Schlacht: „Lieber Gott! sieh mir heute gnädig bei, oder willst du nicht, so hilf wenigstens den Schurken, den Feinden, nicht, sondern sieh zu, wie es kommt." Nach wiederhergestelltem Frieden begleitete er den König nach Berlin und ging dann nach Dessau, wo er überhaupt, wenn er nicht im Felde war, sich aufzuhalten pflegte, allerlei nützliche Bauten unter-

Digitized by Google

nahm, die Landes-Oekonomie beförderte, jedoch sich dabei die willkührlichsten und drückendsten Maßregeln zu Schulden kommen ließ. Er starb hier am 6. April 1747 als Preußischer und zugleich als Reichs-Feldmarschall, sowie als Gouverneur von Magdeburg. Varnhagen von Ense in den biographischen Denkmalen hat sein Leben beschrieben. Leopold besaß eine despotische und zugleich intrigante Gesinnung und war daher hauptsächlich nur als General schätzenswerth. Die Soldaten nannten ihn den alten Dessauer, auch wohl den alten Fuhrmann, oder auch, nach seinem Lieblings-Fluche, den alten Schwerenöther; auch den alten Schnurrbart. Sie folgten ihm gern und hielten ihn für kugelfest, weil er in 22 Schlachten und 27 Belagerungen nur einmal durch einen Streifschuß verwundet worden war. Er hatte sich mit Anna Föhse, der Tochter eines Apothekers aus Dessau vermählt; 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben, wurden ihre Kinder als legitim anerkannt. Friedrich Wilhelm III. errichtete ihm im Lustgarten zu Berlin 1800 ein Standbild aus karrarischem Marmor (von Schadow), welches sich seit 1828 auf dem Wilhelmsplatze befindet.

Leopold II. Maximilian, Fürst von Anhalt Dessau, Sohn des Vorigen und der Föhse, 25. Sept. 1700 geb., erhielt schon 1706 eine Kompagnie im Regimente des Kron-Prinzen von Preußen, begleitete im Alter von noch nicht 9 Jahren seinen Vater ins Feld, wurde 1715 Oberst, führte 1733 die Exekutions-Armee gegen Mühlhausen, nahm im Feldzuge am Rhein den Parteigänger la Croix gefangen, vermählte sich 1737 mit Giesela Agnes, Prinzessin von Anhalt-Köthen, nahm im ersten schlesischen Kriege Glogau durch Ueberraschung, und Breslau unter dem Vorwande eines Durchmarsches durch List, kommandirte bei Chotusitz unter dem Könige, der ihn auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall ernannte, trat nach seines Vaters Tode (1747) die Regierung an und starb schon 1751.

L'Estocq, Anton Wilh. v., 1738 geb., ein Bruders-Sohn des in der russischen Geschichte bekannten Grafen gleichen Namens, trat 1758 vor Olmütz in Preußische Dienste bei dem Regimente Gensd'armes, wurde später Kornet bei den Zietenschen Husaren, erhielt 1761 den Verdienst-Orden, wurde 1762 Zietens Adjutant und befehligte noch 1807 als General-Lieutenant rühmlich bei Eilau. Er starb 1815.

Lestwitz, Joh. Georg v., Major, war 1730 Mitglied des

Digitized by Google

Kriegsgerichts über den Kron-Prinzen in Köpenick und wurde nichtsdestoweniger von Friedrich schon im Jahre 1746 zum General-Major und Chef eines Infanterie-Regiments, später zum General-Lieutenant ernannt. Jenes Regiment zeichnete sich bei Kunersdorf so aus, daß der König jedem Soldaten acht Groschen schenkte und dem Regiment auch noch in seinem letzten Willen ein Vermächtniß aussetzte. Lestwitz starb 1767.

Lestwitz, v., Major in Friedrichs Heer, trug 1760 zur Entscheidung des Sieges bei Torgau so wesentlich bei, daß der König ausrief: Lestwitz hat den Staat gerettet! Er wurde sogleich Oberst-Lieutenant und Regiments-Kommandeur, bald darauf Oberst, 1766 Chef des Bataillons Grenadier-Garde und Kommandant von Potsdam. Hier ließ er einst die Garnison zum Manövriren aus der Stadt ziehen; der König wartete auf sie vor dem Thore. Während er sich dort befand, vernahm er den Schall der Glocken und hörte, daß Charfreitag sei. „Was!" rief er erschrocken aus und ritt mit finsterer Miene Lestwitz entgegen: „wie kann man so unverständig sein, an einem solchen Tage die Leute zum Exerciren ausmarschiren zu lassen? Laß Er sie gleich wieder linksum machen und in ihre Quartiere gehen. Er hätte dies überlegen sollen; ich habe mehr zu bedenken." — Im Jahre 1767 avancirte Lestwitz zum General-Major. Der König schenkte ihm das Amt Friedland im Oberbarnimschen Kreise, indem er ihm schrieb: „Ich habe die wichtigen Dienste nicht vergessen, die Er mir in dem letzten Kriege geleistet hat; und ich habe lange auf eine Gelegenheit gewartet, sie zu belohnen. Bis jetzt hat es sich noch nicht thun lassen. Nehme Er Besitz von den Gütern, davon ich die Schenkungs-Urkunde hier beifüge."

Leti, Fräulein v., Hofdame bei Friedrich Wilhelms I. Gemahlin, war die Tochter des Geschichtsschreibers Leti, eines Italieners, und mit der Erziehung der Prinzessin Wilhelmine beauftragt. Man schildert sie als eine hartherzige Person und als Zuträgerin der Seckendorffschen Partei. Sie wurde 1721, um der unangemessenen Behandlung willen, die sie sich gegen die Prinzessin erlaubt, vom Hofe entfernt.

Lettow, v., ein bei Friedrich sehr beliebter General, hatte zwar keine wissenschaftliche Bildung, dagegen ein desto treueres Gedächtniß für alle Ereignisse des 7jährigen Krieges. Er speisete oft beim Könige und wurde dann als Schiedsrichter aufgerufen, wenn es auf

Digitized by Google

Oertlichkeiten und Einzelheiten ankam. Einst hatte er an der Tafel des Königs ebenfalls ein paar solche Zweifel gehoben, als die Unterredung eine andere Wendung nahm und man von deutscher und französischer Literatur sprach. Einige wollten behaupten, daß der Deutsche sich in Hinsicht des Witzes nicht mit den Franzosen messen könne. Scherzend wandte sich der König an Lettow mit den Worten: „Er hat hier schon einigemal den Ausschlag über getheilte Meinungen gegeben; entscheid' Er auch hier. Was hält Er davon?" — „Ew. Majestät," versetzte der General, ohne sich zu besinnen: „ich will mir zwar hierin kein entscheidendes Wort erlauben, dazu bin ich nicht gelehrt genug; aber ich, für meine Person, halt' es mit dem deutschen Witz, mit Mollwitz, Bunzelwitz, Leswitz und Prittwitz."

Ligne, Karl Joseph, Fürst v. Aremberg L., 1735 in Brüssel geb., trat 1752 in das Regiment seines Vaters, der Feldmarschall war, avancirte 1756 zum Hauptmann, zeichnete sich 1757 bei Leuthen und Breslau aus, ward 1758, bei Hochkirch, wegen seiner Tapferkeit, zum Oberst ernannt und diente auch in dem übrigen Theile des 7jährigen Krieges mit Auszeichnung. Im Jahre 1762 ging er als östreichscher Gesandter nach Paris, begleitete, als General-Major, 1770 Joseph II. zur Zusammenkunft mit Friedrich II. und starb erst 1814 in Wien. Er hinterließ viele Schriften. Sein sprühender Witz und seine gute Art sich zu benehmen, machten auf Friedrich einen vortheilhaften Eindruck.

Linger, Chr. v., General-Major unter Friedrich Wilhelm I., war 1730 Mitglied des Kriegsgerichts in Köpenick und stimmte für die Begnadigung des Kron-Prinzen. Friedrich ernannte ihn 1740 zum Chef der Artillerie und 1743 zum General. Er starb 1755.

Lossow, v., General, Anführer der schwarzen Husaren oder Todtenköpfe, zeichnete sich in den schlesischen Kriegen mit seinen Leuten höchst vortheilhaft aus. Kurz vor dem baierschen Erbfolge-Kriege schrieb ihm der König: „Bei diesem neuen Jahre hab ich auch an meinen lieben Lossow und an seine vielen treuen Dienste gedacht und schicke ihm hier 6000 Thaler."

Lucchesini, Girolamo, Marquis v., 1752 in Lucca geb., trat, empfohlen von dem Abbé Fontana, 1780 als Kammerherr, Bibliothekar und Vorleser in Friedrichs Dienste und wurde von diesem wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse geschätzt. Er sah die

Digitized by Google

letzten Tage des großen Königs, diente dem Staate später als Diplomat und starb 1821 in Florenz.

Ludewig, Johann Peter v., 1670 im Würtembergschen geb., wurde 1695 Professor der Philosophie in Halle, wohnte 1697 den Friedens-Verhandlungen zu Ryswick bei, ward 1700 Professor der Geschichte in Halle, 1705 Professor der Rechte, 1718 Geheimer Rath, 1719 in den Adelstand erhoben und 1722 Kanzler der Universität. Er verfaßte 1740 auf Befehl des Königs das öffentlich bekannt gemachte Rechtsgutachten über die Ansprüche Preußens an einige schlesische Fürstenthümer, und starb 1743.

Luise (Friederike Luise), Friedrichs Schwester, 1714 geb., vermählte sich 1729 mit Karl Wilhelm Friedrich, Markgrafen von Anspach, und starb 1784 in Baireuth.

Manstein, Christoph Herm. v., 1711 in Petersburg geb., Sohn eines russischen Generals, diente im russischen Heere, nahm 1740 auf Münnichs Befehl den Herzog v. Biron gefangen, fiel nach Elisabeths Thronbesteigung in Ungnade, verlor sein Regiment und seine Güter, rechtfertigte sich jedoch und nahm Dienste auf der Flotte (1743). Abermals fälschlich der Verrätherei angeklagt, verlangte er seinen Abschied, trat, als er diesen nicht erhielt, in Preußische Dienste und wurde 1754 General-Major. 1757 trug er durch seine unüberlegte Hitze zum Verluste der Schlacht bei Kollin bei und wurde gefährlich verwundet. In Begleitung mehrerer andern Officiere und einer Bedeckung von 100 Mann wollte er nach Dresden gehen, als in der Nähe von Leitmeritz ein Korps Panduren und Kosacken ihn angriffen und nach tapferer Gegenwehr tödteten.

Manteuffel, Graf v., ehemaliger kursächsischer Premier-Minister, hatte sich 1730 von den Staatsgeschäften zurückgezogen und kam öfter auf längere Zeit nach Berlin und Rheinsberg, wo er den Umgang des Kron-Prinzen genoß. Bereits über 60 Jahre alt, hatte er körperlich und gemüthlich sich zu konserviren gewußt, nannte sich selbst den „Junker von Kummerfrei" und belebte seine Umgebungen durch unerschöpflichen Frohsinn.

Manson, Chevaliere de, war Kapitain in Alt-Breisach, als der Graf v. Gotter ihn auf seiner Reise nach Montpellier kennen lernte und an Voltaire's Stelle dem Könige zum literarischen Gesellschafter empfahl (1753). Er fand sich jedoch in dieser Lage nicht behaglich und zog sich daher wieder zurück.

Digitized by Google

Mara, Gertrud, 1750 in Basel geb., Tochter des dortigen Stadtmusikus Schmeling. Schon als Kind von 6 Jahren zeichnete sie sich auf der Violine aus und gab in Frankfurt a. M., Wien und London Konzerte. Hier lernte sie bei dem Kastraten Paradisi singen, setzte dieses Studium bei Hiller in Leipzig fort und machte als Sängerin Aufsehen. Friedrich hörte von ihr, fand es unglaublich, daß eine deutsche Kehle erträglich singen könne, und ließ sie nach Berlin kommen. Er legte ihr die Bravour-Arie mi paventi aus der Oper Britanico von Graun vor, und als sie diese ohne Anstoß vom Blatte weg sang, rief er Bravo! und ließ die Sängerin mit 3000 Thalern Gehalt engagiren. Sie heirathete hier den Violoncellisten Mara, ein liederliches Subjekt, der nicht nur diesen Gehalt durchbrachte, sondern später auch die Hunderttausende verschwendete, die sie in London verdiente.

Maria Theresia, Tochter Karls VI. war 1707 geboren. Schon vor ihrer Geburt hatte ihr Vater durch die pragmatische Sanktion bestimmt, daß ihm seine Töchter, in Ermangelung männlicher Successoren, früher als die Töchter seines ältern Bruders Joseph I. folgen sollten; durch den Tod ihres einzigen Bruders Leopold ward sie daher Erbin, und der Vater hatte Alles gethan, um ihr durch Begünstigung aller übrigen europäischen Höfe, sowie durch Abtretung großer Länderstrecken ꝛc. die Genehmigung und Garantie seiner Erbfolge-Ordnung zu verschaffen. Nichtsdestoweniger hatte er kaum die Augen geschlossen, als Baiern alte Ansprüche geltend machte und gleichergestalt Friedrich II., nachdem er friedliche Mittel vergeblich versucht, den schlesischen Krieg eröffnete. Maria Theresias Gemahl war Franz Stephan, Herzog von Lothringen, Großherzog von Toskana. Sie war sehr schön, wußte durch ihre Sprache zu bezaubern und regierte ihr Land mit männlicher Energie. Wie sehr der Verlust von Schlesien sie schmerzte, ist aus der, Th. I. S. 78, mitgetheilten rührenden Anekdote ersichtlich. Sie haßte den König von Preußen, da sie seiner nicht mächtig werden konnte, und erst in den letzten Jahren ihres Lebens ließ sie ihm Gerechtigkeit wiederfahren. Der baiersche Erbfolge-Krieg kam wider ihren Willen zum Ausbruch; sie sandte den Herrn v. Thugut zum Könige, um ihm zu eröffnen: „Sie sei trostlos darüber, daß zwei Regenten im Begriff ständen, sich gegenseitig die vom Alter gebleichten Haare auszuraufen.“ Als sie nun die Nachricht vom Teschener Frieden bekam, rief sie aus:

Digitized by Google

‚Ich bin außer mir vor Freude! Man weiß, daß ich keine Vorliebe für den König von Preußen hege, doch bin ich ihm jetzt das Geständniß schuldig: hier handelt er edel. Er versprach mir, unter billigen Bedingungen Frieden zu schließen, und er hat Wort gehalten. Unbeschreiblich glücklich fühl' ich mich, daß dem Blutvergießen gesteuert worden."

Marwitz, Heinr. K. v. d., General-Lieutenant, zeichnete sich im ersten schlesischen Kriege aus, empfing am 6. Mai 1742 zu Neisse die Erbhuldigung der oberschlesischen Stände und starb 1744 als General.

Massow, Hans Görgen Detlev v., war 1741 General-Major und Chef der Montirungs-Angelegenheiten mit dem Karakter eines General-Kriegs-Kommissarius. 1750 wurde er General-Lieutenant und galt bei dem Könige für einen sehr beliebten Officier.

Massow, v., war im Jahre 1784 zum Regierungs-Präsidenten in West-Preußen ernannt worden. Auf seiner letzten Reise dahin ließ Friedrich ihn vor sich kommen und sagte zu ihm: „Ich habe Ihn zum Präsidenten gemacht, und ich muß Ihn also auch wohl kennen lernen. Ich bin eigentlich der oberste Justiz-Kommissarius in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht Alles bestreiten und muß daher solche Leute haben, wie Er ist. Ich habe eine schwere Verantwortung auf mir, denn ich muß nicht allein von allem Bösen, das ich thue, sondern auch von allem Guten, was ich unterlasse, Rechenschaft geben. So auch Er; Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehen der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er? Das sage ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute! Hat Er Güter?" — Nein, Ew. Majestät. — „Will Er welche kaufen?" — Dazu hab' ich kein Geld, Ew. Majestät. — „Gut, so weiß Er, was Armuth ist, und so muß Er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen."

Maupertuis, Pierre Louis Moreau de, 1698 in St. Malo geb., beschäftigte sich zuerst mit Philosophie und Mathematik, trat 1718 in französische Kriegsdienste, nahm aber als Kapitain seinen Abschied, um sich lediglich den Wissenschaften zu widmen. Den meisten Ruhm brachte ihm die Reise, welche er 1736 mit mehreren andern Gelehrten nach Lappland zur Messung der Mittagslinie und Bestimmung der Gestalt der Erde machte. Im Jahre 1741 berief ihn Friedrich nach Berlin. „Mein Herz und meine Neigung,"

Digitized by Google

schrieb er ihm, „haben von dem ersten Augenblicke an, da ich auf den Thron gelangt bin, das Verlangen in mir erweckt, Sie hier zu haben, damit Sie der Akademie diejenige Gestalt geben, die sie nur von Ihnen erhalten kann. Kommen Sie und pfropfen Sie in diesen wilden Stamm das Reis der Wissenschaft, daß er blühe. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt; kommen Sie und zeigen Sie auch einem Könige das Vergnügen, einen Mann zu besitzen, wie Sie sind.“ Friedrich gab ihm den Verdienst-Orden und machte ihn zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Die Spannungen mit Voltaire und Rücksichten auf seine Gesundheit bewogen ihn 1756 zur Rückkehr nach Frankreich. Zwei Jahre später starb er in Basel. Sein sonderbares Schicksal bei Mollwitz ist Th. I. S. 64 erzählt.

Mayr, Joh. v., Oberst, errichtete im Winter 1756 zu Reichenbach in der Lausitz ein Frei-Bataillon zu Fuß, mit welchem er dem Feinde großen Schaden zufügte. Er starb aber schon 1759.

Meierotto, Joh. Heinr. Ludw., aus Stargard in Pommern, geb. 1742, wurde 1772 Professor und 1775 Rektor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, 1786 reformirter Kirchen-Rath, 1788 Mitglied des Ober-Kollegiums und starb 1800. Er gehörte zu den Gelehrten, die Friedrich schätzte und zuweilen in seine Nähe zog. Bei einer solchen Gelegenheit, wo Meierotto bemerkte, daß er in seinem Gymnasium keinen einzigen fähigen Zögling aus Berlin habe, äußerte der König das kenntnißreiche Urtheil: „Die Berliner lernen nichts, mein lieber Professor, das wird Er selbst erfahren haben, und ich weiß es längst recht gut. Die Erziehung taugt in Berlin nichts und Er wird Mühe haben, ihnen von Wissenschaften etwas beizubringen. Die Erziehung ist schlecht, weichlich, modisch und französisch, sie bildet weder den Verstand, noch das Herz.“

Menken, Anast. Ludwig, 1752 in Helmstädt geb., kam 1775 nach Berlin, wurde im folgenden Jahre von Herzberg bei der geheimen Staats-Kanzlei angestellt und 1777 Legations-Sekretair in Stockholm. 1782 wurde er Geheimer Kabinets-Sekretair bei Friedrich II. und nach dessen Tode Geheimer Kabinets-Rath bei dem Regierungs-Nachfolger. Er starb 1801. Unter Friedrich dem Großen war er der einzige studirte Kabinets-Rath gewesen.

Menzel, Fr. Wilh., 1726 geb., war um 1750 Geheimer Sekretair (Kanzlist) im Dresdener Kabinet, verrieth seit 1753 dem

Digitized by Google

Preußischen Gesandten v. Maltzahn gegen eine bedeutende Summe die geheime Korrespondenz des östreichschen, russischen und sächsischen Hofes zum Nachtheile Friedrichs II. Als er im Gefolge Augusts III. nach Warschau reiste, wurde seine Verrätherei entdeckt, Menzel, der sich durch die Flucht retten wollte, in Prag ergriffen, nach Brünn und 1763 auf den Königstein gebracht. Hier saß er, anfangs schwer in Ketten geschlossen, später in erleichterter Haft bis an seinen Tod (1796).

Merian, Hans Bernhard, 1723 zu Liechstal im Kanton Basel geb., studirte anfänglich Theologie und wurde Hofmeister in Amsterdam. Durch Bernouilli an Maupertuis empfohlen, ernannte man ihn zum Mitgliede der philosophischen Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften, für welche er mehrere philosophische Abhandlungen schrieb. Er wurde mit Friedrich bekannt, der ihn um seiner Biederkeit und schweizerischen Einfachheit, wie nicht minder um seiner Gelehrsamkeit willen schätzte und oft in seine Gesellschaft zog. Er starb erst 1807.

Michaelis, Fr. Gottlieb, Sohn eines Apothekers zu Bernstein, 1725 geb., wurde Regiments-Quartiermeister, Steuer-Rath in Liegnitz, Kriegs- und Domainen-Rath in Breslau, endlich Geheimer Finanz-Rath und, vermöge seiner großen Verdienste von Friedrich nach v. Derschau's Tode zum Finanz-Minister und General-Postmeister erhoben. Er war in Friedrichs Zeit der einzige bürgerliche Minister, und seine rasche Beförderung erregte ungemeines Aufsehen. Der Chef-Präsident der Kurmärkschen Kammer, v. Siegroth, hatte sich in der gewissen Aussicht, Minister zu werden, v. Derschau's Equipage gekauft. Aus Verdruß über die vereitelte Hoffnung bediente er sich nun in Geschäfts-Sachen an den bürgerlichen Minister der Anrede „Wohlgeboren" so lange, bis der König ihn darüber zurecht wies.

Mitchel, Sir Andrew, kam zu Anfang des 7jährigen Krieges als englischer Gesandter nach Berlin und wurde bald ein warmer Verehrer des Königs, gleichwie dieser ihn mit seiner dauernden Freundschaft beehrte. Er verfocht Friedrichs Interesse in London, begleitete ihn während jenes mühevollen und sorgenschweren Krieges und zeigte überall in Gefahren die kalte Ruhe des Weisen, in der Unterhaltung den trocknen Witz des vollendeten Weltmanns. Einst, als der König zu ihm sagte: „Herr Mitchel, ich schmeichle mir, daß England

Digitized by Google

dieſes Jahr neue Anſtrengungen machen werde, um die Erkämpfung eines vortheilhaften Friedens zu unterſtützen," erwiederte er: „Sire, wir müſſen hoffen, daß wir mit Gottes Hülfe unſere Feinde zu dieſem ſo erſehnten Frieden zwingen werden." — „Mit Gottes Hülfe?" fragte der König. „Ich wußte von dieſem Euren Verbündeten nichts." — Ach, Sire, das iſt der einzige, der uns keine Subſidien koſtet. — „Es ſcheint mir, daß er Euch hilft, ſo wie Ihr ihn bezahlt." — Mitchel ſtarb am 28. Jan. 1771 in Berlin und wurde in der Dorotheenſtädtſchen Kirche beigeſetzt, wo ſein Freund Burnet ihm ein Denkmal errichtete.

Möhſen, Joh. K. Wilh., 1722 in Berlin geb., ließ ſich 1742 hier als Arzt nieder, fungirte einige Zeit als Leibarzt des Königs Friedrich II. und ſtarb 1795.

Möllendorf, Wichard Joachim Heinr. v., 1724 auf dem Gute Lindenberg in der Priegnitz geb., beſuchte die Ritter-Akademie in Brandenburg, wurde 1740 Page bei Friedrich II., begleitete ihn im erſten ſchleſiſchen Kriege und wohnte den Schlachten von Mollwitz und Chotuſitz bei; 1743 Fähndrich, 1744 Flügel-Adjutant, war er im zweiten ſchleſiſchen Kriege bei der Belagerung von Prag, bei den Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr, und wurde in letzterer verwundet. 1757 finden wir ihn als Hauptmann wieder bei der Belagerung von Prag und bald darauf in der Schlacht bei Roßbach. Bei Leuthen erwarb er ſich durch einen entſcheidenden Angriff auf das Dorf den Verdienſt-Orden; 1758 war er als Major und Kommandeur des dritten Garde-Bataillons bei dem Ueberfall von Hochkirch; 1760 Kommandeur des Garde-Regiments, focht er mit dieſem in der Schlacht bei Liegnitz und wurde bald darauf Oberſt-Lieutenant. Bei Torgau trug er zur Entſcheidung des Tages bei, wurde gefangen und wieder ausgewechſelt und ſeit dieſem Tage ſchnell befördert. 1764 war er General-Lieutenant und Inhaber des zu Königsberg in der Neumark ſtehenden Infanterie-Regiments; auch General-Inſpektor der Pommerſchen Infanterie. Bei einer Revue, welche Friedrich über dieſe Truppen hielt, war er ganz beſonders zufrieden; indeß entſtand beim Abmarſch, durch ein Verſehen der Adjutanten, eine kleine Unordnung, indem ein paar Bataillone zurückblieben und eine Lücke ſichtbar wurde. Der König bemerkte dies, ritt ſchnell zu den Bataillonen und rief ihnen zu: „Geſchwinde vorwärts! Angeſchloſſen! Wenn Möllendorf es ſieht, iſt der Teufel

Digitized by Google

los!" Seit 1783 wurde Möllendorf Gouverneur von Berlin und war nun viel um den König. Er starb 1816 in Havelberg im Alter von 92 Jahren; durchlebte also die ganze große Geschichte Preußens von 1740 bis zum Pariser Frieden.

Moller, ein alter Artillerie-Oberst, war der Einzige, welcher in den verzweiflungsvollen Stunden nach der Schlacht bei Kunersdorf das Gemüth des Königs aufzurichten wagte, und Friedrich ging gern auf seine Trostgründe ein. Er fragte ihn, wie es doch zugehen möge, daß seine Truppen nicht mehr das leisteten, was sie sonst gethan hätten. Der fromme Alte bemerkte schüchtern, es sei vielleicht die Sündenschuld des Heeres, bei welchem schon seit längerer Zeit die Betstunden ganz eingegangen wären. Von dem Tage an wurde der ehemalige Feld-Gottesdienst bei den Regimentern wieder eingeführt.

Montbail, Fräulein v., Tochter erster Ehe der Frau v. Roucoule und Gouvernante der Prinzessinnen von Preußen. Friedrich achtete sie sehr, korrespondirte zuweilen mit ihr und ließ ihr nach dem Tode ihrer Mutter (1741) nicht nur die Einkünfte derselben, sondern vermehrte sie sogar; alles unter der Bedingung: „daß Sie zuweilen des Mittags oder Abends bei mir speisen."

Morien, Frau v., eine geistreiche Frau, mit welcher Friedrich sich gern unterhielt, und an die er eine poetische Epistel gerichtet hat. Ihr Mann war Ober-Hofmeister der Königin Mutter und Kammerherr gewesen. Sie zog sich 1774 zurück.

Moritz, Prinz zu Anhalt-Dessau, jüngster Sohn des Fürsten Leopold I., nahm im Alter von 15 Jahren Preußische Dienste, wohnte den Feldzügen am Rhein und den drei schlesischen Kriegen bei, wurde 1742 General-Major, 1745 General-Lieutenant, 1757 Feldmarschall, befehligte in den Schlachten von Hohenfriedberg, Kesselsdorf, Prag, Kollin, Roßbach, Zorndorf, Leuthen, Hochkirch einen besondern Flügel, oder hatte doch sonst ein wichtiges Kommando, wurde in letzterer Schlacht durch den Leib geschossen und gefangen, jedoch auf Ehrenwort entlassen, kehrte nach Dessau zurück und starb 1760.

Moritz, Graf von Sachsen, unter dem Namen des Marschalls von Sachsen am bekanntesten, Sohn Augusts des Starken und der schönen Gräfin Aurora von Königsmark, wurde 1696 geboren und in Berlin und Warschau als Graf von der Raute erzogen. Er zeigte früh ein feuriges Temperament, seltene Körperstärke und große Lust zu den Waffen. 1744 ward er Marschall von

Digitized by Google

Frankreich und drei Jahre ſpäter General-Feldmarſchall aller franzöſiſchen Armeen; ſtarb zu Chambord 1750. — Friedrich lernte ihn 1728 in Dresden kennen, ſchloß eine lebenslange Freundſchaft mit ihm und wurde von dem Marſchall 1749 in Berlin beſucht. Friedrich verherrlichte die Siege des gefeierten Helden in ſeinen Gedichten und vernahm die Nachricht von deſſen frühem Tode mit großem Schmerz.

Moritz, K. Philipp, 1757 in Hameln von armen Aeltern geboren, wurde Lehrer am grauen Kloſter in Berlin und hat ſich als Schriftſteller über deutſche Sprache und Wiſſenſchaften berühmt gemacht. Im Jahre 1781 überreichte er dem Könige ſechs Gedichte und zwei Schriften über deutſche Sprache. Er erhielt zur Antwort: „Malten alle deutſchen Dichter wie Er, in Seinen mir zugekommenen Gedichten, mit ſolchem Geſchmack und herrſchten in ihren Schriften derſelbe Geiſt und Verſtand, welcher aus den beigelegten zwei kleinen Briefſammlungen hervorblickt: ſo würde ich bald meine landesväterlichen Wünſche erfüllt und die deutſchen Schriftſteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang ſtreitig machen ſehen. Seine drei Schriften eröffnen mir dazu eine angenehme Ausſicht. Sie haben meinen völligen Beifall und ich ermuntere Ihn zur ferneren Vervollkommnung der vaterländiſchen Sprache."

Moſel, v., General-Major, war unter den Officieren, die bei Maxen kapitulirten und denen der König nie verzieh. Als er ſpäter um Verleihung eines Kanonikats bat, ſchrieb ihm Friedrich (1765): „Das Kanonikat hat Er bei Maxen verloren."

Müller, Joh. Ernſt, lutheriſcher Feld-Prediger vom Regiment Gensd'armes, hatte den Auftrag, den Lieutenant v. Katte zum Tode vorzubereiten, bekehrte dann auch den Kron-Prinzen und vermittelte mit vieler Liebe die Wiederausſöhnung deſſelben mit ſeinem Vater.

Müller, Johannes v., der bekannte ſchweizeriſche Geſchichtsſchreiber, geb. 1752, geſt. 1809, wurde durch Friedrichs Ruhm nach Berlin gezogen und hatte 1781 eine Audienz bei dem Könige, ohne doch in deſſen Staaten Anſtellung zu finden. Erſt 1804 trat er als Geheimer Kriegs-Rath und Hiſtoriograph in Preußiſche, und ging dann (1807) als Staats-Rath in weſtphäliſche Dienſte. Er ſchildert Friedrich und Napoleon mit den Worten: „Bei dem Erſteren fand ich die Alles verſchönernde Phantaſie eines dichteriſchen Gemüths; bei dem Letzteren den kalten berechnenden Verſtand."

Digitized by Google

Münchow, v., Kammer-Präsident in Küstrin, zur Zeit der Gefangenschaft des Kron-Prinzen Friedrich, nahm sich mit seiner Familie des Gefangenen an und verschaffte ihm viele Erleichterungen; gab auch, ihm zu Ehren, später manche Feste und Bälle. Er wurde dafür gleich nach des Prinzen Abgange entlassen; eine Härte, wofür ihn der Prinz möglichst schadlos zu halten suchte. Nach der Thronbesteigung des Letztern, am 7. Juli 1740, erhielt der Präsident, zum immerwährenden Denkmal der Münchowschen Treue, das eben erledigte Erbtruchsess-Amt; 1742 aber wurde er Departements-Minister in Schlesien, unter unmittelbarer Aufsicht des Königs, unabhängig vom General-Direktorium. Er starb 1749.

Münchow, Ludwig v., ältester Sohn des Vorigen, geb. 1712, wurde Geheimer Rath und Kammer-Direktor, 1740 in das General-Direktorium versetzt, später in den Grafenstand erhoben und zum Minister in Schlesien befördert.

Münchow, v., Bruder des Vorigen, war Lieutenant im Baireuthschen Regimente, als Friedrich ihn 1740 zum Flügel-Adjutanten und Major von der Armee beförderte.

Münchow, v., Bruder des Vorigen, Lieutenant im v. Schulenburgschen Grenadier-Regiment, wurde nach Friedrichs Thronbesteigung zum wirklichen Hauptmann ernannt.

Münchow, Philipp v., Bruder des Vorigen, 1723 in Küstrin geb., leistete schon als Kind dem Kron-Prinzen zur Zeit seiner Gefangenschaft in Küstrin wesentliche Dienste, indem er ihn unterhielt und ihm heimlich allerlei Bedürfnisse zutrug. 1739 nahm Friedrich ihn zu sich, um ihn selbst zu erziehen und zu unterrichten. Der Prinz las ihm ein Kollegium über Metaphysik. Jordan übernahm den Unterricht in der Logik, der alte Hof-Prediger Sack lehrte ihn das jus naturae und die Religion, Ancillon die Geschichte.

Muzel, Doktor der Medicin, später Geheimer Rath, war einer der Leibärzte des Königs. Er starb 1784.

Mylius, geistlicher Inspektor in Fehrbellin, erhielt einen Beweis von der Rechtlichkeit, mit welcher Friedrich die als Kron-Prinz eingegangenen Verpflichtungen erfüllte, wenn man ihn nur nicht zu plump daran erinnerte. Er fand im Nachlasse seines Vaters einen Wechsel über 2000 Thaler, welchen Friedrich als Kron-Prinz an den Ersteren ausgestellt hatte. Er sandte dieses Papier an den König und schrieb: er habe die Beilage im Nachlasse seines Vaters ge-

Digitized by Google

funden, wisse nicht, ob dieser die Schuldverschreibung aus Nachlässigkeit zu vernichten unterlassen, oder welche Bewandtniß es sonst damit habe, und stelle das Papier daher zur Disposition des Königs. Friedrich antwortete: „Ich erinnere mich des Empfangs der in dem Wechsel genannten Summe noch recht wohl, und wenn dabei ein Irrthum vorwalten sollte, so ist es billig, daß ich den Schaden trage und nicht ein Anderer. Ich habe daher Befehl gegeben, daß Ihm das Kapital mit den Zinsen ausgezahlt werde."

Napoleon, geb. 15. August 1769, nächst Friedrich der berühmteste Mann des vorigen Jahrhunderts, findet hier nur darum eine Stelle, weil man behauptet, daß der König in der Nacht des 15. August 1769 einen merkwürdigen Traum gehabt haben soll. „Mir träumte," soll er erzählt haben, „als sähe ich einen hellen Stern sich herabsenken auf die Erde, der mit wunderbarem, überschwenglichem Lichte sie umschloß und bedeckte, dergestalt, daß ich, umhüllt davon, durch seinen unendlichen Glanz kaum mich hindurch arbeiten konnte."

Naudé, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, sollte dem Kron-Prinzen Friedrich auf dessen eignes Verlangen einigen Unterricht in der Algebra ertheilen. Erwägend, wie schwierig es sein würde, diese trockne Wissenschaft auf eine faßliche und gefällige Weise vorzutragen, arbeitete er einen kurzen Leitfaden schriftlich aus und überreichte ihn dem Prinzen, der ihn zweckmäßig gearbeitet fand. Friedrich erinnerte sich nach der Thronbesteigung seiner und wies ihm eine Pension von 600 Thalern an.

Neipperg, Wilh. Reinh., Reichs-Freiherr v., aus einer alten schwäbischen Familie 1685 geb., hatte es in kaiserlichen Diensten bis zum General-Major gebracht, war Erzieher des Herzogs Franz Stephan von Lothringen (nachmaligen Kaisers Franz I.), später Kommandant von Luxemburg und wurde in den Grafenstand erhoben. Nachher diente er in Italien und gegen die Türken, schloß, als Feldzeugmeister, im August 1739 den Frieden zu Belgrad, erhielt aber von seinem Hofe keinen Dank dafür, sondern wurde, wegen angeblicher Ueberschreitung seines Auftrags, verhaftet und in die Festung Halitsch gebracht. Bis 1741 dauerte die Untersuchung, als man seiner in Schlesien bedurfte. Er erhielt den Oberbefehl gegen die Preußen und sollte diese aus Schlesien vertreiben; doch hatte er neues Unglück, wurde bei Mollwitz geschlagen und ver-

Digitized by Google

wundet und mußte sich nach Mähren zurückziehen. 1742 nach Wien zurückberufen, wohnte er den dortigen Konferenzen bei. Im folgenden Jahre finden wir ihn in der Schlacht bei Dettingen, 1753 als kommandirenden General in Oestreich; 1754 begleitete er Franz I. ins Lager bei Kollin, wurde 1755 Hofkriegsraths-Präsident, 1768 auf kaiserliche Verwendung ins schwäbische Grafen-Kollegium aufgenommen und starb 1774 in Wien.

Noltenius, Hof-Prediger in Berlin unter Friedrich Wilhelm I., ein nach allen vorhandenen Nachrichten würdigerer Geistlicher, als sein Kollege Andreae, hatte den Kron-Prinzen Friedrich zum Abendmahl vorzubereiten und einzusegnen. Er sah es nicht gern, wenn der König seinen Sohn, um ihn für kleine Nachlässigkeiten zu züchtigen, die Psalmen auswendig lernen ließ. Noltenius ist Verfasser eines Katechismus, welchen Friedrich eifrig studirte, ohne davon großen Nutzen zu ziehen. Jener mußte daher seit 1727 alle Montage von Berlin nach Potsdam kommen, um den Prinzen im Christenthum zu unterweisen. 1731 schickte der König ihn nach Küstrin, um dem Kron-Prinzen das Abendmahl zu reichen; dies geschah darum, weil er der Lehre von der allgemeinen Gnade Gottes zugethan war.

Nugent, General v., war nach dem Hubertsburger Frieden östreichscher Gesandter in Berlin, als er zu Ende des Jahres 1768 unerwartet erfuhr, daß Friedrich Befehl gegeben habe, die Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Sofort suchte er eine Audienz nach und erhielt sie bewilligt. Sire! sagte er: Ew. Majestät scheinen den Krieg wieder anfangen zu wollen, und ich wag' es, Sie zu fragen: ob Sie der Ruhe von Europa überdrüssig sind und was der Grund dieser drohenden Anstalten ist? — „Er ist sehr einfach: daß ich lieber zuvorkomme, als mir zuvorkommen lasse." — Wer denkt an Krieg? Sire! Kein Mensch; ich stehe wenigstens für Oestreich. — „Was bedeuten aber die außerordentlichen Remonten dort? Viertausend Pferde in einem Kauf!" — Erlauben Sie mir, Sire, Sie an Verträge zu erinnern, die Ihrem Gedächtniß vielleicht in diesem Augenblicke nicht gegenwärtig sind. Nach dem Frieden von Hubertsburg schlug die Kaiserin Ew. Majestät zur Erleichterung der Völker vor, die Armeen auf die Hälfte herabzusetzen, wozu sie auch Frankreich bewegen wollte. Ew. Majestät hatten Gründe, sich nicht auf diesen Vorschlag einzulassen. Die Kaiserin führte ihren Gedanken allein

Digitized by Google

aus und hat durch die gemachten Ersparnisse ihre Finanzen wieder hergestellt. Durch den Tod des Kaisers ist sie zur Verfügung über den toskanischen Schatz gelangt. Die Staatsschulden sind bezahlt, und es scheint der Kaiserin jetzt Pflicht, ihre Armee wieder auf einen Fuß zu setzen, wie solcher dem Umfange ihrer Staaten angemessen ist. Dies war bisher nicht der Fall, und ich kann Ew. Majestät die Versicherung geben, daß meine Gebieterin nichts so sehr wünscht, als die Erhaltung des Friedens. — „Die Kaiserin konnte nichts Besseres thun, als Ihnen ihr Vertrauen schenken. Sie sind ein vortrefflicher Minister." — Ich habe das große, vielleicht unverdiente Glück, in dieser Eigenschaft vor Ew. Majestät zu stehen und mit Ihnen von einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Aber würden Sie die Erlaubniß, welche der östreichsche Gesandte hat, nun auch dem General Nugent ertheilen? So versichere ich denn Ew. Majestät, als Mann von Ehre und als bloßer Privatmann, und setze meinen Kopf zum Pfande, daß Alles, was ich als Gesandter gesagt, die reine Wahrheit ist. — „Darf ich Ihnen glauben, Herr General?" — Darf ich noch ein kühnes Wort hinzusetzen? Sire! Ew. Majestät sind zu mißtrauisch. — „Ich will Ihnen das Gegentheil im Augenblick beweisen. Wie kann ich es besser, als indem ich dem Gesandten von Oestreich traue." — Ew. Majestät trauen nur dem General Nugent, und dabei ist keine Gefahr. — „Gut denn, die Sache sei vergessen; wir bleiben im Frieden."

O, d', ein italienischer Officier, war im Jahre 1760 Kommandant von Glatz und hatte eine Garnison von fünf Bataillonen und alle erforderlichen Kriegs- und Mundvorräthe, um eine lange Belagerung auszuhalten: aber die Besatzung bestand größtentheils aus Deserteurs und gezwungenen Soldaten. Am 10. Juni gelang es dem General Harsch, die Festung zu überrumpeln. Als die Oestreicher eine Flesche angriffen, die nur vertheidigt zu werden brauchte, um den Feind wochenlang aufzuhalten, warfen die Vertheidiger die Waffen weg und entflohen. Die Feinde drangen mit ihnen über die Brücke ins Ravelin und eroberten den Platz ohne allen Angriff. d'O, der sich in der Unter-Stadt befand, lief bei diesem Lärm aufs Schloß: aber es war schon erobert, und da es durch seine Lage die Werke des Schäferberges und der Unter-Stadt beherrschte, blieb den Preußen kein Zufluchtsort mehr übrig. d'O kapitulirte daher binnen zwei Stunden. „Dieses für die Preußischen Waffen so schimpfliche

Digitized by Google

Ereigniß," sagt der König, „war die Folge einer geheimen Unterhandlung, welche Laudon von weitem her durch den Kanal der Jesuiten, Mönche und der katholischen Priesterschaft angesponnen hatte. Er hatte durch dieses Mittel einige Officiere und viele Soldaten der Besatzung bestochen, unter denen sich auch diejenigen befanden, welche die Wache an dem Orte des Angriffs hätten." Der Kommandant d'O, nach dem Frieden zurückgekehrt, wurde zur Verantwortung gezogen und zum Tode verurtheilt; er erhielt jedoch auf dem Richtplatze (am Ravelin des Oder-Thors zu Breslau) Gnade und wurde blos mit Festungs-Arrest bestraft.

Oesterreich, in Hamburg geb., wurde 1757 in Dresden dem Könige bekannt und von ihm zum Aufseher der Bilder-Gallerie in Sans-Souci gemacht. Friedrich sprach ihn fast täglich, und es war daher ein Verlust für ihn, als Oesterreich 1778 starb.

Orzelska, Anna Karoline, Gräfin v., natürliche Tochter Königs Augusts von Polen von Henriette du Val, geb. 1707, war der Gegenstand der ersten Liebe für den Kron-Prinzen Friedrich. Er sah sie im Februar 1728 in Dresden und wurde von ihr so bezaubert, daß er sie besang und bei der Rückkehr nach Berlin vor Sehnsucht fast verging. Er genaß erst, als der Dresdener Hof den Besuch erwiederte und nach Berlin kam: bald war die schöne Erscheinung von andern Gegenständen verdrängt.

Pantzendorf, v., war Kadetten-Fechtmeister in Berlin und gab in seiner Kunst dem Kron-Prinzen Friedrich Unterricht.

Pauw, Cornelius de, aus Xanten, Abbé, 1739 in Amsterdam geb. und durch seine philosophischen Untersuchungen über die Griechen, sowie durch ein ähnliches Werk über die Amerikaner, Aegypter und Chinesen bekannt, wurde auf des Obersten Quintus Icilius Empfehlung, nach dessen Tode, zum literarischen Gesellschafter des Königs berufen und traf im September 1775 in Potsdam ein. Vielleicht war Friedrich schon zu alt, um einen angenehmen Eindruck auf ihn zu machen; er fühlte sich unbehaglich und kehrte in seine Heimath zurück.

Pesne, Anton, 1684 in Paris geb., bildete sich in Venedig und Rom zu einem geschickten Historien- und Portrait-Maler, kam unter Friedrich I. als Hofmaler nach Berlin und hatte das Glück, selbst von dem die Kunst so wenig achtenden Könige Friedrich Wilhelm I. geschätzt und gut bezahlt zu werden. Er besorgte für den

Digitized by Google

Kron-Prinzen die Malereien im Rheinsberger Schlosse und wurde später Direktor der Kunst-Akademie. Noch hat man von ihm mehrere schöne Porträts des Kron-Prinzen Friedrich; das beste stellt den dreijährigen Prinzen vor, wie er die Trommel schlägt und seine Schwester Wilhelmine marschiren läßt: hinter beiden geht der Kammer-Mohr mit dem Schirme (s. den Stahlstich zum vierten Heft). Pesne starb 1757.

Peter III., 1728 in Kiel geb., Sohn des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gothorp und der Anna, ältesten Tochter Peters I., wurde von der Kaiserin Elisabeth zu ihrem Thronfolger erklärt und hegte schon in dieser Eigenschaft die innigste Verehrung gegen Friedrich II., während Elisabeth diesen bitter befeindete. Er gab dem Könige von mancherlei gegen ihn geschmiedeten Anschlägen Nachricht; 1762 nach Elisabeths Tode bestieg er den Thron und trat zu Friedrich über, was für den guten Ausgang des 7jährigen Krieges entschied. Friedrich sandte den Baron v. d. Golz, ihn zu beglückwünschen und ihn zu benachrichtigen, daß alle russischen Kriegsgefangenen freigegeben seien. Beschämt, daß der König ihm zuvorgekommen, ließ Peter alle Preußischen Gefangenen im ganzen russischen Reiche nach der Hauptstadt holen und neu bekleidet in ihr Vaterland senden. Mit offener Bewunderung sprach er jetzt von Friedrich, trug dessen Bildniß im Ringe am Finger und wollte das Militair auf Preußische Weise organisiren. Diese und andere Neuerungen und seine Abneigung gegen seine Gemahlin Katharina bewirkten eine Verschwörung gegen ihn, in Folge deren er schon nach einigen Monaten gestürzt und ermordet wurde. — Noch im Jahre 1779 sagte Friedrich mit thränenden Augen zu dem Grafen v. Gortz: „Ich werde Peter III. ewig beweinen. Er war mein einziger Freund, mein Retter; ohne ihn hätte ich erliegen müssen."

Pfuhl, Ernst Ludwig v., ein verdienter Officier in Friedrichs Heere, brachte es bis zum General und erhielt für seine Verdienste vom Könige die Amtshauptmannschaft Potsdam. Friedrich beschenkte ihn oft und äußerte dabei einst: „Was ich Ihm künftig gebe, ist nicht für Ihn, sondern für Seine Kinder, damit auch sie sagen können: der König ist unserm Vater gut gewesen!"

Philippi, ein junger Polizeibeamter, wurde von Friedrich nach Paris geschickt, um dem berühmten damaligen Polizei-Chef Sartines seine Künste abzulernen. Nach seiner Rückkehr erhielt

Digitized by Google

Philippi die Stelle eines Polizei-Präsidenten in Berlin, der König merkte jedoch bald, daß er die Wunder nicht thue, die man dem Herrn v. Sartines zuschrieb. Er glaubte, daß dies an der Unfähigkeit des Polizei-Präsidenten liege und gab ihm sein Mißfallen zu erkennen. Philippi erstattete Bericht, führte aus, daß man, um die Erfolge des Herrn v. Sartines zu erzielen, eine geheime Polizei und ein Spionenwesen organisiren müsse, und schlug, Falls dies dem Könige behagen sollte, die entsprechenden Mittel dazu vor. Friedrich beschied ihn mit den denkwürdigen Worten: „So sehr ich auch die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und die Entdeckung jedes verübten, oder die Unterdrückung jedes beabsichtigten Verbrechens wünsche, sind' ich doch, daß die Mittel, wodurch dies allein erreicht werden kann, noch ein weit größeres Unheil sind, als alle die Uebel, die verhütet werden sollen. Ich will die Ruhe und das Vertrauen meiner guten Unterthanen nicht stören und die Sittlichkeit meines Volks nicht verderben lassen."

Pirch, Georg Lorenz v., im 7jährigen Kriege Major in Friedrichs Heere, empfing 1763 in dem Dorfe Koslowa-Gura, bei Tarnowitz, den türkischen Gesandten und sein Gefolge von etwa 100 Personen, mit 18 Kanonenschüssen und andern Feierlichkeiten, brachte ihn nach Berlin und begleitete ihn im folgenden Jahre bis an die Grenze zurück.

Pirch, Joh. Ernst v., ein Page Friedrichs, zeichnete sich eben so wohl durch seine Talente, wie durch Neckerei und Muthwillen aus; so stahl er z. B. dem Könige das Obst aus den Gärten von Sans-Souci hinter dem Rücken der Wächter, die er, angeblich in Friedrichs Auftrage, exerciren ließ. Er ging mit in den 7jährigen Krieg, ohne von seinen Streichen zu lassen. Als der König einst in einem schlechten Amtshause sein Quartier genommen, standen mehrere Bauern, statt einer militairischen Wache, mit Knitteln und Heugabeln vor seiner Thür. Pirch ließ sie, ganz in militairischer Weise, exerciren. „Was macht Er da?" rief ihm Friedrich zu, als er das Kommandiren hörte. „Ew. Majestät," versetzte Pirch, „diese Kerls wollen Sie bewachen und verstehen nicht das geringste vom Dienste!" — „Laß Er das bleiben!" befahl der König, indem er sich doch, bei dem komischen Anblicke, des Lachens nicht enthalten konnte. — Bei der Belagerung von Schweidnitz (24. Sept. 1762) war der König mit diesem Pagen zum Rekognosciren ausgeritten. Es wurde dem Letztern

Digitized by Google

der dicht neben ihm hielt, das Pferd unter dem Leibe erschossen; der Page fiel mit den Rippen auf das Degengefäß und bog dieses ganz krumm. Mit Geberden des Schmerzes raffte er sich auf und wollte davon eilen, als Friedrich ihm mit ernster Stimme zurief: „Wo will Er hin? Will Er wohl den Sattel mitnehmen!" Er mußte den Sattel abschnallen, obgleich die feindlichen Kugeln ihn, wie den König umsausten. — v. Pirch mußte, seines Leichtsinns wegen, lange warten, ehe der König ihm das Officier-Patent gab, und als er dieses endlich erhielt, wurde der junge Mann seinem Regiments-Chef, dem General v. Saldern, zur strengsten Aufsicht empfohlen. Diese Behandlung wurde dem v. Pirch nachgerade sehr lästig; er stellte sich krank, und selbst der Arzt bescheinigte ihm die Krankheit; aber nur der König glaubte nicht daran. In Folge dieser Krankheit verlangte er nach mehrern Monaten seinen Abschied, den er aber erst erhielt, als sein Chef den Unglauben des Königs bekämpfte. — Aber Friedrich hatte Recht gehabt. Von diesem Augenblick an wurde Pirch frisch und gesund, ging nach Paris und wurde als Oberst-Lieutenant angestellt. Er wollte die Preußische Taktik bei dem französischen Militair einführen, fand aber nichts als Neid und Hindernisse. Doch hing das Regiment Hessen-Darmstadt, welches er kommandirte, ihm enthusiastisch an. Er starb 1783 als Oberst im Lager bei St. Maria in Spanien und wurde — da er als Protestant nicht in geweihte Erde kommen durfte — hinter seinem Zelte beerdigt, wo das Regiment ihm ein Denkmal errichtete.

Plötz, v., ein Tuchmacher-Geselle, trat 1758 als Freiwilliger in das zu Halberstadt errichtete Husaren-Regiment und zeichnete sich durch Muth, Kühnheit und Rechtlichkeit so vortheilhaft aus, daß er schon nach Jahresfrist zum Unterofficier befördert wurde. In der Schlacht bei Kunersdorf gab der Oberst v. Belling ihn einer Husaren-Patrouille bei, die das Terrain und die Stellung der Russen genau untersuchen sollte. Plötz wagte sich eine Strecke weiter, als der die Patrouille befehligende Lieutenant vordringen mochte; der Letztere kehrte zurück und erstattete einen sehr ungenügenden Bericht. Eben drückte der König, der sehr viel um einen zuverlässigen Rapport gegeben hätte, seine Unzufriedenheit darüber aus, als Plötz heransprengte und näher trat. Der König bemerkte ihn und fragte, wo er herkomme. „Hat Er denn allein patrouillirt?" — Der Feind hat mich vom Kommando abgeschnitten. — „Wie weit ist Er gewesen?"

Digitized by Google

Etwa 1 Meile von hier. Ein Bauer, den ich traf, nannte die Gegend, über die ich ritt, die Dubberow. Ich bin nahe an Reipzig gewesen. — „Das ist nicht möglich! Da wäre Er ja den Russen in den Rachen geritten; Reipzig liegt hinter der russischen Armee." Der König sagte dies in übler Laune; Plötz, seiner Sache gewiß, antwortete ruhig, aber doch empfindlich, und indem eine fliegende Röthe sein Gesicht überzog: ob Sie den Weg, den ich gemacht, unmöglich halten, weiß ich nicht; genug, ich hab' ihn gemacht. — „Sei Er ganz ruhig, mein Sohn," sprach der König; „kehre Er sich an Keinen, er sei, wer er wolle. Bericht' Er, was Er gesehen hat." — Plötz rapportirte aufs genauste, und sein Bericht bewährte sich in der Folge als richtig. Nach Jahresfrist avancirte er zum Officier, wurde später in den Adelstand erhoben und starb als Husaren-General.

Podewils, Heinr., Graf v., 1695 zu Suckow in Hinter-Pommern geb., wurde Preußischer Gesandter in Kopenhagen und Stockholm, und 1730 Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er unterzeichnete den ersten Breslauer Frieden und starb 1760.

Pöllnitz, Karl Georg, Freiherr v., von dessen Lebensumständen bereits früher einige Nachrichten eingeflossen sind, war 1692 zu Issum im Kölnischen geb., kam in die Prinzen-Schule zu Berlin, machte 1708 den Feldzug in Flandern mit, wurde Kammerjunker am Preußischen Hofe und zeichnete sich zeitlebens durch sein feines hofmännisches Wesen, aber auch durch einen bodenlosen Leichtsinn aus, der durchaus nichts Heiliges kannte. Früh in Ungnade und Noth gerathen, ging er in Dienste der Herzogin von Orleans, trieb sich dann in Deutschland, Polen und Paris herum, ward am letztern Orte katholisch und bald darauf, als er nach Berlin zurückkehrte, wieder reformirt; dann ging er abermals nach Paris und wollte eine alte reiche Frau heirathen, die aber zuvor starb. Hier wurde er von neuem katholisch, ging nach Wien und bekam eine Kompagnie bei einem Regimente in Sicilien. In Rom schmeichelte er sich bei dem Papste ein, verließ den östreichschen Dienst und ging nach Spanien, wo man ihn zum Oberst-Lieutenant ohne Gehalt machte, und von wo er sehr dürftig zurückkehrte. Durch den englischen Gesandten unterstützt, schiffte er sich nach Holland ein, entrann in Haag mit genauer Noth seinen Gläubigern, wollte in Regensburg nochmals zur katholischen Religion übertreten, ward aber verschmäht und vom Her-

Digitized by Google

zoge von Dessau des Landes verwiesen. Endlich fand er in Berlin eine bleibende Stätte; Friedrich machte ihn zum Ober-Ceremonienmeister und benutzte ihn zugleich zum Possenreißer, wenn er eines solchen bedurfte. Seine Thorheiten zogen ihm oft die Ungnade des Königs zu. Um eine reiche Erbin in Nürnberg zu heirathen, wurde er zum drittenmal katholisch, bemühte sich aber auch diesmal vergebens. Er starb 1775 als Theater-Direktor in Berlin im 86. Jahre und hinterließ mehrere Schriften zur Karakteristik seiner Zeit. Friedrich hielt ihn kurz und wies ihn in seine Schranken, so oft er dieselben verlassen wollte. Einst hatte er ihm aufgetragen, einige indianische Hühner herbeizuschaffen; Pöllnitz sandte sie dem Könige mit den Worten: Voilà les dindons, Sire. Der König sandte ihm zur Antwort einen mageren Ochsen mit vergoldeten Hörnern und einem Blumenkranze um den Hals, und schrieb: „Voilà les boeuf, Pöllnitz.“ — Bei seinem Tode schrieb Friedrich an Voltaire: „Pöllnitz ist gestorben, wie er lebte, d. h. ohne einen ernsten Gedanken; Niemand bedauert ihn, als seine Gläubiger.“

Prades, Abbé de, wurde auf d'Alemberts Empfehlung 1752 Darget's Nachfolger als Lekteur beim Könige und sollte 1757 eben eine fette Pfründe beim Breslauer Domstift erhalten, als sich ergab, daß er seinen königlichen Gönner an die Franzosen verrathen wollen. Er wurde nach Magdeburg gebracht, lebte später in Glogau von einer Gnaden-Pfründe und starb hier 1782. Sein Nachfolger im Dienste war le Cat.

Prittwitz, Joachim Bernh. v., Rittmeister im Zietenschen Regiment, rettete nach der Schlacht von Kunersdorf den König aus den Händen der Feinde. Friedrich stand, blos von einem Pagen begleitet, der sein Pferd hielt, auf einem Sandhügel mit verschränkten Armen, den Degen vor sich in die Erde gestoßen. Hier erblickte ihn Prittwitz, der eben mit 40 Husaren das Weite suchen wollte; er drang in den König, sich ebenfalls zu retten und brachte ihn in ein Fährhaus an der Oder, wo er seine Gedanken wieder zu sammeln vermochte. Der König vergaß ihm diese Handlung der Treue nicht; er schenkte ihm später das Amt Quilitz im Kreise Lebus und zog ihn noch im Jahre 1774 durch eine Geldsumme aus großer Verlegenheit. Prittwitz starb im Jahre 1793 als General der Kavallerie.

Quadt, Fr. Wilh., Freih. v., war im 7jährigen Kriege Oberst

Digitized by Google

und Chef eines Garnison-Regiments in Glatz, wurde 1761 vom Kriegsgericht zu 4jähriger Gefangenschaft verurtheilt und hielt diese in Neisse aus.

Quandt, Prediger in Königsberg, hielt im Jahre 1740 die Huldigungs-Predigt daselbst und gefiel dem Könige so sehr, daß er ihn für den ersten Kanzelredner seiner Zeit erklärte. „Soll ich," sagt er in seinen hinterlassenen Schriften, „etwas von dem Verdienst unserer Redner sagen? Ich kann weiter keinen nennen, als Quandt, der das seltene und nur ihm verliehene Talent besaß, seine Sprache harmonisch zu machen; und zu unserer Schande muß ich hinzusetzen, daß sein Verdienst weder erkannt noch gepriesen worden ist."

Quanz, 1697 zu Oberscheden bei Göttingen geb., Sohn eines Hufschmiedes, hatte zur väterlichen Profession weniger Neigung, als zur Musik, und ging daher auch gleich nach des Vaters Tode zu seinem Oheim, dem Stadt-Musikus in Merseburg, in die Lehre. 1714 ging er als sogenannter Kunstpfeifer-Geselle nach Dresden und, da er hier keine Anstellung fand, nach Radeberg, wo der Stadt-Musikus ihn zum Gesellen annahm. Die Bekanntschaften, die er hier machte, verschafften ihm einen Dienst als Hautboist in der sogenannten polnischen Kapelle zu Dresden, wo er sich dermaßen bemerkbar machte, daß König August ihn zu seiner weitern Ausbildung nach Italien reisen ließ. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in diesem Lande ging er 1727 nach England und kam von da 1728 nach Dresden zurück. In der königlichen Kapelle mit 250 Thalern Gehalt angestellt, ereignete es sich, daß er im Gefolge des Königs August nach Berlin reiste und hier die für sein ganzes Leben wichtige Bekanntschaft des Kron-Prinzen machte, dem er verstohlen Unterricht gab (Th. I. S. 22). Nach Friedrichs Thronbesteigung ging er für immer nach Berlin, erhielt 2000 Thaler Gehalt, bekam seine Kompositionen noch besonders honorirt und bezog für jede Flöte, die er für den König verfertigte, 100 Dukaten. Er war ein großer, starker, ernsthafter und rauher Mann, der dem Könige nichts durchgehen ließ, aber ein Sklave seiner Frau war. Den König tadelte er ohne Schonung; er selbst ließ sich nur von seiner Frau tadeln. Friedrich folgte ihm willig, wiewohl der Zögling den Meister zuweilen übertraf. Im vollen Genusse der königlichen Gunst starb er 1773 in Potsdam. Friedrich ließ ihm auf dem Kirchhofe vor dem Nauerschen Thore ein Denkmal errichten:

Digitized by Google

es stellt die Muse vor, welche trauernd ihr Haupt auf den rechten Arm stützt. Mit der linken hält sie die rechte Hand eines Jünglings umschlossen, der in der andern eine zur Erde gesenkte Fackel hält. Eine Doppelflöte (die sogenannte phrygische) ruht der Muse im rechten Arm; neben dem Postament sieht man ein aufgeschlagenes Notenbuch, auf diesem Lorbeerkranz und Flöte.

Rabenau, Ferdinand v., Hauptmann im Dragoner-Regiment v. Zastrow, wird als der Officier genannt, welcher 1761 mit Ergreifung des Verräthers Warkotsch beauftragt war, denselben jedoch aus Unachtsamkeit entkommen ließ und dafür vom Könige eine derbe Nase empfing. Er nahm nach mehrern Jahren seinen Abschied als Major und starb 1784 auf seinem Gute Schenkendorf bei Grünberg.

Ramin, General v., war Kommandant von Berlin und lieferte einen Beweis, wie Friedrich pflichtgetreue Diener zu schätzen wußte. Durch schnelles Fahren waren in Berlin mehrere Unglücksfälle vorgefallen. Ramin ergriff dagegen ein unfehlbares Mittel: sobald ein Kutscher zu rasch fuhr und dem Verbot zuwiderhandelte, wurde er, ohne Rücksicht wer in dem Wagen saß, angehalten, in die Wache gebracht und mit 25 Stockschlägen bestraft. — Einst hatte der Kutscher eines hohen Fremden sich einer ähnlichen Uebertretung schuldig gemacht. Man hob ihn vom Bocke und zählte ihm die wohlverdiente Löhnung auf. Der Fremde, höchst entrüstet, beschwerte sich deshalb unmittelbar beim Könige über den Gouverneur. „Es thut mir leid," war die Antwort, „daß Ihre Klage grade diesen Mann betrifft. Er ist brav, aber grob, und in Dienstsachen läßt er nicht mit sich spaßen."

Ramler, K. Wilh., 1725 in Kolberg geb., 1798 gestorben, war Lehrer am Kadetten-Korps in Berlin und trug durch seine Oden viel zur Verherrlichung Friedrichs und seiner Siege bei. In seinem Gedicht: „auf die Wiederkunft des Königs vom Feldzuge," den 30. März 1763, wurde Friedrich zum ersten Male der einzige König genannt; ihm folgte mit diesem Prädikat Schubart in dem Hymnus „Friedrich der Große," dann Müchler in dem „Todten-Opfer für Friedrich den Einzigen." — Jenes Gedicht lautete:

Der Held, um den du bebtest, wenn im Streite,
Wohin ihn sein Verhängniß trug,
Der eh'rne Donner von den Bergen ihm zur Seite,
Die Feldherrn niederschlug:

Digitized by Google

Da wider ihn mehr Feinde ſich geſellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und er ſich mit entſchloßner Seele zweien Welten
Allein entgegenwarf,

Dein König, o Berlin, durch den du weiſer,
Als alle deine Schweſtern biſt,
Voll Künſte deine Thore, Felſen deine Häuſer,
Die Flur ein Garten iſt;

Dein Vater, der dich oft in deinem Mangel
Geſpeiſt, kehrt wieder in dein Land,
Und hat in Feſſeln an der Höllen-Pforten Angel
Die Zwietracht hingebannt.

Fall an ſein Herz, o Königin! mit Zähren
Der Freude; fleuch an ſeine Bruſt,
Amalia, von deinen frommen Dank-Altären,
Und rede, wenn die Luſt

Dich reden läßt. Vermählte ſeiner Brüder,
Küßt ſein friedſelig Angeſicht:
Willkommen, Schutzgeiſt deines Volkes! und ſagt wieder:
Willkommen! und mehr nicht.

Ihr Jungfraun, deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorbeerhain
Den Weg; miſcht Blumen, die der offnen Erd' entſteigen,
Und frühe Blüte drein.

Ihr edlen Mütter, opfert Spezereien,
Die Maraba den Tempeln zollt,
Da, wo ſein Wagen durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt.

Heil uns, daß unſer Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So ſagt, ihr Jünglinge. Du, Chor der Alten, ſage:
Heil uns, daß wir das Ziel

So viel gekrönter Thaten ſahn! wir ſterben
Von Wonne trunken: Friederich
Bleibt hinter uns: ihr ſtolzen Enkel ſollt ihn erben!
Triumph! ſo ſag auch ich:

Digitized by Google

Wenn unter hohen jubelvollen Zungen,
Ein süßer Ton auch mir gerieth:
Triumph! ich hab ein Lied dem Göttlichen gesungen,
Und ihm gefällt mein Lied.

Rebentisch, Joh. K., Freih. v., 1710 geb., gehörte zu den unglücklichen, bei Maxen in östreichsche Gefangenschaft gerathenen Officieren. Er ging später in portugiesische Dienste und soll im Jahre 1765 in Lissabon an Gift gestorben sein.

Reclam, ein Juwelier in Berlin, der oft für den König arbeitete, der sich daher auch zuweilen mit ihm unterhielt. Einst fragte ihn Friedrich: „Wie viel Kinder hat Er?" — Vier, Ew. Majestät; drei Söhne und eine Tochter. — „Töchter sind leichte Waare, die muß Er je eher je lieber los zu werden suchen." — Ja, Ew. Majestät, das ist leicht gesagt, aber schwer gethan; ich bin kein reicher Mann. — „Weiß Er was? Ich will Ihm einen guten Rath geben. Er muß fleißig unter den Linden spazieren gehen, die Nase in der Luft, die Hände auf dem Rücken tragen und die Backen aufblasen. Dann wird Er bald für einen reichen Mann gelten."

Reinbeck, Joh. Gust., 1683 in Celle geb., gehörte zu den ausgezeichnetsten Theologen seiner Zeit und war ein großer Verehrer der Wolf'schen Philosophie. Seit 1739 Beichtvater der Gemahlinnen Friedrich Wilhelms I. und Friedrich II., starb er, als Probst zu St. Petri in Berlin und Ober-Konsistorial-Rath, 1741 zu Schönwalde bei Spandau. Seine Nachfolger im Beichtvater-Amte waren bei der Königin Mutter der Probst Roloff, bei der Königin der Inspektor Jocardi.

Rentzel, v., war 1719 Kadetten-Unterofficier und 17 Jahre alt, als er zum Exercitien-Meister des Kron-Prinzen im Waffendienste bestimmt wurde. Er starb als Kommandant von Berlin. Ein Freund der Tonkunst und namentlich der Flöte, harmonirte er in dieser Beziehung sehr mit dem Könige. Dieser achtete ihn, selbst als er schon alt und schwach wurde, wie aus der schönen Anekdote Th. I. S. 20 hervorgeht.

Ritter, Dorothee Elisabeth. Ihre unverschuldete Verfolgung durch Friedrich Wilhelm I. ist bereits Th. I. S. 28 erzählt. Drei Jahre hatte sie in Spandau gesessen, als ihr Vater ihre Freilassung erlangte. Friedrich hat für sie nichts gethan. Sie heirathete

Digitized by Google

den Pächter der Berliner Fiakres, Namens Schomer, und lebte bis an ihr Ende in Dürftigkeit.

Rochow, Oberſt v., ſeit 1729 leitender Geſellſchafter des Kron-Prinzen, beaufſichtigte ihn 1730 nach ſeiner mißlungenen Flucht und rettete ihn vor perſönlichen Mißhandlungen durch den König. Er begleitete den Prinzen nach Mittenwalde.

Rode, Chr. Bernh., 1725 in Berlin geb., ſtarb 1797 als Direktor der Akademie der Künſte. Die Kirchen und Paläſte in Berlin und Potsdam enthalten viele Werke ſeiner Hand, doch zeigen ſie mehr oder weniger alle nur den flüchtigen Manieriſten.

Rollin, Charles, geb. 1661, Sohn eines Meſſerſchmiedes in Paris, ſollte im Gewerbe ſeines Vaters erzogen werden, als ein Benediktiner-Mönch ſich ſeiner annahm und ihm Gelegenheit zum Studiren verſchaffte. Er wurde Profeſſor der Rhetorik und Rektor der Univerſität zu Paris. Seine Schriften erwarben ihm auch die Achtung und Freundſchaft Friedrichs, der mit ihm in Briefwechſel trat. „Ich verſichere Sie," ſchrieb der König ihm am 17. Juli 1740, „daß die Merkmale von Freundſchaft, die Sie gegen mich äußern, mir angenehmer ſind, als alle die oft ſo ſehr falſchen und abgeſchmackten Komplimente, die ich nur meinem Range verdanke." Rollin ſtarb ſchon im September 1741.

Rothenburg, Fr. Rud., Graf v., 1710 zu Polniſch-Nettkow in Schleſien geb., ging in franzöſiſche Dienſte, machte den Feldzug in Spanien mit, trat zur katholiſchen Kirche über, focht 1732 in Afrika gegen die Mauren und nahm 1741 Dienſte bei Friedrich, zu deſſen liebſten Geſellſchaftern er gehörte. Im April 1744 ging er als außerordentlicher Geſandter nach Paris, um ein Bündniß zu Stande zu bringen, in Folge deſſen Ludwig XV. Oeſtreich den Krieg erklärte. Rothenburg ſtieg in Preußiſchen Dienſten bis zum General-Lieutenant, führte auch die Aufſicht über den Bau der katholiſchen Kirche in Berlin. Während der letzten Krankheit des liebenswürdigen Greiſes ſaß Friedrich oft Stunden lang an ſeinem Bette, um ihn aufzuheitern; und als er die Nachricht von dem Tode deſſelben erhielt, eilte er vom Schloſſe halb angekleidet über die Straße und ließ ihm die Ader ſchlagen; der König ſelbſt hielt den Teller zu dieſer Operation. — Aber wie ſehr der Menſch Friedrich ihn geliebt hatte, der König ließ ihm nichts durch. Rothenburg wollte einſt ſeinen Regiments-Adjutanten zum Schaden

Digitized by Google

andere Officiere befördern; als man sich darüber beschwerte, veranlaßte der König eine nachdrückliche Remedur. Ebenso bezeigte ihm der König sein Mißvergnügen, als er zu Gunsten der katholischen Kirche in Berlin, deren Mitvorstand er war, unzulässige Anträge machte.

Roucoulle, Marthe du Val, verw. Oberst v., hatte sich in Alençon mit Esaï du Maz de Montbail verheirathet, nach dessen Tode sie, der Religions-Verfolgungen wegen, Frankreich verließ und mit ihren Kindern nach Berlin kam. Die Königin Sophie Charlotte (Gemahlin Friedrichs I.) nahm sich nicht nur ihrer beiden Töchter an, sondern übertrug auch der Mutter die Aufsicht über den damals 5jährigen Kron-Prinzen Friedrich Wilhelm. Madame Montbail lernte den Obersten de Roucoulle (von den beiden Kompagnieen Grands Mousquetiers, welche der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große aus lauter geflüchteten französischen Officieren und Edelleuten errichtet hatte) kennen, verband sich in zweiter Ehe mit ihm und wurde, nach Friedrich Wilhelms Vermählung, zur Oberhofmeisterin ernannt. 1712 übertrug ihr der König die Aufsicht über den in diesem Jahre gebornen Prinzen Friedrich, welches Amt sie bis 1719 verwaltete. Friedrich hat ihr stets die größte Achtung, Liebe und Dankbarkeit erwiesen, oft an den geistreichen Gesellschaften in ihrem Hause Theil genommen, auch sowohl mit ihr selbst, als mit ihren Töchtern, den Fräulein v. Montbail, korrespondirt. Sie starb am 4. Oktober 1741. Noch nach ihrem Tode dachte der König ihrer mit Liebe. Als er erfuhr, daß eine alte Freundin von ihr, die Wittwe Barbier, noch am Leben sei, schrieb er freundlich an diese und machte ihr ein Geschenk.

Rousseau, Jean Jacques, 1712 geb., ist zu bekannt und gehört zu wenig hieher, als daß sein Lebenslauf ausführlicher hier mitgetheilt werden könnte. Friedrichs Liebling, Lord Marschal, war sein Freund und klagte einst, daß Rousseau in der Schweiz verfolgt würde. „Schreiben Sie Ihrem Freunde," erwiederte der König, „daß er in meine Staaten kommen soll; ich will ihm ein sicheres Asyl und eine jährliche Pension von 2000 Franks geben. Er soll in Pankow, dicht bei dem Schloßgarten von Schönhausen, eine Stunde von Berlin, ein geräumiges Haus mit Garten und Wiese haben, so daß er dort eine Kuh füttern, sich hinlänglich Federvieh halten und Gemüse bauen kann. Hier kann er in Ruhe

Digitized by Google

und ohne Nahrungssorgen leben, und seine Einsamkeit wird durch Nichts gestört sein. Aus seinem Garten kann er in die schattigen Gänge des Schönhäuser Gartens gelangen und hier herumwandeln, da die Königin sich nur wenige Monate des Jahres da aufhält." — Marshal war sehr dankbar und froh über dieses großmüthige Anerbieten und schrieb sogleich an Rousseau; er legte seinen Brief vor der Absendung dem Könige vor, und dieser schrieb eigenhändig darunter: „Kommen Sie, lieber Rousseau, ich offerire Ihnen Obdach, Unterhalt und Freiheit." — Der Philosoph antwortete: „Ew. Majestät bieten mir ein Asyl an und versprechen mir dort Freiheit. Sie haben aber ein Schwert, Sie sind ein König! Sie bieten mir Unterhalt an, mir, der nichts für Sie that! Haben Sie denn schon allen den Braven den Unterhalt gesichert, die in Ihrem Dienste Arme und Beine verloren?" — So oft später die Rede auf Rousseau kam, sagte Friedrich: „Das ist ein ausgemachter Narr!"

Rudenskjöld, Baron v., 1698 in Abo geb., ein geistreicher und feingebildeter Schwede, kam am 9. Juni 1739 als Gesandter seines Hofes nach Berlin und wurde bald mit Friedrich befreundet. Die Vermählung der Prinzessin Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger befestigte dieses Verhältniß, und im November 1745 leistete der Gesandte dem Könige einen außerordentlichen Dienst durch die geheime Nachricht von dem in Dresden gegen ihn geschmiedeten Komplott eines Ueberfalls der Mark Brandenburg. Als Friedrich zur Armee abging, umarmte er ihn zärtlich und sagte: „Leben Sie wohl, mein lieber Rudenskjöld, interessiren Sie sich für mich; ich werde mich stets für Sie interessiren." Nach dem Frieden wünschte der Gesandte ihm Glück; Friedrich schickte ihm dafür eine Tabatiere und ein Service von dem erbeuteten Meißener Porzelan zum Geschenk. „Dies zum Zeichen," schrieb er, „daß ich in Sachsen an Sie dachte." — Als der Gesandte, den man le Ministre favori nannte, 1748 abberufen wurde, vermochte der König sich nur schwer von ihm zu trennen. In seiner Heimath zum Reichs-Rathe ernannt und in den Grafenstand erhoben, starb er 1783.

Rutowski, Fr. Aug., Graf v., geb. 1702, ein natürlicher Sohn Augusts des Starken, Königs von Polen, und der schönen Türkin Fatime (nachherigen Oberst-Lieutenant v. Spiegel), ward in Frankreich erzogen, diente zuerst in Sardinien, trat 1728 in Preußische Dienste, lernte hier die gute Organisation der Armee kennen

Digitized by Google

und ging dann, um ſie in Sachſen nachzuahmen, in ſächſiſche Dienſte. Er wurde hier Oberſt, General-Major, machte die Feldzüge von 1734 und 1735 gegen die Franzoſen mit, avancirte zum General-Lieutenant, focht 1737 gegen die Ungarn, erhielt darauf den Befehl über die polniſche Garde, wurde Gouverneur von Dresden und führte ſeit 1740 das Kommando über die ſächſiſche Armee. Bei Keſſelsdorf geſchlagen, ſchien er den Kopf verloren zu haben, und man entzog ihm das Kommando. Er ſtarb 1764 in Pillnitz.

Saldern, Fr. Chriſtoph v., um 1718 geb., Sohn eines Officiers, trat 1735 als Fähndrich in Preußiſche Dienſte und erfreute ſich ſchon in Rheinsberg der Beachtung Friedrichs. Er wurde im erſten ſchleſiſchen Kriege Hauptmann und ſtieg im 7jährigen Kriege bis zum General-Lieutenant, fiel aber 1761 in Ungnade, als er es gegen ſeine Ehre und ſeinen Eid hielt, das ſächſiſche Jagdſchloß Hubertsburg aufzuräumen; er zog ſich zurück, genoß aber nach dem Frieden die ganze Gunſt des Königs wieder, der ihn ſchon um ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung wegen ſchätzte. Einſt hatte ihm Friedrich, übel gelaunt, etwas Unangenehmes geſagt. Saldern ſchwieg, aber ſeine Miene verrieth, daß er ſich gekränkt fühlte. Dem Könige entging dies nicht, und augenblicklich machte er die Sache durch die ſanften Worte wieder gut: „Mit alten Leuten muß man Geduld haben! Und doch nimmt Er mir etwas übel, mein lieber Saldern?" Der General ſtarb 1785 als Gouverneur von Magdeburg. Er hat bei Wettin ein Monument erhalten.

Schaarſchmidt, Sam., 1709 zu Terki bei Aſtrachan geb., ſtudirte erſt Theologie, nachher Medicin in Halle, wurde dort Doktor der Medicin, 1736 aber Profeſſor der Phyſiologie und Pathologie am mediciniſch-chirurgiſchen Collegium in Berlin, ſpäter auch Garniſon-Arzt und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften. Er begleitete den König als Leibarzt in den erſten ſchleſiſchen Krieg und ſtarb 1747.

Schaffgotſch, Joh. Nepomuk Gotthart, Graf v., 1713 geb., machte eine glänzende Karriere, indem er ſchon 1744 die Stelle eines wirklichen Geheimen Staats-Miniſters erhielt, wiewohl er, als Katholik, nicht in den Staats-Rath eingeführt werden konnte. Er ſtarb im Jahre 1775, und Friedrich verlor durch dieſen Todesfall abermals einen geachteten Freund.

Schaffgotſch, Philipp Gotthart, Graf v., war Dom-Probſt

Digitized by Google

in Breslau, wurde durch Friedrichs Vermittelung zum bischöflichen Koadjutor und 1747 vom Könige, wider den Willen des Dom-Kapitels und des Papstes, zum Fürstbischofe ernannt. Friedrich beseitigte alle Schwierigkeiten, ließ den neuen Bischof 1749 prachtvoll mit den Fürstenthümern Neisse und Grotkau belehnen, gab ihm den schwarzen Adler-Orden, ließ 1756 drei Zimmer im Schlosse zu Potsdam für ihn einrichten und gab ihm noch viele andere Zeichen königlicher Gnade. Aber wiewohl selbst der Papst ihn aufgemuntert hatte, seinem gegen die katholische Kirche so wohlgesinnten Fürsten sich auf alle Art ergeben zu beweisen, vergalt Schaffgotsch bei dem Ausbruche des 7jährigen Krieges dem Könige seine Gnade mit so schwarzem Undank, daß selbst die Oestreicher ihren Unwillen darüber nicht verbergen konnten. Er schmähte den König, trat den großen Haus-Orden mit Füßen und mußte nun natürlich das Land verlassen. Von Nikolsburg (in Mähren) aus versuchte er 1758, dem Könige neue Ergebenheit zu heucheln; dieser aber schrieb an ihn: „Ihr Verfahren ist zu arg und zu schändlich. Ich kann Sie nicht anders, denn als einen Verräther ansehen, der auf die Seite meiner Feinde getreten ist und von freien Stücken einen Posten verlassen hat, den er, in Betrach der Pflichten seines Standes, niemals hätte verlassen sollen. Mir bleibt also an meinem Theile nichts mehr übrig, als diejenigen Maßregeln zu treffen, welche mir am dienlichsten scheinen werden. Sie aber will ich Ihrem eignen Schicksal überlassen. Ich weiß gewiß, daß eine so unverantwortliche Aufführung, wie die Ihrige, unfehlbar die gebührende Strafe nach sich ziehen wird. Weder der göttlichen Rache, noch der Verachtung der Menschen werden sie entgehen können, denn so verderbt, wie diese auch immer sein mögen, sind sie es doch nicht in einem solchen Grade, daß sie nicht Verräther und Undankbare mit Abscheu betrachten sollten." — Selbst vom Wiener Hofe verstoßen, hielt Schaffgotsch sich während des Krieges theils in Rom, theils in Mähren auf; nach dem Frieden wurde ihm Oppeln zum Wohnorte, und ein mäßiges Jahrgehalt angewiesen; 1766 ging er heimlich in den östreichschen Theil des Bisthums und lebte in Johannisburg von den dortigen Einkünften.

Schimmelmann, Heinr. K., 1724 in Demmin von bürgerlichen Aeltern geb., lernte in Stettin Schnittwaaren-Handlung, ließ sich später in Dresden nieder, pachtete hier die Zölle und wurde

Digitized by Google

sächsischer Geheimer-Rath. Friedrich bedienten sich seiner im 7jährigen Kriege, um das in Dresden und Meißen erbeutete Porzelan zu verkaufen; auch bezog der König durch ihn seine englischen Subsidien und viele Armee-Vorräthe über und aus Hamburg. Schimmelmann wurde reich und trat 1761 in dänische Staatsdienste, wo man ihn zum Finanz-Minister machte und in den Grafenstand erhob.

Schlabrendorf, Ernst Wilh., Graf v., 1719 im Brandenburgschen geb., wurde Kammer-Präsident in Magdeburg und 1755 Departements-Minister in Schlesien bis 1770, in welcher Eigenschaft er eins der thätigsten Werkzeuge in Ausführung der königlichen Entwürfe zur Erhaltung jener Provinz war. Ja nach dem Ueberfalle von Hochkirch hatte er sich so thätig für das Interesse seines Herrn gezeigt, daß Friedrich ihn umarmte und ihn den Erretter von Schlesien nannte; er schenkte ihm auch 100,000 Thaler. — Schlabrendorf verfuhr ziemlich despotisch, so daß er bei vielen Wohlthaten, die er der Provinz erzeigte, oft harte Mittel wählte. Nicht selten aber opferte er dem Vortheile des Königs die Interessen der Stände, und er zog sich dadurch so großen Haß und so bittere Anklagen zu, daß er bei dem Könige in Ungnade fiel. Der Verdruß, den er darüber empfand, beförderte seinen Tod, dem er damals sehr nahe stand. Vor seinem Hinscheiden schrieb er noch an den König: „Die Potenten in Schlesien haben mir Ew. K. Majestät Ungnade zugezogen, und diese Ungnade schlägt den letzten Nagel in meinen Sarg. Ich fühle, daß ich meinem Ziele nahe bin: wenn Ew. Majestät mein allerunterthänigstes Schreiben öffnen, werde ich nicht mehr sein. Soll ich aber das Unglück empfinden, diese Ungnade mit ins Grab zu nehmen, so tröstet mich das Bewußtsein, mein ganzes Leben Ew. Majestät Interesse aufgeopfert zu haben." Friedrich hatte die Verdienste seines Ministers nicht vergessen, wollte den Sterbenden nicht ohne einigen Trost lassen und gab ihm Beweise der wiedererlangten Gnade. Doch fanden ihn diese nicht mehr am Leben. —

Schmettau, Samuel, Reichsgraf v., 1684 geb., begann seine militairische Laufbahn bei Hochstädt (1704) unter Marlborough und wohnte in holländischen und polnischen, östreichschen und preußischen Diensten zusammen 23 Schlachten und 32 Belagerungen bei. Er kämpfte in Oestreich gegen die Türken, in Sicilien gegen

Digitized by Google

die Spanier, leitete 1720 die Belagerung von Meſſina, ſtillte 1731 den Aufruhr der Genueſer, wurde 1735 General-Feldzeugmeiſter und 1741 Feldmarſchall. Die Wiener Kabalen brachten ihn zu dem Entſchluſſe, in Preußiſche Dienſte zu gehen, und da er gegen Oeſtreich nicht fechten mochte, ſo ſchickte ihn Friedrich als Geſandter nach München und Paris. Er ſtarb 1751.

Schmettau, K. Chriſtoph, Bruder des Vorigen, 1696 geb., diente anfänglich unter den Oeſtreichern, wurde 1741 von Friedrich als Oberſt und Flügel-Adjutant in Dienſte genommen, avancirte ſchon 1743 zum General-Major und 1744 zum General-Quartiermeiſter. Er veranlaßte den König zur Bildung eines (kleinen) General-Stabes; bis dahin hatte ein ſolcher nicht exiſtirt. Nachdem Schmettau es bis zum General-Lieutenant gebracht, verlor er nach dem unglücklichen Rückzuge des Prinzen von Preußen aus Böhmen (1757) die Gnade des Königs, wurde aber 1759 mit der ſchwierigen Vertheidigung von Dresden beauftragt. Nachdem er hier lange rühmlich fungirt, hatte er das Unglück, dieſe Hauptſtadt eine Stunde früher zu übergeben, als die Preußen es entſetzen konnten, und verlor nun die Gnade des Königs vollends. Dennoch erſchütterte es dieſen, als er 1775 vernahm, daß der alte Waffengefährte in Brandenburg verſtorben ſei.

Schmettau, Graf v., Neffe des Vorigen, geb. um 1740, nahm Preußiſche Kriegsdienſte, wurde Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, zeichnete ſich im 7jährigen Kriege, im baierſchen Erbfolge-Kriege, ſowie gegen die Franzoſen in den Rhein-Feldzügen aus und fand 1806 als Diviſions-Chef bei Auerſtädt den Tod.

Schmettau, Woldemar Herm., Graf v., 1718 geb., zeichnete ſich in däniſchen Kriegsdienſten aus, trat dann in Preußiſche über, focht bei Mollwitz, Chotuſitz, unter Herzog Ferdinand bei Haſtenbeck, und war bei der Belagerung von Bergen op Zoom. Er ſtarb in Plön als General der Kavallerie.

Schmidt, Franz, katholiſcher Geiſtlicher in Siebenhuben bei Strehlen, Sohn eines Bäckers aus Neiſſe, war der Zwiſchenträger des Verräthers Warkotſch bei ſeiner Korreſpondenz mit dem öſtreichſchen Oberſt Wallis. Was aus ihm geworden, iſt nicht bekannt.

Schmidt, ein berühmter Kupferſtecher, 1712 in Berlin geb., bildete ſich in Paris, wo die Akademie ihn, wiewohl er Proteſtant war, 1742 zu ihrem Mitgliede aufnahm, und folgte 1744 dem Rufe

Digitized by Google

des Königs nach Berlin. Er hat Pesne's beſtes Gemälde Friedrichs in Kupfer geſtochen, fertigte auch die Kupferſtiche und Vignetten zu den Werken des Königs.

Schöning, nachheriger Kriegs-Rath, war zur Zeit von Friedrichs Tode Kammer-Huſar bei dem Könige. Man weiß, daß dieſer in den letzten Jahren ſeines Lebens die Sparſamkeit auf das äußerſte trieb. Seine Röcke waren öfter abgetragen, die Stiefeln abgenutzt, die Hüte ganz kahl, Hemden und Taſchentücher zerriſſen, und in den Beinkleidern fand ſich wohl gar ein Loch. Bei ſeinem Tode fand man kein Hemde, das tauglich geweſen wäre, den Leichnam zu bekleiden. Da gab Schöning eines ſeiner noch ungebrauchten Hemden zu dieſem Zwecke her. Seine Braut hatte es ihm zum Schmucke geſchenkt; jetzt umhüllte es die Ueberreſte des größten Monarchen des Jahrhunderts.

Schrötter, Freih. v., Regierungs-Präſident in Preußen. Als Friedrich ihn zum erſten Male nach ſeiner Ernennung ſprach, äußerte er unter andern: „Weiß Er, wer ich bin und wer Er iſt? — Ich will es Ihm ſagen. Ich bin der erſte Juſtitiarius über mein Land und muß Gott dereinſt Rechenſchaft geben, ob die Juſtiz darin gehörig verwaltet worden iſt. Weil ich nun aber allein dies nicht bewirken kann, ſo hab ich ihn zu meinem Juſtitiarius dieſer Provinz ernannt. Er hat nun nicht nur eine gleiche Pflicht gegen Gott zu beobachten, ſondern iſt hier auf Erden auch mir verantwortlich, daß ein Gleiches von jedem Juſtizbedienten der Provinz beobachtet werde."

Schulenburg, Adolph Fr., Graf v., 1685 in Wolfenbüttel geb., beſuchte die Akademie in Lüneburg und vollendete ſeine Bildung zu Utrecht; trat 1705 in hannoverſche Dienſte, focht als Major bei Oudenarde und Malplaquet, ging 1713 zu den Preußen über, machte den Pommerſchen Feldzug mit (1715), war 1734, als General-Major in der Kavallerie, einer der rathenden Begleiter des Kron-Prinzen Friedrich am Ober-Rhein und blieb 1741 als General-Lieutenant in der Schlacht bei Mollwitz.

Schulenburg, Aug. Ferd., Graf v., war im 7jährigen Kriege Lieutenant im Gefolge des Königs und wurde mit der Nachricht von dem Siege bei Roßbach zur Königin nach Magdeburg geſchickt, wo er unter Vorritt von 24 blaſenden Poſtillons einzog. Er ſtarb 1789 als General-Major und Chef eines Huſaren-Regiments.

Digitized by Google

Schulenburg, Levin Rud. v., Bruder des Vorigen, 1727 geb., befand sich während des 7jährigen Krieges als Adjutant im Gefolge des Königs und starb 1788 als General-Lieutenant und wirklicher Staats- und Kriegs-Minister.

Schulenburg-Kehnert, Fr. Wilh., Graf v., aus dem Hessischen, nahm nach zurückgelegten Studien Kriegsdienste unter Friedrich, ging aber zur Civil-Verwaltung über, wurde Finanz-Rath in Salzwedel, Vice-Direktor der Domainen-Kammer in Magdeburg, im 29. Jahre Finanz-Minister, während des baierschen Erbfolge-Krieges aber Kriegs-Minister. Er starb 1814 als Preuß. Staatsrath. — Seine Karriere war originell; Friedrich, durch den General v. Marwitz gegen ihn eingenommen, mochte ihn durchaus nicht leiden; überall aber, wo etwas Tüchtiges geschah, war Schulenburg im Spiele, so daß Friedrich seinen Irrthum einsah und den jungen Mann nun eben so sehr beförderte, als er ihn früher vernachlässigt hatte.

Schumacher, Elias, Geheimer Kriegs-Rath (Kabinets-Rath) unter Friedrich Wilhelm I. und seinem Nachfolger. Er starb 1747.

Schwerin, Kurt Christoph, 1684 zu Lowitz bei Anklam geb., besuchte die Universität Leyden, wurde 1700 Fähndrich in holländischen Diensten, focht unter Marlborough und Eugen und nahm als Hauptmann den Abschied (1705). Im folgenden Jahre trat er in mecklenburgsche Dienste, avancirte zum Oberst (1708) und wurde 1712 mit geheimen Aufträgen an Karl XII. nach Bender geschickt. 1720 trat er als General-Major in Preußische Dienste, war 1730 Mitglied des Kriegsgerichts in Köpenick und erbaute das Schloß Kumerow, von Friedrich Wilhelm I. Schwerinsburg benannt. Friedrich II. ernannte ihn bald nach seinem Regierungs-Antritt zum Feldmarschall, erhob ihn in den Grafenstand und bediente sich seiner erfahrnen Leitung in den ersten schlesischen Kriegen. Doch zog er sich 1744 das Mißfallen des Königs zu, weshalb er die Armee verließ, sich auf seine Güter zurückzog und hier das Vorwerk Mollwitz bei Wussekken baute. Seit 1747 erfreute er sich wieder der vollen Gnade des Monarchen, vermählte sich 1754 zum zweitenmal mit Luise v. Wakenitz und fand am 6. Mai 1757 bei Prag den Heldentod. Er ahnte das ihm bevorstehende Geschick nicht und schrieb noch 10 Tage vor der Schlacht an seine Gattin: „Gott, der uns bisher augenscheinlich geführt hat, wird uns auch ferner zur Seite stehen. Wenn der Feind nicht weicht, werde ich ihm mich herzhaft

Digitized by Google

entgegenſetzen, um mein Ziel ſelig zu beſchließen und mit Ehren zu endigen, warum ich Gott mit Inbrunſt, und daß er Dir Geſundheit geben möge, auch dabei Dich erhalten wolle, täglich anrufe." Seine Ueberreſte wurden in Wuſſeken beigeſetzt.

Schwerin, Wilh. Fr. K., Neffe des Vorigen, 1728 geb., wurde nach dem Tode ſeines Oheims Adjutant des Königs und bei Zorndorf von den Ruſſen gefangen und nach Petersburg geführt. Hier durfte er bei Hofe erſcheinen, wo Peter III. ihn kennen lernte. Er überbrachte dieſem bei ſeiner Thronbeſteigung (1762) den ſchwarzen Adler-Orden und unterhandelte mit ihm über den Frieden. 1795 führte er als General-Lieutenant die Preußiſchen Truppen gegen Polen, machte aber ſo ſchlechte Geſchäfte, daß er vor ein Kriegsgericht geſtellt und zum Verluſte ſeines Regiments und 1jähriger Haft verurtheilt wurde. Er ſtarb 1802 in Hamburg.

Schwerin, General und Ober-Stallmeiſter des Königs, gehörte zu der näheren Umgebung Friedrichs und war noch in ſeinen letzten Tagen um ihn. Der König ſcherzte oft mit ihm. Als er beim Ausbruche des baierſchen Erbfolge-Krieges zur Armee gegangen war, ſchrieb er ihm: „Meine Pferde und ich, wir werfen uns Ew. Excellenz zu Füßen und bitten um die Fortdauer Ihrer Gewogenheit und Gnade. Ew. Excellenz ſehen, daß ich von Breslau fort bin, es ſind alſo nur noch meine Mauleſel, die Dero Aufmerkſamkeit feſſeln können." — In den letzten Jahren ſeines Lebens gab Friedrich eines Tages ihm an die Hand, wie wenig er Schmeicheleien zu ſchätzen wiſſe. Er ging nämlich mit Schwerin im Garten von Sans-Souci ſpazieren. Schwerin, um dem Könige zu ſchmeicheln, verſicherte ihm: er gehe ſo ſchnell, daß es ihm ſchwer falle, gleichen Schritt mit ihm zu halten. Friedrich überhörte dies abſichtlich und ſchwieg, als der Ober-Stallmeiſter ſeine Aeußerung wiederholte. Endlich äußerte Letzterer nochmals: „Ew. Majeſtät gehen ſo ſchnell und rüſtig, daß ich's nicht mehr aushalten und Ihnen folgen kann." — „Nun, dem ſoll bald abgeholfen werden," antwortete der König, rief zwei Heiducken und befahl ihnen einen Trag-Seſſel zu bringen. Schwerin mußte ſich hineinſetzen und wurde — wider ſeinen Willen — eine ganze Stunde lang neben dem Könige hergetragen.

Seckendorf, Fr. Heinr., Graf v., 1673 zu Königsberg in Franken geb., wurde in kaiſerlichen Dienſten General-Feldzeugmeiſter und ſeit 1726 bis 1734 Geſandter am Berliner Hofe, wo er auf

Digitized by Google

eine für den Letztern sehr nachtheilige Weise das östreichsche Interesse wahrnahm. Er war Friedrich Wilhelm I. schon aus den flandrischen Feldzügen und von der Belagerung Stralsunds her bekannt und fand darum eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Er trennte Preußen von dem im Jahre 1725 mit England und den Seemächten gegen Oestreich geschlossenen Bunde und wurde aus diesem Grunde der entschiedene Widersacher der Partei der Königin, die, mit dem englischen Hause nahe verwandt, noch eine nähere Verbindung mit demselben wünschte. Er bewirkte, daß Preußen sich wieder an Oestreich anschloß und gegen die Zusage der Jülichschen Erbschaft die pragmatische Sanktion verbürgte. Er vereitelte den Plan der Königin, sich mit dem englischen Hause durch eine Wechsel-Heirath zu verbinden, begleitete 1730 den König auf der verhängnißvollen Reise nach Wesel, interessirte sich jedoch später im Namen seines Hofes für die Begnadigung des Kron-Prinzen. Nach seiner Abberufung von Berlin diente er im Türken-Kriege mit so unglücklichem Erfolge, daß er, des Verraths beschuldigt, von Karl VI. auf die Festung Grätz geschickt wurde. Nach dem Tode des Kaisers freigelassen, zog er sich auf sein Gut Meuselwitz zurück, trat 1742 in die Dienste Karls VII. und kam mit Aufträgen desselben nach Berlin, wo Friedrich, der so viel durch ihn erduldet hatte, ihn wohlwollend aufnahm. Abermals kam er 1744 zum Könige in Breslau, und man legte hier den Grund zu der Frankfurter Union. Im 7jährigen Kriege schlug er sich wieder auf die östreichsche Seite, wurde deshalb durch ein Preußisches Kommando in Meuselwitz (1758) aufgehoben und nach Magdeburg gebracht, jedoch später gegen den bei Hochkirch gefangenen Prinzen Moritz ausgewechselt. Er starb 1763 in Meuselwitz, 90 Jahr alt.

Segner, Kriegs-Rath, war der Urheber des Planes zu der Preußischen Wittwen-Verpflegungs-Anstalt, welche 1776 ins Leben trat, und deren Chef der Minister v. Schulenburg-Kehnert wurde.

Selle, Chr. Gottlieb, 1748 in Stettin geb., studirte in Göttingen und Halle, wurde hier Doktor der Medicin (1770), prakticirte in Berlin, begleitete die Landgräfin von Hessen-Darmstadt nach Petersburg, wurde Leibarzt des Fürstbischofs von Ermeland und später Friedrichs und dessen beider Regierungs-Nachfolger, Oberaufseher der Charité, Geheimer Rath und Direktor der philosophischen Klasse der Akademie. Er starb 1800. — Selle behandelte Friedrich II. in den letzten Tagen seines Lebens und war bei dessen Tode zugegen.

Digitized by Google

Senning, Joh., 1677 geb., Ingenieur Oberſt, unterrichtete den Kron-Prinzen Friedrich in den mathematiſchen Wiſſenſchaften und wurde einer der treueſten Freunde deſſelben. Er ſtarb 1743.

Serbelloni, Joh. Baptiſta, Feldmarſchall-Lieutenant, einer der öſtreichſchen Heerführer im 7jährigen Kriege, zeichnete ſich bei Kollin aus und wurde hier verwundet. 1761 zum Feldmarſchall ernannt, führte er ein Korps der Reichsarmee, jedoch ohne Erfolg, gegen den Prinzen Heinrich von Preußen. Er ſtarb 1778 als Kommandant von Mailand.

Seydlitz, Friedrich Wilhelm v., 1722 in Kleve geb., verlor ſeinen Vater, einen Rittmeiſter, im achten Jahre und legte ſchon in dieſer Zeit ſeine Befähigung zum künftigen Reiter-General an den Tag, indem er einen Ritt durch die ſauſenden Flügel einer Windmühle machte. Im Alter von 12 Jahren trat er als Page bei dem Markgrafen von Brandenburg-Schwedt in Dienſt und wurde 1738 Kornet in deſſen Dragoner-Regiment. Im erſten ſchleſiſchen Kriege tödtete man ihm ſein Pferd und nahm ihn gefangen; dieſer Umſtand beförderte ſein künftiges Glück. Als er bald darauf bei einer Revue in Berlin (1743) ſeinen Kameraden laut erklärte, er würde ſich nicht gefangen gegeben haben, wenn man ihm nicht ſein Pferd getödtet hätte, und nur unter dieſen Umſtänden könne er es einem Kavallerie-Officiere verzeihen, wenn er ſich gefangen nehmen laſſe: ritt eben der König vorbei. Dieſer wollte eine ſolche Prahlerei auf eine wohlwollende Weiſe rügen und befahl alſo dem jungen Seydlitz, mit einem Kommando über eine Spreebrücke zu gehen. Er war kaum auf der Mitte derſelben angelangt, als Friedrich ihm plötzlich zurief: „Er iſt mein Gefangener!“ — „Ich?“ verſetzte Seydlitz, gab ſeinem Pferde die Sporen, ſetzte in die Spree und ſchwamm durch dieſelbe hindurch. Friedrich ernannte den Kornet auf der Stelle zum Huſaren-Rittmeiſter. Im zweiten ſchleſiſchen Kriege befand er ſich bei einem Freikorps, zeichnete ſich vielfach aus, nahm bei Hohenfriedberg den ſächſiſchen General Schlichting gefangen und wurde bei Sorr verwundet. Friedrich erhob ihn zum Major (1745). Nach geſchloſſenem Frieden machte er ſich von neuem durch den Ernſt, mit welchem er ſeine Schwadron reorganiſirte, bemerkbar; eben ſo organiſirte er ein Dragoner-Regiment in Treptow und ein Küraſſier-Regiment in Ohlau; 1755, im Alter von 35 Jahren, machte ihn Friedrich zum Oberſt und Kommandeur deſſelben. An der Spitze

Digitized by Google

dieſes Regiments zeichnete Seydlitz ſich bei Lowoſitz und noch mehr bei Kollin aus, indem er hier mit der Kavallerie des linken Flügels einen meiſterhaften Rückzug machte und die Armee deckte. Zum General-Major ernannt, zog er, als Haddick Berlin genommen hatte, dieſer Stadt zu Hülfe, ging darauf nach Sachſen, überfiel den Prinzen von Soubiſe und die franzöſiſche Generalität in Gotha und nahm das für dieſe beſtimmte Diner ein. Jetzt übertrug ihm der König das Kommando über die ganze Kavallerie, und Seydlitz hatte völlig freies Feld auf ſeiner rühmlichen Laufbahn; ihm verdankte die Preußiſche Kavallerie ihren welthiſtoriſchen Ruf. Die Schlacht bei Roßbach entſchied er faſt allein durch ſeine eben ſo raſchen als geſchickten Manöver, wurde aber von neuem verwundet. Der König beförderte ihn zum General-Lieutenant und gab ihm den ſchwarzen Adler-Orden. Neue und große Lorbeeren erwarben Seydlitz und ſeine Reiter bei Zorndorf, bei Hochkirch und bei Kunersdorf, wo die abermalige Verwundung des Generals den Verluſt der Schlacht zur Folge hatte. Seine Wunde verhinderte ihn an dem Feldzuge von 1760 Theil zu nehmen; in den folgenden Jahren finden wir ihn bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachſen, wo er ſich bei Freiberg auszeichnet. Nach dem Frieden wurde er Inſpekteur der geſammten ſchleſiſchen Kavallerie, und ſein Regiment in Ohlau galt ganz Europa für das Muſter-Regiment. 1767 zum General der Kavallerie ernannt, ſtarb er als ſolcher 1773 an den Folgen der Kriegsſtürme und eines zu raſchen Lebens. Auch noch im Alter wiederholte er die Wagſtücke ſeiner Jugend und ritt als General, wie ſonſt als Page, zwiſchen umlaufenden Windmühlflügeln durch; ſein Gefolge that es ihm dann ſogleich nach. Einſt traf er in der Gegend von Ohlau beim Spazierenreiten auf eine Halbkutſche, die ſehr langſam im Sande hinfuhr. Ein Landprediger und deſſen Frau ſaßen drin. Seydlitz betrachtete das Fuhrwerk, deſſen Vordertheil ſehr geſtreckt war und alſo zwiſchen Kaſten und Kutſcherbock einen ziemlichen Raum gab; ohne ſich lange zu beſinnen, giebt er ſeinem Pferde die Sporen und ſetzt über den Wagen hinweg. Alle ſeine Begleiter folgten ihm natürlich zum großen Schreck der darin Sitzenden, die aber ganz unbeſchädigt blieben. — Jeder Gefahr zu Pferde wußte der entſchloſſene Seydlitz unverzagt entgegen zu gehen; er ſtrebte ſie zu überwinden, nicht, ſie zu vermeiden. Die Unglücksfälle häuften ſich, allein Seydlitz achtete nicht darauf, ſondern hielt ſie

Digitized by Google

für Opfer, die der Kriegsdienſt auch im Frieden auferlege. Der König fragte ihn einſt: „Seydlitz, wie kommt es, daß bei Seinem Regimente ſo viele Leute den Hals brechen?“ Der General erwiederte: „Ew. Majeſtät dürfen nur befehlen und es ſoll nicht wieder vorkommen. Aber ich bin dann auch außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet.“ — Ein anderes Mal, als die Miniſterin v. Schlabrendorf dem General ihre Angſt zu erkennen gab, daß ihr Sohn durch das tolle Reiten, von dem ſie mit Entſetzen hörte, ein Unglück nehmen könnte, tröſtete Seydlitz ſie mit den Worten: „Ihre Excellenz können ruhig ſein; einen Kornet und eine Katze kann man vom Thurme herabwerfen, ſie brechen nicht gleich den Hals.“ — Ehre war die Hauptleidenſchaft dieſes verdienten Kriegers, und er geſtattete ſelbſt dem Könige nicht, ihm darin zu nahe zu treten. Als Friedrich in einer Anwandlung von Unzufriedenheit ihm einſt ſagte: „Er hat immer einen Sporn zu viel,“ trat Seydlitz ſogleich den einen Sporn von ſeinem Stiefel ab und iſt nachher nie wieder mit zwei Sporen erſchienen. — Als man im Jahre 1782 dem Könige das Modell der Statue zeigte, die er zum Andenken des Generals auf dem Wilhelms-Platze in Berlin aufſtellen ließ, betrachtete er es mit Wehmuth und äußerte: „Ich möchte wünſchen, daß alle Kavalleriſten Wallfahrten nach dieſem Reiter-Heiligen machten.“

Sinzendorf, Graf, Kardinal, war 1740 Fürſtbiſchof von Berlin und befand ſich auf dem Schloſſe Ottmachau, als Schwerin dieſes einnahm (Jan. 1741) und ihm eine Ehrenwache gab. Man beſchuldigte ihn bald darauf, einen verrätheriſchen Briefwechſel mit dem öſtreichſchen Kommandanten der Feſtung Neiſſe geführt zu haben. Der König ließ ihn aufheben und unter militairiſcher Bedeckung nach Breslau bringen (13. April), wo er mit aller ſeinem Range gebührenden Achtung bewacht wurde. Schon am 18. April erhielt er ſeine Freiheit wieder und ſpeiſte beim Könige, der ihn nach Wien entließ. Nach dem Kriege kehrte er auf ſeinen Biſchofsſitz zurück, und der König erbat ſich bei dem Friedensfeſte zu Breslau (1742) eine Predigt von ihm. Er hörte dieſelbe mit großem Beifall an und äußerte dann: „Die Katholiken behandeln bei ihrem Gottesdienſt Gott als ihren Obern, die Lutheraner als ihres Gleichen und die Reformirten als ihren Untergebenen.“ Der Fürſtbiſchof erfreute ſich fortan der Achtung des Monarchen, der ihm den ſchwarzen

Digitized by Google

Adler-Orden gab und ihn zum General-Vikar und obersten geistlichen Richter aller Römischkatholischen in den Preußischen Staaten machte. Der Papst Benedikt XIV. mußte damit zufrieden sein, bestätigte Sinzendorf als General-Vikar und schrieb ihm am 14. Juli 1742: „Mit Zufriedenheit haben wir aus Eurem Schreiben vernommen, daß der Herr des Landes, wo Ihr seid, Euch mit seinem Vertrauen und mit seiner Hochachtung beehrt und die weltliche Gerichtsbarkeit Eures Bisthums läßet, auch den Geistlichen unserer heiligen Religion den Genuß der Kirchenfrüchte und Zehnten erhält. Wir haben mit nicht weniger Vergnügen die von Euch gegebene Versicherung empfangen, daß er nicht nur seine Katholischen Unterthanen in Glaubenssachen nicht beunruhigen, sondern ihnen auch jederzeit Gewissensfreiheit lassen werde. Da die Erhaltung unseres heiligen katholischen Glaubens in den Staaten, so unter diesem Souverain stehen, uns sehr am Herzen liegt, so hat uns dieses nicht anders, als einen sehr guten Begriff von seiner Person beibringen können und viele Hochachtung gegen ihn bei uns erweckt. Wir würden ihm auch selbst solches schriftlich bezeugen, wofern nicht die ihm selbst schon bekannte Beschaffenheit der Sachen uns hinderte. Gleichwie wir es nun dermalen nicht thun können, also bitten wir Euch, daß Ihr diesem Fürsten, sobald die Gelegenheit es an die Hand giebt, mündlich unsere Dankbarkeit für sein Betragen abstattet, weil er nämlich die freie Ausübung unserer Religion verwilligt, auch Euch bei dessen Bewerkstelligung derjenigen Ausdrücke bedienen mögt, welche Euch Eure Wohlredenheit in den Mund legt."

Soltikow, Peter Simon, Graf v., zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geb., erhielt als General-Lieutenant im Jahre 1759 den Oberbefehl über die russische Armee gegen Preußen, mit dem Range eines Feldmarschalls. Nach dem Treffen bei Kai, in welchem er den General Wedell schlug, zog er sich nach Frankfurt a. O., vereinigte sich mit den Oestreichern unter Laudon und gewann, hauptsächlich durch den Letztern, die Schlacht bei Kunersdorf (12. August 1759). Er wußte jedoch seinen Sieg nicht zu benutzen und weigerte sich, seine Leute ferner zu Gunsten der Oestreicher aufzuopfern. Im folgenden Jahre beschränkte er sich meist auf die Defensive, und nur einmal ging er zum Angriff über, um Berlin besetzen zu lassen. Im Jahre 1761 wurde er vom Kommando entfernt und zum Gouverneur von Moskau ernannt, in welcher Eigenschaft er 1772 starb.

Digitized by Google

Sophie Dorothee, Gemahlin Friedrich Wilhelms I. und Mutter Friedrichs des Großen, war eine Tochter Georgs I. Königs von England, geb. 1687, vermählt 1706; eine schöne und geistreiche Frau und eine treffliche Mutter. Friedrich vergalt ihr mit der zärtlichsten Liebe die mannichfachen Leiden, die sein harter Vater ihr bereitet hatte. Als sie ihn, an der Leiche des Letztern „Ew. Majestät" nannte, sagte er zu ihr: „Nennen Sie mich immer Ihren Sohn; dieser Titel ist köstlicher für mich, als die Königs-Würde." Er gab ihr mit dem Titel Königin-Mutter den Rang vor seiner Gemahlin und verherrlichte sie in Gedichten aller Art. Sie zu ehren, wurde kein Aufwand geschont; er gab ihr eine reiche Hofhaltung; ihr Geburtstag war ein großes Fest und wurde jedesmal mit einer neuen Oper gefeiert. So wollte der König am 27. März 1746 dieses Fest mit aller Pracht begehen; der Frieden war geschlossen, und er befand sich seit seiner Thronbesteigung zum ersten Mal um diese Zeit in Berlin. Es wurde eine neue Oper, der Traum des Scipio, gegeben; der Hof speiste sodann in einem Zimmer des Königs, welches aus einem künstlichen Garten von Zwergbäumen bestand, die lauter ungewöhnliche und doch, trotz der winterlichen Jahreszeit, reife Früchte trugen. Der erste Gang enthielt statt der Speisen Galanterie-Waaren mit Brillanten besetzt und Kostbarkeiten, die sodann verlosset wurden. Allmählig kamen 6 verschiedene neue Schüsseln, die Alles enthielten, was den Geschmack ergötzen konnte; der Nachtisch aber erschöpfte in 10 Vorstellungen allen Witz und alle Kunst der Konditoren der Residenz. — Drei Monate später besuchte die Königin ihren Sohn in Charlottenburg (27—29. Juni); ihr zu Ehren wurden Konzerte, Schauspiele und Feuerwerke gegeben. Dabei geschah das Unglück, daß in ihren Zimmern eine Feuersbrunst auskam, die eine große Verwirrung hervorbrachte, jedoch bald wieder gelöscht wurde. — Sophie starb zur Zeit der Schlacht von Kollin, und die Nachricht von ihrem Tode schmetterte den König vollends darnieder. Noch im Jahre 1779 sagte er zu Garve: „Wenn Er wüßte, was mich z. B. der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde Er sehen, daß ich unglücklich gewesen bin, wie jeder Andere, und unglücklicher als Andere, weil ich mehr Empfänglichkeit gehabt habe."

Sophie Dorothee Marie, Schwester Friedrichs, wurde von ihrem Vater wider ihren Willen an den rohen Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt verheirathet (1734). Diese

Digitized by Google

Ehe war daher unglücklich, und so oft der Markgraf sich beklagte, Soldat zu sein und das große Reithaus in Schwedt gebaut zu haben, pflegte er hinzuzusetzen: wie es ihn noch mehr dauere, daß Friedrichs Schwester seine Gemahlin geworden sei. Zu Lebzeiten ihres Vaters zügelte er seine Rohheit noch etwas, ließ ihr aber seit 1740 freien Lauf. Oft flüchtete Sophie nach Montplaisir oder Berlin, noch häufiger nahm sie Friedrichs Schutz in Anspruch. Dieser ließ es denn auch bei freundschaftlichen Ermahnungen nicht bewenden, sondern schickte den General Meier mit der unumschränkten Vollmacht nach Schwedt, die Markgräfin möglichst gegen Kränkungen zu sichern. Meier hielt sich Jahrelang in Schwedt auf. — Einst wollte die Markgräfin spazieren fahren; aber ihr Gemahl schwur, funfzig Prügel solle der Kutscher haben, der Miene mache, anzuspannen. Sophie beklagte sich bei Meier; dieser ging sofort nach dem Marstalle und drohte den Kutschern hundert Prügel geben zu lassen, wenn sie den Befehl ihrer Gebieterin nicht erfüllen würden. Jetzt wurde der Wagen flott, und der Markgraf lachte überlaut, als er die klägliche Entschuldigung seiner Kutscher vernahm. Einige Tage später meldete sich ein königlicher Stallmeister mit 8 trefflichen Kutschpferden: der Markgraf glaubte, daß dies ein Geschenk für ihn sei, allein ein Kabinetsschreiben belehrte ihn, wie er sofort 2000 Thaler für diese zum alleinigen Dienst der Markgräfin bestimmten Rosse zu zahlen, sie auch zu unterhalten habe. — Sophie starb 1764. Tödtlich erkrankt lag sie in Montplaisir, als ihr Gemahl sie noch zu sprechen wünschte. Aber er hatte das Gelübde gethan, den Forst, in welchem das Lustschloß lag, nie mehr zu betreten. In dieser Verlegenheit half er sich dadurch, daß er sich rückwärts in den Wagen setzte und in Montplaisir durch das Fenster in die Krankenstube drang. Die Zusammenkunft soll wahrhaft rührend gewesen, auch die Markgräfin zuletzt in einer Sänfte nach Schwedt getragen worden sein, wo sie in den Armen ihres versöhnten Gatten starb.

Spaen, v., Lieutenant in der großen Garde zu Potsdam, war in die Geschichte der Flucht des Kron-Prinzen verwickelt und wurde mit vor das Kriegsgericht gestellt. Er hatte den Lieutenant v. Katte mehrmals heimlich verkleidet in Potsdam eingelassen, wenn dieser den Prinzen besuchen wollte, wurde kassirt und auf ein Jahr nach Spandau geschickt. Dann trat er in holländische

Digitized by Google

Dienste und starb 1768 auf seinem Landgute Bellevue bei Kleve als General-Major. Friedrich besuchte ihn, als er die westphälischen Provinzen bereisete.

Spalding, Joh. Joachim, 1714 in Tribsees geb., studirte Theologie, war 1745—1747 Sekretair bei dem schwedischen Gesandten Rudenskjöld in Berlin und dann Prediger in Pommern, wo er sich einen bedeutenden literarischen Ruf erwarb. 1764 als erster Prediger und Probst an die Nikolai-Kirche in Berlin berufen und später beim Konsistorium angestellt, erwarb er sich unter Friedrichs Regierung große Verdienste um das Preußische Kirchen- und Schulwesen. Nach Friedrichs Tode sah er sich veranlaßt, sein Amt niederzulegen, und starb 1804, gleich ausgezeichnet als Gelehrter, Kanzelredner und Mensch.

Stanislaus II., August, aus dem Geschlecht der Poniatowski, 1732 in Litthauen geb., genoß einer sorgfältigen Erziehung, durchreiste Europa und wurde in Paris wegen Schulden verhaftet, kam jedoch auf die Verwendung der Madame Geoffrin wieder in Freiheit. In London lernte er den Ritter William Hanbury kennen, begleitete diesen nach Petersburg und gefiel hier der damaligen Großfürstin, nachherigen Kaiserin Katharina. Als er nach Warschau zurückgekehrt, bewirkte diese Fürstin, daß August III. ihn als Gesandten nach Petersburg schickte. Hier trat er in ein trauliches Verhältniß zu der Großfürstin, das ihrem Gemahle nicht verborgen blieb. Dem französischen Hofe war Stanislaus, der sich zu sehr mit der englischen Partei befreundet, verhaßt, und August III., damaliger Alliirter Frankreichs, berief ihn daher zurück (1761). Zwei Jahre später starb August; gleichzeitig gelangte Katharina auf den Thron. Sie bewog ihren ehemaligen Geliebten, sich, wiewohl arm und ohne sonderliches Ansehen, unter die Thronbewerber zu stellen, und es gelang ihr, ihn wirklich auf den polnischen Thron zu erheben. Er dankte 1794 ab und starb 1798 in Petersburg als Privatmann. Als Friedrich ihn zu seiner Thronbesteigung Glück wünschte, schrieb er ihm: „Ew. Majestät müssen bedenken, daß Sie Ihre Krone nur durch Wahl und nicht durch Geburt erhalten haben, folglich wird die Welt auf Ihre Handlungen aufmerksamer sein, als auf die irgend eines andern Potentaten in Europa, und dies ist nicht mehr wie billig. Die Thronbesteigung der Letztern ist nur eine Folge der Verwandtschaft; daher erwartet man von solchen nicht mehr (wiewohl viel

Digitized by Google

mehr zu wünschen wäre), als das, womit Menschen gewöhnlich begabt sind. Aber von dem, welcher von seines Gleichen, von einem Unterthan zum Könige erhoben und freiwillig gewählt worden, erwartet man Alles, wodurch man irgend eine Krone verdienen und sie zieren kann. Dankbarkeit gegen sein Volk ist die erste Tugend eines solchen Monarchen: denn ihm allein, nächst der Vorsehung, hat er es zu danken, daß er Monarch ist. Ein König durch Geburt, der seines Standes unwürdig handelt, ist blos eine Satyre auf sich selbst; aber ein gewählter König, der sich seiner Würde nicht gemäß beträgt, beschimpft auch seine Unterthanen. Ew. Majestät werden mir gewiß diese Wärme verzeihen; sie ist das Erzeugniß der aufrichtigsten Achtung. Der preiswürdige Theil meines Gemäldes ist weniger eine Lehre, was Sie sein sollten, als eine Vorherverkündigung dessen, was Sie sein werden."

Stellter, Joh. Chr. Fr., 1726 geb., war Mitglied der Ober-Rechenkammer, half 1772 in West-Preußen das Servis-Wesen einrichten und wurde im Februar 1775 vom Könige, an Galsters Stelle, zum Geheimen Kabinets-Rathe berufen. Er suchte sich damit zu entschuldigen, daß er des Französischen unkundig und verheirathet sei. „Die Frau muß nicht Alles wissen," entgegnete Friedrich, und Stellter trat den sehr beschwerlichen Dienst an. Er starb, von dem Könige um seiner Rechtschaffenheit willen geschätzt, am 29. Mai 1786 plötzlich, als er eben nach Sans-Souci gekommen war, sein Amt zu verrichten. Als man es dem Könige meldete, sagte er höchst gerührt: „Wohl ihm! Indessen können die Sachen nicht liegen bleiben; man rufe mir Beyer zum Vortrag."

Still, v., ein Officier von altem Schrot und Korn, bieder und wissenschaftlich gebildet, gehörte zur näheren Umgebung des Kron-Prinzen Friedrich. Er hatte die Universität Helmstädt besucht, sprach italienisch, englisch und französisch, liebte die Dichtkunst, war selbst Schriftsteller und genoß die seltene Gunst des alten Fürsten von Dessau. Er wurde 1740 zum General-Adjutanten mit Obersten-Rang und zum Gouverneur des Prinzen Ferdinand erhoben, und focht im zweiten schlesischen Kriege als General-Major bei Hohenfriedberg und Sorr mit großem Ruhme. Im Jahre 1752 lieferte er einen Beweis, wie scharf Friedrich den Officier von dem Freunde unterschied. Sein Regiment genügte bei dem Manöver nicht, und der König sagte daher im Tone des Vorwurfs zu ihm: „Studiren reicht

Digitized by Google

nicht hin; Er muß sich um sein Regiment bekümmern." Nicht lange nachher starb er. Friedrich hatte ihm Güter geschenkt und ihn stets als werthen Freund und Vertrauten behandelt.

Strützki, Kammer-Lakai bei dem Könige in dessen letzten Lebensjahren, drückte ihm nach dem Verscheiden die Augen zu, nachdem er ihm mehrere Stunden lang, in einer höchst beschwerlichen Stellung, mit der linken Hand den Rücken gestützt hatte, um das Athemholen zu erleichtern. Er starb 1829 als Salz-Faktor in Marienburg.

Stusche, Tobias, Abt des Klosters Camenz in Schlesien, hat Gelegenheit zu einer Erzählung gegeben, die zu romantisch ist, als daß man sie für wahr halten könnte. Da jedoch Preuß die Richtigkeit der Thatsache vertheidigt, so theilen wir sie hier mit. Friedrich, der im Februar 1741 sein Hauptquartier in Schweidnitz hatte, ritt von hier aus, in Begleitung eines Adjutanten, des Hauptmanns v. Glasenapp, nach den Postirungen bei Peterswaldau, Silberberg und Wartha, wo der General v. Derschau befehligte, und besuchte auf dem Rückwege das schöne Kloster Camenz. Der Abt empfing ihn mit großer Ehrerbietung, so daß der König sich ziemlich lange aufhielt. Dies war sein Glück, denn die Oestreicher hatten seinen Ausflug erkundschaftet, und ein Kommando ungarischer Husaren befand sich auf dem Wege, ihn zu fangen. Die Husaren stießen auf eine Abtheilung Preußischer Dragoner, griffen solche in der Voraussetzung, daß sie die Begleitung des Königs ausmachte, mit großer Heftigkeit an und verjagten sie mit einem Verlust von 40 Mann. Als sie jetzt den König nicht fanden, sahen sie ihren Irrthum ein und zogen nach dem Kloster Camenz, wo der Monarch sich wirklich noch aufhielt. Der Abt hatte Kundschaft von ihrer Annäherung und wollte seinen Gast retten. Schnell legte er seine Amtskleidung an und ließ zur Messe läuten. Bald darauf erschien er in der Kirche, in Gesellschaft eines fremden, als Abt gekleideten Geistlichen. Beide knieten nieder und die Messe begann, während deren die Oestreicher nicht nur das Kloster, sondern auch die Kirche durchsuchten. Sie fanden nur den Adjutanten des Königs und nahmen ihn gefangen. Der unbekannte Abt aber soll kein Anderer als — Friedrich gewesen sein, der in solcher Weise den Händen seiner Feinde entging. — Rödenbeck weiset nach, daß Stusche zu der Zeit, wo dieses Ereigniß stattgefunden haben soll, nicht Abt in Camenz, sondern noch Pfarrer in Reichenau gewesen. Gewiß ist jedoch, daß Stusche

Digitized by Google

zeitlebens die Gnade des Königs besaß, und daß ihm, als er später Abt in Leubus geworden war, der König oft eine Sendung Wein zugehen ließ. Auch erfreute das Kloster Camenz sich der Zuneigung des Monarchen in hohem Grade.

Suhm, Ulrich Fr., 1691 zu Dresden geb., Sohn des sächsischen Gesandten S. in Frankreich, studirte in Genf, begann seine diplomatische Karriere bei dem auswärtigen Departement in Dresden und kam 1720 als Gesandter nach Berlin. Als im Jahre 1727 einem Preußischen Werber, der in Dresden arretirt worden, dort der Prozeß gemacht werden sollte, drohte Friedrich Wilhelm, an Suhm Repressalien zu nehmen, so daß dieser Berlin auf das schleunigste verließ. Nach Wiederherstellung des guten Vernehmens kehrte er zurück und fand während seines Aufenthalts am Berliner Hofe Gelegenheit, sich die Freundschaft des Kron-Prinzen zu erwerben. Er übersetzte für ihn Wolf's Metaphysik, und Chazot brachte sie ins Reine; Friedrichs Lieblings-Affe verbrannte aber die Uebersetzung, so daß Suhm sie von neuem machen mußte. Dieser kränkelte, und Friedrich schrieb ihm am 6. Jan. 1737: „Der bloße Gedanke an Ihren Tod ist mir ein Beweis für die Unsterblichkeit der Seele." Suhm ging noch in demselben Jahre an den russischen Hof, von wo ihn Friedrich gleich nach seiner Thronbesteigung zu sich berief. Suhm leistete dem Rufe Folge, starb aber auf der Reise nach Berlin. Als Friedrich dies erfuhr, schrieb er an Algarotti: „Ich wollte lieber Millionen verloren haben. Mein Herz wird ihn betrauern. Sein Andenken wird in mir leben, so lange ein Tropfen Blut in meinen Adern rinnt. Adieu! Mein Herz blutet und mein Schmerz ist zu groß, als daß ich an etwas Anderes, als an diese Wunde denken könnte." — Friedrich ließ die Kinder des Verstorbenen (drei Söhne und eine Tochter) nach Berlin kommen und unter seinen Augen erziehen. Auch die Schwester des verstorbenen Freundes berief er nach Berlin, gab ihr eine ansehnliche Pension und übertrug ihr die Aufsicht über seine Pflegebefohlnen. Die Söhne stellte er im Militair an, die Tochter verheirathete sich an den Oberst v. Kleist.

Sulkowski, Aler. Jos., in Polen geb., wurde Page bei August III. und brachte es bis zum General der Infanterie und Kabinets-Minister, wurde auch zum Reichsgrafen ernannt, jedoch durch Brühl verdrängt (1738). Er lebte seitdem in seiner Grafschaft

Digitized by Google

Liſſa, faſt unabhängig und mit eigenen Haus-Truppen umgeben, erkaufte die Minder-Herrſchaft Bielitz im öſtreichſchen Schleſien und nannte ſich in ſeinen Reſcripten von Gottes Gnaden. Kaiſer Franz machte ihn 1752 zum Reichsfürſten. Wiewohl die Republik Polen ſich gegen Friedrich neutral verhielt, ſammelte Sulkowski doch Magazine für die Ruſſen und warb Truppen. Friedrich ſchickte in aller Stille den General-Major v. Wobersnow mit 4000 Mann nach Poſen, ließ die Magazine zerſtören, die angeworbenen Truppen unter das Preußiſche Heer ſtecken und den Fürſten auf einige Zeit nach Glogau bringen. Er ſtarb nicht lange darauf.

Sulzer, Johann George, 1720 in Winterthur geb., wurde 1747 Profeſſor der Mathematik am Joachimsthalſchen Gymnaſium in Berlin, kam hier mit Euler, Maupertuis und andern Gelehrten und zuletzt auch mit dem Könige in Verkehr, ſchrieb unter andern die bekannte Theorie der ſchönen Künſte und ſtarb 1777. Noch kurz vor ſeinem Tode hatte er ein Geſpräch mit Friedrich, worin er das Ueberwiegen der guten Anlagen des Menſchen vertheidigte. „Ich ſehe wohl," rief der greiſe König aus: „mein lieber Sulzer, Er kennt nicht ſo wie ich, dies verwünſchte Geſchlecht, zu dem wir gehören." — Bei einer andern Gelegenheit ſprach Friedrich ſich gegen ihn auf eine rührende Weiſe über die Narrheit der Fürſten aus, ſich vergöttern zu laſſen. „Wenn es mir glückte," ſagte er, „alle meine Unterthanen in einen vollkommenen Wohlſtand zu verſetzen, ſo würde ich doch nur auf einen ſehr kleinen Theil dieſer Erdkugel, welche wiederum nur ein unendlich kleiner Theil des ganzen Weltalls iſt, gewirkt haben. Wie könnte ich ſo verwegen ſein, mich mit jenem Weſen zu vergleichen, das dieſes unermeßliche Weltall regiert und in Ordnung erhält."

Sydow, v., wurde, wie die im neunten Abſchnitt mitgetheilte Anekdote zeigt, als Page Friedrichs von dieſem wahrhaft väterlich behandelt, avancirte zum Garde-Officier und erhielt mehrere wichtige Miſſionen. Zuletzt wurde er aus Ungnade Oberſt eines Garniſon-Regiments und nahm ſeinen Abſchied. Diebitſch giebt zu verſtehen, als ſei er ein Werkzeug der angeblichen griechiſchen Liebe des Königs geweſen.

Taubenheim, v., Geheimer Rath bei der General-Tabacks-Adminiſtration, überreichte einſt dem Könige einen Plan, wie durch Verringerung der Beſoldungen der Officianten beträchtliche Erſparniſſe

Digitized by Google

gemacht werden könnten. „Ich danke Ihm," schrieb Friedrich am 9. Mai 1786, „für Seine guten Gesinnungen und Seinen ökonomischen Rath; ich finde solchen jedoch um so weniger applikabel, als die armen Leute jener Klasse ohnehin sehr kümmerlich leben müssen. Indessen will ich doch Seinen Plan und die darin enthaltenen guten Gesinnungen annehmen, jenen Vorschlag an Ihm selbst zur Ausführung bringen und Ihm jährlich 1000 Thaler mit dem Vorbehalte vom Traktamente abziehen, daß er sich über's Jahr wieder melden und mir berichten kann, ob dieser Etat und Abzug Seiner eigenen häuslichen Einrichtung vortheilhaft oder schädlich sei. Im erstern Falle will ich Ihn von Seinem so großen als unverdienten Traktament von 4000 Thalern auf die Hälfte heruntersetzen und bei dieser Seiner Beruhigung Seine ökonomische und patriotische Gesinnung loben, auch bei Andern, die sich dieserhalb melden werden, Seinen Vorschlag in Ausführung bringen."

Tauentzien, Boguslav Fr. v., um 1712 zu Tauentzien im Lauenburgschen geboren, kam 1725 in das Kadettenhaus zu Berlin und wurde 1728 Fahnen-Junker bei dem großen Potsdamer Leib-Regiment. Friedrich ernannte ihn 1740 zum Lieutenant bei der neu errichteten Leibgarde. Schon in der Schlacht bei Mollwitz erwarb er sich den Verdienst-Orden, wurde 1744 Stabs-Kapitain und Chef eines Grenadier-Bataillons, das bei Hohenfriedberg sich auszeichnete. Beim Ausbruche des 7jährigen Krieges war er Oberst und Kommandeur des ersten Bataillons Leibgarde, wurde bei Kollin verwundet, so daß er die Armee ein Jahr lang verlassen mußte, 1758 aber zum General-Major und Kommandanten von Breslau ernannt, in welcher letztern Eigenschaft er sich 1760, bei der Belagerung unter Laudon, durch heldenmüthige und geschickte Vertheidigung einen großen Ruhm erwarb. 1761 zum General-Lieutenant ernannt, zeichnete er sich noch im folgenden Jahre durch die Eroberung von Schweidnitz aus. 1763 erhielt er ein Infanterie-Regiment, ward Gouverneur von Breslau und General-Inspekteur der schlesischen Infanterie, und starb 1791 als General-Lieutenant. In der Schweidnitzer Vorstadt von Breslau ist ihm ein Denkmal errichtet. Sein Sohn hat sich im Freiheits-Kriege von 1813 berühmt gemacht.

Teller, Wilh. Abraham, 1743 in Leipzig geb., studirte Theologie, wurde Professor der Theologie in Helmstädt und zeichnete

ſich in ſeinen Schriften durch aufgeklärte Grundſätze aus. 1767 als Ober-Konſiſtorial-Rath und Probſt nach Berlin berufen, wurde er eine der Haupt-Triebfedern zur Verbeſſerung des damaligen Kirchen- und Schulweſens in Preußen. Unter Friedrich Wilhelm II. ſah er ſich den Verfolgungen der Orthodoxen ausgeſetzt. Er ſtarb 1804, als Gelehrter, Kanzelredner und Sprachkenner ausgezeichnet.

Theden, Joh. Chr. Anton, 1714 zu Steinbeck bei Wismar im Mecklenburgſchen geb., wurde in früheſter Jugend zur Waiſe und mußte wegen großer Armuth in Dienſte gehen. Er verließ jedoch ſeine Herrſchaft, um ein Schneider zu werden; auch dieſes Handwerk ſagte ihm nicht zu, und er lernte bei einem Chirurgus das Bartſcheren. Nach überſtandener 4jähriger Lehrzeit bereiſ'te er die Städte an der Oſtſee und kam nach Danzig, wo er als Eskadron-Chirurgus in das Preußiſche Militair trat. Seine Pünktlichkeit im Dienſte erwarb ihm das Wohlwollen ſeiner Vorgeſetzten, doch der Neid des Ober-Wundarztes verhinderte ihn am Avancement. 1742 nach Berlin gekommen, lernte Schaarſchmidt ihn kennen, und Theden machte als Ober-Wundarzt den zweiten ſchleſiſchen Krieg mit. Dann wurde er königlicher Penſionair-Arzt in Berlin. Jetzt erſt ſtudirte er, mit unglaublichem Eifer, Anatomie und Chirurgie. Im 7jährigen Kriege wußte er die neu erworbenen Kenntniſſe ſo nützlich anzuwenden, daß Friedrich ihn endlich zum General-Stabsarzt der Armee ernannte. Theden trug viel zur Verbeſſerung des Militair-Medicinal-Weſens bei und erwarb ſich dadurch die beſondere Gunſt des Königs. Er ſtarb 1797. Sein linderndes Pulver und ſein Wundwaſſer ſind noch heut geſchätzt.

Tottleben, Gottlob Heinrich, Graf v., 1710 in Thüringen geb., wurde Page und Kammerherr bei Auguſt III., 1740 zum Reichsgrafen ernannt, wegen Beſtechlichkeit aber bald darauf aus den Staaten des Königs verbannt. Er ging nach dem Haag und warb hier ein Regiment für den Dienſt des Statthalters, das aber ſo ſchlecht war, daß dieſer es wieder verabſchiedete und Tottleben mit Penſion entließ. Dieſer kam nach Berlin und führte hier ein ſo ausſchweifendes Leben, daß er weggewieſen wurde. Die Kaiſerin Eliſabeth nahm ihn auf und gab ihm, da eben der 7jährige Krieg ausbrach, die Erlaubniß, als General-Major ein Freikorps von 1200 Mann zu werben. Er wohnte mit dieſem Korps dem Feldzuge von 1757 in Preußen und der Schlacht bei Zorndorf bei, beſetzte am

Digitized by Google

3. Oktober 1760 Berlin und benahm sich hier auf eine so schonende Weise, daß er bei der Kaiserin in Verdacht gerieth. Andere Umstände bestärkten sie in diesem Verdacht, Tottleben wurde verhaftet, nach Petersburg gebracht, nach 2½jähriger Untersuchung zum Tode verdammt, jedoch begnadigt, seiner Würden entsetzt und aus dem Reiche verwiesen. Katharina II. stellte ihn 1769 von neuem an. Er starb 1773 als General-Lieutenant in Warschau.

Tralles, Balthasar Ludwig, 1703 in Breslau geb., zeichnete sich als Heilkünstler aus und starb in seiner Vaterstadt 1797 als Leibarzt des Königs von Polen. 1757 heilte er den Prinzen Ferdinand von Preußen, und der König lernte ihn dabei kennen. Dieser setzte ihm mit allerlei medicinischen Fragen scharf zu und sagte dann: „Das wird Er doch nicht leugnen, daß ein jeder Doktor vorher einen Kirchhof füllen muß, bevor er Kranke kuriren kann. Sage Er mir doch: war Sein Kirchhof groß und ist Er mit dem Füllen bereits fertig?" — Mein Kirchhof war sehr klein und ich bin schon lange damit fertig. — „Wie hat Er das angefangen?" — Ich habe bedacht, daß das Leben das größte Gut ist, was ein Mensch hat, und daß man es nur einmal verliere; wenn es mir also anvertraut war und ich merkte, daß es verloren werden könnte, so habe ich ältere und erfahrnere Aerzte, als ich war, zu Rathe gezogen; starb der Patient dennoch, so kam er nicht auf meinen Kirchhof. — „Das hat Er klug gemacht. Aber glaub' Er nur, wir mögen ein Metier treiben, welches wir wollen, so machen wir im Anfange immer Fehler; aber das ist ein weiser Mann, der einen Fehler von einer Art nur einmal macht und dabei so viel profitirt, daß er zehn andere vermeidet: mehr kann man nicht verlangen." — Ich wäre der unwürdigste Unterthan von Ew. Majestät, wenn mir nicht bekannt wäre, daß Sie in allen Wissenschaften die größten Einsichten besitzen; aber ich erstaune, daß ich deutlich erfahre, daß Ew. Majestät sich auch mit der schweren und mühseligen Medicin beschäftigt und dieselbe studirt haben. — „Wundert Er sich darüber? Meint Er nicht, daß ich noch viel mehr Patienten gehabt habe und noch habe, als Er?" —

Traun, Otto Ferd., Graf v., 1677 in Baiern geb., studirte in Halle, trat in kaiserliche Dienste und zeichnete sich im spanischen Erbfolge-Kriege aus. Er wurde 1704 Oberst und diente abwechselnd in Spanien, Italien und Sicilien; seit 1723 General-Major und 1727 Gouverneur von Messina, erhielt er den Befehl über die kaiser-

Digitized by Google

lichen Truppen in Sicilien, mußte ſich, von den Spaniern gedrängt, über die Meerenge von Kapua zurückziehen (1734) und vertheidigte dieſes mit glänzendem Erfolge. Man machte ihn nun zum General-Feldzeugmeiſter und 1736 zum Gouverneur von Mailand, das er 1740 gegen die ſpaniſche Uebermacht rühmlich vertheidigte. Am 8. Februar 1743 ſchlug er den ſpaniſchen General Gages bei Campo Santo, erhielt aber keinen Dank dafür, ſondern wurde nach Deutſchland zur Armee des Prinzen Karl von Lothringen verſetzt, wo ſeine Dispoſitionen Friedrich II. bei dem Rückzuge aus Böhmen (1744) großen Schaden thaten, ſo daß der König, wie er ſelbſt zugeſteht, bei dieſem Feldherrn in die Schule ging. Traun wurde 1746 Gouverneur von Siebenbürgen und ſtarb 1748 in Hermannſtadt.

Trenk, Franz, Freih. v. d., 1711 zu Reggio geb., in Wien erzogen, verrieth früh einen unbändigen Karakter, trat 1727 in kaiſerliche Kriegsdienſte, mußte dieſe jedoch 1738 wegen eines groben Exceſſes verlaſſen. Er ging nun nach Rußland, wurde Rittmeiſter in einem Huſaren-Regiment und erhielt während der Türkenkriege durch ſeine Tapferkeit und Umſicht die Zuneigung des Feldmarſchalls Münnich, der ihn auch, als er zweimal wegen Subordinations-Vergehen mit dem Tode beſtraft werden ſollte, jedesmal von dieſer Strafe zu befreien wußte, ihn jedoch vom Feſtungs-Arreſt nicht retten konnte. Als er dieſen überſtanden, kehrte er auf ſeine Güter nach Slavonien zurück und errichtete hier 1740 auf eigene Koſten ein Korps Panduren, das ſich allmählig bis auf 5000 Mann vermehrte und in den ſchleſiſchen Kriegen durch Tapferkeit und Grauſamkeit ſich auszeichnete. Immer noch jeder Subordination fremd, trieb Trenk ſeine Exceſſe ſo weit, daß er zum Dank zeitlebens auf die Feſtung Brünn kam, wo er 1749, wie es heißt an freiwillig genommenem Gifte, ſtarb. Er beſaß eine ungeheure Körperſtärke und ſoll faſt aller europäiſchen Sprachen mächtig geweſen ſein.

Trenk, Fr. Wilh., Freih. v. d., Vetter des Vorigen, Sohn des 1740 zu Königsberg in Preußen geſtorbenen General-Majors Chriſtoph Ehrenreich v. d. Trenk, und ebenfalls mit großen phyſiſchen und geiſtigen Naturgaben ausgeſtattet, wurde 1726 geb., bezog ſchon im 14. Jahre die Univerſität und trat im 17. in Kriegsdienſte (1743), wo er ſich während des Feldzuges von 1744 in der Umgebung des Königs als deſſen Adjutant befand. Friedrich ſchätzte ihn und gab ihm den Verdienſt-Orden. Später fiel er jedoch in Ungnade,

Digitized by Google

weil er sich angeblich in die Prinzessin Amalie, Schwester des Königs, verliebt hatte. Seiner Brauchbarkeit wegen zog ihn Friedrich schon während des Feldzuges von 1745 wieder in seine Umgebung; da aber ein ihm vom Könige ausdrücklich verbotener Briefwechsel Trenks mit seinem obengedachten Vetter verrathen wurde, schickte Friedrich ihn auf die Festung Glatz. Trenk entfloh von hier (1746), ging nach Wien und von da nach Petersburg, wo er, von der Kaiserin gut aufgenommen, bis 1749 blieb. Jetzt wendete er sich wieder nach Wien, um die Erbschaft seines Vetters in Empfang zu nehmen, die ihm aber durch Prozesse sehr verkürzt wurde. Die Kaiserin machte ihn 1752 zum Rittmeister bei den Kürassieren in Ungarn, doch hatte Trenk keine Ruhe, sondern reiste 1754 nach Danzig, um die Nachlaß-Angelegenheiten seiner Mutter zu reguliren. Wegen mehrfacher neuer Umtriebe gegen den König von Preußen durch Preußische Husaren hier überfallen und verhaftet, sah er sich nach Magdeburg gebracht und in ein enges Gefängniß gesetzt. Alle seine beharrlichen Versuche, sich zu befreien, schlugen fehl; in Ketten und Banden liegend, machte er noch im Winter 1761 den Plan, Magdeburg, damals die letzte Zuflucht des königlichen Hauses, in die Hände des Feindes zu spielen. Auch dieses Vorhaben wurde entdeckt und der Gefangene immer härter gehalten. Erst nach 9jähriger Gefangenschaft erhielt er die Freiheit wieder, ging nun abermals nach Wien, wurde hier von neuem verhaftet, saß mehrere Wochen und erhielt dann seine Entlassung mit dem Titel eines Majors. Jetzt lebte er eine Zeit lang in Aachen, trieb Schriftstellerei und Weinhandel, machte eine Reise durch Frankreich und England, wurde, nach Deutschland zurückgekehrt, vom östreichschen Hofe zu mehrern geheimen Sendungen gebraucht und erhielt dafür durch einige Jahre eine kleine Pension. Von 1781 bis 1787 lebte er auf seinen Gütern in Ungarn, kam nach Friedrichs Tode nach Berlin und Königsberg und reiste 1791 nach Paris, wo die Guillotine seinem unruhigen Leben ein Ende machte.

Treskow, v., befehligte im 7jährigen Kriege in Schlesien, wurde gefangen und nach Wien gebracht. Hier besuchte ihn seine Gemahlin und sah sich von der Kaiserin mit Auszeichnung empfangen. Später kommandirte Treskow in Neisse, seine Gemahlin aber lebte auf ihrem Gute in der Nähe dieser Festung. Sie bekam hier einen Besuch von dem östreichschen Rittmeister Baron v. Eichberg,

Digitized by Google

der im Auftrage Laudons versuchen sollte, Neisse durch Bestechung zu gewinnen. Frau v. Treskow wurde dadurch so empört, daß sie Gut und Habe dem Feinde überließ und nach Neisse ging, um hier die Drangsale der Belagerung mit ihrem Gemahl zu theilen.

Troschke, Ernst Gotthilf v., Oberst im Alt-Woldeckschen Regimente zu Berlin, starb 1786, und Friedrich bedachte die Wittwe, sowie ihre drei Söhne und vier Töchter väterlich.

Ulrike (Luise Ulrike), geb. 1720, Schwester Friedrichs des Großen, zeichnete sich früh durch ihr gesetztes Wesen aus und war darum die Lieblings-Tochter des Vaters. Friedrich schätzte sie überaus und vermählte sie im Jahre 1744 mit dem schwedischen Thronfolger, Adolph Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp. „Ein König sucht sie zur Gemahlin," schrieb Friedrich an Voltaire, „die Wünsche der ganzen schwedischen Nation sind für sie; diesem Enthusiasmus und Fanatismus hat meine zärtliche Freundschaft für sie nachgeben müssen. Sie geht in ein Land, wo ihre Talente ihr eine große und schöne Rolle bereiten." Die Vermählungsfeierlichkeiten fanden in Schönhausen statt, und es war dies das einzige Mal, daß der König hieher — in den Sommersitz seiner Gemahlin — kam. Ulrike starb als Königin von Schweden im Jahre 1782. Friedrich vernahm die Nachricht von ihrem Tode mit großem Schmerz, weil er, je älter er wurde, immer mehr und mehr allein stand. Der Kabinets-Sekretair Menken, welcher unlängst erst aus Stockholm gekommen war, mußte ihm, was er wußte, aus dem Leben der Vollendeten erzählen, wobei der König häufige Thränen vergoß.

Unger, Georg Chr., 1743 in Baireuth geb., kam 1763 als Baumeister nach Berlin und baute unter andern die Thürme auf dem Gensd'armen-Platze.

Ursinus v. Bär, reformirter Bischof, verrichtete Friedrichs Taufe am 31. Januar 1712, wobei alle Glocken Berlins geläutet und die Kanonen von den Wällen unter Pauken und Trompeten dreimal gelöst wurden.

Valori, Marquis de, kam im September 1739 als französischer Gesandter nach Berlin, um den dem Kron-Prinzen befreundete Chétardie zu ersetzen. Natürlich, daß Friedrich sich nicht so bald mit der neuen Erscheinung auszusöhnen vermochte, dieselbe ihm vielmehr widerwärtig war. Der treffliche Karakter aber, welchen der Marquis entwickelte, gewann ihm die Achtung und das Ver-

Digitized by Google

trauen Friedrichs, so daß, als der Gesandte später (1750) abberufen wurde, beide freundschaftliche Briefe wechselten. — „Sie sind ein wackerer Mann," sagte der König ihm einst vertraulich: „Sie haben Geist, aber in dem Ihnen jetzt übertragenen Gesandtschafts-Posten sind Sie noch ein Neuling. Ich will Ihnen daher einen guten Rath geben: haben Sie etwas zu unterhandeln, so wenden Sie sich gradezu an mich; von meinen Leuten werden Sie hintergangen, dazu bezahle ich diese. Ich mein' es aber gut mit Ihnen und wünsche, daß Ihr Hof Ursache haben möge, mit Ihnen zufrieden zu sein."

Vasold, General-Major, hatte das Unglück, bei Maxen mit gefangen genommen zu werden. Als er entlassen wurde und 1770 um eine Pension bat, dekretirte Friedrich: „auf Maxen eine Pension assigniren."

Voltaire*), François Marie Arouet de, Sohn eines Schatzmeisters bei der Rechenkammer zu Paris, geb. 1694, veränderte seinen Namen Arouet in Voltaire. Seine Lebens-Umstände sind bekannt genug, und es fehlt hier an Raum, um andere Beziehungen, als die zu Friedrich, aufzuführen. Friedrich schrieb schon als Kron-Prinz an ihn und lernte ihn 1740 in Kleve kennen (Th. I. S. 48). Um ihn nach Berlin zu ziehen, bot er ihm Ehrenämter und Besoldungen an, die aber Voltaire um seiner Freundin, der Marquise du Chatelet willen, ablehnte. Doch erschien er 1740 als eine Art Spion des französischen Hofes in Berlin, ohne diese seine Eigenschaft vor Friedrich verbergen zu können; der Letztere durchschaute ihn sogleich von innen und außen. Voltaire machte dem Könige eine so ungeheure Rechnung, daß dieser am 28. Nov. 1740 an Jordan schrieb: „Dein Geizhals Voltaire soll die Hefen seiner unersättlichen Habsucht trinken und noch 1300 Thaler bekommen. Von den sechs Tagen, die er sich gezeigt hat, kostet mich jeder 550 Thaler. Das nenne ich einen Fou theuer bezahlen; wohl niemals hat der Hofnarr bei irgend einem großen Herrn eine solche Bezahlung gehabt." Wiewohl aber der König über Voltaire völlig enttäuscht war, lud er ihn dennoch auch ferner noch ein, nach Berlin zu kommen, nicht weil er ihn persönlich schätzte, sondern um von seinen Talenten Nutzen zu ziehen. „Ich habe," schrieb er am 12.

*) Mit einem Stahlstich, darstellend, wie Friedrich II. Voltaire bei seinen literarischen Beschäftigungen überrascht.

Digitized by Google

September 1749 an Algarotti, „seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig: man kann schöne Sachen auch von einem Bösewicht lernen. Ich will sein Französisch wissen; was geht mich seine Moral an?" Jetzt wo die Marquise de Chatelet gestorben war, und Friedrich ihm 2000 Thaler Reisegeld schickte, folgte Voltaire dem Rufe des Königs nach Sans-Souci (10. Juli 1750), wurde mit der möglichsten Aufmerksamkeit empfangen, erhielt 20000 Francs Pension, Wohnung im Schlosse, freie Tafel, Dienerschaft, Equipage, die Kammerherrn-Würde und — den Verdienst-Orden. Sein Geiz und seine Eitelkeit waren dadurch vollkommen befriedigt; Jedermann machte ihm den Hof. Sein geiziger, hämischer, neidischer und eifersüchtiger Karakter trübte bald das gute Verhältniß, und Friedrichs Nachsicht mußte ein Ende haben. Maupertuis, seit 1746 Präsident der Akademie, wurde mit dem Professor König in einen wissenschaftlichen Streit verwickelt, aus welchen er ehrenvoll als Sieger hervorging; Voltaire konnte dies nicht ertragen und zog nun seiner Seits gegen Maupertuis zu Felde, indem er alle Schärfe seines beißenden Witzes über ihn ausgoß. Friedrich sah sich genöthigt einzuschreiten, und da es im Wege freundlichen Uebereinkommens ihm nicht gelang, die boshaften Ergießungen Voltaire's zu hintertreiben, dieser vielmehr, gegen sein gegebenes Versprechen, unter dem Namen Akakia eine neue Schmähschrift gegen Maupertuis drucken ließ und deren Autorschaft leugnete; schrieb Friedrich ihm im November 1752: „Ich erstaune über Ihre Unverschämtheit. Nach Allem, was Sie gethan haben und was so klar ist, wie die Sonne, leugnen Sie noch, statt zu gestehen, daß Sie strafbar sind. Bilden Sie sich nicht ein, die Leute werden sich von Ihnen überreden lassen, schwarz sei weiß. Man sieht nicht immer, weil man nicht immer sehen will. Aber, wenn Sie die Sache auf das Aeußerste treiben, so lasse ich Alles drucken, und es wird sich zeigen, daß Sie, wenn Sie für Ihre Werke Statuen verdienen, für Ihr Betragen Ketten werth sind." — Voltaire stellte sich ganz zerknirscht und schwor, daß Alles Verleumdung sei. Doch glaubte man ihm nicht; er mußte eine Schrift unterschreiben, worin er sich anständig zu führen versprach. Die Akakia wurde auf den Plätzen Berlins von Henkershand verbrannt. Dies war für den eitlen Mann, der damals Taubenstraße Nr. 20 wohnte, zu viel. Er kam nicht mehr an den Hof, sandte Orden, Kammerherrnschlüssel und Pensions-

Digitized by Google

Patent mit einem zärtlichen Verse zurück, gab auch durch ein Schreiben seine Reue zu erkennen. Dies Alles war wohl berechnet: Friedrich ließ ihm Orden und Kammerherrn-Schlüssel mit der Versicherung seiner Gnade wieder zustellen. Voltaire desavouirte seine Theilnahme an den Schmähschriften gegen Maupertuis und bezog von neuem seine Wohnung im Schlosse zu Potsdam. Doch war er sehr in der öffentlichen Achtung gesunken, und als er endlich gar in Verdacht kam, einen Juden mit unächten Steinen betrogen zu haben; als er, dem öffentlichen Verbote zuwider, wucherischer Weise sächsische Steuerscheine aufkaufte; als er, was der König durchaus nicht leiden mochte, sich in politische Dinge mischte und mit den fremden Gesandten Umgang pflog; verwies ihm dies Alles der König nachdrücklich, und Voltaire konnte nichts Besseres thun, als einen Hof verlassen, dem er zur Schande gereichte (1753). In Frankfurt a. M. angekommen, wurde er auf Requisition des Preußischen Residenten verhaftet und nicht eher freigelassen, als bis er mehrere dem Könige gehörige Papiere und Manuscripte zurückgeliefert hatte, deren Mißbrauch man in seinen Händen fürchtete. Jetzt nahm Voltaire kein Blatt mehr vor den Mund und ergoß in tausend Schmähschriften seine ganze Galle über den König, der ihn wiederum ebenfalls nicht schonte, obgleich er bei der Wahrheit blieb. — Später suchte sich Voltaire dem Könige wieder zu nähern, und dieser ließ sich mit dem geistreichen Manne gern wieder in einen Briefwechsel ein; nur den Orden und Kammerherrn-Schlüssel gab er ihm nicht zurück, wie sehr Voltaire darnach geizte. Er starb 1778.

Wacknitz, Freih. v., Oberst und Kommandeur der Garde du Corps, gehörte zu Friedrichs geschätztesten Officieren. In einem sächsischen Dorfe rettete der König ihn einst aus einem brennenden Hause, und als v. Wacknitz sich dafür bedanken wollte, sagte Friedrich: „Sei Er ruhig, was ich gethan habe, sind wir uns alle zu thun schuldig." — Wacknitz trat später in Hessen-Kasselsche Dienste, und Friedrich verlor ihn sehr ungern. Er ertappte einst seinen Nachfolger, den Oberst v. Schätpel, auf einer kleinen Parteilichkeit. „Schätpel! Schätpel!" sagte er zu ihm: „ich empfehl' Ihm Wacknitz's Wahrheitsliebe. An diesem Manne hab' ich viel verloren."

Waldow, v., Oberst, gehörte zu den Officieren, die den Auftrag hatten, den Kron-Prinzen Friedrich, als dessen beabsichtigte Flucht entdeckt war, sicher nach Wesel zu bringen. Er rettete ihn dabei von

Digitized by Google

den persönlichen Mißhandlungen des Königs, begleitete ihn nach Mittenwalde und gehörte später zu den Gesellschaftern Friedrichs.

Wallis, Baron v., Oberst in östreichschen Diensten und Befehlshaber des Laudonschen Regiments, unternahm 1761 mit Warkotsch das Komplot gegen Friedrich, welches ihn selbst in den Augen der Oestreicher schändete und ihm das Mißfallen des Feldmarschalls Daun zuzog.

Warkotsch, Heinrich Gottlob, Baron v., war lutherischen Glaubens, hatte bis 1756 im östreichschen Heere als Hauptmann gedient, übernahm dann die Güter seines verstorbenen Bruders (Schönbrunn, Ober- und Nieder-Rosen ꝛc. bei Strehlen), leistete dem Könige von Preußen den Eid der Treue und wurde von diesem mit Gunst überhäuft. Er war schon 50 Jahre alt, als die Preußen, im Feldzuge von 1761, in der Gegend von Strehlen standen. Warkotsch wartete dem Könige in dem Hauptquartiere zu Waiselwitz auf, erhielt, zum Nachtheile anderer Gutsbesitzer der Umgegend, mancherlei Begünstigungen und war an der Tafel des Monarchen immer ein willkommener Gast. Weder Habsucht noch Religionsschwärmerei konnten ihn verleiten, seinen königlichen Gönner zu verrathen, eben so wenig hatte Friedrich ihn je durch eine Aeußerung gekränkt. Und doch faßte dieser Mann den verbrecherischen Entschluß, den König in die Hände seiner Feinde zu liefern. — Es war am 15. August, als Friedrich den Jahrestag der Schlacht bei Liegnitz zu feiern beschloß; er gab einem, zufällig in Schönbrunn liegenden Regimente einen Ball und war sehr heiter gestimmt. Die Verwirrungen einer solchen Feierlichkeit wollte Warkotsch benutzen, und er durfte um so eher einen glücklichen Ausgang hoffen, als Friedrich sich an solchen Tagen gewöhnlich aus dem Geräusch der Freude in die Einsamkeit zurückzog. Warkotsch kannte die Lokalität genau; verkleidete Oestreicher sollten den König in seinem Zimmer überfallen und ihn lebendig fortschleppen oder doch tödten. Schon warteten die Oestreicher, in einem nahen Steinbruche versteckt, auf das Signal, als der in der Gegend stehende General v. Zieten in dieser Nacht seine Stellung veränderte und mit seinem Husaren-Regimente in die Umgebungen des Dorfes rückte. Dieser Umstand rettete für diesmal den König; Zieten selbst war sich keiner bestimmten Ursache bewußt, warum er seine Veränderung grade in dieser Nacht vornahm. Die Ausführung des Verraths

Digitized by Google

wurde alſo noch aufgeſchoben; ein Tag im Spätherbſte war dazu beſtimmt. Zu dem Hauſe, das der König bewohnte, konnte man ſehr leicht durch Gärten gelangen, und eine Ueberrumpelung ſchien um ſo ſicherer zum Zwecke zu führen, als das Wachthaus etwas entfernt lag, und Friedrich blos zwei Grenadiere vor der Thür ſtehen hatte, die bei dem vielen Gehen und Kommen im Hauptquartiere leicht überfallen werden konnten. In der Nähe lag ein Wald, der die Entführer gedeckt hätte. Warkotſch ritt, unter dem Vorwande einer Jagd, in die Gegend von Münſterberg, wo von öſtreichſcher Seite der Oberſt v. Wallis ſich verkleidet einfand. Man kam überein, daß ein dem Baron gehörendes Gärtnerhaus angezündet und in der darüber entſtehenden Verwirrung die That ausgeführt werden ſollte. — Es war der 27. November. Warkotſch ritt zum letzten Male nach Siebenhuben, einem nahe bei Schönbrunn liegenden Dorfe, um ſich mit dem katholiſchen Pfarrer Schmidt, einem Theilnehmer des Komplotts, zu beſprechen. Durch die Hände dieſes Mannes ging die Korreſpondenz in dieſer Sache um ſo ſicherer, als ſein Betragen und ſeine nicht gewöhnlichen Kenntniſſe ihm bei den höheren und niederen Officieren des Preußiſchen Heeres Zutritt verſchafft hatten, ſo daß er Manches erfuhr, was zur Beförderung des Anſchlages dienen konnte. Warkotſch hatte in ſeiner Begleitung den Jäger Kappel, deſſen Vater ſchon im Hauſe des Barons gedient hatte; ein Umſtand, der einer Seits dieſen Jäger unentbehrlich machte, anderer Seits ihn aber auch verleitete, ſich gewiſſe Dinge herauszunehmen und etwas vorlaut zu ſein. Warkotſch hatte ihn zum Vertrauten des Geheimniſſes gemacht, las ihm gewöhnlich die in dieſer Sache geſchriebenen Briefe vor, ließ ſie von ihm ſiegeln und dann an die Adreſſe bringen. Die Kenntniß dieſer Angelegenheit gab dem Jäger ein noch größeres Uebergewicht über ſeinen Herrn. — Der Baron kam zurück und ſah es äußerſt ungern, daß der Markgraf Karl ihn zu einem Spazier-Ritt einladen ließ; noch verdrießlicher war es Kappel, daß die Partie ſich nicht ablehnen ließ. Naß und ermüdet kam der Jäger zurück und ging murrend, ohne zu eſſen, in ſeine Schlafkammer. Inzwiſchen fiel es dem Baron ein, noch einen Brief an Schmidt zu ſchreiben; er wurde um Mitternacht damit fertig, brachte ihn vor das Bett des Jägers, weckte dieſen und befahl ihm, nach Münſterberg zu dem Oberſten, oder, wenn er etwa hier nicht durchkommen

Digitized by Google

könne, nach Siebenhuben zu reiten. Dieſes Verlangen brachte den Jäger vollens in Harniſch: er widerſprach und mußte doch gehorchen. Uneinig mit ſich ſelbſt, ritt er fort und hielt mit dem Schlage 2 Uhr in Schönbrunn an der Thür des evangeliſchen Predigers Gerlach, eines um ſeiner Herzensgüte und Redlichkeit willen allgemein geſchätzten Geiſtlichen. Ungeſtüm klopfte er an; der Geiſtliche, in dieſen Kriegszeiten oft geweckt, öffnete und ließ den bewaffneten Jäger, der ihn allein zu ſprechen wünſchte, nicht ohne einiges Mißtrauen ein. Kappel ergriff die Hand des erſtaunten Mannes; in ſeinen Augen waren Thränen; die wilden Blicke ließen den Prediger auf nichts Gutes ſchließen. „Sie müſſen mir rathen! Sie müſſen mich retten!“ fuhr er endlich heraus: „Morgen Nacht wird Ihr König gefangen oder ermordet. Da leſen Sie!“ Kappel gab ihm den Brief und ging händeringend im Zimmer auf und ab Gerlach erwog in möglichſter Eile, was das Beſte ſei; dann ſprach er: „Du jagſt, was ein Pferd nur aushalten kann, nach Strehlen zurück und verlangſt den König zu ſprechen. Vielleicht hat er Dich irgendwo ſchon geſehen, und um deſto leichter kommſt Du dann vor ihn. Gieb ihm den Brief und entdecke Alles. Du haſt dann deine Pflicht gethan; den Ausgang überlaß Gott!“ Der Prediger ließ ſogleich ſein eignes Pferd ſatteln, da das des Jägers bereits ermattet war. Kappel beſtieg es, und nach etwa 1½ Stunden hörte er ſich von der Wache vor des Königs Quartier angerufen. Er trat näher, gab ſich zu erkennen, und die Grenadiere erkannten ihn. Laut und ungeſtüm äußerte er, daß er den König ſprechen, nothwendig ſelbſt ſprechen müſſe. Dieſe Worte hörte der im Vorzimmer des Königs auf einem Lehnſtuhle ſitzende Ordonnanz-Officier; aber auch mehrere Andere, und unter dieſen ein Freund des Barons vernahm ſie; die Haſt, mit der ſie geſprochen wurden, fiel dem Letztern auf, er ſchlich beiſeite, ſuchte den Baron auf und unterrichtete ihn von dem Vorgefallenen. Während deſſen hinterbrachte der Ordonnanz-Officier dem Monarchen das Anliegen des Jägers; er lag wachend, mit einem Schlafrocke bedeckt, auf einem Ruhebette. Aufſtehend, befahl er den Jäger vorzulaſſen und erfüllte auch die Bitte des Letztern, ihm allein Gehör zu ſchenken. Von dem nun ſtattgefundenen Geſpräch iſt nie etwas bekannt geworden. Der Jäger wurde entlaſſen, und der König beorderte einen Officier mit zehn Mann nach der Wohnung des Barons, um dieſen zu ihm

Digitized by Google

zu bringen und nöthigen Falls sich seiner mit Gewalt zu versichern. — Der schon unterrichtete Warkotsch traf eben Anstalten zur Flucht, als der Officier in das Zimmer trat und ihm sagte, daß der König ihn sprechen wolle. Unter dem Vorwande, sich anzukleiden, trat er in ein Kabinet, dieses hatte eine verborgene Thür, und er entfloh. — Mit einem langen Gesicht kam der Officier zurück, rapportirte und erhielt über seine Ungeschicklichkeit einen Verweis. Warkotsch wurde im Bilde hingerichtet, sein Vermögen konfiscirt. Seine Gattin erhielt, was ihr zukam: das Uebrige kam dem Schulfonds zu Gute. Warkotsch lebte zuletzt zu Raab in Ungarn und bezog vom östreichschen Hofe eine kleine Pension. — Das Haus in Waiselwitz, in welchem Friedrich überfallen werden sollte, wurde bis 1834, wo es abbrannte, mit großer Sorgfalt unterhalten.

Wartensleben, Leopold Alexander, Graf v., war Hauptmann im großen Potsdamer Regimente, wohnte in Braunschweig der Einweihung Friedrichs in den Freimaurer-Orden bei und wurde auf Verlangen des Prinzen selbst darin aufgenommen. Friedrich ernannte ihn 1740 zum General-Adjutanten mit Obersten-Rang. Er nahm 1756 als General-Lieutenant seinen Abschied und starb 1775.

Wedell, K. Heinr. v., 1712 in der Ukermark geb., trat 1741 in Preußische Kriegsdienste und wurde Oberst, beim Ausbruch des 7jährigen Krieges aber General-Major. An dem Siege bei Leuthen hatte er großen Antheil, und dies befestigte ihn in der Gunst des Königs so sehr, daß dieser ihm den Verlust der Schlacht bei Kay verzieh. Friedrich hatte ihn nämlich im Jahre 1759 als „Diktator" zu dem gegen die Russen bestimmten, unter dem Kommando des (älteren) Generals Hülsen stehenden Armee-Korps geschickt, mit dem Befehle: die Russen anzugreifen, wo er sie finde, sie zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu hindern. Friedrich hatte seine ganze Hoffnung auf ihn gesetzt; Wedell aber hatte Unglück und wurde geschlagen. Seit 1761 Kriegs-Minister, zog er sich 1779 auf sein Gut Göritz bei Prenzlau zurück und starb 1782.

Wedell, Georg Vivigenz, v., Bruder des Vorigen, 1710 geb., zeichnete sich durch Tapferkeit aus und machte mit Zieten am 19. November 1744 der östreichschen Armee den Uebergang über die Elbe 5 Stunden lang streitig. Friedrich nannte ihn darum den

Digitized by Google

„Preußischen Leonidas.“ Er blieb bei Sorr als Oberst-Lieutenant und Chef des Garde-Grenadier-Bataillons.

Werder, Hans Ernst Dietrich v., aus dem Magdeburgschen gebürtig, wurde Lieutenant beim Leibkarabinier-Regimente, dann Landrath des Ziesarschen Kreises. Hier lernte ihn auf einer Reise im Jahre 1781 der König kennen. Noch in demselben Jahre wurde er nicht nur Geheimer Finanz-Rath, sondern wirklicher Staats-, Kriegs- und dirigirender Minister bei dem General-Direktorium. Er hatte eines Tages Gelegenheit, die bis ins Rührende gehende Sparsamkeit des alten Königs zu bewundern. Indem der Minister sich nämlich zu dem Monarchen verfügte, um ihm die Rechnungen über den Staatshaushalt vorzulegen, hörte er schon im Vorzimmer Friedrichs Stimme und vernahm, daß derselbe außer sich vor Zorn sei, weil ein Bedienter eine nur halb ausgetrunkene Flasche Wein in die Tasche gesteckt habe. Werder zitterte und zagte, denn welche Aufnahme hatte er mit der Staats-Rechnung zu erwarten, wenn Friedrich über eine halbe Flasche Wein so zürnen konnte? — Es half aber nichts; er mußte eintreten und sah sich über Erwarten gütig aufgenommen. Allmählig merkte jedoch der König an seinem Vortrage, daß der Minister ungewöhnlich ängstlich sei, und endlich fragte er ihn um die Ursache. Werder gestand offenherzig, was er gesehen und gehört. „Hab ich denn nicht Ursache,“ sagte Friedrich, „mich zu ärgern und dem Diebs-Gesindel ein Donnerwetter auf den Kopf zu schicken? — Sieht Er, wenn ich sie schalten und walten ließe, wie sie wollen, so würde mir bald kein Pfennig mehr übrig bleiben, um unglückliche Unterthanen zu unterstützen.“

Werner, Paul v., 1707 zu Raab in Ungarn geb., stand von 1723 bis 1750 in östreichschen Kriegs-Diensten und hatte 26 Feldzügen beigewohnt (8 gegen Spanien, 8 gegen Frankreich, 6 gegen die Türken und 4 gegen die Preußen), ohne es doch weiter als bis zum Rittmeister zu bringen. Er trat daher als Unter-Lieutenant in Preußische Dienste, wurde im folgenden Jahre Ober-Lieutenant und kam beim Ausbruche des 7jährigen Krieges zu dem Korps des Feldmarschalls Schwerin, bei welchem er sich so hervorthat, daß er schon 1758 das Patent als General-Major und den Verdienst-Orden bekam. 1759 war ihm das Kommando eines besondern Korps anvertraut, mit welchem er am 18. September die Russen vor Kolberg schlug und diese Festung entsetzte. Hierauf

Digitized by Google

vertrieb er die Schweden aus Neu-Vorpommern und wurde 1761 außer der Reihe zum General-Lieutenant ernannt. Bald darauf gerieth er bei Kolberg in russische Gefangenschaft und wurde nach Königsberg gebracht, wo er bis zum Tode der Kaiserin Elisabeth blieb. Peter III. suchte ihn in russische Dienste zu ziehen, doch lehnte er dieses Anerbieten ab, übernahm 1763 das Kommando eines Preußischen Korps, drang in Mähren ein und lieferte später unter den Augen des Königs das glänzende Gefecht bei Reichenbach. Nach dem Frieden ging er auf sein Gut Pitschen, wo er 1785 starb.

Wilhelm (August Wilhelm), zweiter Sohn Friedrich Wilhelms I., wurde am 9. August 1722, zu einer Zeit geboren, wo man bei der Kränklichkeit des Thronfolgers (nachmals Friedrichs II.) das Aussterben des Mannsstammes für möglich hielt. Wilhelm war folgsam und willig, wurde darum der Lieblings-Sohn des Königs und mußte immer um diesen sein (s. auch die Randnote zu S. 13. Th. I.). Gern hätte Friedrich Wilhelm ihm die Krone zugewendet, was jedoch nicht gelang (S. 24). Er schuf für ihn 1731 die Würde eines Statthalters von Pommern, die seitdem beständig auf den jedesmaligen Thron-Erben übergegangen ist. Friedrich II. nahm ihn 1740 mit nach Westphalen, verlobte ihn auf der Rückreise in Salzdahlen mit der Schwester seiner Gemahlin, Luise Amalie, Prinzessin von Braunschweig, machte ihn 1741 zum General-Major, richtete 1742 seine Hochzeit aus, erklärte ihn 1744 zum Prinzen von Preußen (muthmaßlichen Thronfolger), erhob ihn 1745 zum General-Lieutenant und gab ihm das Schloß Oranienburg. Wilhelm zeichnete sich in den schlesischen Kriegen aus, so daß auch sein königlicher Bruder ihm 1751 die „Denkwürdigkeiten der Brandenburgschen Geschichte" widmete. Friedrich nahm es ihm jedoch übel, daß er, nach dem Verluste der Schlacht bei Kollin, den ohnehin geschwächten Muth der Armee noch durch lautes Wehklagen vollends niederdrückte und die Maßregeln des Königs tadelte. Dazu kam der verderbliche Rückzug nach Zittau, welcher mehr als 10000 Mann kostete, worüber Friedrich dem Prinzen die bittersten Vorwürfe machte. Dieser verließ das Heer, zog sich nach Oranienburg zurück und starb hier am 12. Juni 1758 an den Folgen eines bei der Belagerung von Prag (1744) erlittenen Sturzes vom Pferde, wozu der Gram über die Unfälle des Krieges und die Unzufriedenheit seines Bru-

Digitized by Google

ders trat. Friedrich scheint ihm damals die begangenen Fehler noch nicht verziehen zu haben, doch überraschte ihn die Nachricht von dem Tode des Prinzen, die er bei Olmütz erhielt, so sehr, daß auf einmal aller Zwist ausgeglichen war, und Friedrich sich dem lebhaftesten Schmerze hingab.

Wilhelm (Fr. Wilh.), Markgraf von Brandenburg-Schwedt, Sohn des Markgrafen Albrecht Friedrich, geb. 1715, wurde Preußischer General-Major und Kommandeur der Leibgarde und am 12. September 1744 in den Laufgräben vor Prag erschossen. Friedrich schrieb an die Gräfin Camas: „Ich fürchte, daß man meiner Mutter von der Begebenheit eine Erzählung mache, die ihre Ruhe stört. Ich beschwöre Sie daher, jede trübe Vorstellung aus ihrer Seele zu entfernen, damit ich sie zufrieden und bei guter Gesundheit wieder sehe."

Wilhelmine (Friederike Sophie W.), Prinzessin von Preußen, Friedrichs ältere und liebste Schwester, die Gespielin seiner Kinder-Jahre*), war 1709 geboren. Ihre Mutter wünschte sie an den Prinzen von Wales zu verheirathen, und der König war anfangs damit einverstanden. Da man aber in London die Verbindung verzögerte, es auch dort übel nahm, daß Friedrich Wilhelm gewaltsame Werbungen in Hannover vornehmen ließ, so daß mehrere Werber verhaftet wurden; entstanden Spaltungen, die der Graf Seckendorf sorgfältig unterhielt und die beinahe zu einem Kriege geführt hätten. Friedrich Wilhelm mochte nun von der Verbindung nichts mehr wissen, und da die Königin sie doch noch zu realisiren wünschte, entstanden am Berliner Hofe zwei Parteien, eine englische und eine östreichsche, die auf die häuslichen Verhältnisse der Königin sehr übel zurückwirkten. Nach der Flucht des Kron-Prinzen fiel die Prinzessin Wilhelmine, die darum gewußt, in Ungnade und wurde hart behandelt. Der König wollte sie verheirathen und ließ ihr die Wahl zwischen dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, dem Prinzen von Weißenfels und dem Erb-Prinzen von Baireuth. Die Unglückliche entschied sich für den Letztern, weil dieser den Vorzug hatte, daß sie ihn noch nicht kannte. Die Hochzeit wurde am 20. Nov. 1731 vollzogen. Wilhelminens einzige Freude blieb die schriftliche Unterhaltung mit ihrem großen, von der Welt gefeierten Bruder. Sie starb am Tage des Ueberfalls bei Hochkirch,

*) Siehe den Stahlstich. Seite 19.

Digitized by Google

und dieſer Verluſt traf den König herber, als den der Feind ihm zugefügt hatte. — Sie hatte den König 1750 in Berlin beſucht, und dieſe Tage waren von ihm durch vielbeſungene Ritterſpiele verherrlicht worden. Sie ſandte ihm dagegen, zu ſeinem Geburtstage 1756, einen von ihr ſelbſt auf Virgil's Grabe gepflückten Lorbeerzweig mit einer entſprechenden poetiſchen Zueignung. Lange nach ihrem Tode erbaute der König zu ihrem Andenken den Freundſchafts-Tempel in den Gärten zu Sans-Souci (1768), und 1773 ſchrieb er an Voltaire: „Mag es Schwachheit oder übertriebene Verehrung ſein, genug, ich habe für dieſe Schweſter ausgeführt, was Cicero für ſeine Tullia thun wollte, und ihr zu Ehren einen Tempel der Freundſchaft errichten laſſen. Im Hintergrunde ſteht ihre Statue, und an jeder Seite iſt ein Medaillon von einem jener Helden befindlich, die ſich als Freunde bewährten. Oft wandle ich hieher, um an meinen Verluſt und an das Glück zu denken, welches ich damals genoß."

Winterfeldt, Hans Karl, ein körperlich und geiſtig hochbegabter Mann, und lange Jahre als Staatsmann und General ein begünſtigter Freund des Königs. Seine früheren Lebens-Umſtände ſind bereits Th. I. S. 57 mitgetheilt. Schon nach der Schlacht bei Mollwitz wurde er Oberſt und General-Adjutant und bald darauf nach Petersburg geſchickt, um das Bündniß zwiſchen Oeſtreich und Rußland zu hintertreiben. Im zweiten ſchleſiſchen Kriege focht er gegen die Ungarn, rückte 1745 zum General-Major auf und war bis zum Dresdener Frieden ſtets in der Nähe des Königs. Dann führte er die Unterſuchung gegen Wallrawe, erhielt 1756 den ſchwarzen Adler-Orden, wurde General-Lieutenant und Gouverneur von Kolberg. „Der Vorwurf," ſagt Preuß, „daß er an dem 7jährigen Kriege ſchuld geweſen ſei, kann nur heißen, daß er, der ganz Friedrichs und ganz Preuße war, in Augenblicken nicht geſchwankt, wo allein der Angriff Sicherheit gewähren konnte." Er begleitete den König nach Sachſen, unterhandelte mit dem Könige von Polen und ſchloß mit dem ſächſiſchen Oberbefehlshaber die Kapitulation von Pirna (1756) und wegen der Feſtung Königſtein. Im folgenden Jahre diente er bei der Armee des Feldmarſchalls Schwerin, befehligte bei Prag das Fußvolk des linken Flügels und wurde verwundet. Am 7. September in ein Gefecht bei Moys verwickelt, ſtarb er den Heldentod, und Friedrich hat dieſen Verluſt nie verſchmerzt. Seine Ueberreſte ruhen in Pilgramsdorf bei Lüben, und

Digitized by Google

der Prinz Karl von Preußen ließ im Jahre 1837 die verfallende Gruft wieder herstellen.

Wobersnow, v., einer der talentvollsten Officiere in Friedrichs Heere, wurde im Jahre 1752 zum Oberst-Lieutenant und General-Adjutanten ernannt, avancirte 1756 zum Obersten, und 1757 zum General-Major und Chef des reitenden Jäger-Korps. Im Jahre 1759 mit einer Expedition gegen die Russen beauftragt, verlor er den Kopf, oder entsprach doch wenigstens den Erwartungen des Königs nicht. Er blieb noch in demselben Jahre bei Kay.

Wolff, Christian, Freih. v., 1679 in Breslau geb., kam auf Leibnitzens Empfehlung 1707 als Professor der Mathematik und Naturlehre nach Halle, wurde hier von seinen Kollegen, besonders Lange, verfolgt und in dem Grade verketzert, daß Friedrich Wilhelm I. ihn 1723 seines Amts entsetzte und ihm unter Androhung der Todesstrafe befehlen ließ, binnen 24 Stunden Halle und innerhalb 2 Tagen die Preußischen Staaten zu verlassen. Friedrich machte wenige Tage nach seiner Thronbesteigung diese Grausamkeit wieder gut, indem er den Verbannten ehrenvoll zurückberief (Th. I. S. 46). Wolff wurde Geheim-Rath und Vice-Kanzler der Universität Halle, 1743 Kanzler und 1745 vom Kurfürsten von Baiern in den Freiherrn-Stand erhoben. Er starb 1754. — Suhm hatte dem Kron-Prinzen die Wolffschen Schriften dadurch zugänglich und genießbar gemacht, daß er sie ins Französische übersetzte. Am 15. Juli 1736 schrieb Friedrich an Suhm: „Wolff ist der feste Punkt, um den sich meine ganze Aufmerksamkeit dreht; je mehr ich ihn lese, desto mehr giebt er mir Genugthuung. Ich bewundere den Tiefsinn dieses berühmten Philosophen, der die Natur studirte, wie noch Keiner vor ihm, und der es dahin gebracht hat, daß er von Dingen Rechenschaft geben kann, die sonst nicht nur dunkel und verwirrt, sondern ganz unverständlich waren. Mich dünkt, ich bekomme durch ihn täglich mehr Licht, und bei jedem Satze, den ich studire, fällt mir eine neue Schuppe von den Augen. Es ist ein Buch, das alle Welt lesen sollte, um denken und dem Faden der Ideen-Verbindung in Untersuchung der Wahrheit folgen zu lernen."

Wreech, v., Oberst, auf Tamsel bei Küstrin. Friedrich verlebte als Kron-Prinz in dessen Familie manche glückliche Stunde. Er ernannte ihn 1741 zum General-Major.

Wunsch, Joh. Jakob v., 1717 im Würtembergschen geb.

Digitized by Google

Digitized by Google

trat, nachdem er in kaiserlichen und baierschen Diensten gestanden, beim Ausbruch des 7jährigen Krieges in ein Preußisches Freikorps und zeichnete sich bei Leuthen dergestalt aus, daß ihn Friedrich zum Oberst-Lieutenant ernannte und ihm die Bildung eines Frei-Korps übertrug. Im folgenden Jahre zum Oberst avancirt, befehligte er die Vorhut der Armee des Prinzen Heinrich, als dieser in Böhmen eindrang, zerstörte viele östreichsche Magazine und wurde noch vor der Schlacht bei Kunersdorf General-Major. Als solcher marschirte er mit einem kleinen Korps nach Frankfurt a. O. und bemächtigte sich dieser Stadt. Nach der Schlacht bei Kunersdorf vom Könige hier abgerufen, ging er mit einem beträchtlichen Korps zum Entsatz von Dresden, sollte jedoch auf seinem Zuge zuerst Wittenberg und Torgau erobern. Dies geschah; während dieser Zeit aber ging Dresden verloren. Nachdem v. Wunsch sich in Sachsen noch mehrfach ausgezeichnet, wurde er mit dem General Fink bei Maxen gefangen, jedoch, da er im Kriegs-Rathe gegen die Kapitulation gestimmt, nach geendigtem Kriege nicht vor ein Kriegsgericht gestellt. Er erhielt 1763 das Regiment des Generals Fink, wurde 1771 General-Lieutenant und befehligte im baierschen Erbfolge-Kriege das Korps, welches durch die Grafschaft Glatz in Böhmen eindrang. Er starb 1788 als General der Kavallerie zu Prenzlau.

Zedlitz, K. Abraham, Freih. v., 1731 zu Schwarzwaldau in Schlesien geb., machte die juristische Karriere, wurde 1764 Präsident der oberschlesischen Oberamts-Regierung und 1770 wirklicher Geheimer Staats- und Justiz-Minister, wozu im folgenden Jahre noch das Departement des Kultus trat, welches er bis 1788, wo Wöllner ihn ablöfete, verwaltete. Als Justiz-Minister weigerte er sich auf das Bestimmteste, in dem berühmten Arnoldschen Prozesse das Urtheil des Königs zu kontrasigniren. Er starb 1793 auf seinen Gütern in Schlesien.

Zieten, Hans Joachim v. Die frühere Lebensgeschichte dieses treuen Waffengefährten des Königs ist bereits Th. I. S. 64. 65 mitgetheilt. Seit Winterfeldts Tode finden wir ihn in der ununterbrochenen Gunst des Königs, der ihn bis an seinen Tod (1786) mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelte. Als dem alten General im Jahre 1764 aus seiner neuen Ehe ein Sohn geboren wurde, kam der König eigends nach Berlin zur Taufe, ernannte seinen Pathen zum wirklichen Kornet im Zietenschen Husaren-Regiment und be-

Digitized by Google

ſchenkte die Mutter des Kindes mit vier koſtbaren ſilbernen Girandolen. Auch die Königin und der Hof waren bei dem Feſte zugegen. — Im 7jährigen Kriege hatte der König in einer kalten Nacht ſich mit ſeinen Grenadieren an ein Feuer gelagert; Zieten kam ebenfalls und ſetzte ſich auf einen Kloben Holz. Beide, ſehr ermüdet, ſchliefen ein, doch öffnete Friedrich von Zeit zu Zeit die Augen und bemerkte dabei, daß Zieten von ſeinem Sitz heruntergeſunken war. Ein Grenadier legte ihm ein Stück Holz unter den Kopf, und Friedrich rief ihm zu: „Bravo! der alte Mann iſt müde!" Bald nachher ſprang ein anderer Grenadier, halb ſchlaftrunken auf und zündete ſich beim Feuer die Pfeife an, wobei er an Zieten's Fuß ſtieß. Plötzlich richtete der König ſich auf, drohte mit dem Finger und ſprach leiſe: „Sachte, Grenadier, und wecke mir den Zieten nicht auf! Er iſt ſehr müde!" — Bei einer andern Gelegenheit war der alte General an der Tafel des Königs eingeſchlummert. Einer der Gäſte wollte ihn wecken, aber Friedrich ſprach: „Laßt ihn ſchlafen. Er hat oft genug für uns gewacht." — Bei dem Ausbruche des baierſchen Erbfolge-Krieges ließ Friedrich den alten General wider deſſen Willen zurück, weil er offenbar dienſtunfähig war. Im Jahre 1780 bat Zieten, ihn von der Schuldigkeit zu entbinden, am erſten Tage der Truppen-Muſterung mit dem ſchweren Adlerflügel auf der Huſaren-Mütze und der Tiger-Decke um die Schulter zu erſcheinen. „Mir wird es," antwortete der König, „zwar allezeit Vergnügen machen, einen General, der ſich in meinen Dienſten ſo ſehr hervorgethan, noch in ſeinem hohen Alter, bei der bevorſtehenden Revue, an der Spitze des ihm anvertrauten Regiments zu ſehen, und ich bin es daher ſehr wohl zufrieden, daß Er ohne Tiger-Decke und Adlerflügel blos in Seinem Pelz erſcheint. Sollte es aber gar zu kalt ſein, ſo beſchwöre ich Ihn, Seine Geſundheit ja zu ſchonen und lieber gar nicht auf den Revue-Platz zu kommen, damit Er ſich nicht durch ſeinen allzugroßen Dienſteifer unnöthiger Weiſe eine Unpäßlichkeit zuziehe oder ſich Schaden thun möge. Wenn man ſo lange als Er mit Ruhm gedient hat, dann kann man, bei dergleichen Vorfällen, ſich ohne alles Bedenken der Vorrechte eines Veterans bei den Römern bedienen." — Als zu Ende des Jahres 1784 der König wie gewöhnlich zur Karnevalszeit nach Berlin kam, ging auch Zieten, ſchon ein Greis von 86 Jahren, zur Zeit der Austheilung der Parole auf das Schloß. „Da iſt ja mein alter Zieten!" rief Friedrich

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

aus, als er ihn gewahrte, und ſetzte dann hinzu: „Es thut mir leid, daß Er ſich die Mühe gegeben, die vielen Treppen zu ſteigen; ich wäre gern zu Ihm gekommen. Wie ſteht's mit der Geſundheit?" — Die iſt gut, Ew. Majeſtät, mir ſchmeckt noch Eſſen und Trinken, aber ich fühle, daß die Kräfte abnehmen. — „Das Erſte hör' ich gern! Aber das Stehen muß Ihm ſauer werden. Einen Stuhl!" — Ein Adjutant brachte einen. Zieten weigerte ſich, davon Gebrauch zu machen, indem er verſicherte, er ſei nicht müde. Der König beſtand aber darauf, indem er mehrmals wiederholte: „Setz' Er ſich, alter Vater! Setz' Er ſich, ſonſt geh' ich fort, denn ich will Ihm durchaus nicht zur Laſt fallen." — Zieten gehorchte endlich, der König blieb noch eine geraume Zeit vor ihm ſtehen, unterhielt ſich, befragte ihn nach ſeinen Verhältniſſen und ging endlich mit den Worten: „Nehm' Er ſich ja in Acht, ſich zu erkälten. Erhalt' Er Sein Leben, ſo lange Sein Alter es zuläßt, damit ich noch oft die Freude habe, Ihn wiederzuſehen." — Zum Neujahr wünſchte der alte General dem Könige ſchriftlich Glück. Friedrich antwortete ſogleich: „Ich fühle den ganzen Werth Eures treuen Neujahr-Wunſches und danke Euch dafür aufrichtigſt. Stärkung und Erneuerung Eurer Kräfte bei einem ununterbrochenen Genuß von Geſundheit, und Vergnügen bleibt dagegen der beſtändige Gegenſtand meiner Wünſche und deren Erfüllung wird ſtets zu meiner größten Zufriedenheit gereichen." — Als der König den Tod des alten Waffengefährten erfuhr, zeigte er ſich den ganzen Morgen ſehr ernſt, aber gefaßt. Einige Generale kamen zu ihm, vermieden jedoch, von Zieten's Tode zu ſprechen. Da ſprach der greiſe Monarch mit ernſter Miene: „Unſer alter Zieten hat auch bei ſeinem Tode ſich noch als General gezeigt. Im Kriege kommandirte er immer die Avant-Garde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führte die Hauptarmee, ich werd' ihm folgen. Von Ihnen, meine Herren! hat Mancher die Arriere-Garde geführt; Sie werden uns beiden wohl nachfolgen!"

Druck und Stereotypie von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Notiz für den Buchbinder.

Die Stahlſtiche ſind zu heften:

1. Friedrich's Standbild in Stettin (Marmor-Statue von Schinkel) als Titel-Kupfer.
2. Friedrich als Kind, mit ſeinen Schweſtern und dem Mohren, zu S. 19.
3. Friedrich's Arretirung, zu S. 26.
4. Zieten als Sieger über Baronay, zu S. 64.
5. Friedrich im Lager, ſchlafend auf dem Schoße eines Grenadiers, zu S. 162.
6. Friedrich und ſein Page, zu S. 184.
7. Friedrich und ſein Lieblingshund Biche unter der Brücke, zu S. 190.
8. Friedrich, die Flöte blaſend, zu S. 205.
9. Friedrich, im Lager in Gefahr von den Oeſtreichern überfallen zu werden, hat den Befehl gegeben, daß Niemand Licht halten ſolle. Er ertappt einen Officier, welcher dennoch heimlich Licht angemacht hat, um an ſeine Frau zu ſchreiben. „Schreib' Er," ſagt der König verurtheilend zu ihm: „morgen werde ich erſchoſſen werden." Zu S. 241.
10. Schwerin's Tod, zu S. 243.
11. Friedrich nach der Schlacht bei Kollin, zu S. 251.
12. Seydlitz in der Schlacht bei Roßbach, zu S. 261.
13. Schlacht bei Leuthen, zu S. 270.
14. Bon soir, Messieurs, zu S. 275.
15. Friedrich reitet durch eine brennende Meierei, zu S. 284.
16. Friedrich's Sturz bei Kunersdorf, zu S. 312.
17. Friedrich am Wachtfeuer, Schlacht bei Liegnitz, zu S. 322.
18. Friedrich vor Torgau die Garde anführend, zu S. 331.
19. Friedrich in der Kirche zu Elswig, zu S. 332.
20. Bald werde ich Dir näher ſein, zu S. 403.
21. Friedrich in Sans-Souci, zu S. 412.
22. Friedrich und Voltaire, zu S. 543.
23. Weckt mir meinen Zieten nicht, zu S. 556.
24. Zieten ſitzend vor ſeinem Könige, zu S. 557.

Digitized by Google

VERZEICHNISS

einiger der wichtigern neuern Verlagswerke

von

Ch. E. Kollmann.

Pfennig-Encyklopädie

oder

neues elegantes Conversations-Lexikon

für Gebildete aus allen Ständen.

Herausgegeben von Prof. Dr. O. L. B. Wolff.

1833—37. 4 Bände. (41. Lief.) mit 80 Stahlstichen. gr. 4.

13⅓ Rthlr. oder 24 fl. 36 kr. rhein. Ausgabe ohne Stahlstiche 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. rhein.

Bildergallerie zur Pfennig-Encyklopädie.

80 Stahlstiche 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. rhein.

Wer dieses Werk jetzt noch vollständig zugleich mit dem **Supplement** (welches in 6 Lieferungen, **wovon bereits die 1. u. 2 erschienen**, jede mit 8 Bogen Text und 1 Stahlstich à 8 Ngr. oder 36 kr. rhein., vollständig wird) sich anzuschaffen wünscht, erhält es für 12 Rthlr. oder 21 fl. 36 kr.

Napoleon

dargestellt

nach den besten Quellen

von ***r.**

2 Bde. (oder 23 Lief.) mit 46 Stahlstichen nach Originalgemälden der berühmtesten Maler Frankreichs 7⅓ Rthlr. oder 13 fl. 48 kr. rhein.

Carl Frommel's

pittoreskes Italien

nach dessen Originalgemälden und Zeichnungen in Stahl gestochen in dem Atelier von

E. Frommel und H. Winkles.

Als Anhang:

Scenen aus dem Volksleben,

nach Zeichnungen von

Catel, Gail, Götzloff, Mosbrugger, Weller, Pinelli ꝛc.

Text für

Ober-Italien	Unter-Italien
von	von
W. von Lüdemann.	**E. Witte.**

In Lieferungen von 1 Bogen Text und 4 Stahlstichen à 10 Ngr. oder 45 kr. rhein.

Digitized by Google

Das Werk, wovon bereits 25 Lieferungen erschienen, ist seiner Vollendung nahe und wird in 27, höchstens 28 Lieferungen ganz vollendet sein, indem nur noch wenige Bogen vom Text zu Unter-Italien zu vollenden sind.

Totius Latinitatis

LEXICON

consilio et cura

Jacobi Facciolati,

opera et studio

Aegidii Forcellini,

Alumni seminarii Batavini lucubratum.

Secundum tertiam editionem cujus curam gesserit

Josephus Furlanetto.

Correctum et auctum labore variorum.

Editio in Germania prima. 4 volumina in folio.

Dieses geschätzte Werk enthält gegen 700 Druckbogen, ist schöner ausgestattet und vollständiger als die in Padua und England erschienenen Ausgaben, und ist jetzt für **zwanzig Thaler** (oder 36 fl. rhein.) zu haben, während jene fast das Dreifache kosten.

Denkwürdigkeiten

aus

Walter Scott's Leben.

Mit besonderer Beziehung auf seine Schriften.

Nach Lockhart's memoirs of the life of Sir W. Scott und den besten Quellen bearbeitet

von

Moritz Brühl.

1—3. Bdchn. (Mit W. Scott's Portrait.) 2 ℛ 12 Ngr. oder 4 fl. 30 kr. rhein.

Jack Sheppard

von

W. Harrison Ainsworth.

Aus dem Englischen übersetzt

von

J. G. Günther.

1. u. 2. Bdchen. à 16 Ngr. oder 1 fl. 12 kr. 3. Bdchn. 20 Ngr. oder 1 fl. 30 kr.
Jedes mit 6 Bildern nach Cruikshank.

Wem wären nicht die originellen Bilder G. Cruikshank's durch die Boz'schen Romane schon bekannt, auch die zu Jack Sheppard gelieferten werden in gleichem Maße interessiren.

Digitized by Google

RAL - RG 495
Renate Kreseritzky
Buchbindemeisterin